No Index



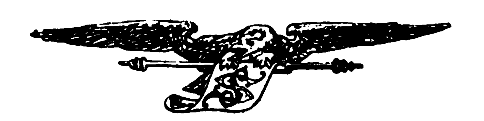
Preis pro Heft 2 ℳ, pro Quartal (3 Hefte) 6 ℳ,
pro Jahr (12 Hefte) 24 ℳ (Zeitungs-Preisliste Nr. 5619.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXIX. Band. — Oktober 1906 — Heft 355.

(Mit einem Portrait in Radierung: Marie Eugenie delle Grazie.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Oktober 1906.

Inhalt.

Seite

Hierzu ein Portrait: Marie Eugenie delle Grazie.
Radierung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaktion von „Nord und Süd", Breslau,
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Am 20. August d. J. verschied zu München unser langjähriger treuer und gewissenhafter Mitarbeiter, der Kupferstecher

Johann Lindner,

geboren am 5. Juni 1839 in Allfeld in der Oberpfalz.

Ein Schüler Karl Mayers und J. L. Appolds in Nürnberg, hat er für „Nord und Süd" seit Juni 1886 die Radierung von 176 Porträts angefertigt, deren wahrhaft künstlerische und sorgfältige Ausführung ihm bei allen Lesern unserer Zeitschrift dauernde Anerkennung sichert.

Wir werden dem Verstorbenen stets ein dankbares und ehrenvolles Andenken bewahren.

Breslau, im September 1906.

Verlag und Redaktion
von „Nord und Süd".



Mutter und Tochter.

Drama in drei Akten.

Von

Paul Heyse.

— Gardone 1906. —

Personen.

Frau Therese Leonhardt, Witwe eines Justizrats (40 Jahre alt).
Felix (22 Jahre alt) } ihre Kinder.
Marlene (17 Jahre alt) }
Sanitätsrat Dr. Martin (60 Jahre alt).
Dr. Ludwig Bertram, Lehrer am Polytechnikum (27 Jahre alt).
Sabine, Frau Therese's alte Dienerin.
Gärtner Weber (stumme Person).

Ort der Handlung: Frau Therese's Haus, vor dem Tore einer mitteldeutschen Residenzstadt gelegen. Zeit: die Gegenwart.

Erster Akt.

Wohnzimmer bei Frau Therese, einfach, aber geschmackvoll möbliert, an den Wänden Photographieen nach Bildern italienischer Meister, auch einige Architekturen. Links zwei Türen, zwischen denen ein Sofa und ein paar Sessel, in der Mitte die Eingangstür, rechts ein Fenster mit tiefer Nische, daneben eine Wanduhr.) Vorn rechts ein kleiner Tisch mit kaltem Abendbrot, einer Flasche Wein und einem Gedeck. Von der Decke hängt eine angezündete Lampe herab. Vom Fenster sieht man in einen Garten.

Erste Szene.

Die alte Sabine (an dem Tischchen beschäftigt). **Marlene** (aus der vorderen Tür links, mit einem kleinen Strauß in einer Vase. Sie ist etwas blaß und bewegt sich langsam).

Marlene. Die Blumen will ich doch lieber aus Felix' Zimmer wieder hinaustragen. Sie duften doch zu stark (stellt sie auf das Tischchen.) Er wird zwar lächeln, wenn er bei den paar Maiblümchen aus unserem Garten an die Rosenpracht denkt, die er schon im April in Florenz erlebt hat. Aber nein, wie ich ihn kenne, wird er doch glücklich sein, wieder Blumen zu sehen, die im Garten seiner Mutter gewachsen sind. Meinst du nicht auch, Binchen?

Sabine (vor sich hin, unwirsch). Ja, ja!

Marlene (hat sich gesetzt). Was hast du nur, Alte? Schon all die Tage schnurrst und murrst du um mich herum, wie ein Brummkreisel. Es scheint, du freust dich gar nicht, daß dein Herzblatt, dein Felix wieder nach Hause kommt?

Sabine. O doch, Lenchen, o doch! Es war Zeit.

Marlene. Das mein' ich auch. Ein ganzes halbes Jahr ist er herumgereist. Und da er endlich wiederkommt, machst du ein Gesicht, wie die Katz' wenn's donnert.

Sabine. Nee, Lenchen, ich nich. Kein Mensch macht sein Gesicht, das macht jedem der liebe Gott, oder auch manchmal der Gottseibeiuns. Junge Menschen, die nich über ihre Nase hinaussehen, die haben gut lachen. Aber je älter man wird, je mehr wird der Mensch weitsichtig, da vergeht einem der Spaß. Na, ich will nichts gesagt haben. Hier is ja alles fertig. Nu kann er kommen. (will gehen.)

Marlene (läuft zu ihr hin, umfaßt sie). Nein, altes Gesichte, ich lass' dich nicht fort. Erst mußt du mir noch Rede stehn. (Die Uhr schlägt neun.) Hörst du? Neun Uhr. Jetzt fährt der Zug in den Bahnhof ein, und in einer halben Stunde wird er hier sein. Aber eh' er kommt, hab' ich dich noch was zu fragen, was mir schon all diese Tage auf dem Herzen lag.

Sabine (läßt sich widerwillig nach dem Sofa ziehen, wo Marlene, die vor ihr stehen bleibt, sie zu sitzen nötigt). Was ist's, Kindchen? Aber nein, beim Reden kommt nichts 'raus, wenn doch alles gehn muß, wie's geht. Laß mich fort! Ich hab' in der Küche zu tun.

Marlene. Erst sollst du mir sagen: hast du mich nicht als kleines Wurm auf dem Arm getragen, mich gehegt und gehätschelt und verzogen wie 'ne kleine Prinzeß und alle meine Unarten reizend gefunden, daß es ein Wunder war, wenn noch ein halbwegs vernünftiges Menschenkind aus mir geworden ist — und jetzt, da ich ein Glück gefunden habe, wie ich's nie und nimmermehr verdiene, den liebsten Menschen mein eigen nennen soll, alle meine heimlichsten Herzensträume sich erfüllen — jetzt machst du mir so finstre Augen, als hätt' ich eine Todsünde begangen?

Sabine (nickt finster vor sich hin). Nee, nee, so is es nich. Du kannst ja nich dafür. Aber warum woll'n wir davon reden? (will aufstehen.)

Marlene (hält sie). Weil wir, solang' ich denken kann, über alles miteinander geredet haben, über die dümmsten Sachen, wie über die wichtigsten. Und jetzt, über das Allerwichtigste — wenigstens für mich — oder ist es dir so ganz gleichgültig, welcher Mann dein Küken, deine Maus, deinen Fitchersvogel, oder wie du mich sonst nanntest, in sein Vogelbauer steckt?

Sabine. Aber Kindchen, wie kannst du nur — eben darum — weil mirs so nah geht —

Marlene. So hast du was gegen ihn? So ist dir mein Ludwig nicht gut genug?

Sabine (ausweichend). Dein Ludwig — o wie sollte der — nee, nee, du kannst glauben — aber eben deshalb — so 'ne Verlobung is immer was Lebensgefährliches — da weiß der Klügste nich, was er dazu sagen soll, un denn — unsre Frau — is die denn so froh über die Geschichte? Die dich hergeben muß — so weit von sich weg — und da soll ich nich ein bißchen mit betrübt sein? O Kindchen, damit, daß Ehen im Himmel geschlossen werden — nee, damit is es nichts. Sonst gäb's nich so viel Ehescheidungen, und wenn ich bedenke — aber nee, nee, ich sag' nichts mehr — kein Wort kriegst du mehr aus mir 'raus. (steht auf.)

Marlene. O Alte, das macht mich sehr traurig! Ihr beide, die Mutter und du, ihr solltet jetzt so froh sein, ihr seid ja die Nächsten dazu — und ihr gerade — aber was hindert denn die Mutter, das alte Haus hier zu verkaufen und ihren Kindern nachzuziehen, und du kämst dann ja mit, und es wäre alles wieder wie bisher, nur so viel, viel schöner? Denn auch Felix wird ja nicht lange hier bleiben, so ein junger Baumeister ist ja nur zu Hause, wo er Häuser zu bauen hat, und hier —

Zweite Szene.

Vorige. Felix (tritt hastig durch die Mitte ein).

Felix. Lene — Schwesterherz — da bin ich wieder!

Marlene. Felix — o Gott! (wankt, Sabine hält sie.)

Felix (stürzt zu ihr hin). Was hast du? — Du erbleichst — ich habe dich erschreckt — (nimmt sie in die Arme.)

Sabine. 's is nichts — 's is nur, weil sie von der Krankheit noch ein bißchen schwach is —

Marlene (sich aufrichtend). Nein, nein, es ist vorüber — nur die plötzliche Freude — Felix, daß du wieder da bist — wie gut siehst du aus! (küßt ihn.)

Felix (besorgt, sie streichelnd). Liebstes Herz — aber du —

Marlene. Ich bin wieder ganz wohl, kannst du glauben, nur alles Unerwartete greift mich noch an — und Sabine weiß —

Felix (Sabine umarmend). Guten Tag, Alte! — Ja wahrhaftig, Kind, du hast mir eine schöne Angst gemacht mit deiner Krankheit, zwei Wochen lang, und ich konnte nicht spornstreichs herkommen, hatte noch die Arbeit für unsern Direktor fertig zu machen in Mantua, die Aufnahme des großen Plafonds, aber jetzt — wie kannst du sagen, ich sei unerwartet gekommen? Hatt' ich nicht genau geschrieben, heut mit dem Abendzug — oder ist der Brief — (führt Marlene nach dem Sofa, läßt sie niedersitzen.)

Marlene. Nein, der Brief ist richtig angekommen — wir erwarteten dich aber erst ein Viertel nach neun, zum Zug ist auch die

Mutter dir entgegengefahren, die wird nun sehr enttäuscht sein — wie kommst du nur so viel früher?

Felix. Ja, Herz, das Wunder ist heut einmal geschehn, ein Zug hat sich verfrüht, um eine ganze Viertelstunde. Und da ich ausdrücklich gebeten hatte, mich nicht von der Bahn abzuholen, bin ich gleich fortgegangen, nicht die Chaussee, den Mühlenweg, den ich so liebe, auf dem wollte ich mein liebes altes Haus und meine liebsten Menschen überfallen, ganz im stillen. Warum hat die Mutter das doch nicht abwarten können?

Marlene. Ich hab' es ihr auch vorgestellt, aber sie bestand darauf, sie hatte irgend was dabei im Sinne, aber sie muß nun gleich kommen —

(Der Gärtner durch die Mitte, einen Handkoffer auf der Schulter, eine Reisetasche in der Hand.)

Felix. Da ist mein Handgepäck, ein Bursch hat mir's hergetragen, mein großer Koffer kommt mit der Fracht nach. Guten Tag, Weber! Wie geht's? Immer noch frisch und gesund? (Der Gärtner nickt.)

Felix (sieht sich im Zimmer um). O meine kleine Schwester, daß ich wieder zu Hause bin! Kein Palazzo in ganz Italien ist so schön, wie dies alte Nest. Da, die alte Uhr — hat sie noch immer ihre Mücken? und der Schrank — das Sofa, auf dem ich fauler Schlingel so gerne die Nachmittagsstunde schwänzte — alles am alten Platz und unverändert!

Marlene. O Felix, manches wirst du doch hier verändert finden — zum Beispiel — deine kleine Schwester.

(Der Gärtner kommt wieder herein, geht dann mit Sabine durch die Mitteltüre hinaus.)

Felix. Ja wahrhaftig, Kind! Laß dich einmal anschauen. **Per bacco!** wie wir Italiener sagen, du bist ja ordentlich eine kleine Dame geworden. Hat das alles Weimar zuwege gebracht, die Nachbarschaft der Klassiker, all die schönen Wissenschaften, die meine kleine Studentin dort getrieben hat?

Marlene. Spotte nur, du Böser! Es war doch himmlisch dort, und ich hab' es der Mutter hundertmal abgebeten, daß ich erst so unglücklich war, als sie's durchaus für meine Bildung nötig fand, mich in die Weimarer Pension zu schicken. Ich ahnte ja nicht, daß bei den Gräbern so großer Dichter einem das Leben erst recht aufgehen könnte und man über seine eigene Kleinheit hinweggehoben würde. Und dann die Freundinnen und das Theater, die herrlichen Spaziergänge nach Belvedere, Ettersburg, im Park, Goethes Park — Felix, du magst es glauben, ich weiß nun erst, was Leben heißt.

Felix (zieht sie neben sich aufs Sofa). Ich zweifle ja nicht an deiner siebzehnjährigen Lebensweisheit, Schatzkind! (streichelt ihr Haar.)

Marlene. Bitte, achtzehnjährig! Seit vier Wochen. Mutter hätte mich gerne noch eine Weile dort gelassen, aber ich konnte nicht, Felix, ich wäre gestorben, an reinem Heimweh.

Felix. Und wurdest doch todkrank, kaum daß du wieder zu Hause

warst. Ich erschrak furchtbar, als ich's erfuhr. Aber dann kam ja bald der beruhigende Brief unseres guten Doktors.

Marlene (schwärmerisch aufblickend). Ja, mein geliebter Pate, der ist mein Retter gewesen! Du weißt ja noch nicht, Lixchen, wir wollten dir's nicht schreiben, aber jetzt mußt du's endlich erfahren, was für eine Arznei er mir verschrieben hat. Hier — ich habe das Rezept in der Tasche — (zieht ein zusammengefaltetes Blatt heraus). Da steht's, schwarz auf weiß, ich hab' mir's aufgeschrieben, damit ich's immer lesen kann, wenn mir einmal der Zweifel kommt, ob es auch Wahrheit ist, weil's gar zu schön ist, um wahrscheinlich zu sein.

Felix. Du machst mich neugierig. Gib!

Marlene. Nein, ich will dir's vorlesen, (liest mit feierlicher Stimme) Marlene Leonhardt, Ludwig Bertram, Dr. ing., Verlobte.

Felix (springt auf). Per Dio! Das — ist freilich eine Überraschung! Nein, sage —

Marlene (faltet das Blatt wieder zusammen und steckt es ein). Es weiß noch kein Mensch davon, außer hier im Haus. Mutter wollte mit der eigentlichen Verlobung auf deine Rückkehr warten. Ist's nicht himmlisch? Ludwig, dein bester Freund, dein verehrter Lehrer — die sechs Jahre, die er älter ist als du — das ist ja nur wie von einem älteren Bruder zu einem jüngeren. O Felix, hast du selbst dir denn nie einfallen lassen, wie schön das wäre, wenn er mich liebte, mich zur Frau haben wollte? (ist zu ihm gesprungen, hat den Arm um ihn gelegt und geht ein paar Schritte mit ihm.) Ich habe ihn ja schon geliebt, noch eh' ich's selber wußte, erst bloß, weil er so gut gegen dich war, und freilich, er gefiel mir auch so ungeheuer, sein Gesicht, seine Stimme — kein anderer hielt den Vergleich mit ihm aus. Und daher kam auch meine Betrübnis, mein Widerwille gegen Weimar und später, so gut es mir dort ging, das rasende Heimweh. Und dann, wie ich zurückkam und glaubte, er mache sich nichts aus mir, da dacht' ich, ich müsse sterben. Ich dummes Ding ahnte freilich nicht, daß er nur aus Zartgefühl, weil er noch keine Stellung hatte, als die paar hundert Mark als Hilfslehrer — und mich hielt er für ein reiches Mädchen, viel, viel reicher, als ich bin — und jetzt erst, seit er den Ruf an die Karlsruher technische Hochschule bekommen hat —

Felix. Wie? als Professor?

Marlene (wichtig). Für Hochbau, Tiefbau, Wasserbau, allen Bau, den's überhaupt gibt, und obendrein für den allerhöchsten und herrlichsten Bau: mir den Himmel auf Erden zu bauen. (fällt Felix um den Hals.) O Brüderchen, gratuliere mir! Ich bin die glückseligste Braut unter Gottes Sonne!

Felix. Mein Herzensschatz! Meine kleine Lenette! Dich als Professorin mir vorzustellen —

Marlene. Wird dir das so schwer? Du scheinst dich gar nicht recht mitzufreuen. Warte, das werde ich Ludwig sagen!

Felix. Es ist nur — ich denk' auch an die Mutter, der es ein so schweres Opfer sein wird, dich herzugeben. Sie hat ja nur für dich und in dir gelebt.

Marlene (traurig mit dem Kopfe nickend). Ach, Felixchen, da rührst du an die einzige Saite, die in dem Jubelkonzert nicht mitklingt. Die Mutter — ich dachte, auch sie würde überglücklich sein, daß es so gekommen ist — sie schätzte ja von je her meinen Ludwig wegen des Interesses, das er an dir nahm, und um all seine glänzenden Gaben. Wer kann ihm auch widerstehen? Und doch — wirst du's glauben? sie erschrak fast, als ich's ihr gestand, der Doktor habe für Ludwig bei mir geworben. Ich sei viel zu jung — und sie hat doch auch mit Siebzehn geheiratet! Ludwig habe erst noch sein großes Buch fertig zu machen, woran er schon zwei Jahre arbeitet — und dann, es könne überhaupt nichts ohne dich beschlossen werden, du seiest jetzt das Haupt der Familie, (lacht) — liebes, ehrwürdiges Haupt, ich hoffe, du schüttelst dich nicht, sondern nickst gnädig Beifall und erlaubst, daß dies interessante Blättchen (zieht es wieder hervor) morgen in die Druckerei geschickt wird, damit alle Welt im Süden und Norden die große Neuigkeit erfahre. (schmiegt sich liebkosend an ihn und sieht schmeichelnd und bittend zu ihm auf.)

Felix (küßt ihre Stirn). Liebes Herz, mein altes Kind, muß ich es erst noch sagen, daß ich dir keinen bessern Mann wünschen könnte? Und wenn die Mutter —

Dritte Szene.

Vorige. Frau Therese (in Hut und leichtem Umhang durch die Mitte.)

Felix (wendet sich um, erblickt die Mutter, eilt auf sie zu und umarmt sie). Mutter! Meine geliebte, einzige Mutter —

Frau Therese. Mein Sohn, mein Felix —

Felix (sie loslassend). Und du bist mir entgegengefahren, obwohl ich doch gebeten hatte —

Frau Therese (befangen, weicht seinen Augen aus). Du hattest mir schon zu lange gefehlt — jetzt hielt ich's keine Viertelstunde länger aus. Und nun kamst du mir doch zuvor.

Marlene. Gib mir deine Sachen, Muttchen. (nimmt ihr Hut und Umhang ab und trägt sie hinaus.

Felix (betrachtet sie innig). Mutter, ist es denn wahr? Wir sind wieder beisammen? Aber es ist, als wärst du in dem langen halben Jahr mir ganz entfremdet worden — ich finde dich so anders, als ich dich im Gedächtnis meines Herzens getragen habe.

Frau Therese (unsicher). Ich bin eben um ein ganzes halbes Jahr gealtert.

Felix. Umgekehrt, Mutter! Verjüngt hast du dich. So schön, so

anmutig — (zu Marlene, die wieder eintritt.) Nicht wahr, Lenchen, wir haben wieder eine ganz junge Mutter?

Marlene (nickt).

Frau Therese. Ich werde noch böse werden, wenn du so unsinnige Dinge sagst.

Felix. Und dazu hast du diesen Winter so einsam verbracht und brauchst doch Menschen um dich, wenn dir nicht trübe Gedanken kommen sollen. Darum war ich gar nicht einverstanden, als du mir schriebst, du wolltest während meiner Reise auch die Kleine fortgeben.

Frau Therese. Sie sollte nicht auch unter deiner Entfernung leiden, es wäre gar zu still für sie im Hause gewesen, und solch ein Bildungskurs in der Fremde — es ist ja fast allgemeine Sitte geworden. Für mich selbst — ich brauche so wenig —

Felix. Freilich, du hast immer nur für andere gelebt und nie an dich gedacht. Und dann hattest du ja auch unseren guten Doktor und Ludwig und zweimal in der Woche deinen Whistabend mit ihnen. Und doch —

Frau Therese (ablenkend). Wir plaudern, und ich vergesse ganz — Lenchen, hast du ihn nicht gefragt, was er essen möchte?

Felix. Nichts, liebste Mutter, ich bin nicht hungrig. Ich habe auf der vorletzten Station etwas gegessen. Denn ihr, weiß ich ja, seid gewohnt, um sieben mit den Hühnern zu soupieren. Nein, Muttchen, höchstens ein Glas Wein, mit euch anzustoßen — unser glückliches Wiedersehen zu feiern und dann — von dem großen Ereignis, Mutter, das mir das Kind eben anvertraut hat, haben wir ja noch gar nicht gesprochen. (Lacht.) Als „Haupt der Familie", das seinen Konsens dazu geben muß, wünsche ich jetzt vor allem, das Brautpaar leben zu lassen!

Frau Therese (hastig und leise). Ich bitte dich, Felix, laß es sein. Ich habe erst mit dir zu reden —

Felix (betroffen, eben so leise). Was liegt dir im Sinn, beste Mutter? Das Kind machte mir Andeutungen —

Frau Therese. Da kommen die Herren — kein Wort mehr, ich bitte dich!

Vierte Szene.

Vorige. Dr. Martin (sehr lebhafter Graukopf, goldene Brille, weiße Krawatte, lacht oft jovial in sich hinein) und **Ludwig.**

Dr. Martin. Na, da ist er ja, unser verlorener Sohn, haha! Willkommen zu Hause, junger Landstreicher! Siehst nicht aus, als ob du dich in dem Lande der Maccheroni von Trebern genährt hättest, aber die Fleischtöpfe bei Muttern haben dich doch wieder zurückgelockt. Gratuliere, verehrte Freundin, zu dem künftigen wirklichen, vorläufig noch ganz geheimen Oberbaurat, hahaha! (Küßt Frau Theresen die Hand. Ludwig hat sie mit einer Verbeugung begrüßt, Felix die Hand gedrückt, ist dann zu Marlene getreten.)

Felix. Lieber Onkel Doktor, ich bin so glücklich, wieder zu Hause zu sein. Es war ja eine herrliche Zeit da unten, aber das Herz ist dabei leer ausgegangen, das war überhaupt nicht mitgereist, sondern bei euch hier zurückgeblieben, und nun seh' ich die alten lieben Gesichter und höre die vertrauten Stimmen — wie gut du aussiehst, Onkelchen, und Freund Ludwig, — gratuliere zum Professor — und noch einen ganz anderen Glückwunsch —

Ludwig (ihm das Wort abschneidend). Mein teurer Felix —

Felix (der den Arm um die Mutter legt). Und vor allem meine liebe Mutter. Nicht wahr, Onkel, die hat sich um zehn Jahre verjüngt, die könnte sich dreist neben die Bella des Tizian im Palazzo Pitti stellen.

Frau Therese. Aber Felix! Willst du mich lächerlich machen? (entzieht sich ihm.)

Dr. Martin. Nein, liebe Freundin, er hat Recht. Und sehen Sie, auch daß Sie so rot werden, wie ein junges Mädchen, dem man eine Fladuse sagt — na, sonst gefallen Sie mir wieder gar nicht mit Ihrer bleichen Farbe. Wie war denn die letzte Nacht? Wieder erst gegen Morgen eingeschlafen?

Frau Therese (verlegen). O, 's ist nicht der Rede wert. Ich bin ja ganz gesund dabei.

Dr. Martin. Sollen's wieder werden, Frauchen, sollen's bald wieder werden, denk' ich. Jetzt hilft ja auch der Schlingel, der Felix mit, daß Sie nicht mehr melancholisieren können, aber vorläufig noch meine Tropfen, zwanzig vor Schlafengehen, bitt' ich mir aus. Was sagst du aber zu der Wunderkur, die ich an deiner kleinen Schwester gemacht habe? Ein Triumph des so vielverlästerten Naturheilverfahrens, hahaha! Ja, mein Sohn, von dem bißchen roten Backen, die sie jetzt hat, war vor acht Tagen noch keine Spur zu sehen.

Felix (Marlene streichelnd). Ich habe mich so furchtbar um sie geängstigt. Mein einziger Trost war, daß ich sie in deinen Händen wußte, Onkel Doktor. (spricht mit Marlene und Ludwig weiter, der zerstreut und trübsinnig dabei steht.)

Dr. Martin (hat sich auf das Sofa gesetzt, Frau Therese macht sich an dem Tischchen zu schaffen). Na, mit dem Trost sah's eine Weile auch nur windig aus. Ich war mit meinem Latein so ziemlich zu Ende, denn es stand verzweifelt genug um unser Mädel. Frisch und gesund kommt sie aus Weimar zurück und nach zehn, zwölf Tagen — völlig verwandelt. Alle Organe gesund, bis auf das schwache Herzchen, Puls normal, keinerlei verdächtige lokale Symptome — und plötzlich fort Appetit und Schlaf, seelische Depression tief unter Null, ein Traumzustand bei wachen Sinnen, ein Zusammenschrecken bei der leisesten Berührung und hartnäckiges Verstummen, dazu entschiedene Weigerung, Nahrung zu sich zu nehmen — na, zu merken war freilich, daß was Seelisches dahinter steckte, aber was? Da saß der Knoten.

Marlene. Wollen Sie mir's nicht ersparen, lieber Pate —

Dr. Martin. Warum? Der Felix muß es doch einmal wissen, und jetzt, da alles hinter uns liegt — du weißt ja, mein Sohn, deine kleine Schwester war immer ein sensitives Pflänzchen, und nun dies verwünschte Weimar, wo so eine kleine Schwärmerin in all ihren Phantastereien nur bestärkt werden konnte! Na, wie gesagt, meine Diagnose ging auf irgend eine geistige oder seelische Influenz, und da hab' ich es fein angefangen, um ihr auf den Grund zu kommen, hahaha!

Felix. Wie haben Sie denn das verstockte Kind zum Beichten gebracht, das nicht einmal gegen die Mutter sein Herz aufschließen wollte?

Dr. Martin. Genau so wie in der alten Geschichte von dem kranken Königssohn, der in seine Stiefmutter verliebt war, der weise Doktor, der den ganzen Hof durch das Krankenzimmer defilieren ließ, immer den Finger auf den Puls des Prinzen legte, und wie die Königin hereintrat, da merkte er an den Kapriolen, die das junge Blut plötzlich machte, woran er war. So erzählte ich unserm jungen Lenchen, wie wir alle uns um sie ängstigten, besonders auch ein gewisser Doktor Ludwig Bertram, und richtig, bei dem Namen fing das Pülschen, das ganz zahm hingeschlichen war, plötzlich die wildesten Sprünge an, und ich, ohne auf ihr Sträuben und Rotwerden zu achten, sagte ihr auf den Kopf zu: deine ganze Krankheit, mein Herzchen, ist nur eine gesunde Verliebtheit, und ihr Gegenstand ist kein anderer, als —

Marlene. Aber, Onkel Doktor —

Dr. Martin (sie streichelnd). Na, ich brauchte den Namen nicht auszusprechen, sie fiel mir mit heißen Tränen um den Hals, die überführte Sünderin, und bekannte alles: wie sie ihn schon als dummes junges Schulkind geliebt habe, und hernach sich eingebildet, auch er mache sich was aus ihr. Als sie es aber vor Sehnsucht in Weimar nicht länger ausgehalten habe und zurückgekommen sei, habe sie mit Schrecken gesehen, es sei eine Täuschung gewesen, so kalt und gleichgültig habe er sich gezeigt, und da — ganz nach berühmtem Muster:

Wo ich ihn nicht hab',
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt —

da habe sie sich vorgenommen, zu sterben, und so ernstlich, daß es hohe Zeit war, daß ich dazu kam und sie vom Rande des Grabes zurückriß, hahaha!

Felix. Mein armes Kind — (liebkost sie.)

Dr. Martin. Na, das übrige, die weitere Behandlung war nur ein Kinderspiel, wie gesagt: das reine Naturheilverfahren! Unser junger Unheilstifter machte zuerst allerlei Einwendungen: daß er das Mädel ebenfalls liebe, leugnete er ja nicht, aber seine unsichere Stellung, — er be-

kam erst denselben Tag den Ruf nach Karlsruhe — seine Vermögenslosigkeit u. s. w. Daß all' diese Gründe der sogen. Ehrenhaftigkeit nicht dazu hinreichten, das liebe Kind ruhig sterben zu lassen, leuchtete ihm endlich ein. Und auch die Bedenken der Frau Mutter — es wird Ihnen ja kein Mensch übelnehmen, daß Sie sich Sorge machten wegen des Kindes großer Jugend und zarter Gesundheit, aber Sie können sich auf mich verlassen, liebe Freundin: bis auf das bißchen Nerven ist unser Lenchen ein kerngesundes Mädel, und die werden Raison annehmen, wenn sie erst einem gestrengen Eheherrn parieren müssen, nicht wahr, Mäuschen? Und dann statt Schiller und Goethe der Kochlöffel und die Mägdesorgen, hahaha! 's ist ja schon ein Zeugnis für deine praktische Vernunft, daß du dich in einen so ernsthaften jungen Herrn verliebt hast.

Marlene. Ach, Onkelchen, manchmal fürcht' ich, ich müss' ihm gar zu kindisch und unvernünftig vorkommen!

Dr. Martin. Nun, da wird er Vernunft für Zwei haben müssen. Und wenn deine liebe Mutter vernünftig ist, grämt sie sich nicht darüber, daß ihr Schwiegersohn ihr die Tochter entführen will, sondern packt auf und zieht euch nach. Ich vertrete dann hier Mutterstelle bei dem kleinen Felix, bis auch der flügge wird. Nicht wahr, mein Junge? Hahaha!

Felix (zu ihm hintretend). Wie soll ich dir ausdrücken, teuerster Onkel, was ich an Dank für dich fühle? Wie ein wahrer zweiter Vater hast du an uns allen gehandelt!

Dr. Martin. Ein zweiter Vater? Hahaha! Der wäre ich ja auch vor Gott und Menschen gerne geworden, wenn diese holde Frau mich zum zweiten Mann hätte haben wollen. Aber die einzige Torheit, die Sie je begangen haben, Frau Therese, war, daß Sie mir vor zehn Jahren einen Korb gegeben haben, obwohl ich noch ein wohlkonservierter Fünfziger war. Das bißchen Altersunterschied — lumpige zwanzig Jahre — hätte nichts ausgemacht. Na, ich hab's ja verschmerzt und den Ritter Toggenburg immer für einen Narren gehalten, weil er nicht lieber, wie ich, mit seiner Angebeteten Whist spielen wollte, statt ihr Fenster anzuschmachten. (steht auf.) Heut abend aber, teure Freundin, kann ich Ihnen nicht Revanche geben für vorgestern. Es ist spät geworden, das Kind sieht aus wie ein Schneeglöckchen, und auch Sie müssen zu Bett — mit meinen zwanzig Tropfen. Morgen abend also großes Verlobungssouper. Also, junger Freund — (wendet sich zu Ludwig.)

Marlene (die sich unmutig von diesem abkehrt). Ach Onkel, Ludwig mußt du mir noch ein paar Minuten lassen. Er hat mir kaum drei Worte gesagt. Überhaupt, zuweilen glaub' ich, er hat sich in mir geirrt — oder in sich — und freilich, wenn ich denke — nein, nein, ich will's nicht denken, sonst — o Gott! (Die Tränen wollen ihr kommen, sie drückt die Hände vor die Augen.)

Dr. Martin. Kind, Kind —

Ludwig. Liebstes Herz — (will sie umfassen, sie wehrt ihn heftig ab und läuft hinaus.)

Dr. Martin. Das Wettermädel! Immer noch ein Rest ihrer Krankheit! Na, das wird sich bald geben. Ich will ihr draußen noch den Kopf zurechtsetzen. Gute Nacht, liebe Frau! Schlaf wohl, Felix! (küßt Frau Therese die Hand. Ludwig verneigt sich vor ihr, nickt Felix zu, beide ab.)

Fünfte Szene.

Frau Therese. Felix.

Felix. Seltsam! Ist dir's nicht auch aufgefallen, Mutter, wie wunderlich Ludwig sich benahm? Das ein glücklicher Bräutigam? Und ließ den Kopf hängen, als ob er ein schweres Schicksal zu tragen hätte.

Frau Therese (sehr verlegen). Er hat sich überarbeitet in der letzten Zeit.

Felix (ohne auf sie zu hören). Nein, er war nicht wie sonst, auch nicht gegen mich. Sonst — daß er älter war und mein Lehrer, vergaßen wir ganz. Und jetzt vollends, als künftiger Schwager — Mutter, da ist etwas nicht in Ordnung, vielleicht hast du ihm gesagt, ich würde gegen diese Heirat sein, ich hatte ja auch früher, als der Hauptmann sich in Marlene verliebte — weil ich sie dem nicht gönnte —

Frau Therese (mühsam). Wo denkst du hin! Es hat allerdings seinen Grund, wenn er so zurückhaltend ist — aber was du glaubst — nein, wir sprechen morgen davon — es ist spät — ich will dir helfen, deinen Koffer auspacken.

Felix. Der wird mir erst morgen früh gebracht. (faßt ihre Hand.) Mutter, sage mir heute schon —

Sechste Szene.

Vorige. Marlene (tritt wieder ein).

Marlene. Nein, dieser böse Pate! Immer soll ich noch wie eine halbe Kranke behandelt werden, die man anfaßt, wie ein rohes Ei. Jetzt wieder, da ich Ludwig schalt, daß er so kalt und förmlich zu mir sei, gar nicht wie ein richtiger Liebster, nahm er seine Partei, es geschehe auf seine ausdrückliche Verordnung, alle Aufregung müsse noch vermieden werden, und so noch anderes dummes Zeug. O, ich war wütend! (wirft sich aufs Sofa.)

Frau Therese. Er meint es gut mit dir.

Marlene. Und bringt mich damit um. Regt es mich nicht viel mehr auf, wenn ich mit Ludwig zusammen bin und soll mein Herz immer zuriegeln und weder lachen, noch weinen vor Glück, sondern dasitzen wie eine Wachsfigur? Du mußt nicht glauben, Felix, daß ich's machen möchte, wie Lieschen Vetter oder Käthe Sturm, als sie verlobt waren. Ich hab' mich immer für sie geschämt, wenn sie sich ihren Bräutigams an den Hals warfen oder gar auf den Schoß setzten, vor allen Leuten. Aber immer mit Handschuhen angefaßt zu werden —

Frau Therese. Beruhige dich, Kind, und geh jetzt zu Bett. Felix muß auch zur Ruhe kommen.

Marlene (springt auf, läuft zur Mutter hin). O Muttchen, wie hast du's denn gemacht, als du auch erst siebzehn warst und doch schon mit Papa verlobt? Nicht wahr, obwohl er so viel älter war, er war doch auch nicht so steif wie ein Stock?

Frau Therese (gequält). Kind — ich — ich war gesund — und dein Papa — aber nun genug, nun geh als gehorsames Kind zu Bett. Je besser du schläfst, je eher wirst du wieder ganz frisch und wohl.

Marlene (küßt die Mutter heftig, die es duldet, ohne es zu erwidern). Ach, Muttchen das Herz ist mir so schwer! Felix, gute Nacht! Ich hätte nie gedacht, daß es einen so traurig machen könnte, wenn einem der liebste Wunsch in Erfüllung geht. (nickt Felix zu und geht durch die hintere Türe links ab.)

Siebente Szene.

Frau Therese. Felix.

Frau Therese. Schlaf wohl, mein Sohn! Wenn du noch etwas wünschest, sag's der Sabine. (geht durch die Mitte ab.)

Felix (zerstreut). Gute Nacht, Mutter!

Achte Szene.

Felix (allein, dann) Sabine.

Felix (steht in der Mitte des Zimmers, sieht vor sich hin). Das Kind hat Recht: 's ist seltsam, daß man traurig sein kann, wenn einem ein Herzenswunsch erfüllt wird. — Heimkommen, alles, was ich liebe, gesund finden, wie ich's so leidenschaftlich wünschte, und jetzt — es liegt etwas Dunkles, Unausgesprochenes in der Luft — Mutter war ja nie, was man eine lustige, redselige Frau nennt. Aber wie sie jetzt ist — und Ludwig — so sonderbar! (hat sich auf das Sofa gesetzt, den Kopf in die Hände gestützt. Sabine tritt ein, eine Wasserflasche tragend.) Da bist du ja noch, meine alte Sabine.

Sabine. Bring' dir nur noch das frische Wasser, Söhnchen, wie alle Abend.

Felix. Komm, setz dich noch ein bißchen zu mir. Wir haben ja kaum zwei Worte miteinander geredet. Sag, wie ist dir's den Winter über gegangen?

Sabine. O mir — so'n alter Dienstbote, der is wie 'ne alte Uhr, wenn die jeden Tag aufgezogen wird, schnurrt sie ihre Stunden ab und erlebt weiter nichts.

Felix. Nein, alter Schatz, eine Uhr hat keine Seele und fragt auch nichts nach kalt oder warm. Du aber, wie ist's mit deinem bösen Husten geworden?

Sabine. Danke der Nachfrage, Felixchen. Ja, der Husten, der is mein getreuester Kamerad, ich hätt's ihm aber gedankt, wenn er mich

noch härter angegriffen hätt', daß ich, wie man sagt, mir die Seele aus dem Leib gehustet hätt'. (will in Felix' Zimmer.)

Felix (lacht). Wieso, Alte? Wärst du deine Seele gern losgeworden?

Sabine. Ach ja, Felixchen, von der kommt einem alles Schlimme, alle Angst und aller Kummer. Ich beneide immer unseren alten Kater, der liegt den halben Tag auf dem warmen Herd, wenn er sich nicht im Garten sonnen kann, und mästet seinen Bauch, und keine Seele hat er nich, die ihn inkommodieren könnte. Während unsereins — nee, nee — (kopfschüttelnd links hinein.)

Felix. Auch die Alte so verwandelt — (sinnt vor sich hin, Sabine kommt wieder heraus.) Was ist denn in dich gefahren, Binchen? Sonst hast du dir ja deinen Humor durch nichts anfechten lassen und mir, wenn ich 'mal verdrießlich war, die schönsten Reden gehalten: ein mißvergnügter Mensch sei nicht viel besser als ein schlechter Mensch, und dergleichen tiefsinnige Sprüche, und jetzt, da du erst recht Grund hättst, seelensvergnügt zu sein, erstens, weil dein alter Verzug, meine Wenigkeit, wieder da ist, und zweitens, eigentlich erstens, weil eine glückliche Braut im Hause ist —

Sabine. Ach, Felixchen — aber nee, nee, ich sag' nichts mehr. Es drückt mir freilich das Herz ab, und der liebe Gott weiß, was ich d'rum geben tät', wenn's anders wär', aber er muß ja auch wissen, ob er's zulassen kann, und wie kann ein armer Dienstbot' ihm dreinreden? Nee, nee! Schlaf wohl, Felixchen! (will rasch an ihm vorüber.)

Felix (springt auf, hält sie am Arm). Jetzt sollst du mir Rede stehn, hörst du? Du hast dich schon verschwatzt und kannst nicht mehr ausweichen. Daß das Kind sich verlobt hat, mit dem Doktor, meinem Freunde, das will dir nicht gefallen? Nun verlang' ich zu wissen, warum, was du gegen ihn hast. — Wenn ich nicht glauben soll, du hast mich nicht mehr lieb —

Sabine. Ach, Felixchen, red nicht so schreckliche Worte. Ich dich nicht mehr lieb haben! — Aber selbst wenn du die alte Sabine dann nich mehr lieb hättst — das, was du mich fragst — darauf kann ich dir nich antworten — 's is en Geheimnis, aber nich meins, und so schwer mir's auf der Seele liegt, auf der Folterbank ließ ich mir's nich abfragen. Wenn du's durchaus wissen willst und mußt, mein armer Herzenssohn, — frag deine Mutter! (geht, da er betroffen zurücktritt, rasch durch die Mitte hinaus.)

Neunte Szene.

Felix (allein; blickt ihr nach). Was hat das zu bedeuten? Warum nennt sie mich arm — und die Mutter soll ich fragen? (geht hin und her, bleibt vor der Uhr stehen. — Kurze Pause.) Ja, ich will's tun — will's gleich tun — am Ende ist's nicht so arg, wie sie sich einbilden — (geht langsam nach der Mitteltür.)

Marlene (im Nachtgewand, einen Frisiermantel umgehängt, steckt den Kopf herein). Noch nicht zu Bett, Brüderchen?

Felix. Nein, Schwesterchen. Du aber solltest längst zu Bette sein, eine Rekonvaleszentin — die braucht vor allem Schlaf.

Marlene (tritt ein). Verzeih, Felixchen, daß ich dich noch aufhalte, obwohl du müde sein wirst, aber gewiß, nur fünf Minuten — ich kann nicht schlafen, eh' ich dir nicht meine Liebe erklärt habe. (streichelt ihn, lächelt.) — Nicht die zu dir, die kennst du ja schon siebzehn Jahre lang — meine Liebe zu ihm. Siehst du, 's ist ganz wie vor Zeiten am Heiligabend, als wir beide noch klein waren. Weißt du noch? wenn die Eltern uns früh zu Bett geschickt hatten, stahlen wir uns heimlich aus unsern Betten in die Weihnachtsstube, wenn's auch schon dunkel drin war, um unsre schönen Sachen noch mal anzuschauen. So ist mir auch heute zumut, nur viel glücklicher, denn keine Christbescherung hat mich je so beseligen können, wie das, was mir vor acht Tagen geschenkt worden ist, ein Herz, wie das meines Ludwig! (Sie hat sich auf das Sofa gesetzt, die Hände im Schoß gefaltet, blickt träumerisch vor sich hin.)

Felix (steht vor ihr, streicht ihr sanft über das Haar). Liebe süße Lene!

Marlene. Darum hat mich's gewurmt, wie unartig ich vorhin mich aufgeführt habe, daß du denken könntest, ich sei nicht dankbar genug für die Himmelsgnade, die mir durch diese Liebe beschert worden ist, ich zweifelte noch, ob ich auch glücklich werden möchte. Nein, Felix, an ihm zweifle ich nicht, wenn er auch zurückhaltend ist — es ist ja nur sein Zartgefühl — und wenn er sagt, er liebt mich, wie könnt' ich glauben, er lüge? Aber an mir zweifle ich — ach, so sehr!

Felix. Du quälst dich ganz ohne Not! (setzt sich neben sie, legt den Arm um ihre Schulter.)

Marlene. Daß er, so wie ich jetzt bin, viel zu gut von mir denkt — nun, darüber bin ich mir völlig klar. Ich brauche mich nur mit Mutter zu vergleichen, da komm' ich mir vor wie ein grauer Spatz neben einem Paradiesvogel. Wie schön ist sie, wie klug und gut — Onkel Doktor hat Recht; der sagte mal von ihr: sie ist wie ein reingestimmter Flügel, wenn man nur einen Akkord anschlägt, ist's die himmlischste Musik.

Felix. Sieh einmal! Der Alte wird ja ganz zum Dichter!

Marlene. Du weißt ja, er hat sie lange geliebt und dem Papa nicht gegönnt. Und so muß jeder sie lieben, der sie kennt, und, dacht' ich, wie soll Ludwig noch Augen haben für eine andere neben ihr, ein so unbedeutendes Ding, wie ich, das eben den ersten Blick ins Leben tut, und wie ich mir das so ganz klar machte, war's wie ein eisiger Schmerz durch Herz und Glieder, und darüber bin ich todkrank geworden.

Felix. Jetzt aber bist du genesen, durch den liebsten Arzt, den du dir wünschen konntest, mußt alle Gespenster, die dich krank gemacht haben, verbannen.

Marlene. Ach Felix, glaubst du wirklich, daß Ludwig mich genug liebt, um sich zu gedulden, bis ich's etwas mehr verdiene?

Felix. Kind, muß ich dir wirklich erst ausdrücklich sagen, daß ich den Besten gerade gut genug für dich finde und daß dein Ludwig, so ein trefflicher Mensch er ist, Gott tausendmal danken kann, wenn du ihn ein bißchen lieb hast?

Marlene (fällt ihm um den Hals). O mein lieber alter Bruder, wie glücklich machst du mich durch dies dein Zeugnis, wenn ich auch nur die Hälfte davon glaube! Ich danke dir, du bist so gut — und nun gute Nacht. Küsse mich noch einmal — du mußt es jetzt noch für Ludwig mit tun, dem's der böse Onkel Doktor verboten hat — (lacht, drückt ihn an sich, läuft dann schnell in ihr Zimmer zurück.)

Zehnte Szene.

Felix (allein). Süßes, geliebtes Herz — nein, dir darf kein Leids geschehn, und wenn eins drohen sollte — mit meinem Leben, mit jedem Tropfen Bluts in mir — aber das ist ja gewiß nur ein Hirngespinst! Ich will's nun doch bis morgen verschieben, mit der Mutter zu reden. (tritt ans Fenster und öffnet es.) So friedlich alles draußen, vielleicht hat die Nachtstille auch die Mutter beruhigt (blickt hinaus.) — Nein, sie hat ihre Lampe noch nicht gelöscht, der Schein dringt noch hinaus bis zu den Rosenbüschen. Ich hätte Lust, noch ein bißchen hinauszugehen, aber ich würde sie stören. Das beste ist, nun auch schlafen zu gehen. (will das Fenster schließen, hält plötzlich inne.) Was ist das? (späht scharf hinaus.) Ein Mann, im Schatten der Kastanien — er kommt näher? — Der Gärtner? nein, der ist's nicht. Wer kann um diese Stunde? — ein Dieb? — Herrgott, es ist — Ludwig!! (fährt unwillkürlich zurück, immer gespannt hinausblickend.) Was — was kann er noch so spät — ob er was vergessen hat? — oder mich aufsuchen will, um dies seltsame Rätsel — nein, er schleicht, immer im Schatten, bis ans Haus, aber an der Klingel vorbei — und jetzt (beugt sich vorsichtig etwas über den Sims.) — hier unten, an das Fenster — meiner Mutter! (taumelt zurück, starrt entgeistert in die Luft, horcht hinaus.) Er — klopft an die Scheibe — das Fenster öffnet sich, — ganz leise — sie flüstern zusammen — (schleppt sich wieder dicht ans Fenster.) Unmöglich, nur ein Wort — und jetzt — das Fenster wird leise zugemacht — er schleicht wieder fort — heiliger Gott — das — das! Meine Mutter! (fährt zurück, sinkt auf einen Stuhl, schlägt die Hände vors Gesicht.)

(Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Zimmer wie im ersten Akt. Morgen. Das Tischchen ist vor das Sofa gestellt. Frühstücksgeschirr mit zwei Tassen darauf. Der Blumenstrauß steht jetzt auf dem Pianino.

Erste Szene.

Marlene (im Hut, sitzt auf dem Sofa, hat eben gefrühstückt). **Sabine** (mit Abstauben noch am Fenster beschäftigt.

Marlene (blickt auf die Wanduhr). Schon zehn Minuten nach acht —

Madame Zimmermann wird schelten, daß ich so spät komme. (steht auf.) Grade heut, wo ich die Mozart-Sonate ohnehin so schlecht geübt habe —

Sabine. Na, wenn sie hört, daß dein Bruder gestern angekommen ist —

Marlene. Nein, ich muß fleißiger sein. Ludwig findet, daß ich Talent habe. Er ist ja selbst so musikalisch — wie schön hat er neulich den „Asra" gesungen! Und auch Felix soll sehn, daß ich in Weimar Fortschritte gemacht habe. (ist an die Tür gegangen, horcht hinein.) Es rührt sich noch immer nichts. Wahrscheinlich ist er erst spät zur Ruhe gekommen nach der Reise und aller Aufregung. Sag du ihm guten Morgen von mir. In einer Stunde bin ich wieder da. (läuft nach einem Stuhl, über dem ihr Mäntelchen hängt.) Aber in der Küche, Binchen, kann ich dir heute nicht helfen. Ich muß die Liste aufsetzen von allen, denen wir die Verlobungsanzeige schicken wollen. O heute abend — ich denke manchmal, ich würde es gar nicht erleben, daß es nun wirkliche schöne Wahrheit werden soll! Adieu, — liebes, altes Gesichte! (umarmt Sabine, nimmt ihre Notenmappe und geht rasch hinaus.)

Zweite Szene.

Sabine. Dann Felix.

Sabine (ihr nachblickend, läßt die Arme sinken.) Wirkliche schöne Wahrheit? Ach Kind, mein armes Kind! Ich wollt', ich braucht's nicht zu erleben, ich weiß ja nich, wie ich's überleben soll, wenn's Wahrheit wird — denn schön, ach nee, das wird's ja nie und nimmer — (fängt wieder an aufzuräumen, seufzt vor sich hin.)

Felix (steckt den Kopf herein). Ist sie fort? (tritt ein.) Guten Tag, Sabine.

Sabine. Guten Morgen, Felixchen. Das Kind hat in die Klavierstunde müssen, läßt dir guten Morgen wünschen. Herrgott, wie du aussiehst!

Felix (geht düster umher. Nach einer Pause). Ist die Mutter schon auf?

Sabine. Weiß nich, Söhnchen. Soll ich nachsehen?

Felix. Nein, laß! Es — kommt immer noch früh genug. (wirft sich auf einen Stuhl.)

Sabine. Willst du nich frühstücken, Felixchen? Der Kaffee is noch warm. Ich hab' der Kanne die Mütze aufgesetzt.

Felix. Nein, danke. Ich will noch warten. Aber wenn du mir ein Glas Wasser bringen wolltest —

Sabine. Gleich, mein Söhnchen, das will ich dir gleich besorgen, (nimmt die Wasserflasche vom Tisch) das da steht schon eine Weile, ich hol' dir frisches vom Brunnen. (Indem sie nach der Mitteltüre geht, tritt Frau Therese ein, macht ihr ein Zeichen, daß sie gehen soll. Sabine mit bekümmerter Miene ab.)

Dritte Szene.

Felix. Die Mutter.

Frau Therese (sehr blaß, aber still gefaßt, wie nach einem schweren Kampf). Guten Morgen, Felix!

Felix (fährt zusammen, richtet sich auf). Mutter — guten Morgen!

Frau Therese. Wie hast du — geschlafen, lieber Sohn?

Felix (gedrückt, ohne sie anzusehen). Wohl nicht besser als du, Mutter. Ich habe — es war so totenstill im Hause — ich hörte meine leisesten Gedanken — und dann — der Mond schien so hell —

Frau Therese. Ich hatte doch gesagt, daß der Laden in deinem Zimmer geschlossen werden sollte.

Felix. Ja — in meinem Zimmer. Aber hier — eh ich zu Bett ging — ich stand noch eine Weile da am Fenster und sah in den Garten hinaus — und — (leiser) was ich da sah —

Frau Therese (läßt sich matt auf das Sofa sinken). Was du gesehen hast, mein Sohn, sollte dir kein Geheimnis bleiben. Ich selbst wollte dir's sagen, schon gestern abend, als ich dir allein entgegenfuhr — und jetzt, sobald ich glaubte, du seiest aufgestanden — (starrt vor sich hin.)

Felix (mit verzweifelnder Gebärde ausbrechend). Mutter — o Mutter! So ist es wahr? O mein Gott — das — das —

Frau Therese (sehr demütig und leise). Mein armes Kind —

Felix. Du — meine Mutter — die ich vergöttert habe, die mir der Maßstab war, an dem ich alle weibliche Hoheit und Würde maß — und jetzt — (drückt die Fäuste gegen die Augen, bricht in krampfhaftes Weinen aus.)

Frau Therese. Kannst du es über dich gewinnen, lieber Sohn, mich anzuhören?

(Pause.)

Felix (faßt sich, geht mit schweren Schritten ans Fenster, öffnet es einen Augenblick, wendet sich dann wieder um und läßt sich auf einen Stuhl fallen). Sprich, Mutter, sprich! Ich höre.

Frau Therese. Was du da eben gesagt hast, Kind, zeugt nur dafür, daß du immer eine viel zu hohe Meinung von mir gehabt hast. Nein, Felix, ich bin kein Ausnahmsgeschöpf, nur eine schwache Frau mit vielen Fehlern, die sich nur das Eine nachsagen kann, daß sie den Kummer über ein verfehltes Lebensglück nie einem andern als Gott geklagt und immer an ihren Kindern, am Glück ihrer Lieblinge, sich hat entschädigen wollen für das, was ihr selbst versagt war.

Felix (aufblickend). O Mutter, wenn ich nur einen Augenblick vergessen könnte, was wir dir schuldig sind, wie viel Liebe wir von dir genossen haben —

Frau Therese. Nein, Felix, ich habe mir's oft genug zum Vorwurf gemacht, daß ich mir an eurem Besitz doch nicht voll genügen ließ, daß ich noch in meinem Innersten eine Sehnsucht fühlte nach einem anderen, mir ewig versagten — nach einer Liebe, wie ich sie geträumt hatte, als ich deinem Vater meine Hand reichte — und die ich in den neun Jahren meiner Ehe nicht kennen lernen sollte.

Felix (ist aufgestanden, hat sich ihr genähert, setzt sich im Verlaufe der Szene auf einen Stuhl ihr zunächst).

Frau Therese. Ich war kaum erwachsen, als ich schon die Frau eines Mannes werden mußte, der seine Jugend längst hinter sich hatte. Er hatte sich in mich verliebt, er war allgemein geachtet und von den Frauen verwöhnt, es schmeichelte mir, daß er mich vor allen anderen auszeichnete, und von meinem eigenen Herzen wußte ich noch nichts. So wurde ich die Seine. Niemand hat je erfahren, daß ich zuerst zu sterben meinte, als meinem Herzen die Augen aufgingen, als ich erkannte, daß ich mich in mir, in ihm getäuscht hatte. Nicht, daß er mich hart oder auch nur ungütig behandelt hätte. Aber er war einer von den vielen Männern, für die ihre Frau ewig ein Kind bleibt, wenn sie noch so viele Beweise dafür gibt, daß sie zu seiner Gefährtin herangewachsen ist. Und dann — er hatte keine Ader in sich von allem Schönen und Holden, was mich früh beseligte, mir ein Lebensbedürfnis war, mich befähigte, die Mutter eines Künstlers zu werden. (Felix will reden, sie fährt rasch fort.) Nein, nein, das alles genügt nicht, mich frei zu sprechen, nur verstehen sollst du, wie mein Leben war. Und so lebte ich elf Jahre in einem Dämmerzustand und entbehrte kaum etwas, und dann kamst du auf die technische Hochschule und der von deinen Lehrern, den du selbst hoch verehrtest, — den du deinen Freund nanntest — kam in unser Haus.

Felix (bitter). Er hat sich als Freund bewährt!

Frau Therese. Urteile nicht, verurteile ihn nicht, eh' du alles weißt. Auch ich, so schwer ich gefehlt habe, ein wenig Mitleid wirst du deiner unglücklichen Mutter nicht versagen, wenn du erfährst — doch wie soll ich davon reden, dir's klar machen, wie das alles kam! wie er, da ich ohne euch in dem einsamen Hause hinlebte, sich erst nur selten bei mir sehen ließ, um Nachrichten von dir zu erhalten, den er so innig liebte, von dessen Talent, dessen Zukunft er eine so hohe Meinung hatte. Noch war ich ohne Ahnung einer Gefahr, er war mir nur willkommen, weil er dich liebte, und freilich auch um seiner selbst willen. Und dann verfiel unser alter Hausfreund darauf, um mich aufzuheitern, zweimal in der Woche mit ihm herauszukommen zum Spiel, da umstrickte mir bald die Gewohnheit seines Anblicks, seines Gesprächs so fest das Herz, daß ich es wie einen Schmerz empfand, wenn er einmal zu kommen verhindert war. Und dennoch blieb ich noch arglos — zumal auch er — mit keinem Wort oder Blick verriet er, daß ich ihm mehr war, als die Mutter seines liebsten Freundes. Gute Freundinnen haben mich oft damit geneckt, daß mir das Talent zur Koketterie völlig versagt sei. Nicht einmal ihm zu gefallen — der mir so sehr gefiel — gab ich mir die geringste Mühe. Nur um so tiefer trug ich ihn im Herzen, weil kein Hauch von Eitelkeit sich in dies Gefühl mischte. (steht auf, geht ein paar Schritte, fühlt ihre Schwäche und stützt sich auf die Lehne eines Fauteuils.) Kannst du dich hineindenken in die Seele einer Frau, die keine Jugend hatte, und über die nun alle Frühlingsstürme der Neigung, Sehnsucht, Seligkeit auf einmal hereinbrachen?

Sobald ich's inne wurde, plötzlich, wie durch einen Blitz, der mein heimlichstes Herz erhellte, — ich war wie der Erde entrückt. Das geschah im März — so lange war ich blind gewesen. Aber da — mehrere Tage waren die beiden Männer ausgeblieben — der Doktor hatte verreisen müssen, — am ersten Abend, wo er sich wieder einfinden wollte — es war ein zauberhafter Vorfrühling, warm wie sonst erst im Mai — ich saß im Garten auf der Bank unter den Weiden und dachte an ihn. Am Abend vorher hatte er mir ein Heft Lieder gebracht, die er vor sechs Jahren gedichtet, als er seiner ersten Liebe nachträumte.

Felix (ironisch). Er dichtet auch?

Frau Therese. Wie jeder junge Mensch, der zum ersten Male liebt. Er lächelte über diese „Kinderkrankheit", wie er sie nannte, und ich hatte Mühe, ihn zu bewegen, mich diese Blätter sehen zu lassen. Ob ein großer Dichter sich darin zeigt, weiß ich nicht, jedenfalls eine große Leidenschaft und ein edles Gemüt. Und so hatten mich diese Gedichte sehr ergriffen — sie klangen noch in mir nach, da höre ich Schritte und denke, es sind die Herren, und will ihnen entgegengehen — da war's Ludwig allein. Der Doktor habe abgeschrieben, er aber habe es nicht länger ausgehalten, und statt einen Boten zu schicken, sei er selbst gekommen — und ich — beide Hände streckt' ich ihm entgegen, überwältigt von dem Glück, ihn nun doch wiederzusehen — auch ich hätt' es nicht länger ausgehalten! flüsterte ich — und im nächsten Augenblick lag ich an seiner Brust, und wir hielten uns umschlungen, wie zwei Menschen, die einer Todesgefahr entgangen sind und sich endlich gerettet sehen!

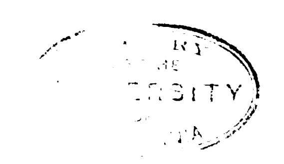
(Pause.)

Felix (steht auf, geht zu ihr hin). Mutter, meine arme, geliebte Mutter, sage nichts mehr, ich weiß nun alles. Wer bin ich, daß ich dich verurteilen dürfte!

Frau Therese. Mich vielleicht nicht, aber ihn. Und doch — auch ihn riß der Sturm der Leidenschaft, gegen den er lange angekämpft hatte, endlich hin, daß ihm Denken und Besinnen verging. Doch sobald wir aus dem selig unseligen Taumel aufwachten — sein erstes Wort war: nun gehöre ich dir auf ewig! Ich aber — ich dachte an euch. Meine Kinder sollten nicht für mich erröten, daß ich ihnen einen zweiten Vater gab, der dreizehn Jahre jünger war als ihre Mutter.

Felix. O Mutter, und jetzt — jetzt konntest du ohne Grauen geschehen lassen, daß dieser Mann deiner eigenen Tochter „auf ewig angehören" wollte?

Frau Therese. Nun kränkst du mich zum erstenmal, beleidigst auch ihn, als hätte er leichtherzig in das Unmögliche, Undenkbare gewilligt. Einen Augenblick vorher, ehe der Doktor uns Marlene's Geständnis mitteilte, hatte ich ihm versprochen, ich wolle seine Frau werden, wenn meine Kinder einwilligten. Begreifst du, daß jetzt erst die ganze Schwere meines



Vergehens mich überfiel? Wenn ich stark geblieben wäre, seiner Leidenschaft nicht nachgegeben hätte, konnte noch alles gut werden und Marlene glücklich. Denn gewiß hätte er sie lieben gelernt. Jetzt aber, bei der plötzlichen Enthüllung, da der Alte ihm jeden Ausweg abschnitt — was blieb ihm als in die fromme Lüge zu willigen, um das Leben des Kindes zu retten, so klar er einsah, daß sie nie zur Wahrheit werden sollte? Wie wir beide gelitten haben — (Die Bewegung übermannt sie. Pause.)

Felix. Aber jetzt, Mutter — was soll jetzt werden?

Frau Therese. Das mit mir zu besprechen, ist Ludwig gestern nacht noch einmal zurückgekehrt, was er nie getan, seit Marlene wieder unter diesem Dache schlief. Er drang in mich, dir nichts zu sagen — er wolle um jeden Preis verhindern, daß du den wahren Grund erführest — um mich zu schonen. Auf sich allein wollte er's nehmen, auch wenn er dadurch deine Freundschaft verscherzte. Ich aber bestand darauf, daß du meine ganze Schuld erfahren solltest — das hatte ich mir auch vorgenommen, als ich dir gestern entgegenfuhr, auf die Gefahr hin, daß du deine Mutter nie mehr mit liebevollen Augen ansehn könntest!

Felix (läßt sich auf einen Stuhl sinken). O Mutter, es ist trostlos! Wir sind alle verloren!

Frau Therese. Mein armer, geliebter Sohn! Halte dich aufrecht, um Marlene's willen! Laß uns überlegen —

Vierte Szene.

Vorige. Sabine (durch die Mitte).

Sabine. Der Herr Doktor Bertram kommt. Wenn er die Frau sprechen möchte, will die Frau für ihn zu Hause sein?

Frau Therese. Laß ihn heraufkommen. Er wird zu Felix wollen. Er weiß, daß ich so früh keinen Besuch annehme. (Sabine ab.) Sei gut und milde, Kind — versprich mir's! (Ludwig tritt ein. Frau Therese begegnet ihm an der Schwelle). Ich habe Felix alles gesagt. Gott gebe euch gute Gedanken! (ab.)

Fünfte Szene.

Felix. Ludwig.

(Felix ist ans Fenster getreten, starrt hinaus. Ludwig tritt langsam ein, bleibt in der Mitte des Zimmers stehen. Nach einer Pause.)

Ludwig. Guten Morgen, Felix!

Felix (wendet sich kurz um, sagt dann mit erzwungener Gleichgültigkeit). Ah, du bist's! Du suchst Marlene? Sie ist ausgegangen.

Ludwig. Ich weiß. Sie hat ihre Klavierstunde. Ich wollt' auch nicht zu ihr; zu dir wollt' ich.

Felix. Nun, da bin ich. Was hast du mir zu sagen? Du erlaubst doch, daß ich dabei frühstücke? (Setzt sich an das Tischchen, schenkt sich mechanisch Kaffee ein, sieht dann über die Tasse weg ins Leere.)

Ludwig. Ich komme zu früh — du wirst spät aufgestanden sein —

Felix (ohne die Tasse anzurühren). Ich habe mich verschlafen, vielmehr — verwacht. Denn zum Schlafen ist's so eigentlich nicht gekommen. Der Mond schien so aufdringlich herein. Ich hätte, ehe ich mich niederlegte, noch einen Gang durch den Garten machen sollen, mich müde zu laufen. Aber da unten — ging schon ein anderer spazieren, dem ich nicht begegnen wollte.

Ludwig. Ich war's, Felix.

Felix. Du? Was Teufel hattest du so spät noch in unserm Garten zu suchen?

Ludwig. Ich wollte deine Mutter noch einmal sprechen.

Felix. Meine Mutter? Vom Garten aus?

Ludwig. Es ließ mir keine Ruhe, ich wollte wissen, ob sie mit dir gesprochen, und sie bitten, es nicht zu tun.

Felix. Das hättest du dir sparen können. Eine zärtliche Mutter wird ihrem lieben Sohn, wenn er nach langer Zeit wieder nach Hause kommt, keine Geschichten erzählen, die ihm den Schlaf rauben.

Ludwig. Sie hat dir aber jetzt —

Felix. Freilich. Obgleich gewisse Dinge beim Sonnenlicht sich noch häßlicher ausnehmen, als bei Mondschein, wo man sich über Nachtgespenster nicht so sehr verwundert. (steht auf, geht, ohne Ludwig anzusehen, durchs Zimmer.)

Ludwig. Teurer Felix, kannst du's nicht über dich gewinnen, mich ruhig anzuhören, statt durch aufgeregte Worte zu verschlimmern, was ohnehin traurig genug ist?

Felix (bleibt stehen, fährt mit der Hand über die Stirne). Aufgeregt! Oh, ich bin ganz ruhig. Das wird mir auch die Mutter bezeugen können. Ich finde ja alles ganz natürlich, ganz in der Ordnung. Was ist denn auch dabei, daß ich, als ich auf Reisen ging, einen Freund, den ich liebte und hochachtete, hier im Hause zurückließ und, da ich wiederkomme, ihn als den — Liebhaber meiner Mutter und Bräutigam meiner Schwester wiederfinde? und dazu meinen Segen geben soll, als „Haupt der Familie", wie man mir die Ehre antut, mich zu nennen? (lacht bitter auf.) Das hindert freilich nicht, daß man diesem Haupt Ohrfeigen gibt — nur moralische, versteht sich, und es dann freundlich bittet, nur keine Grimassen zu schneiden, weil alles ganz natürlich, ganz mit rechten Dingen zugegangen sei!

Ludwig (nach einer Pause). Hat die Mutter dir auch gesagt, daß ich sie beschworen habe, meine Hand anzunehmen, daß sie sich endlich dazu entschlossen hatte,, als ich den Ruf nach Karlsruhe und damit eine sichere Stellung erhielt, kurz bevor wir erfuhren, daß Marlene — (Felix nickt heftig.) Und doch überschüttest du mich mit diesen wilden Reden und gebärdest dich wie ein Mensch, den sein bester Freund verraten hat?! Du bist jung, Felix, danke Gott, daß du noch nicht erfahren hast, wie furchtbar wahr das Wort ist von den Mächten, die uns ins Leben hineinführen, um uns,

wenn wir schuldig geworden sind, der Pein zu überlassen! (geht ans Fenster, steht abgewendet.)

Felix (geht ihm nach, bleibt unschlüssig stehen). Verzeih mir, Ludwig, was ich im Wahnsinn des Schmerzes geredet habe, du ahnst nicht, wie unglücklich ich bin! Diese Mutter, die ich vergöttert habe — deren Namen ich nur auszusprechen brauchte, wenn mir ein niedriger Gedanke kam, um mich sogleich wieder an jede heilige Pflicht zu erinnern — der Inbegriff alles Hohen und Edlen für mich — und jetzt — der Spiegel zertrümmert, der mir das Bild der Welt rein zurückstrahlte — diese Frau in ihren eigenen Augen erniedrigt, in so unheilbaren Gram versunken zu sehen —

Ludwig (fährt auf). Kein Wort mehr! Ich sage dir, in all deinem Tugendstolz bist du nicht wert, der Sohn dieser Frau zu sein, wenn du sie mit dem gemeinen Maßstab ihres Geschlechtes messen kannst. Wenn von einer Schuld die Rede ist, so ist's die meine, daß ich in der unseligen Verkettung der Umstände mich zu dieser verzweifelten Notlüge fortreißen ließ, die ich doch wieder aussprechen müßte, wenn mir wieder gesagt würde, das Leben eines so teuren Wesens hänge daran. Du selbst, wenn du gehört hättest, wie dringend der Alte es machte — und er zweifelte keinen Augenblick, nur allerlei äußere Rücksichten bänden mir die Zunge — der große Menschenkenner, für den er sich hält! — Und da ich stammelte, mein Herz sei nicht mehr frei: — ob ich aus selbstischen Gründen mich besinnen würde, jemand nachzuspringen, der ins Wasser gestürzt? fragt er. Und da — da sagt' ich die fromme Lüge, die ich nun so teuer büßen muß!

Felix. Du? Marlene wird daran zugrunde gehn.

Ludwig. Sie ist jung, es ist ihre erste Liebe. Wenn sie, nachdem sie völlig genesen, erfährt, daß sie ihr Herz an einen gehängt hat, der ihrer nicht wert war, da er sie täuschen konnte, wenn sie mich verachten lernt — es wird sie tief verwunden, aber in solcher Jugend heilt auch eine solche Wunde.

Felix. Nie! Bei ihr nie! Diese erste bittere Erfahrung wird sie auf immer für jedes Glück unempfindlich machen. Du kennst sie nicht. So leichtherzig und kindlich sie noch scheint — sie ist innerlich völlig erwachsen und ihr Gefühl für dich keine Backfischgrille. Nur wenn ein äußeres Hindernis sie von dir trennt, kann sie endlich auf dieses erträumte Glück verzichten lernen.

Ludwig. Was meinst du?

Felix. Nun, einfach: das sogenannte Gottesurteil. Wir brechen einen Zank vom Zaune, natürlich vor Zeugen — ich werfe dir eine tödliche Beleidigung ins Gesicht — wir schießen uns, und wer auch von uns fällt, die Heirat wird unmöglich.

Ludwig. Unmöglich, jawohl — dies Gottesurteil.

Felix. Ist der Bräutigam tot, wird die Braut eine Weile, vielleicht

ein paar Jahre um ihn trauern, bis sie für Trost empfänglich wird. Und wenn der **Bruder** durch die Hand des Verlobten gefallen ist — an diese Hand kann die Schwester unmöglich den Trauring stecken.

Ludwig. Sehr sinnreich — für einen Roman der schlechten Sorte. Oder kannst du nur einen Augenblick glauben, wir beide könnten — ich den Bruder niederschießen, nachdem ich die Schwester unglücklich gemacht, oder dich an mir zum Mörder werden lassen? —

Felix. Mörder?

Ludwig. Denn ein Mord wär's doch, auf einen Wehrlosen zu zielen, der sich mit herabhängenden Armen deiner Kugel preisgäbe. Nein, Teuerster, es gibt im schlimmsten Fall noch ein unverfänglicheres „äußeres" Mittel, das Lügennetz, in das ich mich eingesponnen, zu zerreißen!

Felix. Selbstmord? Und sie würde nicht sofort argwöhnen, du seiest aus der Welt gegangen, um **ihr** zu entrinnen? Ein **glücklich** Liebender schießt sich keine Kugel vor den Kopf.

Ludwig. Das wäre **meine** Sorge, jedem Verdacht vorzubeugen. Kann man nicht beim Baden verunglücken? Wäre ich der erste Baumeister, der von einem vier Stock hohen Gerüst gefallen ist? (bitter) So in seinem Beruf zu sterben, hätte sogar noch einen gewissen Reiz.

Felix. Und du wolltest dein Leben, deine Zukunft opfern, Hoffnungen, die deine Mutter, deine Freunde auf dich gesetzt haben? Unmöglich!

Ludwig (vor sich hin brütend). Und doch, so wird's kommen müssen!

Sechste Szene.

Vorige. Marlene (durch die Mitte, in Hut und Mäntelchen).

Marlene (sehr heiter). Guten Morgen, Brüderchen! (umarmt ihn.) Nun, du hast ordentlich ausgeschlafen, das muß ich sagen. Und schönen guten Tag, Herr Professor! (macht Ludwig einen lustigen Knix) Aber was habt ihr denn? Habt ihr euch gezankt? Ihr macht ja Mienen wie zwei Todfeinde.

Felix (sacht gezwungen). Guten Morgen, Kind! Gezankt? Wo denkst du hin! Nur ein Disput über allerlei Kunstfragen — da werden wir gleich hitzig bei der geringsten Meinungsverschiedenheit.

Marlene (legt ihre Sachen ab). Wenn's weiter nichts ist! Aber auch damit sollt ihr euch den schönen Morgen nicht verderben, der gerade so schön ist, wie sich's für einen Tag gebührt, der solch einen Abend haben soll! (wirft sich aufs Sofa, blickt in seliger Träumerei vor sich hin.) Oh, Königin, das Leben ist doch schön!

(Pause.)

Ludwig (gepreßt). Du warst in der Klavierstunde?

Marlene. Ja, das war ich, aber nicht lang'; das Geld für diese Stunde war aus dem Fenster geworfen. Der arme Mozart — seine schöne Sonate klang wie ein Gassenhauer gegen die Musik in mir — bei jedem dritten Takt kam ich aus dem Konzept — Madame Zimmermann,

die ja nicht eingeweiht ist, korrigierte in einem fort, bis ich endlich aufsprang und Kopfweh vorschützte. Na, morgen, wenn sie die Anzeige bekommt, wird sie versteh'n, wo ich meinen Kopf hatte. Und dann bin ich durch die Stadt gegangen, ich hatte so wichtige Geschäfte — die wichtigsten in meinem ganzen siebzehnjährigen Leben.

Ludwig. Was hattest du zu besorgen?

Marlene (steht auf). Zuerst — da sieh! (zieht ein Schächtelchen hervor.) Aber nein, du sollst's noch nicht sehen. Beim Juwelier war ich, der meinen Verlobungsring, den mit dem Rubin von der Großmama, weiter machen sollte — für deinen dicken Finger, und das Datum hineingravieren.

Ludwig (zerstreut). Gib!

Marlene (steckt das Schächtelchen wieder ein). Nein, nein, erst heute abend, ganz feierlich vor den Verlobungszeugen. Auch deinen, den du mir geschenkt hast, steck' ich dann erst an. Denn ich bin abergläubisch; ich fürchte, es käme dann noch was dazwischen. Und wie ich weiterging, die Kaiserstraße hinunter, kam ich an die Konditorei, wo die Torte für heute abend bestellt ist. Und da fuhr mir's durch den Kopf, noch ein Monogramm darauf setzen zu lassen — ich sagte, es sei zu meinem Geburtstag — war's denn auch gelogen? Komm' ich nicht jetzt erst auf die Welt? (nickt ihm zärtlich zu.) Und da hab' ich gesagt, sie sollen auf einem Schildchen in der Mitte ein M. und ein L. in Zuckerguß anbringen. Sie glaubten, es bedeute meinen Namen, Marlene Leonhardt (lacht), es heißt aber „Marlene — Ludwig", oder noch richtiger (ihm ins Ohr flüsternd) „Mein Liebster"! Hab' ich das nicht fein angestellt?

Felix (ergreift ihre Hände, sieht ihr innig und traurig ins Gesicht). Mein liebstes, einziges Schwesterherz, du verdientest — (bricht ab, die Rührung übermannt ihn.)

Marlene. Was ich verdiente, weiß ich nicht. Du aber verdientest, daß ich dir ernstlich böse würde. Was bedeuten diese Trauermienen, diese Seufzer an meinem Freudentage? Bist du am Ende auch verliebt, etwa in eine schwarzbraune Römerin, die du nicht hast mitnehmen können, und beneidest mir mein Glück? (plötzlich verwandelt) Ach, aber du hast Recht: es ist auch etwas furchtbar Ernstes um das Glück. Wie wenige erlangen es, auch die's am meisten verdienen! War denn unsre Mutter glücklich, die's doch wahrhaftig vor tausend andern verdiente? Und wenn ich denke, was ich neben ihr für ein unvollkommenes, unreifes, unbedeutendes Geschöpf bin, und gerade mit mir sollte der liebe Gott es so überschwänglich gut meinen — da überfällt mich eine so furchtbare Angst — es könne nicht sein, es sei nur ein schöner Traum gewesen und ich würde bald genug daraus erwachen und dann mein Leben lang — ich bin vielleicht kindisch — ihr liebt mich ja — und ist das nicht das Höchste? Das freilich — wenn mir das je genommen würde, dann wäre alles Glück eine Lüge und das Leben nicht mehr der Mühe wert, und ich

müßte Gott bitten, mich zu sich zu rufen, eh' ich an seiner Güte verzweifelte! (steht, den Kopf auf die Brust gesenkt, in Sinnen verloren.)

Felix (tief erschüttert, will ihre Hand fassen). Marlene — meine einzige Schwester —

Marlene (blickt auf, wehrt ihn sanft ab). Verzeiht — es überkam mich so. Heute abend sollt ihr ein frohes Gesicht sehn. (wendet sich und geht langsam in ihr Zimmer.)

Siebente Szene.

Felix und Ludwig.

Felix (ihr nachblickend). Und dies Engelsherz soll um seine liebsten Hoffnungen betrogen werden! (wirft sich auf das Sofa, starrt vor sich hin.)

Ludwig (ist nach dem Fenster gegangen, sieht einen Augenblick hinaus, kehrt dann wie nach einem plötzlichen Entschluß langsam zu Felix zurück). Wenn sie verliert, was sie gehofft hat, — der Glaube an uns — an mich und meine Liebe soll ihr gerettet werden.

Felix (bitter). Gerettet?

Ludwig. Ja, Felix, mir ist ein rettender Gedanke gekommen. Ich habe dir noch nicht gesagt, daß sie mich in Karlsruhe am liebsten schon für das Sommersemester hätten. Zwei Fächer sind durch den Tod meines Vorgängers verwaist, und was ich hier lesen wollte, darin kann Siemering mich vertreten, für den ich ja im vorigen Winter so lange eingesprungen bin. Unser alter Rektor, aus Konnivenz gegen Karlsruhe, wird mich gewiß freigeben, wenn's ihm dringend gemacht wird. So kann ich sogleich — vielleicht schon übermorgen, mein Zelt hier abbrechen und der Qual entrinnen, diese entsetzliche Komödie fortzuspielen.

Felix. Ein armseliger Aufschub! Zuletzt mußt du doch Farbe bekennen, und nichts ist gewonnen, als daß ihr ein paar Monate später das Herz brechen wird.

Ludwig. Höre nur weiter. Wenn ich fern bin, ihr nicht dabei ins Gesicht sehen muß, werde ich den Mut haben, mit einer zweiten frommen Lüge die erste aus der Welt zu schaffen. Ich werde ihr schreiben, daß in meiner mütterlichen Familie der Irrsinn erblich sei, von den Großeltern auf die Enkel überspringe — es ist sogar etwas daran. Ein entfernter Onkel meiner Mutter hat durch einen Bankerott sein Vermögen und seinen Verstand verloren. Daß ich mit dieser erblichen Belastung gewissenlos handeln würde, zu heiraten und das Unheil fortzupflanzen — wird sie das nicht einsehn, sich dann nicht auch erklären, warum ich als Bräutigam so schwermütig und zurückhaltend war, und endlich sich damit beruhigen?

Felix. Es klingt sehr plausibel. Und doch — etwas in mir spricht dagegen. Eine neue Lüge!

Ludwig. Weißt du einen Ausweg aus diesem Irrsal, den die Wahrheit uns öffnete? — Du weißt keinen.

Felix. Und wenn du später eine andere heiratest und sie dann erkennt, daß es dir nicht ernst war mit diesem Vorwand? —

Ludwig (sehr ernst). Das wird nie geschehn! Für das, was ich verschuldet habe, werde ich die Buße auf mich nehmen, lebenslang einsam zu bleiben.

(Man hört in Marlenes Zimmer ein leises Vorspiel auf dem Klavier, dann ihre Stimme singen):

Ihr, die ihr Triebe
des Herzens kennt,
Sagt, ist es Liebe,
Was hier so brennt?

Felix (sinkt in das Sofa zurück und schlägt die Hände mit unterdrücktem Schluchzen vors Gesicht.)

Ludwig (neben ihm stehend, legt ihm die Hand auf die Schulter). Mein armer Freund!

Vorhang fällt.

(Schluß folgt.)





Marie Eugenie delle Grazie.

Von

Dr. Oskar Wilda.

— Breslau. —

Das Wort, daß das Genie kein Geschlecht habe, ist beträchtlich älter, als seine tatsächliche praktische Anerkennung; und noch heute ist es um diese recht zweifelhaft insofern bestellt, als man eine Inferiorität des weiblichen Geschlechtes im allgemeinen und — worauf es uns hier ankommt — im besonderen in künstlerischer Hinsicht noch immer laut oder stillschweigend als selbstverständlich und als in unumstößlichen Naturgesetzen begründet voraussetzt. Zwar hat das künstlerische und namentlich das dichterische Schaffen der Frauenwelt, auf das man früher — abgesehen von einigen ganz vereinzelten Ausnahmeerscheinungen — mit berechtigter Geringschätzung herabblickte, mit der zunehmenden Emanzipation des Weibes und seiner ausgedehnteren aktiven Beteiligung an dem geistigen Leben einen Aufschwung genommen und Leistungen gezeitigt, die zur Bewunderung zwangen, mit denen man sich ernsthaft auseinanderzusetzen hatte. Aber die Höherstellung des künstlerisch sich betätigenden Weibes ging doch nicht bis zu einer völligen Gleichstellung mit dem Mann, dem man allein das Genie, die höchste schöpferische Kraft vorbehalten wissen wollte. Man erkannte das Talent der Frau als ein geschlechtlich bedingtes an, und indem man einräumte, daß sie auf einem Gebiete Besonderes zu bieten vermöge, nämlich dem der Offenbarungen des weiblichen Seelenlebens, zog man ihr zugleich Grenzen, die man für das Genie als nicht existierend erachtete, wie man denn auch Dichtern wie Goethe und Grillparzer eine von keiner Frau erreichte Kenntnis der Weibpsyche nachrühmte. Man vergaß dabei, daß die moderne Frau noch ein Übergangstypus ist, daß ihre völlige geistige Befreiung noch so jungen Datums ist, daß

sie noch nicht volle Früchte hat tragen können. Aber wie der künstlerische Abstand zwischen den beiden Geschlechtern sich mit dem Aufsteigen des Weibes bereits wesentlich verringert hat, so wird er voraussichtlich sich weiter bis zu völligem Ausgleich mindern. Schon heute gibt es Frauen, die die Männer auf ihrem eigensten Gebiete schlagen, die in ihren künstlerischen Objekten wie in deren Gestaltung alle Eigenschaften männlichen Geistes und männlicher Kraft zeigen und doch zugleich die Vorzüge ihres Geschlechtes so unzweideutig damit verbinden, daß es Widersinn wäre, in ihnen Monstrositäten, geschlechtliche Anomalien zu erblicken, wie sie die Natur in grausam spielender Laune zuweilen zu schaffen liebt. Frauen wie Clara Viebig, die Schöpferin der „Wacht am Rhein" und des Ostmarkenromans „Das schlafende Heer", und Marie Eugenie delle Grazie, die Dichterin des gewaltigsten Epos der letzten Jahrzehnte, des „Robespierre", zeugen dafür, daß dem Genie der Frau so wenig Grenzen gezogen sind, wie dem des Mannes. Die österreichische Dichterin, die in ihren Schöpfungen männliche Kühnheit und Schärfe des Denkens und männliche Kraft der Phantasie und des Gestaltens mit der Wärme, Tiefe und Zartheit weiblichen Empfindens harmonisch vermählt, zeigt auch die Expansionsfähigkeit des weiblichen Geistes in der Universalität ihres dichterischen Schaffens; hat sie doch in allen Kunstgattungen, in der Lyrik, der Epik, dem Drama, der Novellistik sich als eine Vollblutdichterin bewährt, der wir auf allen Gebieten Meisterwerke von bleibendem Werte verdanken.

Die eigenartige Blutmischung erklärt neben den Einflüssen der Umgebung und Erziehung zum Teil das Genie der Dichterin, den Reichtum und die Vielseitigkeit ihrer Begabung, die Verschmelzung widersprechender Eigenheiten in ihrem Naturell.

Marie Eugenie delle Grazie, die am 14. August 1864 in Weißenkirchen in Ungarn als Tochter des Bergwerkdirektors Cäsar delle Grazie geboren wurde, entstammt väterlicherseits einer bis ins 13. Jahrhundert zurückreichenden venetianischen Familie; ihre Mutter, die Tochter eines Norddeutschen, eines Hamburgers, hatte von großmütterlicher Seite her französisches Blut in den Adern. Die Dichterin selbst singt von dem Erbe der Vergangenheit in ihrem Wesen:

Araber, Gallier, Römer und Barbaren
Und der Normannen sturmgebräunte Scharen,
Der Trotz des Nordens und des Südens Glut
Begegnen brünstig sich in meinem Blut,
Und Ahnen nenn' ich sie, die Herrscher waren,
Und schnellt ihr Kind auch nur des Liebes Pfeil,
Er trifft und klingt und bringt mir Ruhm und Heil,
Und ihren Kranz trag' ich in meinen Haaren!

So hat die Dichterin, die ihre ersten Kindheitsjahre in Ungarn inmitten einer großartigen Natur, die späteren nach dem Tode des Vaters

in Wien verlebte und in reiferem Alter in Italien unauslöschliche Eindrücke empfing, von verschiedenen Nationen jene Elemente empfangen, auf deren Verschmelzung ihre Eigenart beruht. „Italien gab ihr," so sagt Bernhard Münz, „seinen Formsinn, Ungarn seine melancholisch-unruhige Romantik, Frankreich seinen Esprit, Deutschland seinen Ernst und seine Tiefgründigkeit." — Und man kann ferner sagen, daß drei Mächte an der Seele der Dichterin, da sie noch in der nachgiebigen Empfänglichkeit des Kindesalters stand, gebildet haben: Geschichte, Natur und — Wien. Die ersten beiden, wie sie ihr zunächst in der Überlieferung ihrer Familie, in den landschaftlichen Bildern ihrer Heimat entgegentraten, haben ihr den Zug zum Großen, Erhabenen, den wir bei einer Frau mit erhöhtem Staunen bewundern und der die Achtzehn- und Zwanzigjährige zu Vorwürfen wie „Saul" und „Robespierre" führte, gegeben; Wien — das für sie nicht das weiche Capua des Geistes war — gab ihr zu der Schwungkraft der Phantasie, die die Fernen beflügelt durchmißt, zu dem Blick, dem sich weite Perspektiven erschließen, den Sinn für die nahe Realität, die bittere Lebenserfahrung, die Kenntnis der Gesellschaft, deren das höhere Menschentum und die Rechte der Natur nichtachtende und befehdende Konvention sie mit dem Trotz des Rebellen empfand und in ihren Schöpfungen mit Haß und Hohn überschüttet hat.*)

* * *

Ihre ersten lyrischen Poesien hat die Dichterin ihrer eigenen Angabe nach im zwölften Lebensjahre geschaffen, ihre erste der Öffentlichkeit übergebene Erzählung „Die Zigeunerin" entstammt, wenn die Behauptung ihres Biographen Bernhard Münz der Wahrheit entspricht, was ich allerdings zu bezweifeln wage und jedenfalls nicht für die jetzt vorliegende Fassung für möglich erachte — dem vierzehnten Lebensjahre der Dichterin, die in einer autobiographischen Skizze nur von dem Erscheinen der Novelle im Jahre 1885, also im 21. Lebensjahre der Verfasserin redet. Wäre jedoch die Angabe Münz' zutreffend, dann gäbe es freilich für eine derartige Frühreife, für eine so zeitig entwickelte Kraft der Anschauung und Sicherheit der Darstellung, für eine bei einem so blutjungen Anfänger so ungewöhnliche Beherrschung der Sprache und der künstlerischen Technik kein genügend starkes Wort der staunen-

---

*) Eine Ausgabe der „Sämtlichen Werke" von M. E. delle Grazie ist in 9 Bänden im Verlage von Breitkopf & Härtel (Leipzig 1903—1906) erschienen. Im gleichen Verlage erschien vor kurzem „Ver sacrum", Drama in 3 Akten (2. Aufl. 1906). — Eine Biographie der Dichterin veröffentlichte Bernhard Münz unter dem Titel: „Marie Eugenie delle Grazie als Dichterin und Denkerin", Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1902.

den Bewunderung. Im übrigen aber muß man das Lob, das Münz und andere gerade dieser Erzählung spenden, die im Vergleich zu den andern ungarischen Geschichten in dem Bande „Theiß und Donau“ durchaus den Eindruck eines Jugendwerkes macht, für reichlich überschwenglich erklären. Die Erfindung, die der genannte Biograph als „ungewöhnlich“ rühmt, ist durchaus nicht bedeutend. Die Liebe einer Zigeunerin, die sich dem ungarischen Dorf-Don Juan, dem Sohn des Stuhlrichters hingibt, als Betrogene und Verlassene blutige Rache nimmt, indem sie den Verführer in der Hochzeitsnacht an der Seite seiner jungen Gattin erdolcht und sich dann selbst den Tod gibt, bildet den keineswegs „ungewöhnlichen“, vielmehr recht herkömmlichen Inhalt der Novelle, deren wilde, grell beleuchtete Katastrophe über die Wirkung einer effektvollen blutigen Opernszene nicht hinausgeht, wie denn überhaupt diese Erzählung mit ihrer Zigeunerromantik ursprünglich eigene Anschauung und Kenntnis eines eigenartigen volkstümlichen Lebens mit überkommenen theatralischen Elementen und lebendiges Naturgefühl mit dem Hang zu dekorativer Malerei verquickt. Die Erzählung ist interessanter als Kulturbild, denn als Novelle. Das Eigenartige der Schöpfung gehört dem ersteren, nicht der novellistischen Erfindung an. Diese Welt der durch die Pußten Ungarns wandernden Zigeuner, der Betjaren, Panduren und ebenso würdigen wie — zugänglichen Dorfrichter ist in einem lebendigen, bewegten, eindrucksvollen Bilde festgehalten, in dem einiges wohl aus zweiter Hand ist und hie und da die Wirklichkeit ins Wirksame retouchiert ist, aber auch Züge von überzeugender Echtheit unser Interesse wecken.

Von ganz anderem Wuchse als die „Zigeunerin“ ist jedoch der „Rebell“. Hier steht die Erzählerin auf der Höhe ihres Könnens und auf einer weit höheren Stufe der Erkenntnis der sozialen Gegensätze wie der seelischen Vorgänge und ihrer Zusammenhänge. Auch Lajos, der Zigeuner, hat, wie seine Stammesgenossin Dora, die Heldin der vorbesprochenen Erzählung, die Zerstörung seines Liebesglückes durch Herrenwillkür zu rächen. Aber Lajos, der nicht nur Instinktmensch ist, sondern eine philosophisch angelegte Natur, nimmt eine feinere Rache. An einem heißen Tage findet er den Gutsherrn am Ufer der Theiß entschlummert. Er legt seine treue Begleiterin, die Fiedel, nieder und greift zur Jagdflinte des Schlafenden. Als dieser plötzlich erwacht und sich erhebt, sieht er den Feind vor sich stehen, das Gewehr schußbereit auf ihn richtend. Da wird der Hochfahrende bleich bis in die Lippen, seine Knie schlottern, als hätte er das Donaufieber bekommen, und auf einmal reißt er den Hut herunter und grüßt tief, ganz tief, mit blödem Lächeln. Seitdem grüßt der Gutsherr, der den Augenblick seiner Schwäche sorglich verbirgt, den einzigen Mitwisser seiner Schmach bei jeder Begegnung, ob auch mit heimlicher Erbitterung. Dafür bringt

er den Gefürchteten in den Ruf eines Rebellen. Mit feiner Kontrastierung stellt die Dichterin neben diese starke Persönlichkeit, in der der Adel des freigeborenen Menschen über die Niedrigkeit der sozialen Stellung triumphiert und die in der Hülle des Knechtes die wahre Herrenseele birgt, den Sklaven mit dem Empörertrotze, den Kutscher Bándi, der seinem Herrn mit verbissenem Hassen und dräuendem Grollen dient. Und zu den beiden gesellt sich der im behaglichen Genusse eines gesicherten Heims und unter der überlegenen Führung einer klug waltenden Frau zahm gewordene Freiheitsheld, der ehemalige Honved aus der „Zrinyischar", der im Herrendienst sich wohl fühlt und den Willen des Brotherrn, von dem sein Wohl und Wehe abhängt, und den seiner Hausfrau pflichtgemäß respektiert. Gegen beide wie auch gegen den jungen Edelmann erscheint Lajos als der wahrhaft freie Mensch, auf den im Verhältnis zu Bándi das Wort Schillers geprägt ist: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht."

In stiller Mondnacht, in der die Unendlichkeit der Pußta träumt, erzählt der Rebell selbst der Gefährtin des Edelmanns, mit der ihn gemeinsame Jugenderinnerungen verknüpfen, seine Geschichte. Diese Icherzählung ist vortrefflich eingekleidet und motiviert und in allen ihren Phasen, auch dort, wo der einfache braune Landstreicher zum Philosophen sich erhebt, von glaubhafter Natürlichkeit, und von einem stillen, inneren, nicht äußerlich lautem Pathos beseelt. Und auch in dieser Geschichte ist mit berückender Stimmungsmacht der Zauber der ungarischen Landschaft und in markanten Typen ein Stück ungarischen Volkslebens gezeichnet. — Ein anderes Stück, und zwar in humoristisch-satirischer Beleuchtung, zeigt die die Macht des Aberglaubens illustrierende lustige Geschichte von „Pozi", dem zum Schreckgespenst dreier Gemeinden sich entwickelnden Büffel, die uns in ein gemütliches Milieu führt, wo Menschen, Büffel, Schweine und Stuhlrichter so nahe aneinderhausen, sich ewig im Wege stehen, und doch voneinander nicht lassen können.

Wenn der große Zug, die bis zum Gewaltsamen gehende Kraft, die Unerschrockenheit, mit der delle Grazie in die finsteren Abgründe des Daseins und der Seele blickt, und die rebellische Auflehnung uns als eine Verleugnung des Geschlechtes erscheinen, dem die Dichterin angehört, so zeigt sie doch andererseits, daß ihr auch jenes besondere Gebiet, das der künstlerisch schaffenden Frau eigenste Domäne ist, nämlich die Enthüllung der Weibpsyche, nicht verschlossen ist. Mehr noch als in den weiblichen Gestalten ihrer epischen und dramatischen Dichtungen tritt dies zutage in den Novellen, in denen sie sich mit dem Hauptproblem aller Dichtung, insbesondere der Frauendichtung, mit der erotischen Leidenschaft auseinandersetzt. In zwei Bänden, denen sie den Titel „Liebe" (1904), gegeben hat, beleuchtet sie ihre verschiedenartigen

Erscheinungsformen und Wirkungen. Sie schildert das zarte Keimen und Erwachen der Jugendliebe in „Erste Liebe" und „Knospen", von denen die erstere offenbar das eigene Erlebnis der Dichterin ist, deren erster scheuer Herzenslaut im Grunde nichts anderes ist als der drängende Sehnsuchtsruf nach der Poesie und für die die mit Enttäuschung endende erste Liebe nichts anderes bedeutet, als eine Puppenhülle, aus welcher der Falter Ehrgeiz herausschlüpft. In „Knospen" und in „Volkslied" versetzt uns die Dichterin wieder in das Milieu ihrer ungarischen Geschichten, unter Zigeuner und Walachen. Jene schildert auf dem Hintergrunde einer mit dem Zauber märchenhaften Stimmungsbannes fesselnden Naturszenerie das Erwachen der Kindesseele mit zarter Innigkeit, nicht ohne freilich den erstrebten Eindruck der kindlichen Naivetät und des schlichten unbewußten Gefühls durch einen falschen Ton zu trüben. Wie so häufig bei unserer Dichterin stellt sich ihr zur unrechten Zeit die große Geste und das große Wort ein; und den Naturlaut echten Empfindens ersetzt die klingende pathetische Phrase. Das Wort: „So muß es sein, wenn man stirbt," wirkt z. B. durchaus nicht kindlich gedacht. Das „Volkslied", das die zerstörende Gewalt der sich in Trotz und Eifersucht selbst zerfleischenden Liebe darstellt, ist voll von jener poetischen Melancholie, die aus manchem Volksliede und hier aus den mitgeteilten Versen so rührend zu unserer Seele spricht:

Abend wird's, — die Sterne fallen —
Aus weißem Haus flackert die Kerze rot,
Blumen sind über das Bett geworfen —
Des Hauses schöne braune Tochter ist tot.

Von der kraftvollen, reflexionslosen Leidenschaft der primitiven Naturmenschen schreitet die Dichterin zu der komplizierten erotischen Empfindung der intellektuell und ethisch verfeinerten oder, wenn man will, belasteten Naturen vor. Die Heldin von „Ihre Sünde" sühnt ihr einmaliges ehebrecherisches Vergehen, indem sie dem geliebten Mann, der in freudloser Ehe lebt, entsagt und, als ihn ihr Verweigern in den Tod getrieben, seines Kindes sich annimmt; in „Seele" hat die Dichterin entsagungsvolle und durch keine herabziehende Realität befleckte Liebe geschildert, die in der Erinnerung an ein Glück lebt, dem der Tod die letzte Erfüllung verwehrt hat, um dem Gefühl des einsam zurückgebliebenen Mädchens für immer die Weihe einer reinen bräutlichen Empfindung zu lassen. Von der verbrecherischen Leidenschaft, die den Mann zugrunde richtet, während das in der Stärke ihrer Liebe sich gerechtfertigt fühlende Weib sich behauptet, handelt die historische auf italienischem Boden spielende Novelle „Licht", in der die wilde, skrupellose Lebenskraft einer gewaltsamen Zeit schäumt; und das Weib, das sich seines Mutterglücks beraubt hat, um es nachher mit qualvoller Sehnsucht zu begehren und auf dem Totenbette erst mit bitterem Ringen

zu erkämpfen, zeigt uns die später zum Drama umgestaltete Novelle „Mutter“.

Die Perle dieser Novellen aber ist die umfangreichste dieser Sammlung: „Maria Soltis“, in der die Kunst der Seelenschilderung, der Stimmungsmalerei und die stilistische Formgebung eine Vollendung erreicht haben, die diese Schöpfung den ersten Meisterwerken ihrer Kunstgattung anreiht. Die Darstellung dieses Liebesdramas, in welchem die durch den elenden Klatsch der Gesellschaft angefachte, durch einen unglücklichen täuschenden Zufall gestärkte Eifersucht des Mannes und der harte Stolz der beleidigten Jungfrau das Glück eines Paares zerstören und der von Reue erfaßte Mann einem seelenzerrüttenden Wahnleben verfällt, in dem er sich von dem ihm erscheinenden Bilde der Verstorbenen nicht mehr befreien kann und mag, ist von um so ergreifenderer Wirkung, als die Dichterin sie durch den Mund des unglücklichen, mit den Schatten des nahen Wahnsinns kämpfenden Mannes gibt und dabei die Form der Icherzählung mit überlegener Kunst handhabt und psychologisch ausnutzt.

Freier spielt die Phantasie der Dichterin in dem Geschichtenbande „Vom Wege“ (1903). Auch hier finden sich freilich einige ernste, schwere Erzählungen, in denen die Dichterin öfter behandelte Motive wieder aufnimmt und ihrem tief in persönlichen Erfahrungen wurzelnden Abscheu vor der gedankenlosen oder berechneten Bosheit und sittlichen Niedrigkeit der Gesellschaft Luft macht. Solche Erzählungen sind „Akt“ und „Höhenrausch“, in denen sie der kläglichen, über die eigene ethische Minderwertigkeit sich täuschenden Korrektheit und einer verkümmerten heuchlerischen Moral die Selbstherrlichkeit des freien starken Individuums entgegensetzt. Das gleiche Thema, aber in freierer künstlerischer Gestaltung, in der die polemische Absichtlichkeit zurücktritt, klingt an in „Weihe“, einem der schönsten Stücke des Buches. Hier entreißt ein im Anblick eines Liebesglückes zum Weibe reifendes Kind der Gemeinheit der Welt das Opfer ihres Besudelungseifers, der sich an eine Tote wagt. Um so wohltuender berührt nach dieser Bitterkeit, von der das volle Herz der Dichterin allzu bereitwillig überfließt, die weiche Gemütswärme, die sinnige Nachdenklichkeit, der launige Humor und die heitere Freiheit einer die Realität zur gleichnisreichen Traum- und Märchenwelt gestaltenden Phantasie. Ein paar reizende Ehegeschichten, in denen Wirklichkeit und Traumvision beziehungsreich ineinander fließen, sind „Von zwei Seelchen, und wie sie zu einander kamen“, und „Christbaumschmuck“, wo der Wiener Krampus als Vertreter des anmaßenden gesunden Menschenverstandes vom Weihnachtsengel gründlich abgeführt und überwunden wird. Eine witzige und zugleich stimmungsvolle Kirchhofsphantasie ist „Alt-Wien“. Wie „das Fieber dichtet“ lehrt die launige Dichtung vom

„Schmetterling“, die zugleich den Beweis liefert, daß der nervus rerum die andern Nerven beim Schriftsteller zu besiegen vermag. Dann wieder einige Stücke, in denen die Denkerin aus einfachen Vorgängen und Begegnungen ihre ernste Lebensphilosophie herausspinnt, aber zugleich in das Gold der poetischen Stimmung taucht, wie in den Bildern „Von der Landstraße“, in „Hesperis tristis“. Von den übrigen Erzählungen und Märchen seien noch die schlicht-rührende „Geschichte einer Magd“, die, betrogen, ihr Liebesweh in den Fluten der Donau begräbt, und die prächtige Hundegeschichte „Borl“ hervorgehoben.

Als Dramatikerin debütierte Eugenie delle Grazie mit einer biblischen Tragödie: dem „Saul“ (1884), der Heinrich Laubes Interesse erregte und der einundzwanzigjährigen Dichterin den Preis der Fröhlich-Stiftung unter 68 Bewerbern eintrug. Die dichterische Größe und Originalität der Schöpferin des „Saul“ empfinden wir hier mehr in der Tiefe der Intention, als in ihrer Ausführung, mehr in der Eigenart der Auffassung des Problems und der historischen Gestalt, in der es sich darbietet, als in seiner Lösung, mehr in dem erkennbaren Ziele, dem die Dichterin zustrebt, als in den Mitteln, die sie zu seiner Erreichung wählt, oder auf die sie in dem frühen Stadium ihrer künstlerischen Entwicklung angewiesen war. — Delle Grazie sah in der Geschichte Sauls nicht nur wie ihre Vorgänger ein Königsdrama, nicht nur den uralten Kampf zwischen Staat und Kirche, Herrschergewalt und Priesteranmaßung. Saul steht nicht nur als der höchste Vertreter der weltlichen Macht im Kampfe gegen die geistliche, sondern zugleich als der Verkünder einer höheren Gottesidee. Er stellt sich der Priesterkaste nicht nur als König, sondern auch als Priester entgegen. Der Gott der Rache, den jene verkündet, der eifrige, zürnende, vergeltende Adonai, ist nicht sein Gott: er sucht und fühlt in ihm den Geist der Liebe.

Durch diese Erweiterung und Vertiefung des Problems mußte die Gestalt Sauls an tragischer Größe und menschlichem Interesse bedeutend gewinnen, aber leider überstieg die Kühnheit der Absicht die noch jugendlich unsichere Gestaltungskraft. Die Synthese von König und Priester in der Persönlichkeit Sauls ist der Dichterin nicht voll gelungen; das religiöse Motiv in inniger Verschmelzung mit dem politischen zum bewegenden Faktor der Handlung, der äußeren, wie der in Sauls Seele sich vollziehenden inneren, zu machen, hat sie nicht vermocht. Daß der „Geist der Liebe“, den Saul verkündet, sich ihm im Weibe offenbart, färbt das religiöse Motiv ins Erotische um und drückt die Gestalt des Helden herab. Dieser König, der trotz seiner großen und starken Worte doch nicht für sein religiöses Ideal, für seinen Gott und sein Volk, dem er ihn schenken sollte, auch nur in bedingtem Maße um das Recht des Herrschers, sondern gegen

Priester und gegen seine eigene Tochter für sein allerpersönlichstes Glück, das er in den Armen eines heidnischen Weibes findet, bis zur Selbstvernichtung kämpft, besitzt nicht die seelische und sittliche Größe, die er nach den Absichten der Dichterin haben soll, und die seinen Sturz tragisch gestalten würde. Mit allen ihren Schwächen jedoch, zu denen auch die psychologisch ungenügende Motivierung der Handlungsweise von Sauls Tochter gehört, ist die Tragödie, deren geschlossener Aufbau von einer überraschenden Beherrschung der bühnengemäßen dramatischen Form zeugt, eine interessante Schöpfung und in einzelnen Szenen von macht-voller, theatralischen Effekt mit seelischer Gewalt verbindender Wirkung.

Zwischen ihrem ersten und zweiten Drama liegt ein Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten; zwischen beiden ragt das Kolossalwerk ihres Robespierre, dessen gigantischer Schatten auch die bedeutendsten ihrer übrigen Schöpfungen aus dem Gesichte der Nachwelt verdrängen wird. Die jugendliche Dichterin hatte das biblisch-historische Thema einer entlegenen, die Phantasie reizenden Vergangenheit angezogen, die gereifte Frau und Künstlerin war ergriffen von dem gärenden Leben, den Tendenzen der Gegenwart. Sie folgte indes keineswegs, wie andere auf Modernität Anspruch machende Poeten, der herrschenden literarischen Mode, als sie mit ihrem zweiten Bühnenwerke „Schlagende Wetter“ (1900) sich dem sozialen Drama zuwandte; und auch das damals ungewöhnliche Milieu des Schauspiels, dessen Katastrophe in dem von giftigen, in vernichtender Explosion sich entladenden Gasen erfüllten Schachte eines Bergwerks erfolgt, verdankt nicht einer effekt-bedachten Originalitätssucht seine Wahl, sondern lag der Dichterin, der Tochter eines Bergwerkdirektors, aus Jugendeindrücken nahe. In den in ihren autobiographischen Mitteilungen wiedergegebenen Kindheits-erlebnissen, die frühzeitig das soziale Empfinden in ihr weckten, finden wir die Keime, aus denen das Drama erwachsen ist, und wir finden hier auch schon die Erklärung für die Stellung, die die Dichterin dem sozialen Problem gegenüber in ihrer Schöpfung einnahm. Es macht uns die Objektivität, mit der sie es behandelt, begreiflich. Das Verhältnis der Unternehmer zu ihren Arbeitern wird hier unbefangener, von höherer Warte aus betrachtet, als in Hauptmanns „Webern“, die man als Vor-bild für das Werk der delle Grazie vermuten dürfte, und die auch gewiß anregend auf die österreichische Dichterin gewirkt haben, aber im letzten Grunde höchstens die Loslösung einer bereits im stillen ge-reiften Frucht, die auf eignem Boden gewachsen war, beschleunigten. In den „Schlagenden Wettern“ wird keine anormale Arbeitslage voraus-gesetzt, und der Bergwerksbesitzer Liebmann ist kein profitgieriger, kalt-herziger Leuteschinder, der aus den Hungerlöhnen der Ärmsten Gold münzt und völlig fremd und verständnislos hoch über der dunklen Welt seiner Untergebenen dahinwandelt. Steht er ihnen doch selbst

durch seine Frau, die Enkelin des alten starren Häuers, nahe, den er, die Schuld seines Vaters zu sühnen bemüht, zu versöhnen keine Mühe scheut. Aber der vom Unglück hart geschmiedete Alte, der den Tod des im Schacht gebliebenen Sohnes nicht verwinden kann und der älteren Enkelin, die die Gattin des jungen Bergwerksbesitzers geworden, grollt, weist alle Annäherungsversuche des Brotherrn mit unbeugsamer Schroffheit zurück. Und als er, der jüngeren Enkeltochter zuliebe, deren Hinsiechen er mit zitterndem Bangen zuschaut, schließlich die dargebotene Wohltat entgegenzunehmen bereit ist, führt die Forderung des Besitzers, daß ein Teil der Bergleute in den als Giftschacht gefürchteten Josephschacht einfahren soll, den völligen Bruch zwischen den beiden hartköpfigen Männern und den schwersten Konflikt zwischen dem Unternehmer, den die gewünschte Ausnutzung einer geschäftlichen Konjunktur auf seinem Vorhaben bestehen läßt, und den zum Streik entschlossenen Bergarbeitern herbei. Liebmann ist ein von seinem guten Rechte und von der Torheit der Leute überzeugter Geschäftsmann, aber kein Bösewicht, der des Gewinns wegen kaltblütig das Leben der Untergebenen aufs Spiel setzt; er ist auch kein Feigling und gibt den Arbeitern ein Beispiel, indem er mit ihnen in die Grube einfährt. Aber die dunklen, instinktiven Befürchtungen der Arbeiter, die der Herr und der ihm willfährige Ingenieur verlachten, erweisen sich als begründet. Das Verderben bricht herein, und in dem von den giftigen Gasen erfüllten Schacht muß Liebmann, gemeinsam mit seinem Todfeinde, einem jungen Häuer, der in ihm nicht nur den Besitzenden und den Herrn, sondern auch den Zerstörer seines Liebestraumes haßt, die vernichtende Katastrophe, die Entzündung der Wetter, die ihm atemraubend die Brust beklemmen, erwarten. In diesen fürchterlichen Augenblicken schwindet alles, was die beiden trennte, der Mensch steht nur dem Menschen gegenüber, und als Brüder lassen sie den feurigen Tod über sich hereinbrechen.

Die erschütternde, elementare Wirkung, die dieses Drama von der Bühne aus geübt hat, ist schon in der Lektüre fühlbar. Die Charakteristik ist in einzelnen Figuren von außergewöhnlicher Schärfe und Tiefe; unter den Arbeitertypen, aus denen in schrofffster Größe der unversöhnliche Alte hervorragt, ist der Obersteiger Dutschka, in dem der fast animalische, aller Schulweisheit überlegene Instinkt des Naturmenschen verkörpert ist, der, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können und ohne es beweisen zu können, die abgeleugnete drohende Gefahr wittert, eine geniale Figur. Allzuviel mutet aber die Dichterin dem Leser und Zuschauer mit der über Gebühr in den Vordergrund geschobenen Gestalt des hinsiechenden und schließlich sterbenden Annerl zu.

Bis in die Zeit der Kindheit zurück reicht der Plan zu dem dritten Drama großen Stils, das die Dichterin geschaffen, das dem biblisch-historischen und dem sozialen das philosophisch-symbolische Drama „Der

Schatten" (1900) gesellt. Es wurzelt weniger, wie „Schlagende Wetter", in konkreten Erlebnissen und äußeren Eindrücken, als in einem rein innerlichen Erlebnis, dem des Künstlers, der sich mit seinem eigensten Problem beschäftigt und dem Dämon, von dem er beherrscht wird, erkennend ins Auge blickt. Die Dichterin selbst hat in ihrem Aufsatze „Der Sinn meines Dramas ‚Der Schatten'" diesen als „das Dunkle in uns" erklärt: „Der dunkle Impuls wird zum schlimmen Gedanken, der schlimme Gedanke kann böse Tat werden, und ist diese Tat gesetzt, dann wirft auch sie ihren — Schatten: das böse Gewissen." Der Schatten ist „das Böse unterwegs, von seinem Anfange bis zu seinem Ende, das Böse vom Embryo des Gedankens bis hinauf zur Manneshöhe der Tat und dem Zusammenbruche in der eigenen Nichtswürdigkeit — aber immer das eine, einheitliche Böse, das für den wirklich sittlichen Menschen gleich gemein und verabscheuungswürdig bleibt, ob es im Schatten eines Cesare Borgia oder eines — Werner steht." Das ist sicher geistreich und tief gedacht, aber nichtsdestoweniger muß dieser Schatten insbesondere im Lichte der Bühne als eine Konstruktion, als ein „Ideengespenst", um ein Wort der Dichterin auf Hamerlings Ahasver anzuwenden, wirken. Wenn diese ihren Schatten mit dem Hinweis auf Mephistopheles zu erklären und zu rechtfertigen sucht, so vergißt sie, daß Mephistopheles, wenn auch nur eine Verkörperung eines Teiles von Fausts Doppelseele, zugleich eine im Volksglauben seit unendlichen Zeiten lebendig heimische Gestalt ist, die in einem symbolischen Drama wie dem „Faust" als Persönlichkeit von Fleisch und Blut wirkt und bestimmend in die dramatische Handlung eingreift. Dagegen ist und bleibt der Schatten, wenn wir auch seinen Sinn nachfühlend verstehen, doch im Grunde ein Schemen und trotz aller Bemühungen der Dichterin eine undramatische, die Handlung mehr begleitende, als beeinflussende Gestalt, deren Notwendigkeit nicht einleuchtet. Um die inneren Vorgänge in der Brust des Dichters Werner zu veranschaulichen, der, seinen Jugendidealen die Treue brechend, ein Fürstendiener wird, vom Neide auf den aufstrebenden Freund verzehrt, diesen verrät, dessen Geliebte an sich zu reißen sucht und die Widerstrebende schließlich tötet, um zuletzt, da der preisgegebene Freund als Mörder des Mädchens den Tod erleiden soll, von seinem Gewissen überwältigt, durch ein reuiges Bekenntnis sich zum Überwinder des bösen Geistes zu machen, — um diesen inneren Kampf in voller Eindruckskraft darzustellen, war die Erscheinung des Schattens wahrlich nicht notwendig; sie muß in der sonst durchaus realen Handlung, die sich am Hofe des Duodezfürsten von Rottenweyl abspielt, durchaus befremdend wirken. Denn wenn auch diese Handlung durch einen dramatischen Rahmen nur zu einem Gleichnis, zu einem Dichtertraum gemacht wird, so führt sie doch auch, losgelöst von dieser Beziehung, ein durchaus selbständiges Leben, für welches im übrigen nur

die Gesetze der Wirklichkeit Geltung haben. Der Rahmen dient nur dazu, den Sinn des Dramas zu nuancieren, ihn nicht zu erweitern, als vielmehr zu verengen. Durch ihn erst wird das Werk zum Künstlerdrama — nicht in dem äußerlichen Sinne der früheren Schöpfungen dieses Genres, sondern in dem tief innerlichen der Beleuchtung des Künstlerproblems. Wenn man das Gesamtwerk als solches auffaßt, so hat man die Absicht der Dichterin nicht ganz erfaßt. Das Hauptdrama behandelt in der Beziehung des bewußt handelnden Menschen zu seinem dunklen, zweiten Ich ein viel umfassenderes, ein ganz allgemein menschliches Problem, für das der Künstlerberuf des Helden durchaus von nebensächlicher Bedeutung ist. Durch den Rahmen dann, in dem das Drama nur als ein geträumtes Sichausleben, als eine Vision oder das befreiende Werk eines Dichters erscheint, wird der Künstler zum Helden erhoben. Ihm gab nicht nur ein Gott zu sagen, was er leidet, er gab ihm im Schaffen die Fähigkeit, sich von den dämonischen, finsteren Kräften, die in ihm gewaltiger und gefährlicher als in andern Sterblichen gären, zu befreien, sich wie ein Gott ganz auszuleben, „gleich unverantwortlich für Gut und Böse". In den Schlußversen des Dramas findet der Grundgedanke des tiefsinnigen, an Schönheiten und dramatisch machtvollen Szenen reichen Werkes einen herrlichen Ausdruck:

Schatten war jede Tat, eh' sie geschah,
Vorausgeworfen von der Macht des Willens,
Der dann als Blitz aus seiner Wolke fuhr!
Wohl mir, daß meine Wolke — Wolke bleibt
Und ihre Blitze nur in Schönheit enden —
Wohl uns, daß den Gewaltigsten des Willens
Ein Gott die Hände bindet durch die Kunst
Und alle Ungeheuer, die das Meer
Des Lebens kreisend auswirft, alle Stürme,
Die es gebiert, durch ihre Seele geh'n,
Doch niemals sie beflecken können — ja,
Denn was heißt — Dichten? Gutes oder Böses]
Erschaffen durch zu viel Gefühl und Geist!

Auf andern Pfaden als in ihren drei großen Dramen wandelt die Dichterin in dem seine Konflikte in dem modernen Gesellschaftsleben suchenden Einakterzyklus „Zu spät", in dem wir Wiener Luft atmen und die Einwirkungen des seelischen Raffinements Schnitzlers und der volkstümlichen Schlichtheit Anzengrubers — des letzteren besonders in dem Wiener Sittenbild „Donauwellen" — verspüren. Diese Einakter, in denen die trostlose Erkenntnis eines versäumten Glückes ein wehmütiges oder verzweifeltes „Zu spät!" murmelt, haben — was namentlich von dem ersten, „Vineta", gilt, in dem eine in eine unbefriedigende Ehe gebannte feinfühlige Frau auf das noch einmal an sie herantretende, einst geopferte Herzensglück nach kurzem, schwerem Seelenkampfe verzichtet, — mehr novellistischen als dramatischen Charakter. Der zweite

wertvollere Einakter „Mutter“, in dem eine dem Tode nahe Weltdame in der Gesellschafterin das einst verleugnete, dann mit heißer Sehnsucht gesuchte Kind findet und dieses erst im letzten Augenblicke sich angesichts der seelischen Qualen der Sterbenden das alle Bitterkeit überwindende, erlösende Wort „Mutter“ abringt, ist auch tatsächlich aus einer Erzählung, die dem Novellenbande „Liebe“ (1902) angehört, hervorgegangen. Mehr Lebensgehalt und plastische Realität und zugleich starkes Lokalkolorit hat der im Charakter eines Volksstücks gehaltene Einakter „Donauwellen“, in dem das heitere, fröhlich lärmende Wiener Praterleben den Hintergrund bildet für ein erschütterndes Menschenschicksal, das Schicksal des gefallenen Mädchens, das nach der Erkenntnis eines in Verblendung verscherzten Glückes seine Schande in den Fluten der Donau begräbt, um nicht völlig im Schlamm des Lebens zu versinken. Den drei schwermütig ernsten Einaktern folgt, wie in Sudermanns „Morituri“, ein heiterer Epilog in dem Lustspiel „Sphinx“, in dem ein etwas angejahrter Gelehrter noch in letzter Stunde den Anschlägen einer heiratslustigen stark gereiften Dame entgeht. Es zeigt in überraschender Weise, wie graziös dieser auf schweren Ernst und pathetische Größe gestimmte Geist zu scherzen weiß. Der um Gipfel kreisende Adler wandelt sich hier zum leicht über bunt lachende Wiesen gaukelnden Schmetterling.

Jene Kraft der innerlichen Vertiefung, die Seelentragödien zu gestalten weiß, offenbart sich mit gleicher Stärke und zugleich in mehr dramatischer Gestaltung als in den drei ernsten Einaktern in dem neuesten Bühnenwerke, dem dreiaktigen Schauspiel „Ver sacrum“ (2. Aufl. 1906), das, von den Richtern eines Preisausschreibens gekrönt, bei der Aufführung nicht in gleichem Maße die Gunst des Publikums und der Kritik fand. Auch hier ist ein weibliches Wesen die Heldin, und die Kunst der Dichterin, verhaltenes, mühsam zurückgedrängtes Seelenleben gleichsam plastisch zu veranschaulichen, offenbart auch die Gestalt der Sabine. „Ver sacrum“ ist das „Drama der Siebzehnjährigen“, der schwärmerischen Jugend in jenem gefährlichen Stadium der Entwicklung, da die aufs höchste gespannte ideale Illusionskraft vor der Schwelle der Erkenntnis steht und der plötzliche Anblick einer die angebeteten Ideale grausam negierenden Wirklichkeit einen inneren Zusammenbruch hervorruft, der auch die äußere Hülle sprengt. Vor delle Grazie hat uns Dreyer diese erschütternde Tragödie der Jugend beschert, und ihr erster Gestalter ist Ibsen mit seiner Hedwig in der „Wildente“ gewesen. Der Einfluß Ibsens ist bei der österreichischen Dichterin auch in der Führung des Dialogs und in der künstlerischen Technik nicht zu verkennen. Auf ihn wies schon die Art hin, wie in den Einaktern in die Katastrophe die Vorgeschichte, aus der sie resultiert, hineingearbeitet ist. In „Ver sacrum“ ist dieser Einfluß deutlicher,

selbst in einigen Schlagworten, die Wahrheit fordern und von dem „Handeln unter eigener Verantwortung“ reden. Sabine, die vor der Konfirmation steht, fühlt unter dem Zwange ihres geschärften religiösen Gewissens doppelt den schweren Konflikt, dem sie durch die Pflicht zur Wahrheit einerseits und durch die Liebe zum Vater, dem sie, die Wissende, das Schreckliche verhehlen muß, andrerseits ausgesetzt ist. Sie hat die furchtbare Gewißheit, daß die bis dahin geliebte Mutter den Vater hintergeht. Sie hat gekämpft, um das Äußerste, das sie doch nicht verraten durfte, abzuwenden; aber die Mutter, die in ihrer Ehe kein volles Glück gekostet, hat die Angst des Kindes, das sie vor dem letzten Schritte bewahren wollte, nicht verstanden, in dem Egoismus ihrer blinden Sinnenlust nicht verstehen wollen. Nach der Abrechnung zwischen Mutter und Tochter opfert sich die letztere, da sie sieht, daß sie herbeiführt, was sie abwenden wollte, nämlich den Entschluß der Mutter, sich von dem Gatten offen und ganz zu trennen, und stürzt sich von dem Balkon hinab in die todbringende Tiefe. Das Interesse ist in diesem Drama, dem man Originalität im vollen Sinne im Hinblick auf das Dreyersche Drama nicht zusprechen kann und das auch nach der psychischen Seite hin nicht tiefer schürft, als seine Vorgänger, auf die beiden Frauengestalten, die Tochter, die von der Mutter den Glauben, den diese ihr geraubt, zurückverlangt, und die Frau, die ihr Recht auf Glück gegen die ideale Forderung des Kindes mit Leidenschaft verteidigt, konzentriert. Die männlichen Hauptgestalten, der mild-müde Gatte, der gewissenlose Hausfreund und auch der gegen alle Zweifel biblisch gefeite Prediger flößen in ihrer flachen konventionellen Gestaltung kein sonderliches Interesse ein. Dagegen sind im ersten Akte mit wenigen scharfen, zum Teil ironischen Strichen einige Mädchentypen mit Glück gezeichnet.

* * *

Daß das Epos nicht eine überlebte, der Gegenwart fremd gewordene Kunstform sei, das erwiesen zu haben, ist wohl das größte Verdienst der Dichterin des „Robespierre“. Was in den Jahrzehnten vor ihr geschaffen war, erschien als ein letztes Ausatmen, als ein klägliches Hinsiechen eines vormals gewaltigen, wehrhaften Heldengeschlechts, das einst mit dem ehernen Gedröhne seiner Waffen, mit dem Rufe seiner Taten die Welt erfüllt. Konnte man wirklich in der weichen Romantik der „Bezauberten Rose“ Ernst Schulzes, in der süßlichen Geziertheit der „Amaranth“ des Freiherrn von Redwitz noch Spuren der Verwandtschaft mit jenem Geschlecht, die sie prätendierten, erkennen? Und war nicht Hermann Linggs „Völkerwanderung“, obwohl aus hochfliegendem Geiste gezeugt, doch eine vielgliedrige Monstrosität, deren schöne Einzelzüge keiner großen organischen Einheitlichkeit angehörten, bei der das zierlich romanische Gewand der Form in befremdendem Widerspruch

zu der ungefügen Leiblichkeit des Inhalts stand? Den großen Stil, die monumentalen Linien, den machtvoll getürmten und doch geschlossenen Bau des echten Epos fand man annähernd nur in Hamerlings Schöpfungen, aber auch nur annähernd. Hamerling, der, wie die delle Grazie in ihrer lesenswerten Abhandlung über das Epos treffend bemerkt, immer von Ideen ausging, um die sich ihm dann erst die Handlung konzentriert, der den Konflikt von Ideen behandelt, die in dieser Fassung das moderne Denken nicht mehr beschäftigen, bedeutet doch im Vergleich mit den Dichtern der großen Weltepen die Dekadence. Zu ihnen, die als gewaltige Marksteine die Wendepunkte auf dem Entwicklungsgange der Menschheit bezeichnen: zur „Ilias", zum „Nibelungenliede", zu Dantes „Göttlicher Komödie" und zu Byrons „Don Juan", der ersten wirklich modernen Dichtung, kann man Hamerlings Schöpfungen nicht gesellen. Jene, deren Held das Leben war, schlossen den Gehalt, das Wissen, den Glauben, die Zweifel eines ganzen Zeitalters in sich, das sie für die kommenden Geschlechter festhielten und widerspiegelten, diese gaben antike Stoffe in moderner Vortragsweise mit archaistischen Ideen. Zwischen Hamerlings Technik und Komposition besteht eine Dissonanz, die seine Nachfolger aufzulösen hätten, meint die Dichterin, die sich selbst am meisten berufen gezeigt hat, diese Aufgabe durchzuführen. Aber die nächsten Nachfolger des Dichters des „Ahasver" und des „Königs von Sion" knüpften an Hamerling, der mit seinen Schwächen und Vorzügen jedenfalls eine Individualität war und als Übergangstypus zu werten ist, nur an, um die epische Dichtung dem völligen Verfall entgegenzuführen. In der Butzenscheibenepik, die ein versüßlichtes Mittelalter für den Geschmack des Boudoirs und der Backfische mundgerecht darbot, war das Epos zu einer traurigen Karikatur seiner selbst herabgesunken. Es schien für die lebendige Literatur nicht mehr mitzuzählen. Da war es kein Wunder, daß selbst scharfblickende Ästhetiker die Lehre verkünden konnten, daß das Epos eine überlebte Kunstform sei und der Roman als das moderne Epos seine Stelle eingenommen habe. Dieses literarische Dogma zu erschüttern, war kein anderer berufen, als die Dichterin des „Robespierre". Seit dem Erscheinen dieser gewaltigen Schöpfung wissen wir, daß das Epos großen Stils noch heute möglich ist, trotz der staunenswerten Entwicklung des Romans, und daß es zu allen Zeiten seine Geltung erweisen wird, wenn ein echter und starker Poet und Denker, der voll ist von seiner Zeit und zugleich, sie deutend, sich über sie erhebt, dahinter steht. Die Dichterin sieht das Unterscheidende zwischen dem Epos und seinem „minderwertigen Halbbruder" darin, daß jenes, das von jeher wie der Roman die Sprache der Zeit, die es geboren, sprach, den Abschnitt des Lebens, den es zur Darstellung bringt, nicht nur voll zu gestalten, sondern auch symbolisch zu deuten und so gleichsam in eine

Ewigkeitsperspektive zu rücken sucht. Dann formuliert die Dichterin die Forderungen, denen der moderne Epiker zu genügen hat, folgendermaßen: „Seine Technik wird zeigen, daß der Vers kein Feind der Lebenswahrheit und die Unmittelbarkeit des Ausdruckes durchaus nicht das alleinige Patengeschenk der Prosa ist; daß die gehobene Sprache vielmehr im höheren Sinne die Idee der Sprache, also das Vollendete an ihr ist. Seine Helden werden nicht mehr aus einem seelischen Wolkenkuckucksheim, sondern aus der Summe einer Persönlichkeit heraus handeln, die für das eigene Bewußtsein eine Eins, im Konflikte mit dem Leben jedoch eine Vielfache ist. . . . Dieser Epiker wird Psycholog, Soziolog und Ethiker sein, gerade so gut und noch mehr als die Romanziers."

Diesen Forderungen selbst gerecht zu werden, vermochte die Dichterin in ihrer ersten epischen Schöpfung „Hermann", die wir jetzt als Vorübung zu ihrem großen Lebenswerke betrachten, nicht vollkommen. Aber dieses Epos, dessen gewaltigen Stoff eine weibliche Hand zu gestalten sich vermaß, war das Werk einer Siebzehnjährigen! Ein kaum den Kinderjahren entwachsenes junges Mädchen, eine Österreicherin mit italienischem Namen, griff hier mit Begeisterung ein Thema auf, das das Vaterlandsgefühl der Deutschen zu entflammen und zu stärken geeignet war, wie wenige, aber zugleich eine Kraft männlichen Empfindens und des Ausdrucks, eine Weite und Schärfe des historischen Blicks und eine Fülle des geschichtlichen und kulturhistorischen Wissens voraussetzte, die man dem Geschlecht und der Jugend der Verfasserin nicht entfernt zutrauen durfte.

„Ich hab's mit kühner Jugendkraft geschrieben —
Ihr kennt den heißen, allgewalt'gen Drang,
Mein tiefstes Sehnen und mein tiefstes Lieben,
Mein eig'nes Fühlen ruht in diesem Sang"

durfte die Dichterin in der Oktober 1882 datierten poetischen Zueignung mit Berechtigung von ihrem epischen Jugendwerke singen. Daß indes die Inkongruenz zwischen diesem Stoffe und dem Geschlecht und Alter des Autors selbst durch dessen starke Begabung nicht ganz verdeckt werden konnte, ist natürlich. Schon die Form ist nicht glücklich gewählt. Die durchweg kreuzweis gereimten fünffüßigen Jamben mit dem regelmäßigen Wechsel von weiblichen und männlichen Ausgängen wirken auf die Dauer monoton und geben der Dichtung vielfach einen weichlichen Charakter, der mit dem Stoff und dem Milieu nicht immer in Einklang steht. Diese Einförmigkeit wird noch verstärkt durch die nicht seltenen trivialen und abgenützten Reime, wie Triebe — Liebe, Lust — Brust, die öfter wiederkehren. Dann wieder stören harte Elisionen, die nebst empfindlich unreinen Reimen, auch in der Lyrik der Dichterin, die sich mitunter gar zu leicht mit der Form abfindet, unangenehm auffallen.

Es fehlt nicht an matten Sentenzen, in denen Selbstverständlichkeiten mit wichtigem Nachdruck vorgebracht werden, wie: „Das Wort des Schurken ist nur selten wahr“; nicht an Naivitäten, Unklarheiten, äußeren und inneren Unwahrscheinlichkeiten, aus denen die jugendliche Unreife der Dichterin ebenso erkennbar ist, wie in der dem Stoff und dem Milieu zuweilen wenig adäquaten Empfindungs- und Stimmungsschwelgerei einzelner Szenen ihr Geschlecht, über dessen Grenzen sie sich sonst so erstaunlich kraftvoll erhebt. Allzu üppig wuchert oft eine etwas selbstgefällige Rhetorik, und insbesondere ist die Redseligkeit Hermanns nicht immer der Situation und dem Charakter des tatbereiten Cheruskerfürsten gemäß. Aber mit allen seinen Schwächen ist doch dieses Jugendwerk die Offenbarung einer starken poetischen Kraft, und nach Öden einer matten, einförmigen Rednerei reißen uns Stellen, in denen der Flügelschlag des Genies rauscht, empor, werden wir durch Kühnheit der Darstellung, Schwung der Sprache, Energie des Ausdrucks und Höhenflug der Gedanken bezwungen und oft durch eine berückende Magie der Stimmung bezaubert. Solche Stellen finden sich im fünften („Die Verschwörung“), sechsten Gesange („Die Flucht“), der den Zauber des deutschen Waldes in der Schilderung des nächtlichen Elfenwebens und Nixentreibens mit zarten Farben und süß melodischen Klängen — zu weich und süß fast für die Zeit, in der uns die Dichtung festhalten will, — malt, im zwölften Gesange, wo die Heimführung Thusneldens durch Hermann von echter poetischer Wirkung ist und die Verherrlichung deutschen Wesens und deutschen Geistes, der die ganze Dichtung dient, in einer glänzenden Apotheose, in Versen, deren erhabener Schwung eine stolze Gedankenfracht trägt, den volltönigen, strahlenden, lange nachklingenden Schlußakkord der Dichtung bildet.

In ihrer ersten epischen Dichtung überwog noch die jugendliche Begeisterung, die schon in der Wahl des Stoffes zutage tritt, die Reife der Erkenntnis, die Weite und Schärfe des weltumspannenden, in die Tiefen dringenden Blickes, der das Wesen der Dinge und ihre Zusammenhänge erfaßt und das Bild der Zeit und der Welt in sich aufnimmt, das in dem Mikrokosmos des Epos großen Stils widergespiegelt werden soll. Zu ihrem „Robespierre“ (1894, 3. Aufl. 1904) brachte die Dichterin das ganze Rüstzeug des modernen Epikers, der nach ihrem eigenen Worte Psychologe, Soziologe und Ethiker sein muß, mit; und das Wissen, die Erkenntnis ihrer Zeit, wie ihre so groß aufgefaßte Aufgabe sie erforderte, sich anzueignen, hat sie keine Mühe gescheut. Für das Riesenwerk, dessen Plan sie im Alter von noch nicht zwanzig Jahren faßte und an das sie zehn Jahre gewandt hat, hat sie sich so gründlich und gewissenhaft, wie nur denkbar, vorbereitet. Sie selbst berichtet, daß es nur wenig einschlägige Werke von Bedeutung geben könne, die sie nicht im Interesse ihrer Dichtung studiert hätte — von den ältesten

Memoiren aus jener Zeit angefangen, bis herab auf Taine, Historiker jedes politischen Bekenntnisses, Deutsche, Franzosen, Engländer. Hand in Hand damit ging, nicht bloß dieses besonderen Zweckes halber, das Studium unserer Soziologen, Marx, Rodbertus, Henry George, und der einschlägigen Publikationen des Dietzschen Verlages in Stuttgart. So war sie, die Dichterin, imstande, nicht nur die Ursachen und treibenden Kräfte in dem bunten, wirren Drama, dem gewaltigsten, das die Weltgeschichte gedichtet, zu erkennen, sondern auch, erfüllt von der Bedeutung der Lehren Darwins und Häckels, ihrem Epos jenen großen Hintergrund zu geben, der es eben erst zum Epos in des Wortes hohem Sinne macht, ihm die symbolische Tiefe gibt und es in eine Ewigkeitsperspektive rückt. Wenn das alte Epos die Geschehnisse und die Taten seiner Helden in Zusammenhang mit dem Mythos brachte und eine Brücke von ihnen zu der in die Menschengeschicke eingreifenden Götterwelt baute, die bei den sklavischen Nachahmern zu einer seelenlosen Göttermaschinerie wurde und an deren Stelle eine gelehrt spielende Kunst abstrakte Allegorieen setzte, so sieht die moderne Dichterin hinter allem Tun und Geschehen die große rätselhafte Mutter unser aller, die ewige Zeugerin und Zerstörerin Natur.

In den Visionen des an dem Kampfe um die Freiheit teilnehmenden Priesters Claude Fauchet, der sich von dem „erstarrten Gott", zu dem die Kirche den Heiland gemacht, zu dem lebendigen wendet, dessen Liebe als schöpferischer Odem durch die Welt weht und in jedem neuen Menschenfrühling verklärt aufersteht, hat delle Grazie in großartigen Bildern von einer unübertroffenen Eindruckskraft und Farbenglut die Entwicklungsgeschichte der Natur und der Menschheit entrollt. Das Entsetzen des Schauenden bei dem Anblick des Kampfes ums Dasein, wie er sich in den furchtbarsten Formen unter den gewaltigen Ungeheuern der Vorwelt abspielt, wird noch weit überboten bei dem Auftreten des Endgliedes in der Kette der Wesen, des Menschen, der sich Götter schafft, die ihn hindern, ein Mensch zu sein in des Wortes höchstem Sinne. Nicht nur bei den Heiden, den Anbetern Baals raucht das Blut der Opfer des grausamen religiösen Wahnes, auch die Religion der Liebe mordet im Namen und zu Ehren des Gottes, zu dem der Qualm der Scheiterhaufen emporsteigt. In der Gestalt des furchtbaren Inquisitors Torquemada sieht die Dichterin den immer wiederkehrenden Dämon der religiösen Grausamkeit verkörpert, der sein blutig-satanisches Gelüste befriedigt, indem er Gott zu dienen vorgibt. Mit jedem Gott wird auch Torquemada geboren:

Zu jeder Gottheit führt
Ein Blutpfad, doch zum Priestertum des Menschen
Ein sonniger, der sich Erbarmen nennt — . . .
Natur hat mühsam uns, doch frei geschaffen,
Erst uns're Götter schufen — uns're Schuld.



Aber das Priestertum des Menschen, das die Dichterin hier als das höchste Ziel feiert, ist nicht unvereinbar mit der Gottesverehrung; und nicht durch Blut braucht diese zu waten. Nur das Zerrbild Gottes, zu dem der Wahn die reine aus dem Hirn und Herzen erlesener Menschen geborene Idee entstellte, hat die Orgien der Mordlust verschuldet; und nicht die wahre Lehre Christi, der den Gottvater als den Geist der Liebe und des Erbarmens uns erfassen ließ, sondern die Kirche ist für die Verbrechen, durch die der Mensch sich und seine Gottheit schändete, verantwortlich zu machen. Auch das Priestertum des Menschen, das die Dichterin auf den Thron erhebt, kann zu einem gefährlichen Idol verfälscht werden. Ihr Robespierre selbst liefert den Beweis. Dieser ist in der Darstellung der Dichterin seinem Wesen nach durchaus nicht der Bluthund, als der er uns vorschwebt. Er ist weich geschaffen und wird aus Mitleid zum Aufruhrprediger; nur getrieben von der Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Menschenrecht. Während um ihn die Leidenschaften rasen und in der Zertrümmerung des Bestehenden, in dem Abschütteln alter Fesseln, in dem todverachtenden Sturmlaufen gegen die wankenden Bollwerke einer verhaßten Macht, nicht nur der ideale Drang nach Freiheit und Menschenwürde sich entlädt, sondern alle egoistischen, brutalen und perversen Instinkte Befriedigung suchen, schreitet Robespierre, der „nüchterne Träumer“, der besonnene Schwärmer, der der Erlöser des Volkes sein will, mit reinen Händen und reiner Brust, als ein wahrer Priester höheren Menschentums seinem hehren Ziele zu. Die andern, die das Schicksal und ihr Genie zu Führern berufen, beflecken sich und die Sache, der sie dienen, durch Bestechlichkeit, Zweideutigkeit, Verrat, durch schnöden Eigennutz, durch Orgien der Wollust und der Grausamkeit und sind vor allem darauf bedacht, von den blutigen Wogen der gewaltigen Umwälzung sich emportragen zu lassen, ob auch in ihnen das mühsam erkämpfte Gut der Freiheit und Volkswohlfahrt untergehe. Anders Robespierre: keine Schuld, keine innere Spaltung untergräbt seine Kraft, wie die Mirabeaus, des Edelmanns, den eine geknechtete Jugend zum Herold der Freiheit und zum Freund des Volkes schuf, und den doch der Ehrgeiz und der Hang zum Wohlleben zur Untreue an seinen Idealen und dem Volke, das ihm anhängt, verführten. Er wird nicht innerlich zerbrochen, wie Danton, der „Mirabeau der Straße“, der, jenem ähnlich, seiner Genußsucht erliegt und die Blutschuld, die er auf sich geladen, nicht tragen kann. Und wenn auch Robespierre schließlich durch Blut schreitet, so tut er es im Bewußtsein einer harten Notwendigkeit, im Dienste des Ideals, für das er kämpft; nicht für sich, nicht für die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes oder schändlicher bestialischer Gelüste, wie sie St. Just hegt, den eine merkwürdige Anziehungskraft der beiden so entgegengesetzten Naturen ihm zum Freunde schuf. Dieser rätselhafte Mensch mit den fein geschwungenen Lippen, den traumverschleierten

Augen, den frauenhaft zarten Händen, die so anmutsvoll im Würgen und Zerstören sind und den zuckenden Leib eines Vögleins fühllos zerreißen, dieser „Ganymed des Mordes" sucht, indem er Robespierre das Henkerbeil in die Hand zwingt, ihn von der Pflicht der grausamen Härte gegen die offnen und heimlichen, die bewußten und unbewußten Feinde der Freiheit überzeugt, nur wollüstigen Rausch, den er aus dem „roten Quell des Lebens" trinkt. So wird aus dem Apostel der Menschenwürde und Menschenliebe Robespierre, in dem Fanatismus, der seinem Idol alles zum Opfer bringt, der unerbittliche Schlächter, den schließlich „das Blut Dantons" erstickt. Es ist von wahrhaft tragischer Wirkung, wenn dieser Mann, der trotzdem alles für das Volk getan hat, das er „mit der Kruste des Elends", mit dem Aussatze seiner schlechten Leidenschaften geliebt, sein Werk unvollendet scheitern, den künftigen Diktator nahen sieht, und Furcht und Haß ihn schließlich zu Fall und unter das Messer der Guillotine bringen. Aber Robespierres dieses gewaltige Drama in seinem Höhepunkte und Ausgange beherrschende Persönlichkeit taucht empor aus einem wogenden Meer zahlloser Gestalten, welche die Dichterin von den führenden Männern der miteinander ringenden, einander zerfleischenden Parteien, von Mirabeau, dem stiernackigen Danton, dem schwachen, unköniglichen König, Lafayette, „Amerikas Achill, dann Frankreichs Don Quixote", bis hinab zu dem giftigen, gemeinen Marat und all den kleineren aus dem Gewühl der zahllosen Menge auftauchenden Individuen mit einer nie versagenden Kraft der Charakteristik lebendig vor uns hinstellt. Und die Masse selbst weiß sie als ein einheitliches Wesen mit ihrem dumpfen Streben nach einem unklaren hehren Ziel, mit dem Orgiasmus ihrer Begeisterung und ihrer bestialischen Instinkte wunderbar zu beseelen und in Aktion zu setzen. Der Fieberatem der Raserei weht durch die Schilderung des Sturmes auf die Bastille, der wütenden Aufruhrszenen und Mordbacchanalien, in denen die Menge, von e i n e m Willen beherrscht, in ein einziges großes Ungeheuer sich wandelt. Die Dichterin scheut in der Ausmalung der Schrecken, in denen sich der Blutdurst und der leibliche und sinnliche Hunger dieser Bestie sättigt, vor dem Äußersten nicht zurück, ein wahres furchtbares Pandämonium der menschlichen Leidenschaften unsern entsetzten Augen erschließend; und man muß zugeben, daß sie, die Frau, hie und da des Guten oder vielmehr des Bösen zu viel tut. Hier empfindet man, daß in der Tat in der Seele dieser Dichterin ein Dämon sitzt, den nur der Künstler zu bändigen vermag. Aber freilich finden sich auch Stellen von rührender Zartheit, von ergreifender Innerlichkeit. Der Adel der Menschheit erhebt uns in den Szenen, in denen der geläuterte schwache König zum Helden, die stolze Marie Antoinette, die ihn verachtet, zum liebenden Weibe wird und eine Madame Roland ihre Tugend in der beseligenden Versuchung behauptet. Nach Vorgängen

von fortreißender dramatischer Gewalt finden sich idyllische Ruhepunkte, die mit weicher Stimmungslyrik uns berücken, und hinter dem bunten, wild bewegten Trauerspiel der Geschichte läßt uns die Dichterin in Gesängen wie „Die Mysterien der Menschheit“ und „Im Reiche des Todes“ in die dunklen Abgründe des Seins, aus denen das Schicksal der Menschheit emporwächst, schauen, ihrer großen Schöpfung die Tiefe gebend, die ihr nebst der ungeheuren, alle Register beherrschenden, über alle Farben und Töne gebietenden Macht der Darstellung ihre gewaltige, bleibende Bedeutung gibt.

Wer nur die epischen und dramatischen Dichtungen der delle Grazie kennen gelernt hat, würde trotz der lyrischen Schönheiten, die auch in ihnen leuchten, nicht geneigt sein, in ihr einen Lyriker in des Wortes eigentlichem oder sagen wir engerem Sinne zu suchen; er würde höchstens erwarten, daß sie in jener auf der Mitte zwischen Epik und Lyrik stehenden Gattung, in der hochfliegenden Gedankendichtung, in der prunkvollen und pathetischen Malerei historischer Fresken und großartiger und stimmungsvoller Naturszenerien, in denen ihre nach Größe hungernde Seele sich wiederfindet, in dem Hervorzaubern phantastischer und bedeutungsreicher Visionen Bezwingendes leiste, aber er würde im Zweifel sein, ob ihr die schlichten Naturlaute, die Herzenstöne der Empfindungslyrik, des einfachen Liedes zu Gebote stehen. Und da würde er überrascht sein, ein Lied zu finden, wie das folgende:

Irgendwo, irgendwo
Hab' ich mein Glück begraben —
Helft suchen mir, helft suchen mir,
Ich muß es wieder haben!

Ich kenn' das Grab, ich kenn' das Grab:
Ein Rosenstrauch welkt inmitten,
Mein Liebster geht darüber hin
Mit langen, harten Schritten!

Und dieses Lied mit seiner naiven Volkstümlichkeit steht durchaus nicht vereinzelt da; und neben Liebesgedichten, die ganz die Innigkeit und die rührende Wehmut des Volksliedes haben, finden sich andere, die den schweren, schwülen Duft des brennenden Verlangens ausströmen, aber in ihrer völligen unbekümmerten Hingabe an ein mächtiges Gefühl und in dessen zwanglosem melodischen Ausströmen echte und ergreifende Lyrik sind. Aber wir sind über jene Zeiten hinaus, in denen man nur hierin die wahre und einzige Lyrik erblicken wollte und die Reflexionspoesie in Acht und Bann tat. Heute wissen wir auch wieder jene Dichtungen zu schätzen, in denen nicht nur das Blut eines mächtigen Gefühls pulst, sondern auch das Licht eines bedeutenden, beherrschenden Geistes strahlt. Und delle Grazie hat eine Reihe von Dichtungen geschaffen, in denen Gedanke und Empfindung zu einer harmonischen Einheit verschmolzen sind. Dabei soll jedoch nicht geleugnet werden, daß ihrer allzu bewußten Kunst die tiefe Ursprünglichkeit, das selbstvergessene Sichversenken in träumende Seelentiefen, aus denen das verschwiegenste innere Leben und Beben ohne Zutun der prüfenden Selbstbeobachtung heraus-

tönt, nicht im vollen Maße zu eigen. Schon gewisse Mängel in der dichterischen Form verraten dies. In ihren Gedichten finden sich neben Versen von hinreißender Melodik andere voll Härten und empfindlich das Ohr berührenden, unreinen oder trivialen Reimen, deren ein Vollblutlyriker auch bei aller Geringschätzung der äußeren Korrektheit niemals fähig wäre. Solche Unebenheiten stören natürlich in einem, eine Stimmung in einem Punkt konzentrierenden kleinen Liede, in dem ein jedes Wort in Betracht kommt, mehr, als in den in weiten, majestätischen Wogen hinströmenden, großen Gedankendichtungen. Für ihre Lyrik, ihre Gefühls- und Gedankenwelt sind die Namen jener Männer bezeichnend, denen sie gehuldigt: Nietzsche, dem sie das Gedicht vom Vogel Rokh gewidmet, Tasso, mit dem sie jenen in Parallele stellt, Böcklin, dessen phantasievolle Farbendichtungen sie in Worten nachschafft, Chopin, dessen süße Schwermut in ihrer Seele widertönt. Und die Klänge ihrer Heimat tönen hinein, des „Csardas" und der „Zigeunermusik", und Rom spricht mit der stummen gewaltigen Sprache seiner Ruinen, aus denen die Schatten der Vergangenheit als Menschheitssymbole dem Auge der Dichter-Seherin erscheinen.

Aber auch die Gegenwart, das Treiben des römischen Alltags, des bunten Volkslebens hält sie in ihren „Italienischen Vignetten" mit kecken Strichen und flotter Farbengebung fest. Und wieder von den großen historischen Fresken, von den heiteren Genrebildern, lenkt sie unsern Blick in das Innere ihrer faustisch ringenden, prometheisch trotzenden Seele, die ihre wilden, abgrundtiefen und himmelstürmenden „Teufelsträume" träumt.

* * *

Und will man nach alledem noch die Frage nach der Weltanschauung der Dichterin stellen, so vernehme man die poetische Antwort, die sie selbst darauf gegeben:

Zu leuchtenden Höhen trug's mich empor,
In ein Meer von seligen Gluten,
Und wie die Natur, so durfte auch ich
Im Schaffensdrang jubeln und bluten.

Wer die hohe Erzeug'rin durch Brillen beguckt,
Wird ewig an Stückwerk kleben —
Mit ihr zu schaffen und bilden wie Gott,
Hat sie nur dem Künstler gegeben!

Sie ist eben, so stark der philosophische Drang in ihr ist, doch viel zu sehr Künstler, um in einem ausgebauten abstrakten Gedankensystem, dessen Quintessenz in einer säuberlichen klaren Formel ausdrückbar ist, aufzugehen. Und als künstlerische Persönlichkeit vermag sie zu harmonischer Einheit die an sich heterogenen Züge ihres reichen Wesens zu verschmelzen: Nietzschesches Herrenbewußtsein und soziales Gemeingefühl, düstern Pessimismus und kraftvolle Lebensbejahung, Menschenverachtung und Menschenliebe; und alles klingt in ihren Schöpfungen ohne Dissonanz zusammen zu einem vollen, vieltönigen Akkord: Ecce poëta!



Das französische Kolonialreich und Deutschland.

Von

Kurd von Strantz.

— Berlin. —

Bei den Verhandlungen über die französische Kriegsentschädigung während des letzten deutschen Krieges war auch die Rede von einer überseeischen Landabtretung, wie Saigun mit Kochinchina oder Gouadeloupe und Mauritius. Der Admiral Prinz Adalbert verfocht besonders solche koloniale Erwerbungen. Ließen wir schon den elsässischen Sundgau, das hochburgundische Mömpelgard, wo noch Ende des 18. Jahrhunderts württembergische Amtleute in deutscher Dienstsprache schalteten, und mehr als $^2/_3$ Lothringens dem welschen Erbfeind, so daß wieder unsere billigen nationalen Wünsche getäuscht wurden, so wäre ein Übergreifen der neuerstandenen deutschen Macht in die ihr bisher verschlossene Welt außerhalb Europas gerade zu dieser Zeit ein Fortschritt gewesen, der unserer inneren Entwickelung ebenbürtig war. Das Heer, und damit selbst die weiterschauende Staatskunst Bismarcks waren jedoch leider noch zu sehr an das Vogesenloch gebannt, zumal die Diplomatenfedern das Werk des deutschen Schwertes wieder verhunzt hatten. Moltke bestand auf Belfort, gut deutsch Beffert, weshalb auch der Franzose das l nicht ausspricht, aber Bismarck war schwach, und zu unserm Unglück auch 1875, als uns Frankreich eine günstige Kriegsgelegenheit bot, um endgültig mit dem geborenen Widersacher der deutschen Einheit und eines deutschen Staates überhaupt abzurechnen. Die menschlich erklärliche Friedensseligkeit des greisen Kaisers und seines Ratgebers siegte über die jugendliche Tatkraft des noch älteren Feldherrn, der uns den deutschen Landring von der See bis Dünkirchen*) bis Hochburgund wieder verschafft und damit die dauernde Ruhe des Festlandes hergestellt hätte.

---

*) Conscience, Der Löwe von Flandern, aus dem Flämischen. Graz 1905, Styria. Der Schauplatz dieses geschichtlichen Romans ist größtenteils das jetzt französische

Noch jetzt ist trotz unserer Volkszahl das deutsche Übergewicht nicht gesichert, da das heutige unverkleinerte Frankreich auf englische und russische Hilfe je nach der Strömung der politischen Wetterwarte nicht mit Unrecht zählt, zur Zeit sogar auf beide gleichzeitig. Ist inzwischen zeitweilig Rußland ausgeschaltet, so traten England und Italien auf den Plan. Nur ein schwaches Frankreich bietet die Gewähr des Friedens, indessen der deutsche Sondergeist ihn nie gefährdet, ist doch das deutsche Volk noch in fünf selbständige Staaten zerrissen und gebieten Frankreich, Italien und Rußland über beträchtliche deutsche Bestandteile, wofür jetzt unser nationales Gewissen freilich endlich geschärft ist. Diese Unterlassungssünden haben sich schon bitter gerächt.

Die alten deutschen Marken*) im Westen Frankreichs hat der einstige Landräuber desto fester an das neue Vaterland geschmiedet, je lässiger und sorgloser der deutsche Volksgeist ihrer Geschichte und Stammeskunde vergaß. Andererseits hat das rasch wieder erstarkende Frankreich ein großes Kolonialreich mit doppeltem deutschen Beistand errichtet, eine Unterstützung, die unserer Voraussicht keine Ehre macht. Die innere Lebenskraft unserer Vogesennachbarn zeigt seit dem Aderlaß der Staatsumwälzung und der napoleonischen Kriege deutliche Schwindsuchtszeichen. Die Volkszahl bleibt nicht nur stehen, sondern geht zurück; die scheinbare, geringe Volksvermehrung ist dagegen lediglich auf den Zufluß deutschen Blutes zurückzuführen. Eine halbe Million Elsässer und Lothringer, sowie mindestens eine volle Million Belgier, die auch in ihrem wallonischen Teile verwelschten niederdeutschen Stammes sind, haben den französischen Volkssaft aufgefrischt. Welcher Haß in diesen Wahlfranzosen großgezogen wird, zeigt ein Blick in das Schrifttum.**)

Aber diese Blutzufuhr soll nicht unter der doppelten deutschen Hülfe zur Begründung des neuen französischen Kolonialgebiets verstanden werden. Sie ist viel unmittelbarerer Art. Die Fremdenlegion mit 20000 Köpfen ist zu drei Viertel deutscher Herkunft in weiterem Sinne, leider in der Mehrzahl verführte Elsasser.***) Mit dieser Schar sind

---

Flandern, wo deutscher Bürgermut die französischen Ritter und den verwelschenden niederdeutschen Adel des Grenzlandes vom deutschen Volksboden vertrieb. Übrigens der beste flämische Roman in guter Übertragung, den jeder deutsche Jüngling als geistigen Schatz seinem nationalen Gemüte einprägen sollte.

*) Kurd von Strantz, Das verwelschte Deutschtum jenseits der Westmarken des Reiches, 2. vermehrte Auflage, Berlin-Leipzig, 1904, Fr. Luckhardt, wo ich in den Ortsnamen die genauen Nachweise für das ursprüngliche Volkstum gebe.

**) Bazin, Die Oberle, Leipzig, Neumann. Ein Muster elsässischer Hetzarbeit im harmlosen Gewande einer reizenden Landschilderung unseres schönsten Gaues.

***) Raib, Unter blau-weiß-roter Fahne. Sammelbilder aus der französischen Fremdenlegion. Straßburg, 1905, Singer. Schlichte Darstellung des gefährlichen Seelenverkaufes, dem das Volk der alten Reisläufer, der Völkerdünger der Welt, wir törichten Deutschen nur zu leicht verfallen.

Algier, Tonkin und Madagaskar zu erheblichem Teil erobert worden, ohne daß die größere Menge je ihre Heimat wiedergesehen hat. Die ergreifendste Schilderung kann nicht abschreckend genug wirken, damit wir nicht den Blutlohn für französische Besitzergreifungen zu bezahlen haben, während unsere eigenen Schutzgebiete genug Opfer kosten und kaum ausgebeutet werden. Freilich, die kaum geheimen Fäden, die sich noch heute von Paris aus zum Elsaß spinnen, dienen selbstsüchtigen Zwecken des vermeintlichen zerstückelten Mutterlandes, das sich nach seiner deutschen Tochter bangt. Die gut elsässische Mundart wird geflissentlich nur als ein französisches patois angesehen, das freilich der biedere Deutsche nur zu schnell zu verlernen sucht. Aber alle Warnungen sind bei der Abenteuerlust der Jugend und der Ausländerei unseres Volkes in den Wind geschlagen. Ich habe amtlich die Totenlisten zu bearbeiten gehabt, die das französische Ministerium des Äußeren der gleichen deutschen Reichsbehörde sendet. Die jährlichen deutschen Opfer auf dem Altar der französischen Kolonialpolitik sind unerhört. Frankreich schont auf diese einfache Weise seine eigenen Söhne und schwächt seinen geschichtlichen Gegner. Fast noch betrübender ist der Umstand, daß sich noch heute nicht nur Kriegsteilnehmer aus dem Elsaß, auch nicht bloß Optanten, die aber ihre angestammte Heimat nie verlassen haben, an den französischen Kriegsminister um Gewährung von Unterstützung wenden, die dann höhnisch nach Berlin gewiesen werden. Zur Beihülfe ist freilich das erst verachtete Reich gut genug.

Noch ist diese Tatsache eine ergiebige Quelle französischen Rachedurstes, der geschickt auch literarisch genährt wird. Daher ist es verdienstlich, wenn durch Übersetzungen*) sonst wertloser Machwerke, die durchweg erlogen oder bis zur Entstellung übertrieben, die deutsche Harmlosigkeit aufgeklärt wird. Der Franzose ist selbst zu fein gebildet, als daß er den geistigen Gehalt nicht verachten müßte. Jedoch als glühender Vaterlandsfreund weiß er die Leichtgläubigkeit der inländischen Menge und des deutschfeindlichen Auslandes richtig einzuschätzen, um nicht aus der beabsichtigten und erfolgreichen Hetzarbeit nationalen Nutzen zu

---

*) Habert de Ginestat, Erlebnisse eines Franzosen als Kriegsgefangener in Deutschland 1870—1871. Übersetzt von Köhler. Naumburg, 1904, Köhler. Ein freches Lügengewebe eines abtrünnigen Elsässers. Die Flucht von Swinemünde nach Misdroy ist frei erfunden, da die höchst lustigen Gefangenen unbehelligt nach dem Badeort bummeln durften. Der angeblich franzosenfreundliche Schullehrer lebt dort noch und konnte dem Übersetzer nur die rücksichtsvolle Behandlung der lebensfrohen Franzosen bestätigen, die glücklich waren, den Kriegsstrapazen entronnen zu sein. Ich selbst habe als Knabe die milde Aufsicht in Erfurt gesehen, wo sie nicht einmal beschäftigt wurden, da man keine Erdarbeiten für sie hatte. Napoleon I. hat die deutschen Gefangenen mit unerbittlicher Strenge schanzen und Landstraßen bauen lassen. Wir haben keine Vergeltung geübt, obschon die Kräfte der Franzosen besser ausgenutzt hätten werden können. Den Dank enthält diese Schmähschrift, die daher gerade für den Deutschen lesenswert ist.

ziehen. Die sozialistischen Friedensschalmeien sind leerer Schall, der im Ernstfall sofort vom Rufe „über den Rhein“ übertönt wird, was einem Jaurès und Genossen gar nicht unangenehm ist. Erklang doch bei der Parlamentsverhandlung über die Marokkokonferenz wieder der Schrei „A Berlin“. Die Arbeiterverbrüderung bedarf jedoch solcher äußerlichen Friedensseligkeit, um dann im Namen der ausgleichenden Gerechtigkeit sogar im Frieden die Reichslande zurückzufordern. Gambetta ist der Erfinder des berüchtigten Wortes: N'en parlons jamais, mais y pensons toujours. Trotzdem war er im Begriff, den deutschen Löwen in seiner Höhle zu Friedrichsruh zu besuchen, und würde bei längerer Ministerherrlichkeit und Leben dieses Vorhaben auch ausgeführt haben, ohne seinem Ausspruch untreu zu werden.

Dieses scharfe volkliche Ehrgefühl ehrt nur den Franzosen. Er nimmt wohl unsere großmütige Schonung an, ohne jedoch seinen deutlichen Gefühlen Schranken zu setzen. Bismarck versuchte es mit einer Ableitung, da er einen wiederholten und sicherlich erfolgreichen Strauß mit der Marianne an der Seine nicht mehr bestehen wollte. Militärisch war es ein Fehler, da ein weiterer Sieg uns die schwere Kriegsrüstung der Gegenwart erspart hätte, die unsere Volkswirtschaft schwer belastet, auch den Ausbau der Flotte in engeren Grenzen halten muß. Deutschland kann wohl trotz des scheinbaren zahlenmäßigen Übergewichts des Zarenreiches, dessen innere Hohlheit der japanische Krieg und der offene Aufruhr enthüllt haben, die erste kriegerische Landmacht der Welt sein, aber niemals zugleich eine ebenbürtige Nebenbuhlerin des seegewaltigen Englands werden. National würde dadurch der Wiedererwerb des altdeutschen Landgürtels verhindert, der noch heute Frankreich als festes Bollwerk aus der Zeit der deutschen Schmach seit der Bekenntnistrennung umgibt, als bereits 1552 die drei lothringischen Bistümer durch deutschen Verrat an Kaiser und Reich dem Nachbarn ohne Schwertstreich zufielen. Bismarck hatte sich kolonialer Anregung unzugänglich erwiesen, was er vielleicht selbst nach dem reichen, von ihm so geschickt eingeleiteten Erwerb eigener, aber doch verhältnismäßig minderwertiger Schutzgebiete bereut hat.

Er bewies Frankreich trotz Moltkes Widerspruch die völlige Gleichgültigkeit gegen die fortgesetzten Herausforderungen der klerikal-monarchischen Republik, die sich durch auswärtige Händel zu halten suchte.*) Als der Traum eines Königtums dank der Unbelehrkeit und Einfalt des ungekrönten Heinrichs V., der auch passender in Frohsdorf sein steifes

*) Hanotaux, Geschichte des zeitgenössischen Frankreichs, Berlin 1903/5, Grote, bisher 2 Bände (Übersetzung). Die würdige Fortsetzung des Taineschen Geschichtwerkes aus der gelehrten Feder des ehemaligen Leiters der auswärtigen Politik Frankreichs, der den Bund mit Rußland schuf.

Leben vertrauerte, endgültig verflog, baute Bismarck der gefestigten Republik eine goldene Brücke in die Übersee, um sie dort für Elsaß-Lothringen reichlich zu entschädigen. Er sicherte fraglos dadurch den Weltfrieden und erwies sich als ehrlicher Makler, obschon diese Ablenkung französischer Ländersucht vielleicht nicht im deutschen Belangen lag. Der Gründer des neuen kleindeutschen Reiches wollte aber um jeden ehrenvollen Preis einen Kriegsbrand vermeiden. Ferry ging verständnisvoll auf den deutschen Hinweis ein, und durch ihn begann die noch andauernde großartige Kolonialentwickelung Frankreichs.

Der viel verlästerte „Tonkinese" wurde zwar gestürzt, hinterließ jedoch seinem Vaterlande ein weites, aussichtsreiches Kolonialreich im hinterindischen Ostasien, das sich stetig gegen China vorschiebt und durch ein vertragsmäßiges Einflußgebiet im Süden des himmlischen Reiches bereits von ihm selbst mittelbar Besitz ergriffen hat. Koloniales Ungeschick und militärisch-bureaukratischer Unverstand konnten den Wert der indochinesischen Erwerbung wohl zeitweilig herabdrücken, jedoch nicht dauernd verkennen lassen. Kochinchina übertrifft nach der Einverleibung Anams und dem Vordringen in das südliche China an Größe und Fruchtbarkeit, besonders aber an Verkehrsbeziehungen mit dem unermeßlichen Reiche der Mitte den britischen hinterindischen Besitz Birma. Tonkin bildet eben eine breite Einfallspforte nach China auf gesicherter landschaftlicher Grundlage, wie sie weder Hongkong noch Kiautschou gewähren. Siam dankt nur der Eifersucht der beiden hinterindischen Eroberer aus Europa als Pufferstaat die Fortdauer seines schon stark beschnittenen Daseins. Der Löwenanteil dürfte bereits aus Gründen der Bodengestaltung Frankreich zufallen, zumal auch die anderen Großmächte um Hollands willen die britische Ausdehnung nicht wünschen würden.

Die Niederlande sind schon jetzt durch die beiden angelsächsischen Vettern arg gefährdet, da ihre Sundainseln zwischen beiden eingeklemmt liegen. Neuguinea, die Philippinen, Nordborneo und Malakka mit Singapore bilden den englischen-amerikanischen Ring. Die Anwesenheit Frankreichs im südchinesischen Meer mildert den angelsächsischen Druck, ohne freilich Hollands Nöte vor drohender Einverleibung zu beseitigen. Bedeutete die Angliederung von Tonkin und Anam nur die Fortentwickelung des alten Besitzes von Kambodscha und Kochinchina, so war die treffliche, weitgestreckte Staffel auf dem Wege nach Ostasien, die reichgesegnete Insel Madagaskar, ein wertvoller Landerwerb, indessen auch im Anschluß an die bereits besessenen Maskarenen, Mauritius und Réunion, wichtigen Zuckerpflanzungen und Kohlenstationen. Die freilich schwierige malaiische Urbevölkerung bietet den Vorteil, daß sie arbeitsamer als die Neger des Festlandes ist und rassenhaft auch Indochina nahesteht, dessen genügsamer Scharwerker daher zu Arbeitszwecken leichter herangezogen werden kann. Die Beschäftigung chinesischer Kulis in den südafrikanischen

Goldbergwerken reizt schon jetzt den Zorn der benachteiligten trägen Schwarzen. Jedenfalls ist das große Hovaeiland viel kostbarer als unser Ostafrika.

In Westafrika hatte Frankreich bereits lange Fuß gefaßt. Aber wie hat es seinen schwachen Küstenbesitz ausgedehnt? Der französische Kongo, ein gefährlicher Nachbar des unabhängigen belgischen Kongostaates, den nur Deutschland vor der französischen oder englischen Verspeisung schützt, zumal sich Frankreich das Vorkaufsrecht gesichert hat, und Senegambien bis zum Hinterland der englischen Sklavenküste treffen sich am Tschadsee, wodurch unser Kamerun vom Norden ausgeschlossen wird. Tatsächlich ist die Umrandung der Sahara im Norden und Süden, wie auch im Westen mit Ausnahme der marokkanischen Grenze in französischer Hand. Im Norden ist Algier tief nach Süden vorgerückt, Tuat trotz der scherifischen Oberhoheit im Frieden besetzt und Tunis mit sanfter Gewalt ohne viel Umstände zur algerischen Stammkolonie geschlagen. Jüngst macht Frankreich der Türkei das tripolitanische Hinterland streitig. Die alten vorderindischen Küstenplätze dienen als unentbehrliche Kohlen- und Stapelorte. Dagegen bietet Obok am roten Meer als neuer Besitz Schutz gegen das englische Aden auf dem kürzesten Seeweg nach Hinterindien und Madagaskar und bildet auch eine Flankendrohung für die Verbindung des englischen Afrikas vom Nil zum Kap.

3½ Mill. Quadratkilometer mit 45 Mill. Seelen zählt schätzungsweise dieser geschickt ausgebeutete und entwickelungsfähige Besitz. Was bedeuten dagegen unsere zerstreuten Schutzgebiete mit kaum 8 Millionen Köpfen auf noch nicht 300 000 qkm. Übrigens hat ja Frankreich auch im Karaibenmeer und auf dem südamerikanischen Festland, wie in der Südsee noch Trümmer seiner alten Kolonialherrlichkeit bewahrt, die unsern neuen Besitz an Wert, wenn auch nicht an Ausdehnung sogar noch übertreffen. Unter deutschem Schutz und dem Wohlwollen der übrigen Mächte, die ebenfalls den französischen Rachedurst als Weltfriedensstörung fürchteten, und daher diese koloniale Beschäftigung der unruhigen Marianne für nützlich hielten, hat sich Frankreich einen kostbaren Ersatz der verlorenen deutschen Lande in der Übersee verschafft. Die schutzzöllnerischen Franzosen haben sich dadurch ein völlig geschlossenes Handelsgebiet errichtet, das ihrer Industrie einen wachsenden Absatz bietet und dem Mutterlande zugleich billige Rohstoffe sichert. Frankreich ist somit vom fremden Ausland gegebenenfalls unabhängig, da ja die einzelnen Bestandteile des Kolonialreichs in allen Weltgegenden liegen und somit alle Erzeugnisse des Erdballs hervorbringen.

Nordafrika bildet außerdem fast einen europäischen Ableger mit europäischen Verhältnissen, soweit der breite Küstenstrich mit französisch-deutschen Pflanzern und italienischen Farmern und Arbeitern in Frage kommt. In kaum einem reichlichen halben Tag fährt das Schiff von

Marseille bis Algier. Das westliche Mittelmeerbecken ist daher fast zu einem französischen Binnensee geworden, und schon fühlt Italien das Übergewicht der anspruchsvollen lateinischen Schwester. Kroch der schwache Gernegroß bisher bei England unter, ohne das Verhältnis mit den Dreibundgenossen aufzugeben, so breitet jetzt auch Frankreich seine schützende Hand über die Apenninhalbinsel aus, um das anlehnungsbedürftige Land vom deutschen Erbfeind abzuziehen. Tunis liegt Sizilien gegenüber, und wäre das übervölkerte Eiland einem Handstreich von der afrikanischen Küste her so rettungslos preisgegeben, wie einst den Karthagern.

Schon streckt indessen Frankreich seine Arme nach Westen aus und hat bereits den letzten freien Berberstaat vom Süden her durch Besitznahme der Oase Tuat erfaßt. Nunmehr wollte es Marokko gleich Tunis zu einem Schutzstaat umgestalten, um in dieser Form dessen Selbständigkeit zu brechen und somit den Nordstrand Afrikas bis tief herunter an die atlantische Küste zu beherrschen. England ließ ihm gegen die tatsächliche Überlassung Ägyptens freie Hand. Die Ausführung dieser ziemlich gewaltsamen Absicht war jedoch zu eilig und rücksichtslos. Das sonst so vorsichtige deutsche Reich, das noch im vorigen Jahre die amtliche Beschirmung bloßer Handelsunternehmungen an der atlantischen Küste abgelehnt hatte, erkannte die Abmachung mit England und Spanien, von der es keine amtliche Kenntnis hatte, nicht an und war endlich im besten Zuge, seine Belangen endlich tatkräftig zu wehren. Das Zugeständnis der Konferenz und deren voraus zu sehenden schleppenden Verhandlungen, bei denen Deutschland allein stand, waren dagegen kein Meisterstück unserer Diplomatie. In Algeciras eilten wir von Schlappe zu Schlappe und befanden uns auf stetigem Rückzug vor den immer stärker gewordenen Anmaßungen des französischen Friedenstörers. Wir sind vereinsamt. Selbst Österreich gewährte uns einen zu schwächlichen Beistand, ohne daß wir die Konferenz verließen, die wir ohne genügende Gewähr vor Überraschungen angeregt hatten. Freilich der bisherige Förderer der kolonialen Ausdehnung seines unversöhnlichen Widersachers hat wohl die Nutzlosigkeit seiner gutmütigen Begünstigung Frankreichs in der Übersee eingesehen und verschließt sich nicht mehr der Überzeugung von der ernsten Gefahr, die ein innerlich gefestetes Kolonialreich der Vogesennachbarn für uns auch auf dem europäischen Festland, geschweige denn für unsere eigene überseeische Entwickelung bedeutet.

Frankreich bemißt selbst den Wert seiner Kolonien nach dem Vorteil für seine festländische Stellung. Auf die Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands, das noch immer einen geographischen Begriff bildet, war das Aufsteigen und Übergewicht Frankreichs gebaut, einerlei ob die Valois, Bourbonen, die Republik oder die Korsen das Land regierten. Unser Nachbar ist kein kaufmännischer Kolonialgründer wie England. Handel und Industrie sind nicht auf den Austausch mit dem französischen

Neuland gestellt, noch ziehen sie den entsprechenden Nutzen aus dem verheißungsvollen Erwerb eines so fest geschlossenen und zielbewußt erweiterten Landgebiets. Der klingende Erfolg bleibt daher hinter den gehegten Erwartungen zurück, und die Entwickelungsfähigkeit gleicht dem deutschen Schneckengang. Aber als bloßer Machtfaktor ist das Kolonialreich von steigender Bedeutung.

Es ist kein Zufall, daß der halbamtliche Temps gerade jetzt wieder auf den vermeintlich erstarkenden Partikularismus mit deutlichem Wink nach Bayern hinweist, wo bezeichnenderweise eine zwar politisch harmlose, deutsch-französische Liga entstanden ist. Dieser widersinnige Gedanke ist jedoch den deutschen Schwärmern von der französischen Presse geschickt untergeschoben, zumal der Englandhaß eine praktische Annäherung an Deutschland den berechnenden französischen Kolonialpolitikern wünschenswert machte. Delcassés parlamentarische Vereinzelung in der Marokkofrage erscheint erst dadurch in richtiger Beleuchtung. Man durchschaut England, das stets das Festland die Kastanien für die schönen Augen Albions aus dem Feuer holen läßt. Tatsächlich haben bayerische Forscher in jüngster Zeit versucht, die ja glücklich abgetane Rheinbundszeit sogar vom deutschen Standpunkt aus zu rechtfertigen und die Unterlassungssünden Preußens seit dem Baseler Frieden mit den Todsünden der unbewußt vaterlandslosen und reichsverräterischen Rheinbundsfürsten auf eine gleiche Stufe zu stellen, wobei sie Preußens Schwäche und polnische Ländergier mit tunlichster Milde beurteilten.

Frankreich verfolgt diese Vorgänge mit dem geschärften Blick des lauernden Feindes. Preußen konnte für einen teilweisen Verzicht auf den übergroßen polnischen Bissen Belgien von Österreich im ersten Koalitionskriege erhalten und mit Leichtigkeit gegen Frankreich schirmen, dem noch kein Napoleon erschienen war. Diese aus der Zeit des fürstlichen Absolutismus freilich erklärliche nationale Verständnislosigkeit in einer national gefühllosen Zeit, soweit das vielstaatliche Deutschland in Betracht kam, rächte sich bei Jena und wurde 1813 glänzend gesühnt. Welche Rolle spielten aber der Rheinbund und Pfalzbayern an erster Stelle? Als schon der Reichskrieg erklärt war, nachdem Süddeutschland dem ersten Koalitionskriege überhaupt fern geblieben war, verlangte der Kurfürst Karl Theodor für die Pfalz Neutralität, während er für den bayerischen Anteil sein Heereskontingent stellte.*) Sein Nachfolger Max Josef**) begrüßte den Gesandten der französischen Republik 1798

---

*) Luise von Kobell, Unter den 4 ersten Königen Bayerns. München 1894, Beck. Die Gattin eines langjährigen Kabinettsekretärs des unglücklichen Königs Ludwig II. bringt in Familienerinnerungen manches lehrreiche Streiflicht auch in politischer Beziehung. Die Auffassung kennzeichnet die beschränkte Loyalität eines abhängigen kleinstaatlichen Beamtentums.

**) Bitterauf, Geschichte des Rheinbundes Bd. 1. München 1905, Beck; und von demselben Verfasser, Bayern als Königreich, München 1906, Beck. Eine ausführliche

in seiner Hauptstadt mit den Worten: „Ich bin in Frankreich geboren, ich bitte Sie, mich für einen Franzosen zu halten." Straßburg war jedoch seine Vaterstadt, wo sein Vater, wie er selbst das deutsche Regiment d'Alsace, wie so manche abenteuernde kleine deutsche Prinzen, befehligt hatten, da sie vom französischen Solde leben mußten. Als ihn Bonaparte freilich kaiserlich belohnt hatte, indem er sein Land auf Kosten seiner deutschen Mitstände, also für Napoleon tatsächlich ohne Gegenleistung für das bayerische Blutopfer, mehr als verdoppelte und ihn zur Huldigung nach Mainz befahl, da gewann es der altwittelsbacher Stolz über sich, dem frischgebackenen Kaiser mit folgender Anrede an den französischen Gesandten Otto (auch einen Rheinbundsdeutschen) zu huldigen: „Seine Majestät wird vielleicht mehr Rücksicht mit mir haben, wenn Sie Sich zu überzeugen geruht, daß ich mich nur deshalb angelegentlichst mit der Organisation meiner Truppen beschäftige, um sie ihm zur Verfügung zu stellen, wenn er sie verwenden will, und sie dem Dienst unter seinem Befehle würdig zu machen." Freilich hieß er in Wien der souverain de fortune, da er vom französischen Obersten zum König vom französischen Herrscher befördert wurde.

Mit all seinem Glück zur unerwarteten Vermehrung der bayerischen Hausmacht diente er doch mit seinen anderen Rheinbundsgenossen lediglich den französischen Zwecken des kaiserlichen Abenteurers, der einige stärkere, ihm unbedingt untergebene deutsche Mittelstaaten den leistungsunfähigen geistlichen und weltlichen Zwergständen vorzog. Diese Reichsritter und Prälaten hatten vielleicht noch nicht jedes Volksgefühl fürs Reich verloren, während jetzt in Süddeutschland nur noch eine großherzoglich badische, königlich württembergische und königlich bayerische Staatsgesinnung von Napoleons Gnaden bestand und an manchen Stellen noch besteht. Die beträchtlichen Streitkräfte des ganzen deutschen Südwestens waren kaiserlich französische Hilfsvölker, die ihr Leben im Kampfe gegen Österreich, Preußen und Spanien verbluten mußten. Mit ihnen gewann Napoleon Austerlitz und Jena. Nicht sein überragendes Genie allein, sondern die deutsche Uneinigkeit und der Vaterlandsverrat, Deutschlands hilflose und selbstsüchtige Kleinfürsten bildeten die Grundlage der französischen Übermacht.

Diese Geschichtslehren hat Frankreich nicht vergessen, das seinen Reichtum nach den Verlusten der Revolution hauptsächlich den in Deutschland geraubten Milliarden dankte. Die napoleonischen Kriege sind mit dem Gelde Deutschlands und seiner Außenlande, der Schweiz und der beiden

---

Quellendarstellung mit tunlichster Sachlichkeit bei aller Milde in der Beurteilung bajuvarischen Königsdünkels und der rein dynastischen, antinationalen Politik des ja selbst vaterlandslosen Savoyarden Montgelas, dem freilich der neue Staat sein festes, modernes Gefüge verdankt. Nur die kleinere Hälfte des Landes enthält „angestammte" Untertanen, was sich die begeisterten „Patrioten" gesagt sein lassen mögen.

Niederlande bezahlt. Italien war selbst zu arm, um beträchtlicher beizusteuern. Der napoleonische Kriegs- und Dienstadel bereicherte sich außerdem auf jede Weise, und noch heute bestehen diese großen Vermögen (Talleyrand hat Millionen im Länderschacher erpreßt), während der legitimistische Adel Frankreichs verarmt ist. Der neueste bayerische Geschichtschreiber ist vielleicht politisch zu zartfühlend, wenn er von den damaligen bereits ausgehungerten Münchenern, und damit allen Neubayern schreibt, „die in einer glücklichen Befangenheit für eine befreiende Tat hielten, was sie später als die Anfänge entehrender Knechtschaft am eigenen Leibe verspüren mußten". Er macht auch den vergeblichen Versuch, die wittelsbachische Politik, die freilich von Österreich sich des Schlimmsten versehen mußte, national sittlicher und reiner, als die Württembergs hinzustellen. Kein Rheinbündler hatte an undeutscher Gesinnung dem andern etwas vorzuwerfen. Die ideale Rache des geschändeten Volksempfindens war die Nichtteilnahme an den entscheidenden Siegen des erhebenden Befreiungskrieges, wo die Rheinbündler erst nach Leipzig ihren Schutzherrn verließen. Selbst ein Gelehrter, wie Bitterauf, wärmt die Geschichtslüge auf, als ob jemals ein Königreich Bayern zur Zeit des starken Stammesherzogtums bestanden hätte, das freilich bis zu den oberitalienischen Seen reichte und Österreich mit seinen deutschen Alpenländern bis zur Adria und Aglei (Aquileja) umfaßte.

Süddeutschland hat ja diese nationale Verirrung mit seinem teuren Blute bezahlt und ist längst entsühnt. Die Länderverteilung vollzog Napoleon 1806 in Paris höchst eigenhändig und mit vollster Willkür. Baden, Württemberg und Hessen übervorteilten durch Schmiergelder hierbei Bayern. Doch genug dieser leider in Frankreich nicht vergessenen Erinnerung, die für das lebende Geschlecht im äußerlich geeinten Vaterland kein Vorwurf sein soll noch kann. König Ludwig I. ist sicherlich durch die Rheinbundszeit ein so begeisterter „Teutscher" geworden, und sein unglücklicher Enkel hat 1870 nach den Aufzeichnungen seines Kabinettsvertrauten seine deutsche Pflicht williger, als sein Ministerium erfüllt, das vor und während des Krieges in rheinbündischer Art nach Gebietserweiterung verlangte. Die in der Hammersteinschen Enthüllung*) erwähnte, längst bekannte Tatsache der versuchten Orleansanleihe, auf Grund deren die reichen französischen Verwandten des Herrschers sich für die Begleichung von dessen Privatschulden die bayerische Neutralität im Kriegsfall zusichern lassen wollten, beweist nur die unerschütterliche Reichstreue des königlich bayerischen Hauses und der Regierung. Diese fremden Machenschaften beschleunigten die Entmün-

*) Leuß, Frhr. v. Hammerstein. Berlin 1905, Hermann Walther. Die sensationell aufgebauschte Schrift enthält Falsches und Wahres, das kritisch nicht gesichtet ist. Der Verfasser war schon früher als Reichstagsabgeordneter nur ein bedeutungsloser Politiker.

digung des natürlich längst unzurechnungsfähigen Königs. Sie sind aber für die noch damals genährten Hoffnungen jenseits der Vogesen bezeichnend.

Freilich lag den Wittelsbachern die bei den Fürsten leider allzu häufige Hinneigung zu Frankreich etwas im Blute. Schon im 15. Jahrhundert verschwor sich ein Herzog von Landshut mit den Valois gegen sein Vaterland. 1552 war der Kurfürst von der Pfalz unter den Protestanten, die Metz, Tull (auch Leuk genannt) und Wirten (Verdun) Heinrich II. von Frankreich überlieferten. Im siebenjährigen Kriege verhandelte der letzte Kurfürst aus der bayerischen Linie, ein anderer Max Josef*) seine Regimenter an Frankreich wider den großen König, der sein Haus schon vor der österreichischen Vergewaltigung in den beiden ersten schlesischen Kriegen bewahrt und später allein vor der Einverleibung gerettet hat. Seit 1778 „hing in der Hütte des biedern Älplers neben dem Landespatron Friedrichs Bild, vor seinem Porträt präsentierten die Soldaten, und der Reisende, der durch das Schwabinger Thor nach München kam, hörte von der Residenzwache enthusiastisch Lieder zu Ehren Friedrichs singen, als dieser noch unter den Lebenden weilte," schreibt wiederum Bitterauf.

Diese Tatsachen malen sich leider in den Köpfen der Franzosen, die gerade jetzt die Napoleonslegende besonders pflegen, als trügerisches Gegenwartsbild, da sie den wirklich noch vorhandenen Sondergeist oder vielleicht richtiger bloß die gut deutsche Querköpfigkeit gewisser Zentrums- und Hofkreise für die Auffassung der geistig führenden Schicht und der national empfindenden Bevölkerung des heutigen Bayerns überhaupt halten. Selbst die Sozialdemokratie trägt dort im Süden ein nationales Gewand. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß auch jetzt noch die französische Auslandspolitik auf das Vogesenloch zugeschnitten ist und ihr selbst der koloniale Aufschwung dient, der das sonst sicherlich bei aller Volkskraft stehengebliebene Land für die Zukunft in erheblichem Maße stärken wird. Frankreich hat sich einen solchen Platz an der überseeischen Sonne gesichert, daß es auf lange Zeit mit der Ausbeutung der weiten Landstrecken genügend beschäftigt wäre und für seinen kolonialen Absatz und Rohbezug in umfassender Weise gesorgt ist.

Der Vergleich mit Deutschland kann uns nur trübe stimmen. Es ist das alte Lied der verpaßten Gelegenheiten. Wie wir gegebenenfalls nochmals durch die Tat den irregeführten Franzosen beweisen werden, daß die Rheinbundszeit unwiederbringlich abgelaufen ist, so sollten wir

*) Bitterauf, Die kurbayrische Politik im siebenjährigen Kriege. München 1901, Beck. Eine wertvolle Studie zur bayrischen Sondergeschichte und zum Soldatenhandel der deutschen Fürsten, den allein Friedrich der Große ablehnte. So wurde der französisch gebildete Herrscher wider seinen Willen der deutsche Held seiner verrotteten Zeit.

auch unsere Untätigkeit nach der kurzen Kolonialbegeisterung, die selbst den abgeneigten großen Staatsmann zu dem genialen Griff nach eigentlich schon englischen Einflußgebieten veranlaßte, endlich aufgeben und uns nicht an dem täuschenden Trost genügen lassen, daß wir uns dadurch Frankreich vom Halse geschafft hätten. Als Rußland nicht willig war, ihm den elsässischen Vorspanndienst zu leisten, gewann die unermüdliche, einseitig gerichtete französische Politik das unsichere Italien und das stets deutschfeindliche England. Marokko zeigt uns jedoch, daß seit der Erlösung vom überschätzten russischen Alpdruck die Bundessucht Frankreich keine wirksamen Früchte gezeitigt hätte, wenn wir nicht in falscher Großmut von der laut verkündeten, unantastbaren Stellung der scherifischen Unabhängigkeit mit auch polizeilich freier Tür zurückgewichen wären. Wir gelten nun mit Recht als kriegsscheu. Wir müssen indessen viel nachholen, um den französischen Vorsprung auszugleichen.

Die Rechnung mit der süddeutschen Unzuverlässigkeit stimmt zwar nicht, wenn auch der süddeutsche Sondergeist ultramontaner, wie demokratischer Färbung bei der kaiserlichen Unbeliebtheit und der preußischen Ungeschicklichkeit wieder trotziger sein Haupt erhoben hat. Auch der Zentrumsbauer, wie der Frankfurter Händler mit jüdisch-französischen Beziehungen wissen die Einigkeit des deutschen Vaterlandes zu schätzen. Die Reichsfürsten sind keine Bundesschacherer und Seelenverkäufer mehr, sondern feste Stützen der Einheit. Aber der Kraftzuwachs Frankreichs bildet im Ernstfalle eine ernste Gefahr für Deutschland. Die Turkos haben freilich im letzten Waffengang eine lächerliche Rolle gespielt. Doch haben die Verwendung schwarzer Polizeitruppen gegen die Buren und unser Hererokrieg, sowie die Feldtüchtigkeit der Japaner gegenüber den vielgefürchteten Russen gezeigt, daß arabische Spahis, schwarze algerische Schützen und anamitische Tirailleure bei Bedarf selbst auf einem europäischen Kriegsschauplatze nicht unmögliche und unzulängliche Streiter sind.

Algier ist außerdem ein europäisches Vorland mit wachsender französisch-deutscher Bevölkerung, und die dortige Truppenmacht ausdrücklich für das Mutterland zur Kriegsbereitschaft bestimmt. Die Fremdenlegion wird lediglich von und für die Kolonien unterhalten und ist in ihrer Kriegsübung auch für europäische Verhältnisse nicht zu verachten. Die Engländer haben auch kriegerische Gurkas gegen die Niederdeutschen Südafrikas ausgesandt. Wir sind also bei einem etwaigen neuen Strauße vor einer gelben oder schwarzen Überraschung auf dem Kriegspfade keineswegs sicher. Jedenfalls sind die farbigen Kolonialtruppen Frankreichs stark genug, unsere Schutzgebiete zu besetzen. Wir haben nur ein Mittel, diesem Anwachsen der französischen Kolonialmacht zu begegnen. Wir müssen ihr auf der gleichen Spur folgen und dürfen uns nicht mit den ärmlichen Brocken unserer Schutzgebiete begnügen lassen.

Die gedachte deutsch-französische Liga will zwar auch unserer überseeischen Landnot aufhelfen, indem Frankreich ein sicherlich wertloses Stücklein seines Kolonialbesitzes gegen das sogenannte französische Sprachgebiet Lothringens und des Elsasses großmütig austauschen soll. Die politische Spielerei hat also für das kluge Frankreich einen ernsthaften Hintergrund. Die angesehene französische Zeitung „l'Europe Coloniale" und eine ziemlich unterirdische Pariser Zeitschrift „Internationale Concordia" verbreiten mit Schadenfreude die wundersamen, angeblich patriotischen Schrullen dieser Vereinigung. Frankreich hat nur drei Möglichkeiten, seine sinkende Kriegsstärke zu heben, bezüglich auszugleichen. Das Ausland und sein Kolonialreich, ferner unsere Zwietracht müssen ihm einen solchen Machtzuwachs gewähren, daß es nochmals den Zweikampf mit uns wagt. Die beiden ersten Hülfen sind nicht unbedenklicher Art. Die dritte Aussicht dürfte trotz der neuen stolzen Liga versiegen und ist wohl auch von ernsten französischen Staatsmännern als nichtig erkannt worden. Selbst ein bekannter schwedischer Journalist, der sich als humanitärer Soziologe einführt, hat eine friedliche Revancheschrift mit einem Geleitwort Millerands, des bekannten Abgeordneten und zeitweiligen sozialistischen Handelsministers, verfaßt, die auch alsbald mit einem polemischen Anhang ins Deutsche*) übersetzt ist. Sogar dieser staatsmännische Sozialist stellt die Rückgabe der Reichslande und damit die Forderung des schwedischen Franzosenfreundes als Protest des menschlichen Gewissens gegen die Gewalttat und für die Gerechtigkeit hin, ein Zeichen irregeleiteter Vaterlandsliebe, die sich Bebel und Genossen zum Muster nehmen mögen. Da Frankreich jetzt nicht mehr auf die Wiedererlangung seiner alten Beute mit roher Waffengewalt rechnen kann, hüllt es sich in geschickter Erinnerung der lügnerischen Revolutionsredensarten ins Gewand der gekränkten Gesittung, die angeblich beim Volke der träumerischen Denker nicht zu Hause ist, um auf diesem Umwege zu seinem Ziele zu kommen.

Freilich ist der Behauptung Nyströms Glauben beizumessen, daß noch heute wenigstens die friedliche Rückgabe unseres alten Volksbodens die gesamte öffentliche Meinung und die Regierung Frankreichs in ihrer Politik bestimmt.

---

*) Nyström, Elsaß-Lothringen und die Möglichkeit einer deutsch-französischen Allianz. Berlin 1904, Hermann Walther. Die glatte Rückgabe unserer Westmark im Namen der Menschlichkeit bezeichnet die Richtung des Buches. Es ist erfreulich, daß der noch von dem Verfasser als Protestler angesehene, inzwischen geadelte lothringische Gutsbesitzer von Jaunez bereits seinen kaiserlichen Landesherrn auf seinem Schloß beherbergt hat, sich also kaum nach dem Empfang des Präsidenten der Republik sehnen wird. Ich halte die Verdeutschung solcher Revancheliteratur für nützlich, um das lesebegierige deutsche Publikum über die wahren Absichten der persönlich so liebenswürdigen Franzosen aufzuklären.

Nicht ohne Einfluß darauf ist wohl die Tatsache, daß es im Jahre 1895 nicht weniger als 122 Generäle im französischen Heere gab, die elsaß-lothringischer Herkunft waren. Wir stellen also noch heute mit unserem Blute dem Erbfeinde seine Feldherren, wie das schon in den napoleonischen Kriegen der Fall war. Die fortgesetzte, mit allen Mitteln versuchte und im Gefühl der Ohnmacht nunmehr auch friedlich betriebene Irreleitung der politischen Welt zu Nutz und Frommen des französischen Chauvinismus bildet einen ernsten Gegenstand der Beunruhigung, der Deutschland von seinem Nachbarn ausgesetzt ist. Unsere Überlegenheit verleiht uns die Sicherheit, diesen Machenschaften furchtlos entgegenzutreten, auch wenn sie nicht nur im entlegenen marokkanischen Winkel auftreten. Prag, Pest, Moskau und auch Wien sind noch heute beliebte Orte zu französischen Ränken. Marbeaus Geschichtsklitterung „Slaves et Teutons" ist noch immer das Glaubensbekenntnis jedes Franzosen und seiner allslavischen Gesinnungsgenossen. Die notgedrungene, schon wieder fast verrauchte, Friedfertigkeit der Franzosen bei der ihnen so günstigen Lösung der Marokkofrage, die sie durch Ausschiffung des kriegslustigen Delcassés aus dem Ministerium bekundet haben, darf uns über die wahre Gesinnung der maßgebenden Staatsmänner nicht täuschen. Rouvier mag tatsächlich über Einzelheiten der ausgesprochen deutschfeindlichen Politik des auswärtigen Amtsgenossen nicht genau unterrichtet gewesen sein. Das Ziel seiner Staatskunst war ihm sicherlich nicht verborgen, da gerade dieser Leiter der äußeren Politik aller Parteikabinette der letzten acht Jahre eben um seiner bundeslüsternen Steuerung des französischen Staatsschiffes allen Parteiregierungen genehm war. Nur die etwas ungeschickten Mittel Delcassés, der auch vor einem Waffengange nicht zurückscheuen wollte, trennten ihn von den vorsichtigeren Staatsmännern. Folgerichtig setzte Delcassé an Stelle Rußlands das gleichfalls deutschfeindliche England, ohne zu bedenken, daß Albion eine Seemacht, und damit für Deutschland der gefährliche Krieg nach zwei Seiten glücklich vermieden wäre. Denn bei dieser Gestaltung der Machtverhältnisse war die Besiegung des welschen Erbfeindes sicher, da Frankreich uns schon zahlenmäßig nicht gewachsen ist.

Frankreich hat aber jetzt auch wieder einmal amtlich gezeigt, daß es stets auf der Lauer liegt, wenn es nur einen geeigneten Bundesgenossen findet. Diesmal erschien er den Franzosen untauglich. Leider wird uns dieser Zwischenfall tatsächlich zwingen, unsere Wehr zur See weiter zu verstärken, da wir auf absehbare Zeit stets mit einem Bunde der Westmächte rechnen müssen. Marokko ist beiden Beteiligten einen Kampf auf Leben und Tod nicht wert. Deshalb gestanden wir auch nicht zu unserm Vorteil dem Nachbarn des Berberstaates die Stellung einer Vormacht zu, um ihn nicht ganz in Englands Arme zu treiben. Die Lösung auf der Konferenz wird jedoch nur eine ebenso vorläufige sein, wie die Milderung

der Spannung zwischen uns beiden. Nur ein dauernd, durch einen schweren Krieg gedemütigtes Frankreich wird gezwungenermaßen Frieden halten, indem es auf seine alten geschichtlichen, rassehaften und natürlichen Grenzen beschränkt wird, die es noch allzu weit überschritten hat. Verfallen wir daher bei aller Friedensliebe nicht in den Fehler der übertriebenen Kriegsscheu, die uns England gegenüber gelegentlich anhaftet, weil wir zu wenig das moralische Element der rohen Zahl entgegenhalten. Rußlands Niederlagen dürfen uns eines besseren belehrt haben. Auch England ist nicht unbesiegbar zur See, während wir auf ein entschiedenes Übergewicht zu Lande hoffen dürfen, sollte unsere Führung nur einigermaßen der französischen Heeresleitung gewachsen sein, die wir keineswegs gering einschätzen. Abgesehen von der Zahl ist Frankreich ein völlig ebenbürtiger Widersacher, der stets zum Sprung an den Rhein bereit ist und uns Deutsche an aufopfernder Vaterlandsliebe weit übertrifft.

Schließlich möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß die Flut der Zukunftskriegsromane, die leider allzusehr der staatsmännischen Einsicht und Nüchternheit entbehren, ihre Spitze trotz des Landkrieges gegen Frankreich hauptsächlich wider England kehrt. Sie predigen teilweise Freundschaft mit dem geschichtlichen Erbfeind und ersparen ihm beim Siege jede Landabtretung*), kennen den uralten deutschen Volksboden jenseits unserer Reichsgrenze nicht, noch ahnen sie den Wert des ungeheuren französischen Kolonialreiches. Wirken sie auf die Stimmung des Volkes ein, dann müssen sie der nachbismarckischen Ansprüche an eine großzügige hohe Politik des Reiches gerecht werden. Jedes Zeitalter hat seine besonderen Ziele. Bismarck konnte sich mit seinen Erfolgen begnügen. Das staatsrechtliche Bündnis mit Österreich mißlang ihm. Weder im Westen noch im Osten hat er fertige Zustände zurückgelassen. Jeder Stillstand ist Rückschritt. Der Ausgang der verhältnismäßig nebensächlichen Marokkoverwicklung bedeutet eine diplomatische Niederlage Deutschlands, dem im Gegensatz zur bismarckischen Staatskunst jeder Aufschwung der auswärtigen Politik fehlt. Wir wursteln halt fort, schlimmer als die deswegen berüchtigte deutsche Ostmark an der Donau, die jetzt im Orient unbestreitbare Erfolge aufzuweisen hat. Die Welt ringsum gewährt uns ein reiches Betätigungsfeld unserer strotzenden Volkskraft, die sich nicht bloß wirtschaftlich ausleben soll. Das Höchste im Völkerleben ist die Förderung und Ausdehnung des eigenen Volkstums, daher ist auch der englische und amerikanische Imperialismus so volkstümlich und siegreich.

Daß die französischen Vorherrschaftsbestrebungen mit den alther-

*) Mit deutschen Waffen über Paris nach London. Antwort auf Seestern, Hansa Beowulf. Hanau, Kleuß & Feddersen.

gebrachten, bisher stets erfolgreich gewesenen Aneignungsgelüsten, wie unsere tatsächlich „verstümmelten" Westmarken zeigen, um mich des rührseligen französischen Ausdrucks zu bedienen, auch nach 1871 keineswegs ruhen, ergibt das jüngste Auftreten des volkstümlichen Generals Langlois, der zugleich als erster Militärschriftsteller seines Vaterlandes gilt. Er fordert nach dem leider durch unsern Mangel an Festigkeit geglückten Beispiel Marokkos nunmehr die friedliche Durchdringung Belgiens und — Hollands mit dem dort bereits tätigen französischen Einfluß, der ganz offen auf die Abreißung auch des größeren Restes der urdeutschen Niederlande hinarbeitet. Die volksreichsten und kohlen- wie eisenreichsten Departements Frankreichs, Nord und Calais, sind rein deutsche Gebiete der alten Niederlande, deren Verspeisung dem Räuber wohl gelungen ist, die es aber volklich noch nicht hat verdauen können. Daher die fieberhafte Hast, durch die Verwelschung Belgiens diese französischen Südniederlande ihres niederdeutschen Haltes im alten belgischen Vaterlande zu berauben.

Ohne das Kohlenbecken des niederländischen Südrandes wäre Frankreich überhaupt ein Land fast ohne Eisen und Kohle und daher als Industrieland gleich Italien ausgeschaltet. Die volksarmen Industriebezirke füllt der Belgier, dessen Regierung französisch amtiert, obwohl die Volksmehrheit flämisch spricht und die Wallonen verwelschte Flamen sind, die bloß unsere Keltomanie zu alten Galliern gemacht hat. Leider berichtet Cäsar selbst, daß die alten Belgen sich für Germanen hielten, und jedenfalls waren sie stark germanisiert.

Angesichts der erneuten Annäherungsversuche an Frankreich, die bei uns amtlich wie privatim gemacht werden, erscheint es eine volkliche und vaterländische Pflicht, den unerlöschbaren Rachedurst der französischen Volksseele trotz alles Friedensbedürfnisses des kleinen Rentners in der politischen Rechnung nicht zu vergessen, was die Reichsleitung seit Bismarcks Weggang bis zur unliebsamen marokkanischen Angelegenheit unerfreulicherweise getan hat. Jetzt scheint die bittere Lehre, die uns Algeciras erteilt hat, bereits wieder unwirksam geworden zu sein. Die stärkste Landmacht der Welt hat ein unstatthaftes Bestreben, die Friedensglocken läuten zu lassen, statt die Hand fest am Schwertgriff zu halten. Das neidische Ausland glaubt daher unserer allzu aufrichtigen, weil unklugen Friedensliebe nicht und schiebt uns wider besseres Wissen jede Friedensstörung zu, wie sie tatsächlich Frankreich in den beiden Niederlanden betreibt. Frankreich soll aber wissen, daß auch wir unseren Siegespreis an deutschem Land und Leuten auf seine Kosten genau kennen und die Unabhängigkeit der beiden Niederlande schützen werden.



Der Irrtum im Ideal der Moderne.

Von

Karl Hoffmann.

— Charlottenburg. —

Der Ursprung unserer literarischen „Revolution" in den achtziger Jahren hatte in dem Verlangen gewurzelt, eine lebensfremd gewordene Kunst zur realen und natürlichen Lebensintensität zurückzuführen. In der sozialen Stimmung der Zeit lag es, wenn sich die Befriedigung dieses Verlangens zunächst auf die alltägliche Gegenwart gerichtet hatte und auf die unteren Schichten des Menschseins, im eigentlichen und bildlichen Sinne. Es trat dann die Wirkung Nietzsches hinzu. Das Bedürfnis nach Lebensintensität bekam durch ihn etwas zugleich Bewußteres und mehr Innerliches. Es wurde zur Verherrlichung des Lebens. Leben — Bejahung des Lebens — Steigerung des Lebens bis zur Lebensfreude, das war die Linie ihrer Gedankenführung. „Möglichst viel Leben!" hieß jetzt die Losung, und als folgerechte Form dieser Losung erschien eine Verbreiterung und Ausdehnung des Lebensgefühls auf die ganze Natur. Das individuelle Daseinsbewußtsein zerdehnte sich zum kosmischen Empfinden. Eine Beseelung des Alls ergab sich, zu der sicherlich Einflüsse Häckels und Fechners beigetragen haben, und in deren Gestaltung sonst die Einschläge indischer Weisheit unverkennbar sind — als Reminiszenzen aus der Schopenhauerzeit wurden wieder buddhistische Einheitsgefühle lebendig —, eine Beseelung des Alls und seiner kleinsten Teilchen, wie wir sie zum Beispiel in Johannes Schlafs Prosalyrik erleben und in den träumerischen Dichtungen Bruno Willes. Erweiterung des Ich zum All-Ich war das Programm der Neuen Gemeinschaft, das die Brüder Hart aufgestellt hatten. Immer

wieder stoßen wir auf die gleiche Forderung, die als neue Religion empfunden sein will, in den letzten Ekstasen Dehmels und bei dem merkwürdigen Mombert, von dem A. Möller-Bruck begeistert erklärt: „So ist für Mombert alles eins: Schöpfer und Schöpfung und Ich! Sein Größenwahnsinn, zu dem er sich emporgepeitscht hatte, gesundet zum Gotteswahnsinn“ (Die moderne Literatur, 1902, S. 790). In der „Versunkenen Glocke“ hatte Hauptmann nach etwas Ähnlichem die sich sehnenden Arme gereckt. Und wenn endlich Lublinski in seiner „Bilanz der Moderne“ (1904) als „letztes und gewaltigstes Ziel“ eine „Gemütswucht von kosmischer Urgewalt“ verkündet (S. 337), so besagt das ebenfalls im Grunde nichts anderes. Der Mensch soll das Universum mit seinem Ichgefühl anfüllen und sich dabei vom Universum gleichsam aufsaugen lassen.

Die angestrebte kosmische Gemütswucht hängt mit zwei anderen Faktoren zusammen, die selbst wieder eng zueinander gehören, mit dem Glücksbedürfnis und dem Kulturgedanken. Mit dem Glücksbedürfnis insofern, als sie der Lebensangst vor den Mächten des Daseins ein sicheres Heimatsgefühl im Unendlichen schenken kann, das nichts mehr erschreckt. Denn die neue Kunst, so sagt der genannte Kritiker Möller-Bruck über den Genuß eines Böcklinschen Bildes, einer Klingerschen Statue, eines Liliencronschen oder erst eines Dehmelschen Gedichtes, diese neue Kunst „erfüllt jeden wahrhaft modernen Menschen mit derselben Sicherheit zum Weltall, die sonst nur das Vertrauen auf Gott geben konnte“ (a. a. O. S. 440 fg.). Für den einzelnen, der ein solches All-Empfinden zu erleben vermag, bedeutet es demnach auch einen ideellen Schatz von reiner Kulturbedeutung. Vielleicht macht es die höchste persönliche Kultur aus, die überhaupt zu erreichen bleibt. Höchste Lebensintensität und höchste Kultur kommen überein. Die Erhöhung der Kultur, einer vom Widernatürlichen geheilten Kultur, würde das gesteigerte Leben selbst sein. Und weil der höher entwickelte, der innerlich ganze Mensch Träger einer größeren Kulturkraft ist, deshalb hat jeder das Recht und die Pflicht, all die Elemente zu entfalten, von denen das wesenhaft Eigentümliche seines persönlichen Seins zusammengesetzt wird. Die Durch- und Höherbildung des persönlichen Seins ist damit für den kulturbewußten Menschen die oberste ethische Norm. So reiht sich in das Idealbild der modernen Weltanschauung hier, gewissermaßen als Basis jener Erweiterung zum All-Ich, der heutige Individualismus ein, dem die landläufigen Schlagwörter von der „souveränen Subjektivität“ und vom „Recht der Persönlichkeit sich auszuleben“ mitunter zu einer unerfreulichen Popularität verholfen haben.

Wenn aber die Bejahung des Lebens zu gleicher Zeit Ehrfurcht vor der Totalität des Lebens sein soll, so überträgt sich — eben vermöge dieses Begriffes der Totalität — ihre seelische Macht ohne weiteres auf

das Leben der anderen. Das Solidaritätsgefühl mit allem, was lebt und überhaupt da ist, muß notwendig nicht nur dem eigenen Willen, sondern ebenso jedem anderen das Recht auf freie und unbehinderte Entfaltung seiner Anlagen und Lebensäußerungen zuerkennen. Diese nachsichtige Anerkennung des Fremden spricht sich besonders in manchen neueren Romanen aus. „Güte" ist die Tugend, die vielfach von ihnen gepredigt wird. Und noch mehr. Sollen Leben und Kultur an Wachstum gewinnen, so ist vor allem nötig, möglichst vielen das Streben nach dem Ziel freier Selbstentfaltung zu erleichtern. Die Hebung der Lebensmöglichkeiten der Massen, darauf kommt es schließlich an. So erhält die Losung „möglichst viel Leben!" einen praktischen Ton, und die soziale Herkunft des Naturalismus und damit der Moderne bricht wieder hervor. Wäre jenes Ziel in seiner letzten Ferne erreicht, so würde aus der Einheit aller natürlichen Kräfte für jeden Menschen eine glückhafte Daseinssteigerung erwachsen, und das Resultat wäre eine nie geahnte Vollendung des Seins.

In der modernen Dichtung findet sich diese Summe von Ideen, die ein absolut mangelloses Weltbild verheißen, zwar nirgends klar und gedrängt formuliert, — das würde auch dem Charakter einer Dichtung widersprechen. Aber sie sind da und in den einzelnen Werken verstreut enthalten, vielleicht nur latent enthalten, indem sie sich gegenseitig vorauszusetzen scheinen. Ihre Gesamtheit ist ferner der begriffliche Born, aus dem fast alle programmatischen Zukunftsträume unserer Gegenwart ihr Material schöpfen. Am augenscheinlichsten tritt das wohl in der Theorie des „Edel-Anarchismus" der J. H. Mackay, Benj. R. Tucker, Rud. Steiner zutage*), nach der die „freie Konkurrenz" und die „Solidarität der Menschheit" einander bedingen. Doch die Sozialdemokratie, die dem internationalen Proletariat die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und die freie Liebe verspricht, gehört nicht minder hierher. Und von derselben Quelle nähren sich ebenfalls, bewußt oder unbewußt, die zahmeren Erscheinungen unserer Lebensreformer, die Leute von der Ethischen Kultur, vom Weltfrieden und von der radikalen Frauenbewegung, ferner die Gartenstadtbewohner, Pflanzenesser und Bilzbrausegläubigen verschiedenster Schattierung und Bestrebung. Jeder friedliche Bürger männlichen sowohl wie weiblichen Geschlechts wird ungestört den gesamten Komfort der Neuzeit und den Segen des gleichen, geheimen und direkten, aktiven und passiven Wahlrechts zum Menschheitsparlament genießen und sich so mit Gemütswucht von kosmischer Urgewalt zum All-Ich auswachsen. Oder wie es ein junger Romandichter ausdrückte: „Rastlose Behauptung des Ich ist der

---

*) Ich verweise auf den öffentlichen Briefwechsel zwischen Mackay und Steiner im „Magazin für Litteratur", 67. Jahrgang, No. 39 (30. September 1898.)

ungewollte Weg zur Erhöhung der sozialen Gemeinschaftsformen. . . . Und zwischendurch, wie ein Goldfaden ohne Anfang und Ende, zieht sich das Gefühl von der Gemeinsamkeit alles Seins, von der neuen Unsterblichkeit des Ich." (K. H. Strobl in seiner „Weltanschauung in der Moderne" 1902, S. 43.)

Ich will aber Strobl nicht unrecht tun und möchte beileibe nicht behaupten, daß er mit den Geschmacklosigkeiten der Weltverbesserer etwas zu tun hätte. Die Stelle seiner Schrift habe ich nur deshalb genannt, weil sie leise andeutet, wie sich in dem geschilderten Ideal zwei fremde Tendenzen ganz verschiedenen Ursprungs miteinander verquicken. Klarer kommt dies bei Lublinski zum Ausdruck. Er bemerkt, daß die Moderne ein „Gemisch von objektiver Hingabe und rücksichtsloser Willensenergie" sei (a. a. O. S. 159). In der Tat, so wie sich die angeblich einheitliche Weltanschauung der modernen Bewegungen heute uns darstellt, hat sie keine organisch gewachsene Systematik. Sie ist vielmehr nur eine widerspruchsvolle, aus den aufgelösten und durcheinander fließenden Bestandteilen jener beiden Strömungen nachträglich entstandene Denkatmosphäre.

Die objektive Hingabe an etwas Gemeinsames äußert sich in dem pantheistischen Weltempfinden nicht weniger, als in der altruistischen „Güte", die mit Opfermut das Dasein der vielen von seinen Härten befreien will, um ihnen das wirkliche Glück und den Frieden zu bringen oder wenigstens vorzubereiten. Zola hatte ihre Absichten in die Literatur eingeführt. Bei uns drückt sich diese Strömung am reinsten in dem sozialen Mitleid der Hauptmannschen Dramen aus, und ihre einseitigste Repräsentation überhaupt ist ohne Frage Tolstoj. Tolstojs kosmisch begründete und praktisch wirkende „Vereinigung in Gott" spricht typisch für die innerliche Zusammengehörigkeit von Menschenliebe und Allgefühl. Entgöttertes Neuchristentum, das seinen konkretesten Ausdruck im Kommunismus hätte. Ein ideell-ethisches Empfinden tut sich hier kund, dessen formal gerechtes Verlangen nach nivellierender Beglückung aus einer verallgemeinernden Denkweise stammt, die Unterschiede und Besonderheiten nicht gelten läßt. Letzten Endes kommen diese Denkweise und dieses Verlangen noch von dem durchsichtigen Rationalismus des 18. Jahrhunderts her. Sie zehren noch von dem Glauben an die erlösende Kraft des Vernunftmäßigen, der das Aufklärungszeitalter charakterisiert und dessen unsäglichen Bildungsstolz geschaffen hatte. Diesen Bildungsstolz, der sich alles zutraute, der da glaubte, jedes Unbequeme und Widerspenstige einfach fortdenken zu können und das Himmelreich auf Erden für möglich hielt.

In einem heidnischen Sinnen- und Kraftkultus dagegen, dem jener reflektierende Moralismus völlig fremd war, hatte sich von Hause aus die Stimmung zur Lebensfreude und Steigerung des Lebens offenbart.

Mit dem Haupt, dem hörnerschweren,
Nickt den Takt der große Pan:
Langsam kommt die Zeit heran,
Da die Götter wiederkehren.

Die gleichsam vernunftlose und vorethische Lebensenergie war es, auf die man hinzielte, oder bestimmter gefaßt, die Lebenstüchtigkeit. Und in dem Hervorkehren der Lebenstüchtigkeit gründete sich diese Tendenz prinzipiell auf Darwins Formel vom Kampf ums Dasein, dessen auf das Ethische angewandte Bedeutung sie stillschweigend voraussetzt. Sofern nun der Kampf als treibender Faktor alles Lebendigen anerkannt wird, bedingt die Forderung gesteigerten Lebens naturgemäß eine intensivere Spannung der Gegensätze. Manchen Bekennern zur Lebensfreude mag das nicht bewußt sein, doch logischerweise ist es so. Die verstärkte Spannung bedeutet zugleich eine Schärfung des Widerstreits, und das bringt eine Herausarbeitung des Unterschiedlichen, Besonderen und Einzelnen mit sich, die schließlich das Schwergewicht des ganzen Entwicklungsprozesses in das Einzelne hineinzwingt. Damit verlegt sich der Zentral- und Ausgangspunkt ethischer Wertungen in das einzelne Ich, in die Persönlichkeit. In dieser Gedankenrichtung also haben wir den innersten Grund für den Individualismus unserer Tage zu sehen. Es leuchtet ein, daß jenes Hineinwachsen und Hinschwinden in den Kosmos für die „rücksichtslose Willensenergie" einer solchen Art individualistischer Lebensbejahung nur eine Form der Selbstverneinung sein könnte.

Unser heutiger Individualismus unterscheidet sich scharf von dem abstrakten Individualismus des 18. Jahrhunderts. Für diesen war das Individuum nur ein gewissermaßen mathematischer Begriff ohne konkreten Inhalt, eine in ihrem Wesen sich stets gleich bleibende punktuelle Einheit und keine bestimmte Individualität von qualitativer Eigenart gewesen („Der Mensch an sich", „reines Menschentum" usw.). Der neuere Individualismus oder Personalismus, wie er wohl besser zu nennen wäre, legt aber auf diese, auf die einzelne und in ihrer Art einzige Persönlichkeit seine ganze Betonung, und gerade für das Ungleiche und Trennende, für das Besondere und Eigentümliche des persönlichen Seins verlangt er freien Spielraum.*) Gewiß hat ihm im Laufe des Jahrhunderts allerhand Gedankliches und Literarisches vorgearbeitet, so zum Beispiel die Romantik und was mit ihr zusammenhängt, und die musterbildliche Gesamterscheinung Goethes. Doch erst jetzt, seitdem er in seiner

*) Von Georg Simmel ist diese treffende Unterscheidung meines Wissens zum ersten Mal in den Vordergrund gerückt worden, besonders in der letzten Vorlesung seines Buches „Kant, 16 Vorlesungen, gehalten an der Berliner Universität". (Leipzig 1904.) Vgl. ferner desselben Verfassers Aufsatz: „Die beiden Formen des Individualismus" in der Zeitschrift „Das Freie Wort", Jahrg. I, Heft 13. (5. 10. 1901.)

Auffassungsart des Ethischen sozusagen naturwissenschaftlich bestimmt wurde, ist er zu deutlicher Bewußtheit gekommen und eine geistige Zeitmacht geworden. Nietzsche und der spätere Ibsen sind als seine Hauptvertreter bekannt, die jenes Ziel von der Durch- und Höherbildung des persönlichen Seins durch freie Betätigung seiner Kräfte als neue Tafel über uns aufgehängt haben. Unter den verschiedenartigsten Erscheinungsformen wirkt diese Strömung heute richtungweisend. Das ethische System in der rassentheoretischen Geschichtsphilosophie H. St. Chamberlains gehört u. a. ebenso hierher, wie die allerletzten und vielleicht unerkannten sittlichen Voraussetzungen jener „Edel-Anarchisten“, die ich schon nannte.

Es ist nun ein charakteristischer Irrtum für die Idealbildung der Moderne, daß man diese beiden verschiedenen Individualismen miteinander verwechselt hat, — bezeichnenderweise ein heimliches Zurückgreifen auf den Ideenschatz des 18. Jahrhunderts. Indem sich dem eigentlichen Personalismus jener alte abstrakte Individualismus unterschob, der das Unterschiedliche nicht kennt, wurde es möglich, den aufgegriffenen Gedanken der Lebenssteigerung in Übertragung auf das gesamte Leben, auf das Leben aller anzuwenden. Denn so konnte sich die hierfür nötige Verallgemeinerung vollziehen, die gewünschte Einlenkung zur Ausgleichung des Gegensätzlichen und damit zur Aufhebung jener Spannung, die ursprünglich vorausgesetzt war und der ringenden Vielheit ihre restlose Beseligung immer unerfüllbar gelassen hätte. Aber durch eben dieselbe Begriffsoperation hatte man — ein weiterer Irrtum — für die qualitative Daseinssteigerung unvermerkt eine quantitative Daseinsmehrung eingetauscht, die im Grunde etwas Außerpersönliches bleibt, und sich so gleichsam selbst um den Endpreis betrogen. Dieses weiteren Irrtums bedenkliche Kehrseite war es wieder, daß man von dem Begriffe „Kultur“ als der Bereicherung des Lebens abwechselnd verschiedene Auffassungen bekam, die sich gegenseitig umstoßen. Denn einmal verstand man unter Kultur die Pflege jener Bildung, deren wahrnehmbare Merkmale sich auf innere, ungreifbare Erlebnisse gründen, und zum anderen dachte man an die mehr technische Ausgestaltung der äußeren Lebensbedingungen; man dachte an das, was manche neuerdings bloß Zivilisation nennen, und von dem sie behaupten, daß es mit der wahren Kultur absolut nichts zu tun habe.

Aus der billigen Gegenüberstellung von Sozialismus und Individualismus allein lassen sich die beiden Hauptströmungen des modernen ideell-ethischen Empfindens nicht begreifen. Dafür sind sie in ihren bewußten Äußerungen zu sehr kompliziert und in ihren eigentlichen Zielstrebigkeiten zu wenig klar und zu unterirdisch. Sie bedeuten aber jedenfalls elementare Gegensätze. Nie sind sie für die Dauer zusammenzuzwingen. Denn werden sie streng gesondert und zu Ende gedacht, so

verkörpern sie doch nur von neuem zwei grundverschiedene Lebensdeutungen, die schon immer da waren, zwei grundverschiedene Anschauungen von dem Sinn, den sich das Leben selbst gibt, vom Glück. Für die eine ist Glück der Einklang mit den äußeren Faktoren und eine breite Ansammlung von Wohlgefühl und Behagen, es ist das Glück im üblichen Sinne. Wobei es im Prinzip ganz gleichgültig bleibt, ob man dieses Glück nur für sich oder für ganze Gemeinschaften herbeiführen will. Die andere Tendenz sieht den Sinn des Lebens in der spontanen Betätigung eigener Kraft, in der persönlichen Schöpfung von Werten, die dem Anschein nach über das Leben hinausragen und es somit erhöhen. Mag auch das Behagen darüber verloren gehen. „Trachte ich denn nach meinem Glück? Ich trachte nach meinem Werke," also sprach Zarathustra. Lebensfreude ist Freude an der durch Kraftaufwand gesteigerten Persönlichkeit. Während jene Gedankenrichtung die Härten und Gegensätzlichkeiten des Daseins verleugnen möchte, bestätigt sie diese und überwindet dadurch ihre Gefahr für die Seele. Subjektive Energie oder mechanische Ordnung, um diese beiden Angelpunkte dreht sich am Ende die ganze Frage. Und in dieser äußersten Fragestellung deutet sich vielleicht das tiefste Problem an, das überhaupt unsere Weltanschauungsbildung bewegt.





Drei Menschen.

Psychologische Novelle

von

Frances Külpe.

— Nervi. —



Als die Schauspielerin Nora Selden sich in Riga mit dem berühmten Doktor der Gynäkologie Hans Rehder verlobt hatte, wunderte man sich sehr.

Man wunderte sich nicht nur, man bedauerte, man tadelte, man verwarf diese Partie.

„Jammerschade — so ein Rassegeschöpf wie die Selden — und ein Arzt — das paßt wie die Faust aufs Auge — er wird sie schon bei Zeiten einkapseln — für die Bühne ist sie nun doch verloren!" sagten die Männer.

„Empörend! Unser herrlicher Doktor und eine — Komödiantin! Wer hätte das gedacht! Nun, das häusliche Unglück wird nicht lange auf sich warten lassen. Der arme verirrte Mann!" sagten die Frauen — und die gar nichts sagten und nur vielsagend die Köpfe schüttelten und schwer seufzten, zu Hause aber sich die Augen rot weinten, — das waren seine Patientinnen.

Aber nun war das Unglaubliche geschehen und man hatte daran glauben müssen.

Das Mitleid über diese „Verirrung" des Doktors, das ihm aus vielen schönen Augen mehr oder minder offen entgegensah, entgegenlächelte, entgegenweinte, war bei ihm auf eine sonderbare kühle Verständnislosigkeit gestoßen, denn Doktor Rehder wagte es, seine Frau zu lieben und sogar glücklich zu sein.

Und Nora Selden war allen düsteren Prophezeiungen zum Trotz der Bühne nicht verloren; im Gegenteil, — es schien, als habe sich ihre künstlerische Kraft verdoppelt, nein verzehnfacht. Sie spielte hinreißender denn je und auch das allerschärfste Auge der allertreusten Patientin konnte sie

nicht auf Abwegen ertappen, so sehr viel Mühe es sich auch gab. Man zuckte also die Achseln und sagte mit dem bekannten gewissen Lächeln: „Und sie passen dennoch nicht zueinander. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

Aber der Krug brach nicht. Im Gegenteil, er schwamm nun schon ganze acht Jahre auf den Wellen gegenseitiger Liebe und echten Vertrauens fröhlich und verwegen dahin.

Des Rätsels Lösung war aber einfach genug: der Doktor liebte, wie wenige Männer lieben, treu und zart, und das Wesen Noras bot ihm immer neue Überraschungen, von denen die Menge nichts ahnte.

Nora gab sich einfach und natürlich wie ein großes unbefangenes Kind. Sie war warmherzig und leidenschaftlich, eine volle Künstlernatur. Hinter ihrer täglichen rücksichtslosen Offenherzigkeit in kleinen Dingen vermutete niemand ein eigentümlich verschlossenes Wesen. Man glaubte immer die ganze Nora kennen gelernt und erfaßt zu haben, wenn sie den Menschen treuherzig und freundlich entgegenkam, und doch — gab es Tiefen in ihr, die selbst ihr Mann nie ganz erschlossen hatte. Darum blieb sie für ihn immer gleich fesselnd und interessant, acht Jahre schon. Sie hatte das offene sehende Auge eines Kindes, die Beobachtungsgabe einer Künstlerin und die schlagende Kombinationsfähigkeit, oder sagen wir den prophetischen Instinkt eines Staatsmannes, oder einer fein vibrierenden Frauenseele.

Darum sah und fühlte sie mehr wie andere. Darum sah sie oft durch die Wand konventioneller und klug berechneter Verstellung geradeswegs in die unverschleierten Herzen hinein — sie sah „um die Ecke", wie der Doktor lächelnd behauptete — aber da sie wenig praktischen Sinn besaß, traute man ihr viel weniger zu und unterschätzte sie.

„Wie sonderbar sind die Menschen!" sagte Nora oft. „Woher sollte denn meine Seelenmalerei kommen, wenn ich Menschen nicht kennen gelernt hätte? Sie halten das für künstlerische Inspiration, was angespannteste Beobachtung und unzählige Erfahrungen mich richtig erfassen und wiedergeben ließen. Inspiration fällt nur auf sorgfältig vorbereiteten Boden."

Der Doktor hatte heute seine Tagesarbeit früher beendet als sonst. Die letzte Patientin, eine von den vielen, die den berühmten Mann mit Angst und Bangen aufgesucht, hatte ihn mit erleichtertem Herzen und dankbaren Worten verlassen, und er trat auf den Balkon seines Hauses.

„Nora!" rief er in den Garten hinein.

Hans Rehder war ein hoher schlanker Mann mit gütigem ausdrucksvollem Gesicht und klaren blauen Augen.

Kein Wunder, daß seine Patientinnen ihn schwärmerisch verehrten und ihm nur allzu gut waren, denn der Doktor war nicht nur Arzt, er war auch Menschenfreund. Er kurierte nicht nur körperliche Leiden, sondern heilte auch seelische Gebrechen. Zwischendurch verursachte er auch solche. Er hätte eigentlich Prediger werden wollen. Die schwere Erkrankung und

das jahrelange Siechtum seiner heißgeliebten älteren Halbschwester Maria, deren Leiden er nicht ruhig ansehen konnte, hatten ihn zur Wahl des Ärzteberufs bestimmt. Maria starb. Ihr war nicht mehr zu helfen, aber ihr Leiden hatte indirekt vielen Mitschwestern geholfen. Doktor Rehder war nicht nur tüchtig, er war hervorragend in seinem Beruf, und das Leiden anderer hatte seine Seele nicht abgestumpft. Er gehörte nicht zu denjenigen, die sich leicht in fremdes Leid ergeben.

Er stand auf dem Balkon, etwas vornübergeneigt, und stützte die schlanken Hände auf das Geländer. Er sah in das junge Grün, in das Gewirr der blühenden Kastanienbäume und Linden hinein, und seine etwas kurzsichtigen Augen spähten in die überlaubten Gartenwege.

„Nora!“ rief er noch einmal, leiser.

Alles still.

Da wandte sich der Doktor und ging nachdenklich nach unten. Er durchschritt den Garten bis zu dem weinlaubumwucherten hohen Bretterzaun und blickte auf sein Haus zurück.

Gemütlich, frisch und sauber lugte das Haus mit seinem hohen spitzen Giebel zwischen den Kastanien und Linden hervor. Es war ein gutes kleines Haus mit einem freundlichen Ausdruck, ja es schien, als ob es lachte, und wenn man länger hinblickte, sah man deutlich, daß es lachte.

Auch der Doktor lachte. Denn nun sah er, daß sich eine hohe Frauengestalt langsam auf ihn zu bewegte. Ernsthaft und mit dem konzentrierten Ausdruck eines beschäftigten Kindes hielt sie ein Stück Brot in die Höhe, und rückwärts auf den Hinterbeinen schwänzelte ein zottiger Neufundländer vor ihr her.

„So, das hast du gut gemacht, Karo! Nimm und genieße!“

In dem weit offenen Hunderachen verschwand das Brot, und wedelnd sprang Karo an seiner Herrin empor.

„Du bist heute früher frei wie sonst,“ sagte Nora und hing sich in den Arm des Doktors.

Er blickte lächelnd in das freie intelligente Gesicht. Große graue suchende Augen sahen ihn frei und ruhig an. Dunkelbraunes kurzgehaltenes Haar, eine kräftige, leicht gebogene Nase und eine gerade offene Stirn gaben dem Gesicht etwas Entschlossenes, Kühnes, der feine leidvolle Mund schien aber mehr von Noras Innerem zu verschweigen als zu sagen und nahm dem Antlitz die ernste Strenge. Es war ein Gesicht, mit dem man nicht so schnell fertig wurde.

„Geht's dir gut?“ fragte Nora.

„Seit einer Minute, ja.“

Sie lachte. „Unverbesserlicher Schmeichler!“

„Willst du mich anders?“

Sie sah ihn prüfend an. „Nein, du kannst so bleiben.“

Sie gingen die Allee auf und ab. Nora schmiegte sich den langen ausholenden Schritten ihres Mannes an und schien ganz in diese Aufgabe vertieft.

Er sah sie zärtlich an und lachte.

„Nun, was haben wir heute erlebt?"

„Einen Kater!" meinte Nora lakonisch.

„Das ist verdammt wenig."

Sie lachte kurz. „Das ist mehr als genug." Dann fuhr sie fort, wie um die Wirkung ihrer letzten Worte abzuschwächen:

„Fürs erste steht noch für die nächste Woche die ‚Magda' auf dem Repertoire. Morgen soll ich ‚Käthchen von Heilbronn' spielen, da die Gerstorff erkrankt ist. Ich mag den Charakter nicht, Hans."

„Und bringst doch das Haus zum Rasen," sagte er stolz. „Ja, du bist mir ein abgründiges Geheimnis, Kind. Acht Jahre schon versuche ich es zu lösen, immer noch bin ich am Anfang."

„Ich bin gar kein Geheimnis, bloß eine Doppelnatur wie alle Künstler. Ich möchte nur wissen," sprach sie nachdenklich, „warum ich so wenig Talent zum Glücklichsein habe. Nie im Leben ist es mir so gut gegangen, nie hab' ich soviel tägliche Freude erlebt wie in diesen Jahren an deiner Seite, und doch ruht im Grunde meiner Seele eine ungestillte nagende Sehnsucht, ein leise brennendes Weh, das ich nicht los werden kann."

„Um so mehr Talent hast du zum Glücklichmachen."

„Ich bin vielleicht zu wenig Weib, zu sehr Mensch, ich glaube, ich habe zum Beispiel gar keine Fähigkeit zur Eifersucht."

„Um so besser," sagte der Doktor. „Eine eifersüchtige Frau könnt' ich am wenigsten brauchen. Weißt du," fuhr er zärtlich fort — „du solltest nicht so viel grübeln und denken. Du hast deinen Mann und du hast deine Kunst. Deine Kunst ist mir eine Art Sicherheitsventil für deine unverbrauchte Kraft. Das hast du nötig, und du hast sie, und das ist gut so."

„Meine Kunst ein Sicherheitsventil — pfui!" rief Nora ehrlich entrüstet. „Möchtest du mich nicht lieber ohne meine Kunst, nur als deine Frau?" fragte sie dann.

„Ich möchte dich so, wie ich dich habe."

Sie gingen ruhig nebeneinander her. Noras Hand hing schlaff herab. Liebkosend streifte sie einige scharlachrote Mohnblüten, die die prangende Einfassung eines Beetes bildeten.

„Du," rief sie leidenschaftlich — „ich liebe das Leben, ich liebe die Natur! Das Herz wird mir inmitten der Natur so weit und warm. Gedanken flattern auf weißen strahlenden Schwingen zu mir herab, und reden kann ich zuweilen mit dir von meiner Seele, und doch sehne ich mich nach etwas Unbegreiflichem, Unfaßlichem, Unendlichem. Es ist eine Fülle in mir, die ich nicht bewältigen kann. Immer und immer suche ich nach

dem einzig treffenden Ausdruck für meine Empfindung. Überall stoße ich auf Grenzen in der Kunst und im Leben. Ich weiß, was ich will, aber ich will mehr, als ich kann, das ist es".

„Nimmersatt! Du lebst zu intensiv."

„Kann man zu intensiv leben? Sind denn nicht die meisten Menschen tot oder halbtot? Laß mich leben und laß mir meine Sehnsucht. Sie ist das beste an mir. Ohne Sehnsucht kein Fortschritt!"

Sie faßte ihn fester unter den Arm, und beide gingen in das Haus hinein.

* * *

Der Mond schien hell durch die treibenden Wolkenzüge; das ganze Gärtchen des Doktors war in mildes silbernes Licht gebadet. Die Luft war lau und frühlingswarm, und scharf zeichneten sich die jungen Weinranken vom lichtumflossenen Himmel ab.

Hans hatte Noras Schaukelstuhl auf die Veranda gezogen, ihr Fußbänkchen sorgfältig daneben gestellt. Nun wartete er auf Noras Kommen aus dem Theater.

Nachdenklich blies er runde Rauchringe in die klare Abendluft und streckte sich behaglich in einem Gartensessel. Er war sehr glücklich.

Vor sein inneres Auge trat, wie so oft in den Stunden des Alleinseins, seine mühselige Vergangenheit, sein bitteres Kämpfen und Ringen. Er sah die herbe knochige Gestalt seiner verstorbenen Mutter.

Die alte Frau hatte so strenge Augen gehabt, so harte abgearbeitete Hände und ein so zähes Festhalten an ihrem Lieblingswunsch, daß er Prediger werden solle. Auf der Kanzel hatte sie ihn sehen wollen von den Leuten geehrt und bewundert, von der Kanzel sollte er alte erschütternde Wahrheiten mit jugendlichem Feuer verkünden und Licht und Trost in die Herzen der Betrübten ausströmen.

Und nun hatte er sie enttäuscht. Sie wollte und konnte es nicht begreifen, daß er einer Toten zuliebe bei seinem Beruf blieb. Sie schalt ihn einen unpraktischen Träumer, und die Fäden zwischen ihm und ihr lockerten sich unaufhaltsam. Die alte Frau litt grausam unter der Eifersucht auf ihre verstorbene Stieftochter. Sie war eine despotische Natur und hinderte es fast unbewußt, daß Hans schon als Knabe sich an seinen Vater schloß, einen milden müden Greis mit einer feinen Seele. Maria war das Licht und die Freude von Hans' Jugendjahren gewesen. Wie eine holde seltene Blume war sie in dem düsteren engen Bürgerhause erblüht und war dem Manne, den sie zu lieben glaubte, einem vornehmen Polen, gefolgt. Die Ehe war kurz und unglücklich. Ihre ganze Helle, Wärme und Innigkeit übertrug Maria, die an einem schweren Leiden erkrankt war, auf ihr Töchterchen und auf ihren jungen Halbbruder. Er sog Licht und Sonnen-

schein aus den Stunden des Zusammenseins mit ihr, er reifte an ihr zum Manne. —

Nun, wo sie tot war, stürzte er sich unaufhaltsam in das medizinische Studium und suchte den Schmerz durch Arbeit zu übertäuben. Er gab Privatunterricht, er arbeitete mit der gierigen Hast des Schmerzes — da starb sein Vater.

Die Mutter versuchte einen neuen Ansturm auf seine Sohnesliebe und beschwor ihn, zum Studium der Theologie zurückzukehren. Nun müsse sie es erleben, daß ein Fremder die letzten Worte über dem Sarge seines Vaters spräche, und nicht er, dem diese Pflicht am nächsten läge. Auch sie werde von fremden kalten Worten zu Grabe geleitet werden. Das habe sie nicht um ihn verdient.

Es bedurfte der ganzen Geduld, der ganzen Kraft und Energie des jungen Mannes, um fest zu bleiben, um so mehr, als in seinem eigenen Herzen eine Saite vibrierte, die ihn mächtig zur Theologie hinzog. Aber die Erinnerung an das trostlose jahrelange Siechtum seiner Schwester Maria, die Überzeugung, daß man ihr Leiden hätte lindern können, wenn man es besser erkannt hätte, half ihm alle Versuchungen überwinden. Er hatte die feste Zuversicht, auch als Arzt Licht und Trost bringen zu dürfen mit Worten und Werken. So ließ er sich nicht irre machen. Er arbeitete unverdrossen, er lebte wie ein Asket und suchte auf diese Weise seiner Mutter zu beweisen, daß die Sache seines Ernstes wert sei.

Sie mußte daran glauben, aber sie tat es mit der finsteren Resignation einer störrischen alten Frau, und an dem Tage, als er sein Schlußexamen bestanden hatte, starb seine Mutter am Schlage.

Die alte Frau lag im Sarge, die strengen Augen hatten sich geschlossen, die abgearbeiteten Hände ruhten von ihrer unermüdlichen Tätigkeit, und das graue Haar lag schlicht gescheitelt über der vergrämten Stirn. Hans konnte ihr keine Freude mehr bereiten.

Nun stellten sich Zweifel ein in der Seele des jungen Mediziners. Hatte er recht getan, seine Idee durchzusetzen? Durfte er die letzten Jahre seiner alten Eltern durch seinen Eigenwillen verbittern? War das Spiel des Einsatzes wert gewesen?

Sie waren tot, alle seine Lieben. Maria hatte er nicht mehr nützen können, und seinen Eltern hatte er schwere Enttäuschung bereitet. Den Segen, den Erfolg seiner Arbeit hatten die Seinigen nicht mehr gesehen; sie kannten nur sein bitteres Kämpfen und Ringen.

Hans Rehder wurde still und verschlossen. Seine medizinische Praxis befriedigte ihn nur zum Teil, obwohl die Erfolge nicht ausblieben. Er litt unter der selbstquälerischen Vereinsamung und tat doch nichts, um ihr zu entgehen. Wissenschaftliche Arbeit war seine Erholung, wenn er ermüdet aus der Klinik nach Hause kam. Endlich raffte er sich zu einem Entschluß auf, verließ seine Vaterstadt Riga und ging auf zwei Jahre nach Berlin.

Die neue Umgebung, die wissenschaftliche lebendige Strömung der Großstadt, das Arbeiten in den Kliniken unter hervorragenden Autoritäten gab ihm sein Gleichgewicht wieder. Gefestigt und voll reicher praktischer Erfahrungen kehrte er nach Riga zurück. Er machte einige glänzende Kuren, seine Kollegen wurden aufmerksam auf ihn, er hatte in einigen besonderen Fällen Glück, und von nun an heftete sich der Erfolg an seine Fersen. Ehe er sich dessen klar bewußt geworden, hatte er eine Stellung erobert, war er ein gemachter Mann.

Er hatte an Sicherheit des Auftretens, an Routine des Umgangs gewonnen und war dennoch zurückhaltend — das gewann ihm die Herzen der Frauen. Er behandelte alle seine Patientinnen mit Achtung und Zartheit — das machte sie zu seinen enthusiastischen Anhängerinnen, und er bevorzugte niemanden — das gab ihm einen rätselhaften Nimbus. Er kannte die weibliche Psyche und Physis, das Weib kannte er noch nicht.

Mit einem Schlage wurde das anders. Die Schauspielerin Nora Selden hatte ihn um einen ärztlichen Rat gebeten. Vor Schauspielerinnen hatte Hans eine gewisse Abneigung. Er sah in ihnen die halbwegs gebildeten, geschminkten, posierenden Damen der Halbwelt, wie er sie bisher flüchtig kennen gelernt hatte. Und nun kam ein eigenartiges interessantes Weib, eine großangelegte selbständige Frauennatur, die sich so wahr, so offen, so kindlich natürlich gab, wie er es nie unter den Frauen der Gesellschaft gefunden hatte, noch mehr — er sah in ein strebendes Menschenherz hinein, das ihn in seinem ehrlichen Ringen, in manchem feinen Zuge an seine liebe Verstorbene, Maria erinnerte. Er mußte in ihr ein Wesen von tüchtiger Bildung, voll lebendiger Interessen, kurz einen vollwertigen Menschen achten. Er staunte und bewunderte. Er beobachtete und begriff.

Er begann ein eifriger Theaterbesucher zu werden und wurde zum ersten Mal von großer Kunst gepackt. Das zurückgedämmte Leben seiner Jünglingsjahre forderte sein Recht. Im Vollgefühl seiner Kraft begann er das Leben auf sich wirken zu lassen, begann sich durchzusetzen, ohne sich zu verlieren. Es wurde wieder heiter und sonnig in ihm, und eines Tages erzählte er Nora die Geschichte seiner harten Jugendjahre.

Auch sie hatte bitter um ihren Beruf ringen müssen. Sie war aus gutem Hause und eines preußischen Beamten solide Tochter. Wie sie ihn verstand! Wie sie ihm nachfühlte! Er liebte. Und als er sich seiner Liebe bewußt geworden, sagte er es ihr. An die Tragweite seines Schrittes dachte er kaum — er setzte sich einfach durch.

So verschieden war diese Liebe von früheren flüchtigen Neigungen, daß seine Vereinigung mit Nora eine einfache Notwendigkeit war.

Nun war Nora seit acht Jahren sein Weib, und er war glücklich. Ja, er war glücklich. In einer heißen Welle stieg das Bewußtsein seines Glücks immer wieder in ihm auf.

Nora war nicht schön, aber sie war prachtvoll gewachsen und hatte

ein nachdenklich ernsthaftes, etwas schwermütiges Gesicht, das ihn entzückte. Für ihn war sie schön, und ihm war sie lieb, so wie sie war. So hatte sich durch diese acht Jahre ihrer Ehe seine Liebe nur noch gesteigert und gab sich zuweilen in echt verliebten jugendlichen Torheiten kund.

Nun rollte ein Wagen vor die Haustür. Hans sprang auf wie ein Jüngling und eilte Nora entgegen. Er zog sie zu sich auf die Veranda und drückte sie in ihren Schaukelstuhl.

Nora war träumerisch und versonnen. Hans sah sie schweigend an und steckte eine neue Zigarre in Brand.

„Nun aber mußt du anfangen zu erzählen!“ sagte er gemütlich.

Sie lächelte. „Woher weißt du, daß ich etwas zu erzählen habe?“

„Das merke ich dir von weitem an.“

Sie gab ihrem Stuhl eine leise wippende Bewegung und verschränkte die Arme über ihrem Haupt.

„Es ist die alte Geschichte,“ sagte sie — „Menschenirren und Menschenleid. Ich hab' heute eine Beichte gehört.“

„Also wieder einmal! Wie die Menschen Vertrauen zu dir fassen!“

„Ich kenne nicht einmal den Namen meines Beichtkindes . . .“

„Also grüble nicht länger, erzähl!“ drängte der Doktor.

Nora seufzte. Dann begann sie:

„Ich ging heute früh in den kaiserlichen Garten hinaus, um zu memorieren, wie du weißt.“

Das rote Zigarrenende nickte zustimmend.

„Heute war aber doch noch jemand früher aufgestanden als ich. Eine rassige überschlanke Frauengestalt huschte mit heftigen Bewegungen durch die Gänge. Sie schien etwas zu suchen. Du kennst meine Vorliebe für Naturen, die sich vollkommen ihrem Wesen nach äußern. So beobachtete ich denn auch die Fremde, wie sie mit raubtierähnlichen leidenschaftlichen Bewegungen vorwärts stob, mit Entzücken, mit wahrem Hochgefühl.“

„Kann ich mir genau vorstellen,“ brummte Hans.

„Wenn ich aber weiter erzählen soll, darfst du mich nicht unterbrechen. Die Geschichte ist lang und traurig, und um in dir den rechten Eindruck zu erwecken, will ich sie dir nach meiner Weise dramatisch erzählen und die Sprecherin selbst reden lassen.“

„Zu Befehl, mein Herz, ich rede ja kein Wort mehr.“

„Die Fremde wandte sich plötzlich und kam mir entgegen,“ fuhr Nora fort. „Ich sah in ein gelbes verhärmtes Gesicht mit unsteten dunklen Augen.

‚Haben sie etwas verloren, gnädige Frau?‘ fragte ich.

Mißtrauisch flackerte mich die Fremde an. Ein hochmütiger Zug trat um ihren Mund.

‚Verloren? Ja!‘ sprach sie mit schroffem fremdländischen Akzent und fügte dann höflicher hinzu: ‚Einen Brief.‘

Ich half ihr natürlich suchen.

Wir suchten. Ich sah, wie die Fremde ihren schmalen Kopf geierähnlich nach mir umwandte und die Lippen fest zusammenpreßte. So flog sie an mir vorüber. Ich folgte langsamer. Die arme unglückliche Person! Mißtrauisch und verbittert wie ein Dämon. Ja, der stand eine ganze Tragödie auf dem Gesicht geschrieben, nein, nicht nur auf dem Gesicht — in jeder ihrer Bewegungen prägte sie sich aus, armes Geschöpf!"

Nora saß eine Weile schweigend, dann fuhr sie langsam fort:

„Ich suchte mit dem intensiven Wunsch, das Verlorene zu finden, und ging sorgfältig die Haupt- und Seitenalleeen durch. Da — unter einer Bank sah ich ein weißes beschriebenes Blatt flattern — es war ein Brief ohne Kuvert.

Ich hob ihn auf und eilte der Fremden, die ich in einem Quergange heranstürmen sah, entgegen.

‚Gnädige Frau, — dies ist wohl Ihr Brief!' rief ich von weitem und hielt den Bogen hoch.

Die Fremde blieb stehen. Ihre Lippen zitterten.

‚Vielen Dank!' rief sie. Sie ergriff den Brief, knitterte ihn zusammen und hielt ihn krampfhaft in der geballten mageren Hand. Ihre Bewegungen waren prachtvoll — es tat mir leid, weiter zu gehen.

‚Schonen Sie sich,' sagte ich endlich. ‚Tun Sie etwas für Ihre Gesundheit.'

Mißtrauisch und unsicher blieb die Fremde stehen. Sie hatte schon ihre Schleppe zum Weiterstürmen zusammengerafft.

‚Ich mich schonen?' fragte sie. ‚Wozu? Wem liegt etwas an meiner Gesundheit? Übrigens bin ich gesund.'

‚Sie verbrauchen Ihre Kräfte zu rasch, — Sie müssen viel Schweres erlebt haben,' sagte ich.

Die Fremde sah mich aus weit offenen Augen an.

‚Kommen Sie,' stieß sie plötzlich entschlossen hervor, ‚wir beide werden uns wohl nie mehr im Leben begegnen, morgen noch verlasse ich Riga, kommen Sie! Sie waren menschlich zu mir — ich will Ihnen meine Geschichte erzählen.'

Wir setzten uns auf eine Bank. Ich war gespannt, was ich hören sollte.

‚Sie sprechen wohl französisch?' fragte sie.

‚Jawohl.'

‚Eh bien! So kann ich mich meiner Muttersprache bedienen. Meine Geschichte ist kurz und banal genug. Ich bin Pariserin.'

Das überraschte mich nicht im mindesten.

‚Habe meine Mutter nimmer gekannt. Mit gutem Grunde. Hatte sie mir doch nicht den Namen meines Vaters zu geben. Meine Mutter war schön, mein Vater ein grand seigneur — ich kam ihnen in die Quer.'

Sie lachte bitter. ,'s war ja noch sehr edel von meinen sogenannten Eltern, daß sie mich in einem Kloster anständig erziehen ließen und nicht in ein Findelhaus taten oder gar einer gefälligen alten Hexe gaben zur Weiterbeförderung in die himmlischen Gefilde. Wie edel das war, habe ich so oft zu hören bekommen, bis ich schließlich daran glaubte. Ja, ich glaubte daran wie an meine eigene unsterbliche Seele. Bon.

Ich lernte gut. Ich wurde der Stolz des Klosters. Lieb gehabt habe ich niemanden, aber ich wollte meiner ‚edlen' unbekannten Mutter Ehre machen — die Nonnen, die ganze Klosterwirtschaft haßte ich . . .

Da — eines schönen Tages kommt eine elegante Equipage herangefahren — eine wunderschöne Dame sitzt darin. Man sagt mir, es sei meine Mutter. Meine Mutter! Oh Madame, was soll ich Ihnen weiter sagen?

Ich durfte herantreten und ihr die Hand küssen. Sie sah mich prüfend an und fuhr mir leicht über die Wangen, und dann wurde ich wieder entlassen. — — Bald hörte ich lautes erregtes Sprechen und zornige Stimmen — und gleich darauf fuhr meine Mutter in der eleganten Equipage wieder davon — ohne mich wiedergesehen, ohne mich auch nur geküßt zu haben.'

Die Französin hing den Kopf und bohrte mit der Spitze ihres Schirmes ein tiefes Loch in den Kies. Ihre Augen sprühten. Beruhigend streichelte ich die zuckende arme Hand, aber da kam ich schön an.

‚Schon mitleidig, Gnädigste?' höhnte sie. ‚Sparen Sie Ihr Mitleid für später — es kommt noch ganz anders. Also meine Mutter war fort, da wurde ich zur Oberin beschieden.

Die Oberin war falsch und glatt. Sie sagte mir, meine Mutter wäre hier gewesen, um mich ihr für ihr lasterhaftes leichtfertiges Leben abzukaufen — ich sollte auch ‚so eine' werden wie sie. Bisher hatte ich nie davon gehört, daß meine Mutter ‚so eine' war. Ferner gab mir die Oberin zu verstehen, daß sie mich aus liebender Sorge für mein Wohl meiner Mutter geweigert. Diese liebende Sorge habe sich sogar soweit erstreckt, daß mein Aufenthalt im Kloster ihr einige Kosten verursacht habe, und da sei es natürlich und wünschenswert, daß mir Gelegenheit geboten würde, die Pflicht der Dankbarkeit zu üben. Meine Mutter habe nichts für mich gezahlt.

Ich stand erstarrt. Die Pflicht der Dankbarkeit bestand darin, daß ich freiwillig und unentgeltlich den Unterricht in den unteren Klassen übernahm.

Ich übernahm den Unterricht. Vier Jahre arbeitete ich wie in einer Tretmühle mit einem wachsenden Groll im Herzen. Ich lernte meine Mutter verachten und Gott danken, daß ich nicht ‚so eine' war wie sie. Da — nach vierjähriger Sklaverei — starb unsere Oberin. Ich hatte in Abwesenheit einer älteren Nonne es auf mich genommen, einen Teil ihrer

Papiere zu ordnen — da fielen mir die bezahlten Rechnungen für meine Erziehung im Kloster in die Hände, und sie trugen die Unterschrift meiner Mutter!

Also betrogen! Der Toten konnte ich's nicht mehr sagen; aber meine Empörung, meinen Haß, meine Wut schrie ich in die stillen Klosterräume hinein, daß sie widerhallten, und dann schnürte ich mein Bündel und ging voll Lebenshunger nach Warschau. Paris war mir verhaßt. Heimweh kannte ich nicht. Das Heimweh, das ich als junges Kind in mir getragen — nach meiner Mutter — war zerstört. Ich nahm eine Stellung an. Man lobte mein schönes Französisch, man lobte meine eleganten Manieren, meine schmalen Füße, meinen Takt. Man war entzückt von mir und ich von den Leuten. Ich wurde Gesellschafterin einer schönen Frau. Wir waren einander in gewisser Beziehung verwandt, denn auch sie war unglücklich, und auch sie war stolz. Aber ihre Seele war weit und groß und konnte lieben. Solche Liebe, wie sie zu ihrem kleinen Sohn hatte, hatte ich nie für möglich gehalten, ich stand davor wie vor einem Wunder. Aus ihrem Manne machte sie sich nichts — aber —' jetzt lachte die Französin konvulsivisch — ,er machte sich etwas aus mir.

Ich glaubte ihm und liebte, liebte zum ersten Mal.

Ich liebte ihn, und wir beide betrogen die schöne Frau.

Ich hatte ein Kind. Auch ich deponierte es in Paris, wie meine Mutter getan, — ich trat in die Fußtapfen meiner Mutter. Was wollen Sie? Warum sollte ich besser sein als sie? Ich kehrte wieder in das Haus jener Leute zurück, ich begleitete sie auf Reisen. Ich lernte die Welt kennen . . . Ich fühlte mich wieder Mutter eines zweiten Kindes . . .

Da kam der Schlag; ich überraschte ,ihn', Sylvain in den Armen einer Kammerzofe.

Ich ohrfeigte ihn, ich züchtigte ihn wie einen Hund und verachtete ihn, wie ein betrogenes Weib verachtet . . .

Dann verließ ich das Haus.

Mein zweites Kind atmete nur eine Viertelstunde. Auch mein erstes Söhnchen war gestorben. Kluge Kinder, nicht wahr?

Ich bin wieder in Stellung bei einer polnischen Familie; wir sind auf der Durchreise durch Riga nach dem Wilnaschen auf die Güter der Familie.

Glauben Sie, daß ich lebe? Nur mein Leib zuckt und lebt, meine Seele ist längst tot. Ich habe einst in Paris ein Bild gesehen, es war der Kopf eines verzweifelten Weibes. Und dieses Weib lachte. Es lachte sich den letzten Rest von Glauben, Liebe und Vertrauen aus der wunden Seele. Solch ein Weib bin ich. Nichts Edles, nichts Echtes habe ich auf der Welt gefunden, es sei denn die Mutterliebe jener Frau, die ich betrog. Lüge und Verstellung überall. Falsch, falsch sind die Menschen. Hüten Sie sich vor ihnen, denn Sie haben noch eine mitfühlende Seele.'

Die Fremde war aufgesprungen. Ich ergriff sie an den Händen.

‚Gott helfe Ihnen!‘ sprach ich.

Ihr Gesicht war tränenüberströmt. Sie warf den Kopf zurück und bäumte sich wie eine getretene Schlange.

‚Mir ist nicht mehr zu helfen,‘ sprach sie düster. ‚Der Brief da ist von ihm — so viel ist er mir wert . . .‘

Sie zerriß ihn in hundert Fetzen und warf sie in den Rasen hinein.

‚Leben Sie wohl!‘

Noch ein Ruck, und die geschmeidige Erscheinung verschwand hinter der Allee.“

Nora schwieg. Sie hatte ganz in der Geschichte der unglücklichen Französin gelebt.

Hans hatte gespannt zugehört. Die Zigarre war ihm ausgegangen.

„Du hast wieder die Gabe bewährt, aus Menschen das Tiefste und Innerste ihres Wesens herauszulocken.“ sagte er. „Das ist nur möglich, weil sie instinktiv merken, was für ein guter, ehrlicher Mensch du bist.“

„Ehrlich — ja, aber gut — nie! Ist das etwa gut von mir, daß ich mich an dem Unglück der Menschen zu berauschen vermag, wenn sie es nur künstlerisch schildern? Ich habe daran ästhetische Freude, und wenn mein Herz auch mitblutet, erfreuen sich meine Sinne doch an ihren Äußerungen, sofern sie wahr und natürlich sind. In größerem Maßstabe tat das Nero auch. Das ist doch nicht gut. Bitte, verdirb mich nicht mit deinem Lob. Du findest nur alles gut, weil du mich so liebst.“

„Ja, das tu' ich, du mein liebster Nero.“

„Ach du Unverbesserlicher!“

Sie fanden sich in innigem Kuß.

* * *

Der Vorhang war gefallen. Einen Augenblick saß das Haus lautlos. Dann brach ein Beifallssturm los, schwoll an, blieb auf der Höhe und wollte nicht enden. Erst als Nora Selden sich wieder und wieder verneigt hatte, als sie drei Sträuße entgegengenommen, beruhigte sich das Publikum und ging schwatzend und angeregt auseinander. Der eiserne Vorhang schob sich vor die Bühne, und das Stück Leben, das sich in so ergreifender Weise vor den Zuschauern entrollt hatte, machte einer Totenstille Platz.

In Scharen strömte das Publikum zu Fuß und zu Wagen nach Hause. Abgespannt und müde saß Nora in einem Wagen, vor sich auf dem Schoß die Blumensträuße. Sie fühlte sich ganz zerschlagen. Sie hatte ihr Bestes gegeben, und doch war sie nicht mit sich zufrieden. Weder an großen Worten, noch an großen Gesten liegt's, dachte sie — wir brauchen Verinnerlichung, Vertiefung, wir brauchen Wahrheit, wir brauchen eine große Seele! Habe ich die Wahrheit erreicht? Nein, und nochmals nein!

— Sie ging in Gedanken noch einmal ihre Rolle durch. Da hat's gefehlt und da — und da — sagte sie sich.

Ihr Kopf schmerzte, ihre Augen brannten. Sie bedeckte sie mit der Hand. Da entfiel ihr einer ihrer Sträuße.

„Halt Kutscher!" rief die Künstlerin.

Der Wagen hielt. Doch schon hatte sich eine vermummte graue Frauengestalt an den Wagen gedrängt, hatte sich nach den Blumen gebückt und reichte Nora den Strauß.

„Ich . . ich danke Ihnen so," stotterte eine alte zerbrochene Stimme. „Ich werde diesen Abend nie vergessen!"

Nora schaute in ein verwittertes Altjunferngesicht, auf dem des Lebens kleine Sorgen so manchen Zug gegraben hatten und aus dem die alten Augen so begeistert jung hervorblinzelten. Sie war reich, sie konnte geben, und die ganze Geberfreude wurde groß in ihr. Sie reichte der Unbekannten die Hand. Impulsiv bückte sich das alte Fräulein auf die lange kräftige Hand der Künstlerin und drückte einen inbrünstigen Kuß darauf.

Ein paar Schritte weiter auf den Fliesen stand eine zweite vermummte Gestalt und sah verwundert zu. „Klementine ist verrückt geworden," flüsterte sie leise und ängstlich. „Was soll das nur?"

Das ruhige Gaslicht beleuchtete die sonderbare Szene.

Nora aber legte ihren Arm um das alte Fräulein und küßte es leicht auf die Stirn.

„Ich danke Ihnen," sprach sie mit klangvollem Ton, „Sie gaben mir heute mehr, als Sie ahnen."

„Ich . . . Ihnen?" stammelte die zerbrochene Stimme.

„Ja. Alle vierzehn Tage, am Dienstag von 4 bis 6 habe ich Menschen bei mir, es würde mich freuen, Sie wiederzusehen."

„Mich . . . wiederzusehen?" Die Unbekannte schnappte wie im Traum. „Ich habe eine Schwester . . ." fügte sie zaghaft hinzu und wies auf die graue Gestalt auf den Fliesen.

„Und Ihre Schwester dazu. Grüß Gott."

Und fort rollte der Wagen. Ganz benommen und verwirrt stand die alte Jungfer auf dem Pflaster und drückte den duftenden Blumenstrauß an ihr pochendes Herz, den ihr Nora im letzten Augenblick zugeworfen hatte.

In gehobenerer Stimmung betrat Nora ihr Heim. Der Doktor kam ihr an der Tür entgegen; an seinem Arme hing ein blasses schönes Weib in tiefer Trauer.

„Nora, mein Herz," rief der Doktor in jubelndem Ton, „sieh hier meiner Schwester Maria einziges Kind, Rahel Witakowsky."

Nora blieb stehen und legte ihre Hände auf Rahels Schultern.

„Herzlich willkommen!" sagte sie mit tiefer klingender Stimme.

Rahels Lippen zuckten — sie brachte kein Wort hervor. Sie sah aus, als wäre sie aus einem alten Gemälde getreten.

Tiefschwarzes Haar fiel vom schlichten Scheitel aus in Wellen über die kleinen Ohren und umrahmte die feine bräunliche Stirn. Unter geraden Brauen sahen todtraurige dunkle Augen hervor, die durch die langen schwarzen Wimpern noch dunkler erschienen. Diese seidigen Schleier senkten sich wie ein Geheimnis über eine stumme Frage. Es war ein vornehmes, herrschsüchtiges und geistreiches Gesicht, und doch thronte eine rührende Anmut über den jugendlichen Zügen.

Nora sah noch immer in das bleiche Gesicht. Eine leidenschaftliche Bewunderung für das schöne Wesen stieg in ihr auf. Sie schlang ihren Arm um Rahel und sprach leise: „Wir zwei wollen einander gut sein.“

„Ich danke dir, Nora, du bist gut.“

Schweigend traten alle drei in den Salon. Die mächtige Lampe unter dem roten Schirm strahlte gedämpftes Licht aus.

„Ich hab' mich vor drei Monaten von dem Grafen scheiden lassen, Nora,“ begann Rahel in trockenem beherrschten Ton. „Mein Willy starb vor sechs Monaten. Nun hab' ich — nichts mehr. Was sollt' ich mit meinem unnützen Leben anfangen? Aus meinen Kindertagen her erinnerte ich mich an Onkel Hans, der war gut zu mir gewesen.“ — Ein leuchtender Blick unter den langen Wimpern traf Hans. — „Da kam ich nach Riga. Ich bin müde, so müde. Ich will nichts mehr vom Leben als eine Weile Ruhe.“

Nora streichelte die feinen kleinen Hände, die Rahel gefaltet im Schoße hielt.

„Unser Heim soll dein Heim sein,“ sagte die Künstlerin innig.

„So soll es sein!“ rief der Doktor ermutigend und ergriff kräftig Rahels Hände.

„Du hast fortan zwei treue Freunde statt des einen Hans, und Nora, die kann Freundschaft halten, die versteht's.“

Rahel nickte und schwieg. Wieder flog ein leuchtender Blick zu den beiden hinüber, und leise sagte sie:

„Ihr müßt mir Zeit lassen. Von mir und meinem Innern kann ich nicht reden. Es ist alles so wund. Ich habe so viel erlebt in meiner sechsjährigen Ehe — zu viel.“

„Du sollst auch nicht reden —“ sagte Nora liebevoll. „Ist denn das Reden nötig, damit man sich versteht? Es ist selbstverständlich, daß du uns jederzeit willkommen bist. Weißt du, du solltest für die ersten Monate ganz zu uns ziehen. Wir wollen unser Leben vor dir abrollen lassen wie sonst, in die Fäden dieses Lebens sollst auch du dich mit einspinnen, und das wird schön und gut sein.“

„Du hast viel Vertrauen zu den Menschen,“ sagte Rahel lächelnd. „Ich dank' euch, ich habe schon eine Wohnung gemietet.“

„Wo denn?

„In der Antonienstraße, gegenüber dem fünfstöckigen Eckhause. Meine Möbel ließ ich schon gestern hinschaffen. Ich war heute nachmittag da."

„Kind, Kind," sagte der Doktor kopfschüttelnd, „die Sorge hättest du uns überlassen sollen."

Rahel lächelte schwermütig. „Ich bin früh selbständig geworden, Hans. Auf meinen Reisen hab' ich das gelernt. Jetzt möcht' ich ausruhen dürfen und einen neuen Lebensanfang machen, und dazu hab' ich mir Riga und eure Nähe gewählt."

„Bravo!" rief Hans, „das hast du vorzüglich gemacht!"

Er betrachtete sie mit angespannter freudiger Aufmerksamkeit.

„Die Ähnlichkeit," sagte er weich, „die wunderbare Ähnlichkeit! Mir ist, als wäre ich um fünfzehn Jahre zurückversetzt."

Rahel sah auf. „Bin ich meiner Mutter so ähnlich? Das freut mich," sagte sie einfach.

Jetzt trat das Stubenmädchen ein. „Es ist angerichtet," meldete sie.

Man setzte sich zu Tisch.

„Eine Bitte noch," sprach Rahel. „Soll ich mich heimisch bei euch fühlen, so beachtet mich nicht. Macht, als ob ich nicht da wäre. Das ist das Liebste, was ihr mir tun könnt."

Nora nickte ihr freundlich zu.

„Wie war's denn heute im Theater, Herz?" fragte Hans.

„Ein volles Haus wie immer beim Sudermann. Ach, ich vergaß meine Buketts. Minna!" rief Nora dem Mädchen zu. „Stellen Sie doch die Blumen ins Wasser. — Unterwegs hatte ich ein kleines Abenteuer."

Und Nora erzählte drollig von ihrer Begegnung mit dem alten Fräulein.

Der Doktor lachte übers ganze Gesicht.

„Das bist nun wieder ganz du," sagte er, „klagst immer über die vielen Menschen an deinen Dienstagnachmittagen und lädst dir noch zwei alte Motten dazu."

„Dies waren aber ehrliche Motten," sagte Nora ernsthaft, „wenigstens die eine. So ein gutes putziges Altjüngferchen mit einem tüchtigen Rest von jugendlicher Begeisterung."

„Wie heißen denn deine jüngsten Bewundererinnen?"

„Wie sie heißen? Darnach hab' ich nicht gefragt. Wenn sie kommen, werden wir's ja schon erfahren."

Der Doktor lachte sein behaglichstes Lachen.

„So ist Nora einmal," sagte er erklärend. „Sie ist und bleibt ein großes Kind trotz ihrer neunundzwanzig Jahre."

„Wohl ihr!" erwiderte Rahel. „Kinder sind allemal die glücklichsten Wesen, denn sie haben Vertrauen zu den Menschen und sich selbst, und Kinder sehen überall Licht und Freude, wo wir im Dunklen stehen."

Nora zuckte fröstelnd zusammen und beschattete ihre Augen mit der Hand.

„Ist dir kalt, Liebling?“ fragte Hans.

Aber schon war Rahel leise aufgestanden und legte ein Cape schützend um Noras Schultern.

„Danke dir, Rahel. Mir ist nicht eigentlich kalt, aber das helle Bühnenlicht, weißt du, wirkt immer unangenehm auf meine Augen. Ich muß sie überanstrengt haben.“

Der Doktor sah scharf nach ihr hin.

„Du solltest nicht bei Lampenlicht arbeiten. Seit wann sind deine Augen so empfindlich?“

Nora lachte heiter. „Ach bitte, stell mir kein medizinisches Examen mit mir an,“ rief sie. „Du weißt,“ fuhr sie ernsthaft fort, „als mir im Winter das Unglück passierte, die Kulisse auf den Kopf fiel und ich ohnmächtig aus der Probe nach Hause gebracht wurde. Seitdem habe ich zuweilen ein Flimmern und Funkensprühen vor den Augen. Es ist gewiß nervös und wird sich schon geben. Bitte, mach kein so ernsthaftes Gesicht, ja?“

Der Doktor strich Nora liebevoll über die heißen Wangen.

„Na gut, daß unsere Ferienzeit bald anbricht,“ sagte er. „In Oger, auf dem Lande wird aber weder gelesen, noch studiert, das bitte ich mir energisch aus, als Gatte und als Arzt.“

„Und meine Rollen?“ rief Nora in komischem Entsetzen. „Ich habe drei, vier, fünf Novitäten einzustudieren.“

„Da wird sich Rat schaffen lassen,“ sagte Hans lächelnd, „wozu bin ich denn da? An Zeit wird's mir nicht fehlen. Übrigens, wie wär's, wenn Rahel mitkäme und das Vorlesen übernähme?“

„Rahel! Wolltest du wirklich?“ rief Nora erfreut. „Komm und bleibe bei uns!“

Rahel schüttelte langsam den Kopf und sah die beiden mit einem schimmernden Blick an.

„Ihr tut mir wohl,“ sprach sie warm, „aber ich tauge vorläufig besser für die Einsamkeit. Vielleicht später. Jedenfalls will ich euch alle vierzehn Tage einmal aufsuchen in eurem Sommeridyll. Vielleicht lehrt ihr mich wieder leben!“

* * *

Die Theatersaison war zu Ende. Ganz Riga rüstete sich zum Aufbruch an den Strand, aufs Land, oder zu einer Ausspannung in ausländischen Badeorten.

Nora hatte ihr resigniertes Gesicht, denn es war Dienstag nachmittag, und da kamen alle ihre Getreuen, um sich von ihr zu verabschieden und ihr eine schöne Sommerfrische zu wünschen.

Zunächst die Kollegen mit dem Direktor an der Spitze. Alle kamen

sie einzeln oder in Scharen, denn Nora war beliebt bei den Kollegen und, was mehr sagen wollte, auch bei den Kolleginnen.

„D' Selden ist halt a lieber Fratz und gönnt jedem das Seinige — a guter Schneck ist sie und steckt in a richtigen Künstlerhaut, auf die laß i nichts kommen," sagte die Pepi Schwansteiner, die blonde Naive, und was das Peperl Schwansteiner sagte, das dachten die andern. Sie hatten Respekt vor Noras Können und Vertrauen zu ihrer Kollegialität. Großherzig war sie, verschwiegen und ungemein freigebig, und es galt als eine Ehre, sich mit ihr gut zu stehen. Sie verkehrte zwar nicht gesellschaftlich mit ihren Kollegen, trotzdem wurde sie hinter den Kulissen immer gern gesehen; denn sie tat sich nichts auf ihr eigenes Können und ihre Erfolge zugute und hatte immer ein anerkennendes Wort für die Leistungen ihrer minder glücklichen Kollegen.

Sogar die zweite Liebhaberin, Klara Schirmer, ließ Nora Gerechtigkeit widerfahren, denn sie war ihr zu Dank verpflichtet. Während einer schweren Krankheit war sie unterstützt, gepflegt und von Hans Rehder behandelt worden. Auch die Heldenmutter, die ihres großen Stils wegen „Pompadour-maman" genannt wurde, war Nora aufrichtig zugetan und ging für sie, wie sie mit einer großen Geste zu sagen pflegte, allzeit durch kaltes Wasser. Daß die Männer Nora samt und sonders gut waren, verstand sich von selbst. Namentlich hing der kleine runde Komiker Josef Wiesinger an ihr mit pudelartiger Treue.

„Ein famoser Kerl, die Nora Selden, ohne Faxereien," sagten Flohr und Sebius, der Held und der Charakterdarsteller, die die Spitznamen „Florestan und Eusebius" aus dem Schumannschen Karneval führten und unzertrennliche Freunde waren. Und wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen — der Theaterstamm war Nora gewogen, und die neuhinzugekommenen Elemente mußten sich dem Ton des Ganzen anpassen.

„Die Selden ist riesig honett und kann was — auf die darf man sich verlassen." Das war mit kurzen Worten gesagt Noras Renommee.

Auch Theaterdirektor Koppel war gekommen, liebenswürdig, patent frisiert und selbstbewußt, eine Rose im Knopfloch, das glatt rasierte Theologengesicht strahlend vor Wohlwollen und Güte. Es war verwunderlich, daß in seiner schönen seidenen Stimme eine vibrierende Note lag, der das gesamte Personal sich ohne Widerrede zu fügen pflegte. Das Peperl, mit der er sich vor kurzem verlobt hatte, nannte diese Eigentümlichkeit „das napoleonische Merkmal" und den Direktor darauf kurzweg „das Bonapartl".

Da waren außerdem Noras Verehrer und Gönner. Da war der reiche Konsul Isidor Merker, der ihr mit unerschütterlicher Beständigkeit an jedem ersten Spieltage des Monats ein Bukett zu verabfolgen pflegte, gleichviel, in welchen Rollen sie auftrat.

Da waren der blonde sympathische Baron von Berg, der gründliche cand. theol. Amandus Philippi, der Redakteur Theophil Müller, der sich

für einen Übermenschen hielt und auf verschiedenen Gebieten schöngeisterte, ohne doch ein schöner Geist zu sein. Alte und neue Freunde waren gekommen, um Nora am Schluß der Saison ein gutes Wort zu sagen. Auch die beiden alten Schwestern hatten sich eingefunden, denen Nora an jenem Theaterabend begegnet war.

Kurz von allen Seiten kam man ihr mit Hochachtung und Wohlwollen entgegen, und dennoch fühlte sich Nora unter all diesem Getriebe nicht heimisch. Diese Welt war nicht ihre Welt. Ihr fehlte die Elastizität und der leichte Sinn, der daran Freude gefunden hätte. Auch war sie durch ihren anstrengenden Beruf geistig abgespannt und müde und freute sich wie ein Kind auf die sommerliche Stille des ländlichen Aufenthalts und die liebe Gesellschaft ihres Mannes. Rahel hatte fest versprechen müssen, alle zwei Wochen einmal auf zwei bis drei Tage ihr Gast zu sein, und Nora sah mit freudiger Spannung der Zeit entgegen, die ihr ein bewußtes Einleben mit diesem eigenartigen und schönen Geschöpf bringen sollte.

Der Umzug wurde energisch vollzogen, und Rehders hatten wieder Zeit füreinander und für sich selbst.

* * *

Es war schönes lichtes Sonntagswetter.

Freundlich ernsthaft rauschten die Tannen am Waldessaum, und die Birken wisperten leise mit den Linden. Die Blümchen tanzten lustig auf der sammetgrünen Wiese, und die Farnkräuter schwenkten ihre buschigen Häupter hin und her, als hätten sie etwas Ungewöhnliches vernommen. Der Kuckuck aber, der auf der höchsten Tanne saß, hatte mehr gesehen als sie alle und schrie aus Leibeskräften Kuckuck — Kuckuck — Kuckuck.

Zwei italienische breitrandige Damenhüte und der mächtige Kopf eines Neufundländers wurden auf einer Liniendroschke sichtbar. Dann tauchte ein Herrenhut auf und schließlich das vertragene Mützchen des Rosselenkers, eines vierzehnjährigen Bauernburschen. Unter den pilzähnlichen großen Sommerhüten schauten zwei angeregte interessante Frauengesichter hervor, von denen das eine wunderbar schön war — der Hut aber bedeckte das kluge Haupt des Doktors.

Kuckuck, kuckuck schrie der Vogel wieder, er meinte aber „Guck—guck“ und sprach zu seiner biederen Ehehälfte.

In einem geflochtenen Korbe, den Nora umklammert hielt, waren allerlei Gerätschaften und nette eßbare Dinge untergebracht, auch sahen drei silberhalsige Flaschen liebenswürdig und neugierig zwischen den Pfannen, Gläsern und Tellern hervor — in die grüne Waldeswelt hinein.

„Guck—guck, guck—guck!“ rief der Vogel.

Und die Kuckucksfrau guckte wirklich und sah, was seit langer Zeit niemand gesehen; sie sah Rahels schmerzlichschönes Gesicht heiter und hörte sie frohsinnig lachen.

Die Kuckucksfrau war neugierig, wie die meisten Weiber sind, daher sah sie auch, wie der Doktor glücklich lächelte und Rahel strahlend ansah. Gleich darauf umfaßte er Nora und drückte ihr einen innigen Kuß auf den Mund.

„Kuckucke haben zur Zeit nur ein Weib," philosophierte die Kuckucksfrau, „jeden Sommer freilich ein anderes, Menschen scheinen aber in einem Sommer zwei Weiber zu haben. Pfui, ein unmoralisches Volk, diese Menschen!"

Verächtlich schüttelte die Kuckucksfrau ihre Federn und flog zu ihrem Gatten, um sich mit ihm zu beraten, ob sie ihr nächstes Ei in das Nest einer Goldammer oder einer Drossel legen solle.

Sie kam zur Unzeit, wie so manche Ehefrauen. Der Kuckucksmann schien für derlei Nebensächlichkeiten kein Interesse zu haben und wiederholte nur immer sein monotones Guck—guck.

Jede Mutter ist um das Wohl und Wehe ihrer Nachkommenschaft besorgt und mit Recht. Es ist durchaus nicht gleichgültig, in welches Nest ein legitimes Kuckuckskind gerät. Diese unbestreitbare Wahrheit setzte eben die Kuckucksfrau ihrem windigen Gatten mit all dem Eifer und all der Weitschweifigkeit eines Frauenzimmers auseinander — da hielt der Wagen.

Guck—guck sagte der unaufmerksame Vogelvater.

Da flog die entrüstete Mama davon und ließ ihn allein. Und wie das der Welt Lauf — der Vogelgatte flog ihr sofort nach.

„Ich denke, hier unter dieser Eiche hätten wir ein lauschiges Plätzchen," sagte Hans Rehder.

„Ja, hier ist es schön," rief Rahel, „nicht, Nora?"

Nora nickte und der Neufundländer sprang laut bellend von der Droschke.

Der Doktor hob den Korb vom Wagen und Janze, der lettische Bube, schickte sich an, die Pferde auszuspannen.

Nora hatte ihren großen Hut abgeworfen und ging mit rückwärts am Haupt verschränkten Händen elastisch über das weiche junge Gras. Ihr war wohlig und köstlich frei zumut. Vor ihr lag der weite Wiesengrund, den ein junger Birkenwald begrenzte, über ihr flüsterte die mächtige Eiche, und dicht neben ihr lockte der dicht verschlungene Wald mit seinen grünen Heimlichkeiten. Sie warf sich auf ein schwellendes Moospolster und blieb ruhig liegen, den Blick in die blaue Himmelsferne gerichtet.

Der Doktor und Rahel machten sich ans Werk, Reisig zu sammeln, und Nora sah ihre Gestalten zwischen dem wildgrünen Gebüsch auftauchen und wieder verschwinden. Sie plauderten heiter, und der Ton ihrer Stimmen klang harmonisch ineinander. Nora atmete tief und ruhig und sog den erquickenden Waldesduft ein. Stolz und sicher zogen die Wolken am Firmament dahin wie weiße lichte Schwäne, und mit ihnen zogen warme freudige Bilder durch Noras Seele. Wie waren die Tage des Zu-

sammenseins mit Rahel schön geworden! Wie hatte sie diese eigentümliche verschlossene, stolze und wahre Natur liebgewonnen!

Nora achtete und schonte die keusche Tiefe dieser Seele. Mit keinem Worte hatte sie an den Enttäuschungen in Rahels Ehe gerührt, und dennoch wußte sie mehr davon, als Rahel ahnte. Das war die Ehe, von der damals im kaiserlichen Garten die Rede gewesen. Jene unglückliche Französin, deren Leidensgeschichte Nora vernommen, hatte sie mit zerstört. Auch das stimmte, daß der geschiedene Gatte Rahels Sylvain hieß. Nicht einmal Hans hatte Nora diese Entdeckung mitgeteilt, denn sie liebte Rahel mit einer großen zarten Liebe und hätte ihr Geheimnis auch vor sich selber behütet, wenn das möglich gewesen wäre.

Nora war eine eigentümliche Mischung von modernem Wesen und begeisterungsfähigem antikem Idealismus. Ihre Liebe war durchgeistet, daher konnte die Liebe zu ihrem Manne und die Hingebung an Rahel voll nebeneinander bestehen, ohne daß die eine darunter litt.

Auch sie hätte wie Mucius Scävola ihre Hand in die Flammen gehalten, auch sie hätte wie Clölia den Tiber durchschwommen, wenn es ein ideales Gut gegolten hätte.

Wie verschieden waren diese beiden Frauennaturen. Rahel war Nora an Lebensklugheit, Bildung und Verstand überlegen, dagegen besaß Nora mehr Phantasie, Aktivität und kindliche Eingebung. Beide waren durch und durch Künstlernaturen, aber Nora konzentrierte ihre ganze Kraft auf einem Gebiet und war hier allein produktiv, während Rahel vor lauter Überfülle an Gaben keine einzige sonderlich kultiviert hatte.

Der Hauptunterschied wahr wohl der, daß Rahel in ihrem Unglück gereift und erstarkt war und dabei den Kinderglauben verloren hatte, Nora aber war durch ihren Beruf zu intensiv in Anspruch genommen, um scharf und methodisch zu denken, und fühlte sich in den Vorstellungen eines kindlichen Glaubens wohl. Nora erfaßte, was Rahel begriff oder nicht begriff, mit der ihr eigenen schöpferischen Intuition. Erklären hätte sie nicht können, aber sie gestaltete. Nora sprach gern in Bildern, Rahel in Pointen, Nora hatte Humor, Rahel Ironie, und jede ließ der Eigenart der anderen volle Würdigung widerfahren.

Hans hatte seine Freude an der Verschiedenheit beider und übertrug auf Rahel das warme Empfinden, das er für ihre Mutter Maria gehabt.

Mit Reisig beladen traten jetzt Hans und Rahel aus dem Waldesschatten hervor.

Mit einer graziösen Bewegung warf Rahel ihr Bündel mitten aufs Gras und sagte heiter:

„Mit Andacht gesucht, mit Sachkenntnis gefunden, mit Würde getragen und mit Freude abgeschüttelt. Zu wieviel Stimmungen uns so ein Bündel Reisig Veranlassung gibt. Nun aber will ich's mir auch wohl sein lassen!"

Sie setzte sich neben Nora. Hans drohte ihr lachend mit dem Finger.

„Oho!“ rief er, „machst du schon Siesta? Jetzt fängt die eigentliche Arbeit erst an.“

„Komm her, Hans,“ sagte Nora, „gib mir deine Hand.“

Hans nahm neben ihr Platz und gab ihr die Hand und einen Kuß dazu.

Nora nahm seine Hand und die Rahels, hob beide in die Höhe und sagte innig:

„Ich bin so glücklich heute, und ich hab' euch beide lieb.“

Über Rahels Züge flog ein Schatten. Sie dachte ihres toten Knaben und seufzte leise.

Hans hatte sie verstanden.

„Willy ist noch weit glücklicher als wir,“ sagte er — „er ist selig.“

„Wer das doch glauben könnte!“ murmelte Rahel traumverloren. „Dieses Wiedersehen nach dem Tode ist ein so schöner Glaube!“

„Man kann es glauben,“ sprach Hans stark.

Rahel sah ihn lange nachdenklich an.

„Ich habe einmal gehört, daß du Prediger werden wolltest, und doch wurdest du Arzt — wie kam das?“

„Weil ich deiner Mutter und anderen Leidenden so besser zu nützen hoffte, Kind.“

In Rahels großen Augen schimmerten Tränen. „Du hast meine Mutter sehr geliebt?“ fragte sie.

„Ihr Tod machte mich zum Mann,“ sprach Hans ruhig, — „ich hing an ihr mit ungestümer Jünglingsliebe. Ich sah sie welken, leiden und sterben, sie war eine lichte Himmelsblume.“

„Ich erinnere mich dessen wohl,“ sagte Rahel. „Ich war damals ein vierzehnjähriges Kind. Der Bruder meines Vaters, Onkel Ladislas, brachte mich nach Warschau in die Pension. Er hatte grünliche Brillenaugen, spärsame graue Härchen und eine gewaltige vornehme Adlernase, unter der sich ein fürchterlich schwarz gefärbter Schnurrbart hervorschwang. Er sprach in näselndem Ton und gab mir so oft die wehmütige Versicherung, ich sei ihm lieb wie sein eigenes Kind, daß ich mit Recht daran zu zweifeln begann. Da er keine Kinder hatte, war es mir unmöglich, ihm das Gegenteil zu beweisen.

Meine Zweifel verstärkten sich, als ich Tante Bronislawa sah. Sie hatte ein langes trostloses Gesicht und eine schleppende schläfrige Stimme. Sie schien an permanenten Gähnkrämpfen zu leiden, und diese wechselten nur mit akuten Weinkrämpfen ab, wenn sie und der Onkel verschiedener Meinung waren. Sie war verbissen, fanatisch und war die hochmütigste Person von der Welt, obgleich das Wort ‚Demut‘ mindestens hundertmal täglich von ihr gebraucht wurde. Es war schon so verbraucht und abgenutzt wie eine in allen Rinnsteinen zerfetzte Schleppe. Bei dieser arroganten Demut habe ich mich dort nie wohl gefühlt. Diese polnischen Verwandten sind mir immer fremd geblieben.“

„Aber wir sind dir nicht fremd!“ rief Nora und umschlang Rahels Nacken.

„Nein, ihr seid mir einigermaßen bekannt,“ scherzte Rahel freundlich. „Jetzt aber sollten wir uns gemeinsam um unser Souper bekümmern, sonst müssen wir mit leeren Mägen wieder abziehen, und Janze würde uns das sehr verübeln.“

Janze lag behaglich auf dem Rücken unter der Liniendroschke und schlief einen tiefen Schlaf. Die zusammengekoppelten Pferde weideten am Grabenrande. Ein hochbeiniger Storch stand in bedenklicher Nähe der Klepper und beobachtete tiefsinnig ihr Tun.

„Wenn diese Riesensäugetiere so andauernd fressen, muß es hier unendlich viele Frösche geben — “ folgerte der würdige Vogel mit schulmeisterlicher Sachkenntnis. „Allerdings müssen sie in Anbetracht ihrer Größe den Vorrat an Fröschen bald erschöpfen, und dann bliebe für mich und meine Gattin am Ende etwas wenig übrig.“

Meister Adebor stellte sich auf ein Bein und blickte gelehrt und bekümmert auf die Mäuler der Pferde.

„Mir scheint, sie fressen Gras!“ sagte er nach längerer Beobachtung sehr erleichtert und etwas verächtlich.

„Sie gehören also zur pflanzenfressenden Spezies. Nun, desto besser für mich und meinesgleichen. Hätte mich eigentlich schon früher für die Ernährungsweise dieser großen Vierfüßler interessieren sollen, die ich einigermaßen häufig zu sehen Gelegenheit habe.“

Schnapp! In diesem Augenblick hatte er ein vorwitziges Fröschlein erwischt und schluckte es bedächtig hinunter.

„Die Frösche sind heuer besonders gut geraten,“ monologisierte er behaglich und spazierte unternehmend um die Pferde herum — „sie sind fleischig, saftig und elastisch — den nächsten Happen bringe ich meiner Frau.“

Jetzt schlug das eine Pferd mit dem Hinterhuf aus. Adebor sprang entsetzt zur Seite.

„Ein auffallend unhöfliches Benehmen,“ fuhr er würdevoll in seinem Selbstgespräch fort — „diese pflanzenfressenden Vierfüßler, die man auch Rosse, Pferde, Klepper, Mähren und Stuten nennt, und die gewöhnlich im Dienste der Zweihänder stehen, von denen ich dort am Waldessaum soeben drei Exemplare erblicke — diese pflanzenfressenden Vierfüßler — sage ich — sind ein bösartiges Geschlecht und uns Störchen feindlich gesinnt. Sie beweisen ihre Feindseligkeit dadurch, daß sie mit einem ihrer vier Beine, in diesem Fall dem linken Hinterbeine — ausschlagen und uns, wenn sie uns nicht treffen, veranlassen, einen andern Platz zu suchen.“

In einem etwas weiteren Kreise umschritt der Storch abermals die beiden Pferde.

„Sieh nur den Storch, Hans!“ rief Nora. „Wie zahm er ist und

wie sein weißes Gefieder in der Sonne glänzt. Das sieht hübsch aus, wie er sich von der grünen Wiese abhebt."

Adebor hob seinen Kopf und lauschte.

„Hm," sprach er wohlgefällig — „ich sehe also hübsch aus und mein weißes Gefieder glänzt in der Sonne! Das hat mir meine Frau noch nie gesagt."

Er tänzelte zierlich ein paar Schritte näher heran und wiegte den Kopf nach allen Seiten.

„Ganz wie mein alter Naturgeschichtslehrer Opendhowsky!" lachte Rahel. — „Ebenso eitel und närrisch-würdevoll wie der!"

„Oh oh oh! Eitel und närrisch-würdevoll!" stöhnte der Storch. „Das werd' ich meiner Frau nicht sagen. Welch nichtsnutzige Reden!"

Im Ärger über die letzten Worte vergaß er seinen Vorsatz, einen Frosch für Frau Adebor mitzunehmen, und flog eilig und zornig davon.

Die beiden Frauen hatten das Reisig endlich zum Brennen gebracht. In der Pfanne briet ein appetitlicher Eierkuchen, und nun wurden die Vorräte an Schinken und Bratenscheiben und gekochte Kartoffelschnitte in eine andere Pfanne getan.

Hans war mit der Aufgabe betraut worden, den Tisch zu decken und das Brot zu schneiden. Gewissenhaft packte er die Teller aus und legte sie auf das grüne Moospolster unter der Eiche.

„In meinen ersten Theaterjahren," sagte Nora heiter, „noch bevor ich Hans kannte, habe ich mir oft mein Mittagessen auf einer Petroleumküche bereitet. Das öde Restaurantleben war ich satt, Geld gab's wenig, da mußte man sich zu helfen wissen. Die ganze winzige Stube voll Rauch und Buttergeruch, und ich mitten darin umherwandelnd und Maria Stuart deklamierend.

Mein Vater, Regierungsbeamter in Königsberg, war tot. Meine Stiefmutter wollte von meiner Theaterlaufbahn nichts wissen — da bin ich ihr eines schönen Tages davongelaufen mit einer winzigen Reisetasche, die ihr gehörte. Die Reisetasche hab' ich ihr später gewissenhaft zurückgeschickt, mit Apfelsinen gefüllt. Als Empfangsquittung für die Apfelsinen erhielt ich einen bitterbösen Brief — und die Apfelsinen wären sauer, wohl ein Sinnbild meiner Künstlerinnenlaufbahn.

Na, so ganz unrecht hat meine Stiefmutter nicht gehabt, und als ich später einige Süße meines Lebens zu schmecken begann, hab' ich ihr ein zuckersüßes Marzipanherz geschickt. Darauf stand: ‚Köstlich süß wie mein Leben.‘

Dieses hat sie mir aber nicht quittiert."

„Aber als du Hans heiratetest . . . ?" fragte Rahel. „Eigentlich hättest du deine Verlobungsanzeige in Begleitung solch eines Marzipanherzens abschicken sollen."

„Ja!" Nora zuckte die Achseln. „Das hätte keinen Eindruck mehr

gemacht. Meine Stiefmutter ist mit ihrem einzigen Sohn, der Privatdozent geworden ist, nach Halle übergesiedelt und schwelgt dort, wie mir eine Kollegin mitteilte, in der zukünftigen Größe dieses Sohnes. Meine Wenigkeit scheint sie vergessen zu haben und soll jeden Satz mit den Worten beginnen: Mein Sohn sagt . . .“

„Dein Mann sagt aber,“ meldete Hans lachend, „daß der Tisch serviert ist und die Speisen aufgetragen werden können.“

„Sofort. Sofort,“ riefen Nora und Rahel.

Behaglich saßen die drei Menschen zusammen und ließen sich's schmecken.

Auch Janze bekam sein ehrlich Teil und verzog sich wieder unter die Liniendroschke, wo er diesmal auf dem Bauche liegend seine Mahlzeit verzehrte.

„Man sollte meinen, er stamme von Griechen oder Römern,“ bemerkte Nora.

„Nein, nur von praktischen Letten,“ sagte Hans, „die es vorziehen, im kühlen Schatten zu speisen, und in der für ihn bequemsten Stellung dazu. Ich meine aber, jetzt wären wir so weit, daß uns die Gesellschaft der liebenswürdigen Veuve Cliquot willkommen wäre.“

„Gewiß, wir sind so weit!“ riefen die Frauen vergnügt.

Der Doktor arbeitete an der Flasche.

Hopp! sprang der erste Korken mitten in die ernsten Eichenzweige hinein.

„Der kommt nicht wieder!“ sagte Nora und blickte himmelwärts.

Er kam aber wieder und fiel dem Karo direkt auf die feuchte schwarze Schnauze.

Der Schaumwein perlte lustig in den Gläsern. Karo wurden alle übriggebliebenen Teller und die Pfannen zur vorläufigen Säuberung überlassen, eine Aufgabe, der er sich gewissenhaft und ausführlich entledigte.

Sommergrüne goldige Stimmung zog ein bei den dreien und nahm mitten unter ihnen Platz . . .

Hopp! Der zweite Korken sprang.

„Wir drei!“ sprach Nora warm. „Wir drei sollen leben! Hoch! Und die Kunst, meine herrliche Kunst!“

Rahel sah sie groß an.

„Ich weiß nicht, wozu du die Kunst brauchst, wo du das Glück hast. Ist stilles Glück nicht größer als Kunst?“

„Nora braucht die Kunst zu ihrem Glück,“ sprach der Doktor, „wie ich meine Arbeit brauche. Unsere Berufsarbeit soll leben!“

Klingklang ertönten die Gläser —

Da tauchte aus dem Waldesdunkel eine Gestalt hervor.

Es war ein Mann, ein sonderbarer Mensch.

Auf ängstlich krummen Säbelbeinen stand er und stützte seinen langen Oberkörper auf einen weitläufigen Stock, den er mit gefalteten Händen

vor der Brust hielt. Steifblonde Haare hingen ihm in das träumerisch abwesende Gesicht, aus dem die wasserblauen Augen seltsam lauschend hervorblinzelten. Den großen Kopf hielt er auf die Seite geneigt, und seine abstehenden Muschelohren sahen wie zwei gläubige Fragezeichen in die Welt hinaus. Sein breiter weicher Kindermund war in unaufhörlicher leise zitternder Bewegung und eine sanfte Stimme brachte stoßweise abgerissene Worte und Sätze hervor.

Eine vergriffene, graue viel zu kleine Mütze saß schief auf dem großen schwerfälligen Haupt. Ein brauner Anzug umschlotterte seine mageren Glieder.

„Wie heißt Ihr, und was wollt Ihr?" fragte der Doktor.

Die blutlosen Lippen zitterten heftiger, und die sanfte Stimme sagte hastig:

„Jakob Schauer ruft man mich — zur Ehre Gottes."

Die drei Menschen sahen den wunderlichen Gesellen interessiert an. Der Doktor machte eine bezeichnende Gebärde und wies mit dem Finger an seine Stirn.

„Wo kommt Ihr her?" fragte Nora freundlich. „Kommt, setzt Euch und eßt."

Sie reichte ihm einige schinkenbelegte Butterbröte.

Der Mann wisperte unverständliche Worte vor sich hin. Dann sagte er geheimnisvoll:

„Ich komme aus dem Goldingenschen Kreise. In Hasenpoth bin ich geboren. Ich bin Schneidergesell und des Sommers muß ich wandern."

„Warum müßt Ihr wandern?"

„Zur Ehre Gottes!" gab der Mann eilig zurück. „Zur Ehre Gottes, alles zur Ehre Gottes. Gottes Stimme sprach zu mir aus der großen gelben Tulpe: Stehe auf, Jakob Schauer, sprach die Stimme Gottes, stehe auf und wandre! Wenn die Stimme Gottes spricht, muß man gehorchen. So wandre ich. Viele viele Tage bin ich gewandert."

„Wer gibt Euch denn zu essen?"

Der Mann sah sie kindlich freudig an.

„Gute Menschen," sagte er — „zur Ehre Gottes. Sie gaben mir ja auch zu essen."

Damit setzte er sich und betrachtete lüstern sein Butterbrot. Plötzlich begann er einen leisen Kirchengesang:

„Selig sind, die Demut haben
Und sind allzeit arm an Geist,
Rühmen sich gar keiner Gaben,
Daß Gott werd' allein gepreist."

Dann biß er tüchtig in sein Brot und aß mit Andacht und Appetit. Rahel reichte ihm ihr Glas Champagner.

„Zur Ehre Gottes könnt Ihr diesen Wein austrinken. Nun, schmeckt's?"

„O ja!“ sagte er und schmatzte mit den Lippen.

Dann trat wieder das seltsam Abwesende in seine Züge. Er erhob sich, lüftete seine Mütze und blieb in ehrerbietiger Haltung geduldig stehen.

„Nun, worauf wartet Ihr?“ fragte der Doktor.

Jakob Schauer erwachte wie aus tiefem Traum.

„Ich horche,“ sagte er einfach. „Die Bäume reden.“

„Was reden die Bäume?“ fragte Nora unwillkürlich gefesselt.

„Wandre heute nicht mehr ... gute Menschen werden dir Obdach geben.“

Die drei Menschen wechselten einen Blick miteinander. Der Doktor sah ihn scharf an.

„Ein närrischer Weiser,“ flüsterte Nora.

„Oder ein weiser Narr,“ gab Rahel ebenso leise zurück. „Wie wollt Ihr denn zum Obdach gelangen?“ fragte sie laut. „Bis Oger ist's noch weit.“

„Ich komme schon hin,“ sagte der Mann kindlich unbekümmert. „Wenn die Bäume und Blumen reden, wissen sie viel mehr wie die Menschen, . . . viel, viel mehr, besonders die Blumen. Gottes Stimme spricht in ihnen, und Gottes Stimme hat immer recht.“

„Gottes Stimme spricht auch in den Menschen,“ sagte Nora nachdenklich.

„Nicht immer,“ sagte Jakob Schauer. „Die Menschen haben sie durch das Böse überschrien und tot gemacht. Aber in den Blumen ist immer Gottes Stimme. Die Blumen sind unschuldig, und auch die Tiere sind schuldlos.“

„Hans!“ sagte Nora und legte ihre Hand bittend auf des Doktors Arm. Ihre Augen glänzten.

Er nickte. „Janze!“ rief er laut. „Schirr die Pferde an!“

Janze kroch schwerfällig unter der Droschke hervor und ging nach den Kleppern.

Die Frauen schickten sich an, die Pfannen, Teller und Gläser einzupacken.

„Lassen wir die dritte Flasche springen?“ fragte Hans.

„Heute nicht, jetzt nicht!“ bat Nora. „Erzählt mir noch mehr von den Blumen!“ wandte sie sich an den Fremden.

Der Mann bückte sich nach einer gelben Butterblume nieder und streichelte sie zärtlich mit einem Finger.

„Die gelben Blumen reden am lautesten,“ sagte er freundlich, „darnach die roten. Die blauen Blumen flüstern nur, die lila auch, die höre ich nur des Nachts, aber die weißen singen. Blumen haben Seelen gerade wie Menschen.“

Karo hatte sich dem Manne genähert und leckte seine Hand.

„Sonderbar!“ sagte Nora, „der Hund ist sonst gar nicht zutätig.“

Jakob Schauer lächelte. „Alle Tiere lieben mich,“ — sagte er — „Tiere sind schuldlos und wissen viel. Sie wissen ganz genau, wen sie

lieben müssen und wen nicht. Sie tun, was sie müssen. Es ist ein schönes Tier. Gehört es der großen Dame mit den suchenden Augen?“ fragte er Rahel, die ihm am nächsten stand.

„Warum nennt Ihr die Dame so?“

„Sie hat suchende sehende Augen. Ihre Augen sehen mehr als andere, auch wenn sie nichts mehr sehen.“

„Was für Augen hab' denn ich?“ fragte Rahel plötzlich.

Jakob Schauer sah ihr aufmerksam in die großen tiefen Augen.

„Wissende Augen,“ sagte er, „wissende, traurige, kranke Augen.“

Rahel erschauerte und wurde blaß. „Und der Herr da?“ fuhr sie unwillkürlich fort.

„Klare, mutige, gläubige Augen . . . fröhliche Augen.“

„Mir scheint, der Mann weiß mehr wie wir alle“ . . . murmelte Nora.

Über die drei war eine sonderbar feierliche Stimmung gekommen.

Janze war mit dem Anspannen fertig. Der Korb wurde auf den Wagen gehoben.

„Setzt Euch zu uns!“ sprach Nora zu dem Fremden und stieg auf die Liniendroschke.

Rahel und der Doktor folgten.

Jakob Schauer setzte sich auf das hintere Ende der Droschke, ein friedliches Lächeln auf den milden Zügen.

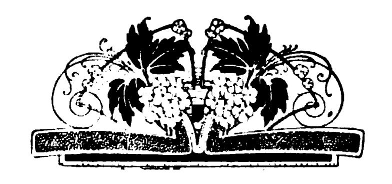
Die Sonne ging unter. Feierlich wogte und rauschte der Wald. Eine Wellenbewegung ging durch die Wipfel der Bäume. Sie senkten sich und neigten sich und hoben sich wieder wie ein wogendes Meer.

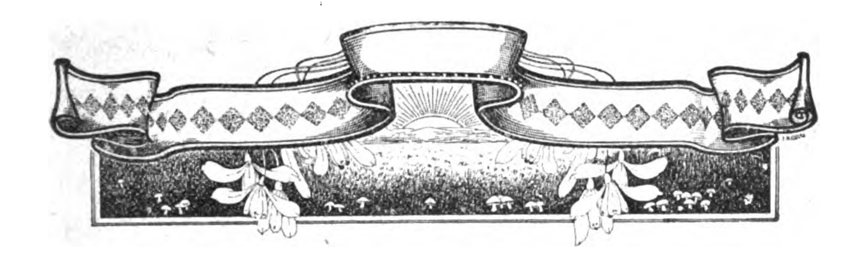
„Die Bäume singen uns einen Abschiedsgesang“ — sagte Jakob Schauer. „So sehen wir euch nicht mehr, sagen sie.“

Über den weichen Wiesengrund, über knorrige Wurzeln und verschlungene Feldwege rasselte der Wagen.

So sehen wir euch nicht mehr . . . sangen und rauschten die Bäume.

(Fortsetzung folgt.)



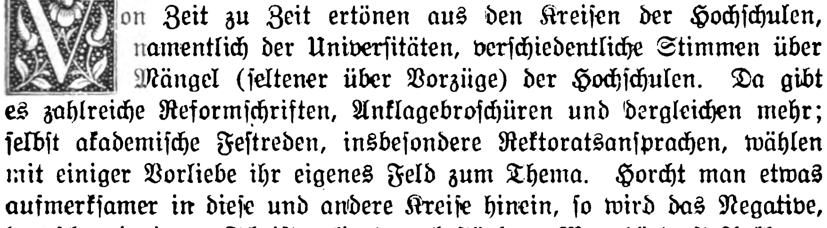


Hochschulpädagogik in deutschen Ländern.

Von

Dr. Hans Schmidkunz.

— Berlin-Halensee. —



Von Zeit zu Zeit ertönen aus den Kreisen der Hochschulen, namentlich der Universitäten, verschiedentliche Stimmen über Mängel (seltener über Vorzüge) der Hochschulen. Da gibt es zahlreiche Reformschriften, Anklagebroschüren und dergleichen mehr; selbst akademische Festreden, insbesondere Rektoratsansprachen, wählen mit einiger Vorliebe ihr eigenes Feld zum Thema. Horcht man etwas aufmerksamer in diese und andere Kreise hinein, so wird das Negative, das schon in jenen Schriften liegt, noch stärker. Man hört oft Anklagen der schärfsten Art, namentlich gegen unsere Universitäten; und manchmal klingen sie aus dem Munde von Innenstehenden noch härter, als aus dem Munde von Außenstehenden. Die letzteren lassen natürlich von ihrer größeren Freiheit, sich auszusprechen, nicht ab, schimpfen über das Professorentum und über den alten akademischen Zopf, und was derlei mehr ist.

Inzwischen gehen in größerer Ruhe und mit positiverem Inhalt andere Leistungen vor sich. Man sucht das Hochschulwesen historisch und eventuell auch geographisch, ferner einmal systematisch-allgemein und dann auch wieder ganz spezialistisch zu erkennen. An Rückblicken bei Festgelegenheiten und an noch mancher anderen Kleinliteratur ist ganz besonders kein Mangel.

Nun möchte man aber fragen, ob es denn wissenschaftlicher Zustände würdig ist, daß man sich über einen unter allen Umständen reichhaltigen und wertvollen Gegenstand, nämlich über eben dieses Hochschulwesen, nur

in einer derartig zersplitterten Weise zu verständigen und zu besinnen sucht. Ebenso wie das Staatswesen Gegenstand einer oder mehrerer Staatswissenschaften, und wie die Beschaffenheit unseres Erdballes Gegenstand einer oder mehrerer geologischer Wissenschaften geworden ist, so sollte man meinen, daß auch das Hochschulwesen ein solcher Wissenschaftsgegenstand werden müßte. Vielleicht bedarf es dazu keiner ganzen Wissenschaft, die etwa mit einer eigenen Nummer neben anderen zu zählen sein würde; vielleicht genügt dafür eine bloße Abteilung in einer schon bestehenden Wissenschaft. Eine derartige Wissenschaft besteht tatsächlich: es ist die Pädagogik; und die Lehre vom Hochschulwesen würde dann schlecht und recht eine Abteilung neben anderen Abteilungen in dieser Wissenschaft ausmachen.

Man will aber auch hier nicht bloß erkennen, sondern darüber hinaus oder gleich von vornherein fortschreiten zu einem tätigen Eingreifen. Man ist ja weit und breit nicht zufrieden mit den bestehenden Zuständen; man weiß oder fühlt es wenigstens, daß an unseren jungen Leuten nicht selten geradezu ein Nationalvermögen verloren geht, materiell wie moralisch genommen. Man möchte am liebsten vielleicht alles Bisherige abschaffen und ganz Neues an seine Stelle setzen.

Blicken wir auf die moderne Technik, so hat diese ihre großartigen Erfolge nicht oder nicht ganz mit solchen Gedankengängen erreicht. Sie hat vor allem erkannt, daß sie angewandte Wissenschaft ist, und daß sie nützliche Dinge gerade in dem Maße schaffen kann, in welchem sie sich selber theoretisch festigt. So scheint es auch auf dem von uns angeregten Gebiete gehen zu müssen: ohne theoretische Grundlage schweben die noch so frommen Reformwünsche, Ansichtsäußerungen und Umsturzeinfälle in der Luft. Die richtige Behandlung der Sache wird also vor allem reine und sodann angewandte Wissenschaft sein und später erst in eine wirkliche Praxis hineinschreiten.

In diesem Sinne wurde die Sache vor nicht ganz einem Jahrzehnt aufgegriffen und zum Gegenstand einer eigenen „Bewegung" gemacht. Der Ausdruck „Hochschulpädagogik" lag nahe und wurde endgültig gewählt, trotz der ersichtlichen Übelstände, die in ihm liegen. Eine genauere Bezeichnung läßt sich immerhin an seine Stelle setzen, aber nur mit dem Anspruch an eine unbequeme Länge. Da es sich nämlich im Leben der Hochschulen wesentlich um Wissenschaften und Künste in jeglicher Bedeutung des Wortes handelt, und da die Beschäftigung der Sache unter allen Umständen ein Bestandteil der Pädagogik sein muß, so ergibt sich die sachlich treffendere Bezeichnung „Pädagogik der Wissenschaften und Künste"; für sie ist der vorgenannte Ausdruck nur eben eine bequeme Abkürzung.

Auch eine eigene Vereinigung hat sich der neuen Bewegung angenommen: der „Verband für Hochschulpädagogik", der durch seine Teil-

nehmer über verschiedene deutsche Länder verbreitet ist und seinen Sitz in Berlin hat, in welcher Stadt er am 17. Juli 1898 gegründet worden ist. Seine bisherigen Leistungen haben zu den unvermeidlichen grundlegenden Aufrufen, Prospekten und Programmen allmählich eine nicht geringe Anzahl von kleinen Veröffentlichungen hinzugefügt, welche sowohl die prinzipiellen Punkte der Sache, wie auch die verschiedentlichen Teilgebiete ihres weiten Umfanges vorführen.

Immer wieder steht bei den Bestrebungen, die von dieser Seite ausgehen, das Bekenntnis im Vordergrunde, daß hier etwas anderes gegeben ist, als die landläufigen Anklagen gegen verrottete Zustände und selbst die üblichen Gelegenheitsschriften zu Hochschuljubiläen und dergleichen. Es kommt der neuen Bewegung viel darauf an, nicht nur nicht mit anderem verwechselt zu werden, sondern auch nicht einmal die Kräfte allzusehr auf Dinge verbrauchen zu lassen, welche eben noch in ihren Umkreis hineingehören, aber zu sehr an der Peripherie stehen, oder allzu speziell sind. Allerdings liegen Mißverständnisse auf einem so heiklen Gebiete ganz besonders nahe. Neben groben Verwechselungen, wie zum Beispiel der mit der Volkshochschulbewegung, finden sich immer wieder Auffassungen, welche glauben, das Heil der Angelegenheit ruhe in dieser oder jener Nebensache, beispielsweise in Enquêten über studentische Verhältnisse, oder in einer Förderung der Allgemeinbildung an den Hochschulen, und dergleichen mehr.

Es war unter anderem die Abwehr gegen solche Mißverständnisse und Halbheiten, was die Teilnehmer des obengenannten „Verbandes für Hochschulpädagogik“ bei der Abfassung ihres Programmes geleitet hat. Der Text desselben, zuerst veröffentlicht im „Pädagogischen Archiv“, November 1900, und derzeit in Sonderdruck von dem Verfasser dieses Aufsatzes zu beziehen, spricht zunächst über die Ziele und dann über die Mittel der Bestrebungen und unterscheidet in jenen die theoretischen und die praktischen. Die theoretischen stehen voran; sie werden zusammenfassend bezeichnet als „eine zureichende Erkenntnis des gesamten hochschulpädagogischen Gebietes, das ist des Erziehungs-, Unterrichts- und Schulwesens in allen Veranstaltungen, die der Übermittelung von Wissenschaften und Künsten als solchen dienen.“ Hier werden nun wieder drei Punkte unterschieden: erstens eine „historische Erforschung und Darstellung dieses Erziehungs-, Unterrichts- und Schulwesens“, hinausgehend über die bisherige Beschränkung auf Universitätsgeschichte engeren Sinnes; zweitens eine „systematische Ausbildung der auf die Hochschulen angewandten Pädagogik als einer sowohl von Zwecken und Mitteln, wie auch von Tatsachen handelnden Wissenschaft“; drittens eine „Darlegung und Kritik der Unvollkommenheiten im Leben der Hochschulen sowie fortgesetzte Beobachtung aller hochschulpädagogischen Erscheinungen“.

Man sieht, die Sache ist hier im wesentlichen ebenso aufgefaßt, wie die

Gymnasialpädagogik ihre Spezialaufgabe und die Elementarpädagogik hinwider die ihrige faßt. Dadurch rechtfertigt sich auch wieder der Name „Hochschulpädagogik“. Nun soll an diese theoretischen Grundlagen eine praktische Ausgestaltung der Sache angeschlossen oder aufgebaut werden. Jenes Programm verlangt hier eine Reihe von Punkten, angefangen von der Forderung, die pädagogische Wissenschaft überhaupt als ein besonderes Fach an sämtlichen Hochschulen aufzunehmen, bis zu den Fragen einer sachgemäßen Vorbildung zur Hochschule. Da nun sowohl jene theoretischen wie diese praktischen Ziele weitaus über die Kräfte einzelner hinausgehen, so wird Zusammenschluß aller berufenen Kräfte verlangt. „Die verstreut vorliegenden, über Vermuten reichen Materialien müssen gesammelt, ergänzt und verarbeitet, die mehr oder minder latenten Klagen bestimmt formuliert und die nach Hebung der Hochschulverhältnisse drängenden Bewegungen zusammengefaßt und weitergeführt werden.“

Eine besondere Beachtung verdienen dabei die Worte von den „über Vermuten reichlichen Materialien“. Die Teilnehmer der neuen Bewegung haben diese zwar nicht mit Zagen begonnen, wohl aber mit dem Bewußtsein einer großen Isoliertheit ihrer Stellung, einer Ungeläufigkeit ihrer Gedankengänge und eines scharfen Widerstreites ihres Wollens gegen das Gewohnte. Je mehr sie aber in der Verarbeitung der Sache vorgeschritten sind, desto mehr stellte sich zu ihrer eigenen Überraschung heraus, wie umfangreich und tief nicht nur das hiermit erschlossene Gebiet, sondern auch die bereits vorhandenen Materialien der Literatur usw. sind.

Namentlich in etwas früheren Zeiten hat man die Dinge viel eher so aufgefaßt, wie es erst wieder in neuester Zeit gefordert wird, während die unmittelbar vorhergehenden Jahrzehnte diesem gemeinsamen Standpunkte weniger günstig gewesen sind. Also auch hier wieder die bekannte Erscheinung des Zusammenhaltens der durch je eine Generation getrennten Generationen! Der Philosoph Fichte zum Beispiel hat jenen Standpunkt in einer Weise vertreten, die selbst den neueren Bestrebungen etwas zu scharf erscheint. Sodann aber findet sich eine Bestätigung des Rechtes der neuen Bewegung auf eine große Breite dadurch, daß zahlreiche Einzelthemen, die sie jetzt vorbringt, ebenfalls bereits angefaßt worden sind; es sei hier nur die Frage nach Hochschulgebäuden genannt.

Damit würden wir uns in sozusagen anmutigen und hoffnungsvollen Verhältnissen befinden, in denen nurmehr die letzte Durchführung gelehrter Arbeiten notwendig erscheint. Tritt man aber aus der Stille der Schreibtische, Programme und Bücher in die Wirklichkeit hinaus, so nimmt die Sache ein anderes Gesicht an. Man hat dann das Gefühl, den Dienst all dieser schönen Ideale wieder unterbrechen und vorerst für recht elementare Angelegenheiten sorgen zu müssen: für genügende

Ausstattung der Hochschulen, für eine Überwindung mangelnder Vorkenntnisse bei den Empfängern des Unterrichtes und dergleichen mehr.

Ganz besonders fällt dabei folgender Umstand auf. Die neuen Bestrebungen wollen pädagogisch sein, wollen also in die bisherige Pädagogik eine neue Ergänzung einführen und machen sich demnach auf einen Kampf mit einer alten oder veralteten Pädagogik gefaßt. Allein statt eines solchen Gegners stößt man meistens auf einen anderen, der unter Umständen noch unangenehmer sein kann: auf ein — Nichts. Es fehlt nämlich weit und breit an Pädagogik überhaupt als einem Bestandteile der wissenschaftlichen Gesamtwelt. Professuren der Pädagogik an Universitäten und gar an anderen Hochschulen scheinen noch immer als Luxus betrachtet zu werden. Mit besonderem Bedachte hat die neue Bewegung, wie erwähnt, unter ihren praktischen Zielen die Aufnahme der Pädagogik überhaupt als eines besonderen Faches an den Hochschulen gefordert. Von einer Erfüllung dieses Anspruches ist bekanntlich an zahlreichen Stellen überhaupt keine Rede, oder nur eine solche Rede, statt deren der Mangel einer jeden Rede vielleicht noch besser sein würde.

Gehört denn aber Pädagogik überhaupt unter die Wissenschaften und an die Universitäten? Sie scheint doch ebenso wie die Politik und die Malerei und die Musik keine Wissenschaft, sondern eine Kunst zu sein. Nun ist dies nicht nur ebenfalls richtig, sondern auch ein Wegweiser für eine hochstehende Auffassung dessen, was hier gemeint ist. Gemeint ist aber hier die tatsächliche Praxis des Erziehens und Unterrichtens. Diese selber ist ein Handeln und, ideal genommen, oder manchmal auch tatsächlich, eine Kunst, wie es das Staatslenken, das Malen, das Musikmachen ist. Indessen weiß aber jeder Angehörige der wissenschaftlichen Welt, daß es zu jeglicher Kunst auch eine Kunstwissenschaft geben kann und zum großen Teile bereits in reichlicher und anerkannter Weise gibt. Wohl jegliche Universität besitzt jetzt eine kunstwissenschaftliche Professur (nicht etwa eine Kunstprofessur), ebenso manchmal eine musikwissenschaftliche Professur; und die Professuren für Literaturgeschichte sind schließlich verwandte Einrichtungen.

Von der Pädagogik kann grundsätzlich nur gleiches gelten. Versteht man unter ihr die Praxis des Erziehens und Unterrichtens, so ist sie im weitesten Sinne des Wortes eine Kunst und gehört in das Universitätsganze nicht oder nur so hinein, wie die Heilkunst in ihm eine Stätte findet. Doch sollte man sie dann genauer „Pädagogie“ nennen. Von dieser gibt es aber unter allen Umständen eine Kunstwissenschaft, das ist die Theorie des Erziehens und Unterrichtens, die „Pädagogik“ im engeren Sinne des Wortes. Und diese verlangt ebenfalls unter allen Umständen eine Stätte an jeglicher Universität, womöglich auch an jeder Hochschule.

Über eine gewisse Unbeliebtheit der praktischen wie der theoretischen Pädagogik werden wir allerdings vielleicht niemals hinauskommen. Er-

ziehen und Unterrichten beziehen sich doch immer auf einen Stoff, der übermittelt werden soll; der Übermittelnde soll für diesen Stoff selber erwärmt sein und erwärmen; da kommt leicht die Wärme für die Übermittelungs kunst zu kurz. Wir alle kennen im gewöhnlichen Leben meistens nicht bald etwas so Unangenehmes, wie wenn man eine Sache, die man endlich erledigt hat, noch einmal von vorne durchnehmen muß. Es wird uns dies unter Umständen zu einem wahrhaften „Kreuz". Und ein „Kreuz" ist es nun mit pädagogischen Dingen, wenigstens vorläufig, allenthalben. Der Universitätsdozent steht sogar den Stoffen, die er übermitteln soll, noch viel näher, als der Pädagoge der unteren Stufen; also kann ihm das „Kreuz" bald zu einem Fluche werden.

Nur daß auch dieser unschmackhaften Sache auf den Geschmack kommen kann, wer sich ihr einmal hingibt. Die Hingabe ist allerdings selten. Der Gelehrte möchte Gelehrter sein und nichts weiter. Otto Willmann kommt in seinen gesammelten kleineren Schriften: „Aus Hörsaal und Schulstube" (Freiburg i. B. 1904), die überhaupt zu den pädagogisch wertvollsten Neuerscheinungen gehören, auch auf diesen Punkt zu sprechen. In dem Essay „Über die Vorbereitung des Lehrers für die Unterrichtsstunden" (Seite 136 ff.) setzt er den unterrichtenden Lehrer dem nur lehrenden Dozenten gegenüber, so daß man schon glaubt, der Verfasser stelle diese Beschränkung als eine Notwendigkeit hin. Tatsächlich wird sie ihm zu einem Gegenstande des Bedauerns. „Die wenigsten Dozenten nehmen auf die der Auffassung, dem Verständnisse, dem Behalten angemessenste Formgebung des Lehrstoffes besonders Bedacht. Doch gibt es Ausnahmen; der berühmte Physiker Helmholtz pflegte sich irgend schwierigere Partien seiner Vorlesungen auch nach didaktischen Gesichtspunkten zurecht zu legen und ruhte nicht, bis er unter mehreren sich darbietenden Behandlungsweisen die einfachste, verständlichste und instruktivste gefunden hatte."

Eine Rechtfertigung der Hochschulpädagogik, wie sie wenigstens für ihre praktische Seite kaum schärfer gedacht werden konnte! Wobei noch bemerkt sein mag, daß Otto Willmann selber die Probleme der Universitätspädagogik am ehesten dadurch gefördert glaubt, daß zwischen Gymnasium und Universität eine den Übergang vermittelnde Zwischenstufe eingeschaltet würde. Eine Erweiterung der allgemeinen Didaktik, wie diese gerade unter den Händen Otto Willmanns in so anerkannt vollkommener Weise behandelt worden ist, zu einer Theorie des Wissenschaftsunterrichtes ist allerdings, wenigstens vorläufig, von dem genannten Didaktiker nicht gegeben worden oder nicht zu erwarten.

Ein Thema von der Eigenart, wie es die Hochschulpädagogik ist, muß mehr noch als andere darauf gefaßt sein, daß es von verschiedenen Standpunkten und Personen aus sehr verschiedentlich verstanden und behandelt wird. Der Philosoph sieht wohl am ehesten eine systematische

Konstruktion der Theorie vor sich, der Historiker eine Verständigung über geschichtliche Typen des Hochschulwesens, der sogenannte Praktiker eine Reform- und Agitationssache. Am ehesten wird jeder Fachmann den Anteil seines Faches an dem Gesamtgebiet in den Vordergrund stellen. Und überhaupt wird eine spezielle Wissenschaftsdidaktik eher Anklang finden, als eine solche allgemeine. Gegen diese besteht ein nicht unbeträchtliches Vorurteil, und für jene liegen glänzende Beweise dessen vor, was geleistet werden kann, wenn man sich in ihre Tiefen versenkt. Beispielsweise haben wir für eine Spezialdidaktik auf der Gymnasialstufe die wertvollen Beiträge von Alois Höfler zur Didaktik der Physik, die nunmehr zu einer so außerordentlichen Leistung geführt haben, wie es seine neue „Physik" in ihrer großen und in mehreren kleinen Ausgaben ist (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn). Derartige Leistungen brauchen wir nun auch für die Hochschulstufe; und es ist in der schon erwähnten früheren Zeit fast mehr derartiges geleistet worden, als in der unserigen.

Wie nun verschiedene Personen und insbesondere Gruppen von Fachleuten unsere Sache verschiedentlich verstehen und in die eigene Arbeit aufnehmen, so ist es auch mit den verschiedenen Ländern. Sehen wir jetzt ab von den Gegensätzen etwa zwischen deutscher, englischer und französischer Kultur, die gerade auf dem Hochschulgebiet in einer zum Teil unangenehmen Weise fühlbar sind, oder gar von den noch größeren Gegensätzen zwischen mohammedanischer und christlicher Kultur usw., so geben uns schon die deutschen Länder mannigfachen Stoff zu Unterscheidungen. Rechnen wir als solche den Komplex, der sich aus der Einbeziehung Österreichs und der Schweiz in das reichsdeutsche Stammgebiet ergibt, so haben wir namentlich mit dem Gegensatze zwischen süddeutscher und norddeutscher Geistesarbeit zu tun. Der Süden ist reicher an Traditionen und an Praxis, als der Norden, und braucht deshalb die Theorie weniger. Der Norden, von Haus aus auch darin an einen unfruchtbareren und jüngeren Boden angewiesen, ist gewöhnt, den Mangel an natürlichem Reichtum der Entwickelung durch eine mehr theoretische Verstandesarbeit, das Ursprünglichere durch etwas mehr Gemachtes zu ersetzen.

Speziell in der Pädagogik verfügen die süddeutschen Länder nicht nur überhaupt über eine längere Tradition, sondern auch über ein mehr fachmäßiges und spezialistisches Bildungswesen. Die vielberufene „Konzentration" in der Pädagogik der preußischen Länder findet anderswo wenig Anklang. Besitzt nun auch der Süden eine reiche Tradition an theoretischer Pädagogik, die im Norden meist wenig bekannt ist (man sehe zum Beispiel Reins „Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik"), so ist doch die pädagogische Theorie hier seit einiger Zeit nicht so kontinuierlich weitergeführt wie im Norden. Dort hingegen tritt an Stelle der süddeutschen Spezialpraxis einerseits ein breiteres Ergehen in All-

gemeinbildung (zum Teil allerdings nicht so sehr wie in Bayern) und an Stelle des natürlichen Geschickes ein oft ins allzu Getüftelte gehendes Theoretisieren. Dazu kommt noch ein Vorrang der historischen Interessen und Leistungen im Norden und der systematischen im Süden, was sich insbesondere im Betriebe der Philosophie bemerkbar macht. Ganz besonders aber wird der Umstand fühlbar, daß dieser Betrieb im Südosten, also in Österreich, dem in den übrigen deutschen Ländern alles in allem wesentlich überlegen ist.

Eine richtige Vorbildung zur Fachbildung bedeutet bereits die Zurücklegung eines guten Stückes vom Hauptwege. Für das Hochschulstudium, insbesondere für das universitäre, kommt natürlich die Frage in Betracht, ob die Studenten bereits eine philosophische Vorschulung genossen haben. Von den reichsdeutschen Ländern hat unseres Wissens lediglich Württemberg die alte philosophische Propädeutik als integrierenden Bestandteil des Lehrplans beibehalten. Dagegen ist sie dem österreichischen Bildungswesen seit Bonitz und Exner fundamental zu eigen geworden, und die Gefahren ihrer Beeinträchtigung sind durch das denkwürdige Eintreten Alois Höflers für sie voraussichtlich auf absehbare Zeit überwunden.

Im Deutschen Reiche rufen zahlreiche Klagen und Stimmen die verlorene philosophische Propädeutik zurück. Sie haben es um so schwerer, als die Einfachheit, mit der die Frage in Österreich gelöst ist, doch den meisten Beteiligten unbekannt zu sein pflegt. Charakteristisch dafür ist die neueste Schrift auf diesem Gebiete: „Wege und Ziele der philosophischen Propädeutik“ von Rudolf Lehmann (Berlin, Reuther und Reichard, 1905, in „Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Pädagogischen Psychologie und Physiologie“, VIII. 1). Der Verfasser dieser Schrift bekennt selber, welche Bedeutung für den Fortschritt seiner eigenen Erkenntnis der Sache mancherlei persönliche Erfahrungen hatten, namentlich die Bekanntschaft mit den österreichischen Gymnasien; und er nennt unter anderem den Abschnitt über die philosophische Propädeutik in der 1900 erschienenen neuen Ausgabe der ministeriellen „Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich“ eine „nach Inhalt und Form mustergültige Arbeit“ (Seite 58). Den Werken von Alois Höfler und auch dem Einflusse Joseph Seemüllers auf die österreichischen Instruktionen vom Jahre 1884 widmet er eine besondere Anerkennung.

Wo eine derartige Basis vorhanden ist, dort wird auch eher als anderswo Aussicht sein, die so eng mit der Philosophie zusammenhängende Pädagogik dann nicht zu vernachlässigen, wann die Philosophie erst so recht als eine eigene Disziplin auftritt, das ist an der Universität. Dagegen sind in einem anderen, nahe verwandten Punkte die norddeutschen Länder den süddeutschen pädagogisch voraus. Dort ist es nach längeren

Kämpfen erreicht worden, daß in die Vorbildung der Lehrer an höheren Schulen auch die Pädagogik, wenigstens als Praxis, aufgenommen wurde, und zwar durch das Gymnasialseminar. Allerdings fehlt dabei großenteils immer noch eine Hauptsache: die theoretische Grundlage; eigentliche Professuren für Pädagogik schlechtweg sind dort fast noch spärlicher als in Österreich. In diesem Lande haben leider die Bemühungen mehrerer Gymnasialpädagogiker, das sogenannte Seminarjahr einzuführen, nur einen dürftigen Erfolg gehabt, hauptsächlich wohl infolge des Lehrermangels.

Nun führt aber das Verlangen nach einer pädagogischen Vorbildung der Lehrer, das für die unterste Stufe längst schon erfüllt ist und für die mittleren oder höheren Stufen eine teilweise Erfüllung gefunden hat, zu der Aufwerfung der Frage, ob nicht auch der Hochschullehrer einer pädagogischen Vorbildung bedarf, da er ja schließlich doch ebenfalls ein Lehrer ist. Die Frage hat schon längst in engeren Kreisen eifrige Gemüter beschäftigt. Heutzutage klingt sie allerdings verwunderlich. Sie folgt aber mit notwendiger Konsequenz aus den prinzipiellen Aufstellungen, von denen eine Hochschulpädagogik ausgehen muß, sowie aus dem gegenwärtigen Stande der Pädagogik überhaupt, der anerkannt hat, daß der Schwerpunkt des pädagogischen Arbeitens eben im Lehrer liegt.

So wie es nun wertvoll ist, zu betrachten, wie die verschiedenen Kulturkreise sich zu den neuen Problemen stellen oder stellen werden, so ist es auch wertvoll, den lokalen Verschiedenheiten der bereits vorliegenden geschichtlichen Tatsachen nachzugehen. Namentlich die einzelnen Hochschulen bedeuten ja je ein örtliches Zentrum, in welchem und von welchem aus Aufgaben, die an sich von vornherein gleich sind, in individuell verschiedener Weise behandelt werden. Die Universitäten besitzen nicht nur ihre Geschichte, sondern auch ihre spezielle Hochschulgeschichte; und andere Hochschulen fallen unter gleiche Betrachtung. Die „Deutschen Geschichtsblätter" von Alexander Tille (Leipzig) bringen in ihrem Februarhefte 1905, VI/5, eine diesbezügliche Abhandlung: „Geschichtliche Studien zur Pädagogik der Wissenschaften und Künste", in der an Beispielen gezeigt ist, was speziell die Lokalhistorie für die neuen Bestrebungen bedeuten kann. Daß dabei auch der Gegensatz zwischen kleinen und großen Hochschulen, oder zwischen solchen in größeren und in kleineren Städten, eine Rolle spielt, liegt auf der Hand. Im allgemeinen werden kleinere Hochschulen für ihre eigene Pädagogik mehr tun können, als große.

Leicht würde es nun sein, den Leser durch verschiedene Materialien hindurchzuführen, ihm Männer und Leistungen, Werke und Tage, Titel und Daten, Diktate und Exzerpte zu geben und ihn schließlich in dem weiten oder sich immer mehr erweiternden Umkreise des neuen Gebietes herumzuführen. Ist doch selbst schon die Lehrmittelfrage ein unentbehrlicher Bestandteil einer theoretischen wie praktischen Behandlung der Hochschul-

dinge! Die „Lehrmittelzentrale“ in Wien (I., Werdertorgasse 6) hat bisher nicht nur an untere und mittlere, sondern auch an Hochschulen Stücke aus ihrem Vorrate geliefert.

Einige hier besonders interessierende Ausführungen aus der anwachsenden Literatur unserer Sache dürften immerhin am Platze sein. Im Jahre 1901 brachte die „Deutsche medizinische Wochenschrift“ (Nr. 47) eine Abhandlung, die sich als „ein Beitrag zur Hochschulpädagogik“ einführte: „Der Unterricht der Chirurgie an der chirurgischen Universitätsklinik Nr. I in Budapest“, von Julius Dollinger, ord. öff. Professor. Darin ist mit einiger Schärfe Protest eingelegt gegen die Vernachlässigung des pädagogischen Gewissens im Universitätsunterricht und ist geradezu die Ausbildung einer wirklichen Methodik desselben gefordert und an einem Beispiel erläutert worden.

Es ist nicht bedeutungslos, daß gerade von medizinischer Seite mehrere hochschulpädagogische Beiträge gekommen sind. Nur eines einzigen Mannes sei hier noch gedacht, eines Frühvollendeten, eines Teilnehmers der neuen Bewegung aus dem österreichisch-ungarischen Lande: des Arztes Dr. Emanuel Herszky (1874—1902). Er hat im vorerwähnten „Verband für Hochschulpädagogik“ zwei Vorträge gehalten, die seither auch veröffentlicht worden sind: „Geschichte und Ethik im ärztlichen Unterricht“ („Augsburger Postzeitung“, Beilage vom 20. und 24. Juni 1901, Nr. 34 f.), und „Der unbemittelte Student“ („Pädagogisches Archiv“, September 1902, vierundvierzigster Jahrgang, Heft 9).

Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist auch der Umstand, daß die Kunstwissenschaft, die nach dem oben Gesagten vorbildlich für die Erziehungswissenschaft sein kann, innerhalb der neuen Bestrebungen eine lebhafte Aufmerksamkeit gefunden hat. Insbesondere war es Dr. Bruno Meyer, vormals Professor an der Großherzoglichen Technischen Hochschule in Karlsruhe, welcher hier der Spezialdidaktik seines Faches mehrere Betrachtungen gewidmet hat. Die letzte von ihnen, eine Zusammenstellung persönlicher Erinnerungen an die hervorragendsten reichsdeutschen und österreichischen Kunstgelehrten enthaltend, hatte das Thema: „Aus der Geschichte des kunstwissenschaftlichen Unterrichtes“ („Pädagogische Monatshefte“, Mai 1904, 10. Jahrgang, Heft 5).

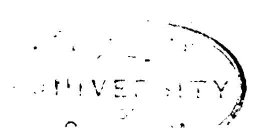
Die prinzipielle Aufstellung dessen, was die neue Bewegung zu leisten hat, spricht von den Künsten als gleichgeordnet mit den Wissenschaften. Tatsächlich ist auch diese Seite des neuen Gebietes behandelt worden. Es darf darauf umsomehr verwiesen werden, als der Kunstunterricht noch weit weniger als der Wissenschaftsunterricht bisher unter eine theoretische Betrachtung genommen war. Wir besitzen, kurz gesagt, noch so gut wie keine wirkliche Bildungswissenschaft der Künste. Man sollte wenigstens von der reichhaltigen geschichtswissenschaftlichen Arbeit in Deutschland erwarten, daß sie sich auch der

Geschichte des Kunstunterrichtes bemächtigt habe. Allein es ist hier über interessante Einzelleistungen in Jubiläumsschriften nicht hinausgekommen worden, und die Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte der Pädagogik selber beschränken sich so sehr auf das Schulwesen engeren Sinnes und etwa noch auf die allgemeine pädagogische Theorie, daß kaum noch die Problemstellung einer Geschichte des Kunstunterrichtes den Beteiligten aufgegangen ist. Und doch greift man hier, selbst bei einer Beschränkung auf die Kunstakademien und auf die sogenannten Konservatorien, in ungeahnte Reichtümer von Materialien hinein.

Von seiten der Materialien, insbesondere also auch der Literatur, gewinnt die gesamte hier vorgetragene Sache ein einigermaßen bekannteres Gesicht. Der Zweifler kann den Versuch machen, auf einer älteren Universitätsbibliothek den Realkatalog für Pädagogik und eventuell auch für Universitätswesen vorzunehmen und die verzeichneten Schätze daraufhin zu betrachten, was sie für unser Thema bieten. Wahrscheinlich wird auch ein mit den Dingen im allgemeinen bereits Vertrauter über die Fülle dessen staunen, was hier bereits geleistet worden ist, und wird vielleicht am meisten darüber staunen, daß derlei Literatur in älterer Zeit anscheinend nicht etwa zu den verwunderlichen Dingen gehörte, wie es heute scheint. Namentlich Ausführungen über Unterricht und Studium an den Universitäten häufen sich da aneinander. Der Schreiber dieser Zeilen hat zumal auf der Universitätsbibliothek in Greifswald solche Erfahrungen gemacht.

Die eben genannte Universität besitzt allerdings eine besondere hochschulpädagogische Vorgeschichte und ist dieser Tradition auch neuerdings treu geblieben durch den Historiker Ernst Bernheim, der in seiner Weise ganz besonders gewichtige Beiträge zu den neuen Bestrebungen geliefert hat. Schon in den, im Januar 1899 erschienenen „Mitteilungen für Hochschulpädagogik“ findet sich eine Darlegung aus seiner Feder, die namentlich verdienstlich ist durch die Betonung des notwendigen einheitlichen Zusammenhanges zwischen den verschiedenen pädagogischen Stufen. Sodann hat Bernheim durch eine Rektoratsrede und durch mehrere Broschüren bewiesen, welche Bedeutung die Sache auch für die unmittelbare Praxis des Universitätslebens besitzt.

So reichlich bisher die Sache gefördert worden ist: sie verlangt doch eine immer weitere Mitarbeit aus beteiligten Kreisen. Insbesondere wird es nötig sein, die vorhandenen literarischen Materialien, die begreiflicherweise zum Teile dem antiquarischen Aussterben entgegen gehen, so zu sammeln, wie auch sonst Spezialliteraturen in Fachbibliotheken gesammelt werden. Die Andeutung einer solchen hat Schreiber dieses in seiner Abhandlung „Das Bücherwesen der Hochschulpädagogik“ („Pädagogisches Wochenblatt“, 1905, XIV. Jahrgang, Nr. 13—17) gegeben. Im Vordergrunde steht dabei unter anderem der Gedanke, daß es jetzt



noch Zeit ist, für Dinge einzutreten, deren Materialien in späterer Zeit vielleicht unausfüllbare Lücken zeigen werden, und deren Bearbeitung gegenüber anderen Arbeiten den Vorteil hat, auf jungfräulichem Gebiete zu schaffen. Man greift sozusagen in angehäuftes Edelmetall hinein, wenn man auf diesem Gebiete Spezialforschungen unternimmt, seien es historische, seien es systematische.

So wird sich auch das Zusammenarbeiten von verschiedenen Standpunkten und lokalen Kraftpunkten aus in dem Sinn unserer bisherigen Ausführungen lohnen. Eine Sache, die mannigfaltiges birgt, wird auch mannigfaltiges zu leisten geben.





Das Lied vom gefangenen Tod.

Von

Josef Schicht.

— Wien. —

Ein alter Friedhof — draußen, wo der Steig
Lichtmüde Tage abendwärts geleitet,
Wo sich das Tal zu grünen Feldern weitet
Und goldne Strahlen spielen im Gezweig.
Uralte Pappeln wachen vor dem Tor,
Und drinnen gilbt das hohe Gras empor . . .

An einem Sommerabend kam
Auf seinem schwarzen Rößlein Meister Tod
Von ungefähr des Wegs gezogen;
Zwei fittichdunkle Vögel flogen
Vor ihm einher mit häßlich schrillem Schrei:
Hi — hei! — Hihihi — hei!

Der Abend hielt den lauen Atem an,
Und seine süßen Flöten schwiegen —
Hi — hei! — Hihihi — hei!
Klang der Vögel häßliches Geschrei.

Und Meister Tod hielt inne.
Er war von einem weiten Ritt gekommen
Und hatte Liebes viel mit sich genommen,
Schwer hingen Tränen an Gurt und Bügel —
Nun hielt er inne. Er sah die Hügel
Und sann.

Da kam auch ihn ein Schläfchen an,
Er ritt hinein durchs Tor alsbald
In den stillen Gräberzypressenwald
Und band sein Rößlein an ein Kreuz.

Er selber streckte im Schatten kühl
Sich hin und wählte ein Grab zum Pfühl.
Hi — hei! — Hihihi — hei!
Klang noch der Vögel häßlicher Schrei.

Ob sanft des Todes Schlummer war,
Ob ihm kein böser Traum die Nacht verstörte —?
Wer weiß es denn! Nur das ward offenbar,
Daß er der Lerche Frühsang überhörte
Und erst erwachte, als der helle Tag
Den Tau schon sammelte, der auf den Gräbern lag.

Da rieb der Tod die Augen wach —
Doch nein! — er rieb noch nicht, er wollte eben reiben —
Wer aber kann das jähe Entsetzen beschreiben! —
Nein! Unerhört! Das war des Spaßes zu viel!
Wer war so kühn und trieb mit dem Tod sein Spiel!
Er kann sich ja nicht regen,
Die Arme, den Fuß nicht bewegen —
Wie gefesselt liegt er da!
Was nur geschah!
Was nur mit ihm geschah?!

Ein Rosenstock hatte über Nacht
Seine dornigen Zweige also gekettet,
Daß er den Tod, der sich zu ihm gebettet,
In enge Bande schloß und so zum Häftling macht.
Zwar schickt sich der Gefangne in sein Los
Nicht willig, denn er zerrt an allen Ästen,
Der Rosenstock jedoch hat ihn zum besten
Und weicht auch nicht dem derbsten Stoß.

Schon krächzen auf der Mauer Schrei um Schrei
Die beiden Vögel, und der Rappe scharrt
Voll Ungeduld den säumigen Herrn herbei,
Den eines Rosenstrauches Tücke narrt.
Hi — hei! — Hihihi — hei!
Er wird nimmer frei!
Wird nimmer frei!

Gefangen liegt der Tod! Der Tod gefangen!
Er murrt — er tobt — Doch still! Fein still, Herr Tod,
Und nicht verzweifelt! — Leise kommt's gegangen
Auf müden Füßen und gekrümmt den Rücken
Vor traurigen Alters banger Not:
Ein Mütterchen, gestützt auf Krücken,
Kommt näher mit gebeugtem Sinn,
Um an des Gatten Grab zu beten.
Doch als sie will an den Hügel treten,

Gewahrt sie, was die Rosen über Nacht
Dem Seligen für einen Baldachin gemacht.

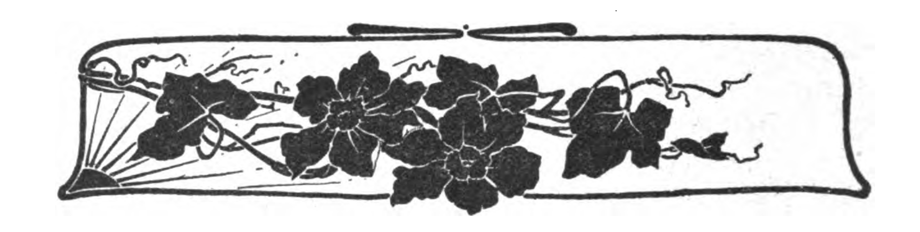
„Die schönen Rosen! Schau — ei schau!"
Da regt sich's unter dem Stock — die arme Frau
In ihrer Herzensangst erbleicht — „O mein,
Was mag das sein?
Ein Reitersmann! — Der hat gewiß die Nacht
Hier auf dem Gottesacker zugebracht —
Nun kann er nicht hervor. Der arme Mann! —
Gehst hin und hilfst ihm —!"

Das Mütterchen sich gefällig bückt —
Es will ihr freilich nur schwer gelingen,
Doch endlich sind die Zweige fortgedrückt.
Nun springt der Tod hervor: „Habt schönen Dank!"
So ruft er und will sich frank
Zu neuem Ritt in den Sattel schwingen.
Das Mütterchen staunt noch —
Hihihi — hei!
Krächzen die Vögel mit häßlichem Schrei.

Da denkt der Tod: „Will ihr's doch gedenken
Und ihr die beste Gabe schenken,
Die ich als Tod erteilen kann.
Er tritt ganz nahe an sie heran
Und drückt ihr die Hand —
Hi — hei! — Hihihi — hei!

Das Mütterchen sank still um dabei.





Vor Paris.

Aus dem Kriegstagebuche des Generalleutnants

Kurt von Einsiedel.*)

III.

Am 24. Januar eröffneten die Belagerungsbatterien von St. Denis ihr Feuer. Die Kette, welche Paris umschloß, war demnach schärfer angezogen worden, sie mußte nun endlich in Fleisch und Blut einschneiden. Paris selbst wurde jetzt bombardiert, täglich langten unsere Geschosse weiter in das Herz der Stadt hinein; es konnte nicht fehlen, daß sie sich über kurz oder lang von Süd und Nord her begegneten.

Die deutschen Zeitungen unterrichteten uns jetzt gut, und die „Norddeutsche Allgemeine", auf die ich abonniert war, zeichnete sich durch Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit aus. Wunderbar mutete uns die Entrüstung an, mit der sich die Pariser über das wohl verdiente Bombardement aussprachen. In der Hauptsache leuchtete nur der Ärger hervor, daß man die Kapitale der Welt eben auch nur wie jede andere Stadt behandelte. Das tatsächliche Ergebnis des Bombardements mag belanglos gewesen sein, bedeutungsvoll aber war es, den Franzosen gezeigt zu haben, daß man den moralischen Mut und die materielle Gewalt besaß, das in Ausführung zu bringen, was die guten Pariser im Grunde genommen bis zuletzt für ganz unmöglich hielten. Wie würden sie sich andernfalls später in die Brust geworfen und es für einen moralischen Sieg ausgeschrien haben, daß man davor zurückgeschreckt sei, die „heilige Stadt", die „ville lumière" durch dieses letzte Mittel zu beleidigen! —

---

*) Aus dem Werke: „Tagebuchblätter aus dem deutsch-französischen Kriege, von dem Generalleutnant Kurt von Einsiedel (1870 Major u. Bat.-Komm. i. k. sächs. 3. Inf.-Reg. „Kronprinz" Nr. 102)", das demnächst im Verlage der Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau, erscheinen wird.

Es ließ sich jetzt unschwer erkennen, daß wir vor dem Ende unserer Aufgabe standen und die Lösung nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte. Die Heere der Provinzen hatten wir im freien Felde niedergeworfen, und der Ausgang des großen Ausfalles am 19. Januar zeigte klar, daß die Offensivkraft des Platzes gebrochen war. Und doch konnte man unsere Ungeduld geringer nennen, als vor drei Monaten. Es trat eine Gewöhnung an den bestehenden Zustand ein, der das Außergewöhnliche verlor und einen Charakter der Dauer, der Regelmäßigkeit und des Sichgenügens annahm. Es wurde gerade jetzt nur wenig von Übergabe und Frieden gesprochen. Wir geizten nicht mehr mit der Zeit. Wir erwarteten ruhig und ohne Hast das Kommende.

Am 27. Januar besuchte ich Meerheimb in le Vert galant. — Abends 8 Uhr traf ein Telegramm des Inhalts ein: Jules Favre sei in Versailles eingetroffen; die Batterien sollten von Mitternacht an schweigen, insofern der Feind das Feuer einstelle. —

Die Nachricht erfreute uns zwar, sie schien indessen nur Verhandlungen anzukündigen, deren schon mehrfache ohne Erfolg geführt worden waren. — Jules Favres Name erweckte in dieser Hinsicht kein Vertrauen.

In der Nacht wachte ich auf, offenbar durch eine äußere Veränderung veranlaßt, deren ich mir im ersten Augenblick nicht bewußt werden konnte. Lautlose Stille umfing mich, — wie der Müller erwacht, wenn das Mühlrad steht, so fehlte mir der gewohnte Ton der Geschütze.

Das sah freilich einer Bestätigung jener Gerüchte von Waffenstillstand ähnlich.

Den 28. Januar ritt ich nach den Geschützständen. Die Batteriechefs erzählten, daß die Franzosen bis Mitternacht sehr lebhaft gefeuert hätten und früh um 2 Uhr noch einige Schüsse gefallen seien. Man wäre schon im Begriff gewesen das diesseitige Feuer wieder zu eröffnen, als endlich gänzliche Ruhe eintrat.

Sehr verwunderte uns das Verhalten der französischen Vorposten. In ganzen Trupps, Offiziere und Soldaten, kamen sie an unsere Feldwachen heran — hauptsächlich an der Metzer Straße — und begrüßten uns in höchst ungezwungener kameradschaftlicher Weise, sich unverhohlen freudig über die eintretende Waffenruhe aussprechend. Eine sehr erklärliche Neugierde mochte das Motiv bilden, und der locker betriebene Dienst setzte ihr keine Schranke. Offiziere erschienen sogar mit eleganten Damen am Arm, um „Madame“ die „Prussiens“ gebührend vorzustellen. Unsere Feldwachtkommandanten setzte dieses Treiben in einige Verlegenheit, denn während die Franzosen den Waffenstillstand als eine eingetretene Tatsache behandelten, war uns nicht einmal von einem bevorstehenden Abschlusse etwas Zuverlässiges bekannt. Es mußte daher der Befehl erlassen werden, sich diese Besuche zu verbitten, und „ces dames“ kamen um das Ver-

gnügen, sich überzeugen zu können, ob „ces envahisseurs barbares du sol sacré de la France“ wirklich so wilde Gesellen seien.

Den 29. Januar. Die gestrigen Vorgänge hatten uns wohl gezeigt, daß ernstliche Verhandlungen im Werke sein mußten, an irgend einen Termin ihres Abschlusses dachten wir aber nicht im entferntesten. —

Da ging plötzlich 1/210 Uhr vormittags der Befehl ein: sofort zu alarmieren, um zur Besetzung der Forts abzurücken! Welche Überraschung von wunderbarster Wirkung! Also standen wir tatsächlich am Ziel. Wie oft kündigt sich Bedeutungsvolles lange Zeit an und tritt zuletzt doch unvermutet in Erscheinung, so daß es schwer wird, sich zu überzeugen, das längst Erwartete für Wirklichkeit anzusehen. So ging es uns jetzt. Wir hatten so oft an diesen Tag gedacht und dies und jenes überlegt, — jetzt war er da, und wir besaßen kaum Zeit, unsere Koffer packen und die Pferde satteln zu lassen. Die freudigste Erregung ergriff uns. Jetzt erst traten wir in das volle Recht des Sieges!

Der Wintertag war kalt und klar, die Erde hart gefroren, ohne Schnee, — uns aber war es warm ums Herz, als wir versammelt auf dem Alarmplatz standen.

Der Befehl besagte, daß die Übergabe der Forts nach dem Abzug der französischen Besatzungen durch zurückzulassende Beamte an von uns vorauszusendende Generalstabsoffiziere zu erfolgen habe. Bei den Zuständen, die in Paris und in der französischen Armee herrschten, lag ein Konflikt bei diesem Vorgang nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, und Vorsicht schien geboten. Wir mußten auf dem Alarmplatz warten und unsere Ungeduld noch zügeln. — Endlich konnte das ersehnte Kommando zum Abmarsch gegeben werden. Ein Zug Reiterei eröffnete die Kolonne, die Batterie Rabenhorst folgte, dieser das 1. Bataillon des Regiments mit geladenem Gewehr, dann das 3. Bataillon und das 4. Regiment.

Die Vorposten verblieben noch für jetzt in ihren Stellungen, um bei unvorhergesehenen Ereignissen ein Ausweichen französischer Scharen zu verhindern und unsere Vorräte zu decken. Vom Regiment traf es das 2. Bataillon.

Wir nahmen von der Feldwache 5, die uns so manche Sorge bereitete, Abschied und traten, über unsere in der Eile nur halb aufgeräumten Barrikaden und zugeschütteten Abgrabungen, hinaus in jenes Gebiet, welches wir so lange mit den Augen durchforscht hatten, das dem Fuße aber unzugänglich gewesen war, wie das Meer. Die mächtigen Pappeln der Metzer Straße lagen, von Geschossen zersplittert, zur Seite, die große Barrikade am Eingang von Bondy — prachtvoll solid gebaut, wie es dieses Barrikadenvolk versteht — bot einen nur schmalen Durchgang. Das Dorf — ein Ergebnis unseres Bombardements — setzte sich nur noch aus lauter Schutthaufen zusammen. Dafür, daß je Dächer hier vorhanden gewesen, fehlte jede Andeutung, Etagenunterschiede ließen sich nur selten mehr er-

kennen, und die Häuserfronten waren, obwohl der Ort nur massive Baulichkeiten enthielt, in sich selbst zusammengestürzt. Ein Paar vom Feuer geschwärzte Keller waren die Zufluchtsstätte der letzten Besatzung gewesen. Spaßhaft nahmen sich die vielfachen Illustrationen an den Mauern aus, welche meist Karikaturen deutscher Soldaten und Schmähungen Bismarcks enthielten; mehrfach kam dieser — und nicht übel getroffen — als am Galgen hängend zur Darstellung. Wir stießen auf zwei Batterien, die eine am Ende gegen Livry und die andere am entgegengesetzten Ausgang sehr geschickt angelegt und durch Traversen gut gedeckt. Die letztere hatte uns besonders oft geärgert, weil wir nie recht erkennen konnten, wo sie lag.

Hinter Bondy traten wir in die Ebene von Bobigny und schlugen die Straße nach Noisy-le-sec ein. Ein wahres Gewirr von Schützen- und Laufgräben durchschnitt den Boden, kein Baum stand mehr, und daß die vielen sich hier kreuzenden Straßen einst mit hohen Silberpappeln besetzt gewesen, ließ sich nur aus den zahlreichen Reihen niedriger Stümpfe erkennen. Alle Bahngebäude lagen in Trümmern, der Bahnkörper selbst war in eine Brustwehr verwandelt; hier und da zeigte die schwarz gebrannte Erde und der Abfall ringsumher ausgedehnte Biwakplätze an.

Bisher hatten wir alles ausgestorben gefunden. In dem großen stadtähnlichen Noisy-le-sec empfing uns dagegen eine dicht gedrängte, bunte Menge; nicht nur Ortseinwohner, sondern auch „Moblots“ und Pariser aller Schattierungen, sogar in eleganten Equipagen, und manche Dame darunter. Am Arme eines stattlichen Offiziers hing eine reizende Frau in elegantem, idealisiertem Vivandièrekostüm, das echte Bild abgebend, wie sich die Zeit im Pariser Leben spiegelte. Alle Menschen sahen still und mit gespanntem Blick auf uns. Sie waren gekommen, um ihre Besieger von Aug' zu Aug' zu sehen. Ich bin überzeugt, daß der Eindruck kein vorübergehender gewesen ist. Nach einem halben Jahre Krieg war das Aussehen unserer Leute ein so vortreffliches, als verließen sie direkt die Garnison; sie marschierten in der Ordnung, als gingen sie zur Übung, — doch ohne Zwang, ohne einer Erinnerung zu bedürfen. Ein Vergleich mit ihren eigenen Truppen drängte sich dieser Zuschauermasse sicher unwillkürlich auf.

Das Ende von Noisy verliert sich in ein ziemlich scharf eingeschnittenes Tal, in welchem die Straße den Kamm der Höhe ersteigt; auf dem Hang zur Linken erhebt sich Fort Noisy, zur Rechten der Erdwall der Redoute Noisy. Beim Einschlagen dieses Weges mußte es uns wundernehmen, daß s. Z. bei uns Stimmen laut geworden waren, welche von der Möglichkeit einer Überrumpelung dieser Stellen sprachen. Wir marschierten auf dem Glacis auf. Eine Menge Volk sammelte sich um uns, und Händler mit Branntwein und Zigarren suchten schnell ein Geschäft zu machen, wie es schien, meist Leute, die noch heute früh die französische Be-

satzung versorgt hatten und durch die Wandlung der Verhältnisse hindurch ihren Verdienst aufrecht erhalten wollten: ein Bild kaufmännischer Weltanschauung, wie sie sich nicht bloß in diesen niederen Verhältnissen geltend macht. —

Halb fünf Uhr endlich, nachdem dem Kaiser und dem König ein stürmischer Zuruf gebracht worden war, hielten wir über den Graben und durch das Tor unseren Einzug. Im Fort sah es wüst genug aus, und die quer über den Hof laufenden Traversen behinderten uns am Aufmarschieren. Ein alter Officier de place und ein französischer Beamter standen im Begriff, sich, nach vollendeter Übergabe, sichtlich mit schwerem Herzen, zu entfernen. Die zur Verfügung stehenden verschiedenen Räumlichkeiten wurden möglichst schnell in Besitz genommen, um unsere durchfrorenen Leute unter Dach zu bringen. Da einige der besten Räume, dank unserer Artillerie, völlig durchlöcherte Wände aufwiesen, auch eine preußische Festungsartilleriekompagnie der Garde sich möglichst breit niedergelassen hatte, so ging die Belegung nicht ganz ohne Benachteiligung einzelner Teile ab, welche auszugleichen auf morgen verschoben werden mußte. Zu essen gab es nur einige Erbs- und andere Wurst, bei dem unvermuteten Aufbruch war eine Verproviantierung ausgeschlossen gewesen. Dafür fehlte es aber weder an Wein noch an Champagner.

Wir saßen froh gestimmt bis tief in die Nacht beisammen und, ehe wir uns zur Ruhe legten, gingen wir noch hinaus auf die Wälle. Das Mondlicht fiel starr und kalt auf die Gegend. Von der vorderen Bastion blickten wir über die jetzt in tiefer Schweigsamkeit sich ausdehnende Ebene, und auf der anderen Seite lag klar und scharf der Waldsaum unserer Vorpostenstellung, von dem wir so manches Mal in unbestimmter Erwartung hier herüber gesehen hatten! Hauptmann Hohlfeldt trat auf die Brustwehr, und mit seiner kraftvollen Baritonstimme sang er das Lied „Jung Roland" in die schweigende Nacht hinaus. Der vorliegende tiefe Graben erzeugte eine prachtvolle Resonanz und Ton und Wort vibrierten in uns wieder. Für die Empfindung kulminiert oft, wie hier, eine ganze Folge von Ereignissen in einem einzigen Moment. — Mit diesem deutschen Lied vom französischen Wall endete der bedeutungsvolle Tag. —

30. Januar. Es galt sich besser einzurichten, da ein längerer Aufenthalt in Aussicht genommen werden konnte. Die beiden hohen Kasernen hatten sehr bedeutend gelitten, außerdem war das Parterre durch eine große Menge eingezogener Stützen, auf welche man eine bombensichere Decke hatte einbauen wollen, fast unbrauchbar geworden. Mit Hilfe der Wohnkasematten wurde indessen ein einigermaßen leidliches Unterkommen geschaffen.

Die Forts sind zu einer Zeit erbaut, in der man die heutige Geschützwirkung nicht kannte. Nicht allein die Granaten, sondern auch die Steinsplitter der Kasernen mögen die Festung unsicher gemacht haben.

Die ganze Kehlencourtine, in der sich die Magazine befanden, hatte man mit schweren Stämmen verblenden müssen, da die starken Stirnmauern von den Granaten durchschlagen worden waren. In den Magazinräumen fanden sich noch viel Lebensmittel, vorzugsweise gute Konserven und Weine. Bei der eiligen Übergabe mochte nicht überall für den Verschluß Sorge getragen worden sein. Spät abends über den Hof gehend, hörte ich einen wüsten Lärm, und als ich über Kisten und Tonnen im Finstern durch einen schmalen Gang stolperte, befand ich mich in einem geräumigen mit übereinander gebauten Säcken und Fässern bis zum Gewölbe angefüllten Keller, in dem eine Anzahl Soldaten, meist Gardeartilleristen, bei einem Lichtstumpf Wein abzapften, und zwar nicht mehr in der besonnensten Stimmung, wie das Plätschern eines auslaufenden Fasses verriet. Die mir zunächst befindlichen folgten meinem Ruf und entfernten sich, die hinteren waren aber schlau genug das Licht auszublasen, so daß alles in absolute Finsternis versank. Ich wartete, bis das Poltern der Hinauskriechenden verstummt war. Dann gelang es mir mit Mühe selbst aus dem Labyrinth das Freie zu gewinnen. Ich stellte eine Schildwache vor den Eingang, den ich am anderen Tage verschließen ließ. Die Szene hatte einen entschieden komischen Anstrich gehabt.

Hohes Interesse gewährte die nähere Besichtigung der eigentlichen Festungsanlagen. Vorzüglich praktisch erschien uns die Art, wie die Geschütze auf dem Walle durch Traversen und Bonnets von Sandsäcken gedeckt wurden, während die Scharte selbst noch einen Verschluß von Schiffstau besaß, welcher mindestens gegen Sprengstücke Sicherheit gewährte. Für den Effekt, den unsere Artillerie trotzdem erzielte, sprachen die demontierten Geschütze. Mehrere Rohre waren getroffen, worunter zwei allein von den schweren Marinegeschützen. Die Hälfte eines Rohres lag etwa zehn Schritt von der andern im Boden eingefroren. Das Fort war im ganzen mit 80 Geschützen armiert. — Eine eingreifende Beschädigung der Festungswerke konnte nicht bemerkt werden. Nur da, wo die Granaten die Escarpemauer getroffen hatten, erfolgte eine Zertrümmerung der Steinlage, die Schüsse waren aber mehr zufällig zum Aufsitzen gelangt, da der Zweck der Beschießung hauptsächlich gegen die Armierung und die Besatzung gerichtet gewesen ist. — Ein Telegraphenkabel diente zur Verbindung der Forts unter sich und mit Paris; telegraphische Minenzündung für die auf dem Glacis angelegten Flatterminen war vorgesehen. Ein optischer Telegraph mag früher auf den Austritten angebracht gewesen sein, die sich auf dem Dachfirst der Kasernen befinden. Diese Austritte, welche eine vorzügliche Umsicht gewähren, waren jetzt überbaut, um den Beobachter zu verbergen.

Eine unserer ersten Sorgen beschäftigte sich damit, die Flagge aufzuziehen. Um die deutschen Farben zusammenzubringen, blieb nichts anderes übrig, als rote Hosen, weiße Röcke der Frau Kommandantin und ein

schwarzes Leichentuch zusammenzunähen. Die Farben wehten jedoch lustig im Winde, und man erkannte den verschiedenen Ursprung nicht. Für die sächsische Fahne auf der anderen Kaserne fand sich der Stoff nicht so leicht, er mußte durch den Marketender besorgt werden.

31. Januar. Es wurden Posten gegen Paris ausgestellt, da die Enceinte noch von den Franzosen besetzt war. Unsere Postenkette stand etwa 500 Schritt gegen Bagnolet, jeder über sie hinausgehende Verkehr blieb untersagt. Die Franzosen ihrerseits durften die Enceinte nicht überschreiten. Der zwischen ihr und unserer Postenlinie liegende Rayon wurde als neutral betrachtet.

Das nächste, was ich vornahm, war ein Ritt auf der route stratégique, — der großen Straße, welche alle Forts untereinander verbindet. Unmittelbar hinter Boissière standen 6 oder 8 schwere Marinegeschütze. Ein jedes war einzeln gestellt und mit einem kolossalen Wall von Sandsäcken nach drei Seiten schützend umgeben. Auf das beste gewählt und höchst sinnreich schien die Wahl der Plätze; hinter Gartenmauern und Gebäuderesten entzogen sie sich der Einsicht unserer Batterien und selbst die Beobachtung der Probeschüsse wurde unmöglich gemacht. Die so versteckten Geschütze mußten indirekt gerichtet werden; denn von ihnen selbst ließ sich das Zielobjekt ebensowenig sehen wie sie von diesem aus. Ein leichtes und deshalb nicht in die Augen fallendes Lattengerüst, auf dem ein Beobachter stehen konnte, gab hierzu Gelegenheit. Ihre Vereinzelung entzog sie noch mehr unserem Feuer. Man konnte erkennen, daß es unserer Artillerie nicht gelungen war, die rechte Entfernung zu finden.

Das Fort Rosny glich dem unseren auf ein Haar, nur war es viel ärger beschädigt. — Ein Unmenge weiß getünchter, ungefähr vier Ellen hoher Steinmauern von geringer Dicke durchquerte die Felder und Obstgärten nach der Stadtenceinte zu; an ihnen werden die berühmten Pfirsiche gezogen.

Auf dem ganzen Wege schweifte der Blick vollständig frei nach unserer früheren Stellung. Das Plateau von Raincy hob sich besonders ab. Es trat auf dem dunklen Baumhintergrunde mit seinen weißen Mauern und Gebäuden so schroff und drohend hervor, daß sich die Abneigung wohl erklärte, die die Franzosen gegen einen Angriff in dieser Richtung zeigten.

Es gewährte eine interessante Unterhaltung, von den Wällen des Forts oder dem Beobachtungsposten auf der Kaserne sich den Eindruck zu vergegenwärtigen, den unsere Stellung auf den Feind gemacht haben mußte, und die Punkte aufzusuchen, die er sich vorzugsweise zum Ziele erkoren hatte. Dieser Wald und diese Höhen trugen offenbar einen etwas bedrohlichen Anstrich; selbst die Postenlinie ließ sich nicht übersehen, Replis, innere Verteidigungsanstalten und Bewegungen der Truppen waren vollständig verdeckt, und die Höhen von Montfermeil, Clichy und weiterhin von Courtry und Vaujours verschmolzen von hier zu einem einzigen wald-

bedeckten Kamm, von welchem Raincy, Maison rouge und Maison Guyot nur die untere Terrasse bildeten. Diese Terraingestaltung trug demnach den Charakter hartnäckiger Verteidigungsfähigkeit, großer Schwierigkeit der Bewegung und der Unmöglichkeit zur Entfaltung größerer Truppenmengen, so daß das Ganze besonders für eine Armee von der Qualität dieser letzten französischen nicht zum Angriff einladend erscheinen konnte. Auch wir hatten dies stets erkannt und eine Unternehmung, welche unsere Stellung direkt zum Durchbruch gewählt hätte, niemals befürchtet. Dahingegen schwebte uns die Möglichkeit vor, daß wir bei einer Massenunternehmung auf der Liller Straße in starke Mitleidenschaft gezogen werden würden. Es mußte von Wichtigkeit, selbst Notwendigkeit sein, hierbei Forêt de Bondy bis Livry in Besitz zu nehmen, um die rechte Flanke zu decken und unser Korps zu fesseln. Zur Zeit der unbestrittenen Überlegenheit der französischen Artillerie konnten wir vom Avron und von Bondy aus leicht auf unsere in der Richtung der Avenue de l'impératrice angelegte Verteidigungslinie zurückgeworfen werden. Geschah dies am späten Nachmittage, so konnten sich die Franzosen in der Nacht uns gegenüber im Walde mittelst Schützengräben festsetzen und ihre Artillerie nachziehen. Die Partie stand dann am Morgen nicht sehr günstig für uns; denn es wäre uns vollkommen unmöglich gewesen zu erkennen, auf welchem Punkte unserer langen und dünnen Verteidigungslinie der Feind mit seiner Übermacht durchzubrechen versuchen werde. Um der Gefahr vorzubeugen, wäre es unbedingt erforderlich gewesen, noch in der Nacht auf die konzentrierte Linie Montfermeil-Clichy-Livry zurückzugehen.

Auffällig war es, wie viel klarer und schärfer nachmittags und gegen Abend die Gegend unserer früheren Stellung beleuchtet wurde; ganz besonders die Gebäude an der Metzer Straße, das früher weiße, dann graue Haus bei Feldwache 5 und die Voirie traten wahrhaft leuchtend hervor. Diese Punkte gaben daher auch die beliebtesten Ziele für den Feind ab. — Wie günstig ein nur leichter Vorhang, selbst von entblätterten Bäumen, wirkt, vermochten wir an der Feldwache 5 zu ersehen. Wir hatten große Mühe, das unscheinbare Gebäude herauszufinden, hinter dem sie sich befand.

So waren wir denn auf den Forts von Paris fest eingerichtet. Der Krieg lag hinter uns. Wir hatten ein Stück Weltgeschichte nicht nur miterlebt, sondern gemacht. —

Da es im Fort auf die Länge der Zeit an Platz mangelte, bezog ich am 1. Februar mit der 10. und 11. Kompagnie Quartiere in Romainville, in dem bereits das 2. Bataillon — Major von ô Byrn — und ein Bataillon des 2. Grenadierregiments untergebracht waren. Nach zwei Tagen Aufenthalt hatten wir das Festungsleben schon recht satt und freuten uns daher der Veränderung. — Seit langer Zeit zum ersten Mal kamen wir wieder mit Franzosen in Berührung; denn der Ort war nur teilweis

von seinen Einwohnern verlassen. Er ist nur von ärmeren Leuten bewohnt und besitzt keine Villen; zwei Straßen führen durch ihn nach Paris, die eine über Les Lilas nach der Vorstadt Belleville, die andere über Bagnolet nach Menilmontant. Eine Feldwache von 50 Mann unter einem Offizier wurde aufgestellt, die fünf Doppelposten gab, um die neutrale Zone abzugrenzen. Aus Paris sollten nur solche Personen herausgelassen werden, welche einen von dem Polizeipräfekten Cresson und dem General Valdan ausgestellten Paß vorzeigen konnten. Dann waren die Betreffenden nach Bondy zu weisen, wo sich ein besonderes Paßbureau befand. Auch war ein Verbot gegen die Einfuhr von Lebensmitteln gerichtet.

Da natürlich die besseren Quartiere von den im Orte liegenden Abteilungen belegt vorgefunden wurden, konnte das Unterkommen nicht besonders gut ausfallen. Mit den beiden Hauptleuten und dem Adjutanten richtete ich mich in einem netten neuen Häuschen an der nach Paris zu gelegenen Seite ein, das bisher verschmäht worden war, weil es in der Tat nichts als die nackten Wände aufwies. Zunächst ließen wir Tische und Stühle aus dem Fort holen. Dann schickten wir einige Wagen nach Raincy. Der unerschöpfliche Ort versorgte uns abermals mit allem Erforderlichen, und die ausgesandten Soldaten fügten selbst noch Luxusgegenstände hinzu; mir brachten sie z. B. einen großen Kaminspiegel mit, der freilich auf dem nicht ganz sorgfältigen Transport die Hälfte der Folie eingebüßt hatte. Nachdem auch der Küchenwagen angelangt und die Küche installiert war, verfügten wir über die beste Einrichtung und Wohnung im Dorf. Wir hatten für „fünf Sous" alles Nötige gekauft; — eine Redensart, unter welcher der Soldat seine fünf Finger versteht, denen er allein das Eigentumsrecht verdankt. — Von meinen Fenstern sah ich einen Teil von Paris, das Pantheon, die Säulen auf der Place du trône, und dahinter die Forts von Bicêtre und Montrouge, sowie die Höhen von Meudon, während 2 bis 300 Schritt vor dem Hause unsere Feldposten standen, welchen gegenüber ein Stück der Enceinte mit einem Flaggenstock sichtbar war. Ein in der Situation begründetes Bedürfnis trieb uns, die Stadt, welche sich an der Ostseite hartnäckig verdeckt hielt, wenigstens stückweis zu überblicken.

Die Bewohner führten sich ganz verständig auf. Die lange französische Einquartierung hatte schwer genug auf ihnen gelastet, um unsere Anwesenheit vielleicht als einen geringeren Druck empfinden zu lassen. In meiner Eigenschaft als Ortskommandant wurden mir nur die vielen Gesuche lästig, welche um Ermächtigung baten, bald dahin, bald dorthin, hauptsächlich aber nach Paris gehen zu dürfen, um dem oder jenem Geschäfte nachzukommen. Streng genommen mußte ich diese Bitten zurückweisen. Da aber diese Leute im täglichen Verkehr mit Paris gestanden hatten und ein Mangel an Lebensmitteln unter ihnen sehr lästig werden konnte, nahm ich es auf mich, einen beschränkten Verkehr zu gestatten, so

daß wenigstens die Bäcker backen und die Marchands de vin Wein verkaufen konnten, was auch unsern Leuten zugute kam.

Daß die Pariser hungerten, zeigte sich allerdings offenkundig, und der Hauptgrund, aus dem wir ihrem Herausströmen einen Damm entgegensetzen mußten, bestand unstreitig darin, daß sie andernfalls das vertilgt haben würden, was wir selbst zur Existenz benötigten. Es war eine schwierige Aufgabe, sie abzuhalten. Sie erschienen in großer Zahl, und unsere dünne Postenlinie konnte natürlich keinen hermetischen Abschluß abgeben. Die „grande nation“ bettelte bei dem Feinde um Brot, und unsere Leute, die es reichlich besaßen, reichten es gern. Nicht nur das niedere Volk, auch der bessere Handwerker mit seiner Frau fand sich ein. An unserem so weit vorn gelegenen Häuschen gruppierte sich oft eine ganze Gesellschaft an der Tür, der wir gerne zu helfen suchten. Wir hatten ein kleines Depot Brot, Erbswurst, Speck und Reis errichtet und spendeten von diesen Schätzen. Wir teilten jedoch nicht ganz umsonst aus; wer des anderen Tages wieder etwas erhalten wollte, mußte neue Zeitungen mitbringen. — Bei der Leichtlebigkeit und dem so ausgebildeten äußeren Anstandsgefühl der Franzosen ereignete sich manch drollige Szene. Unter anderem wollte ein Handwerker, den zwei Frauen begleiteten, welchen unser Kommißbrot und einige Lebensmittel vorzüglich mundeten, — gerührt und dankbar, wie er war — dem Hauptmann Hohlfeldt durchaus ein Gegengeschenk machen in Gestalt seiner Pelzhandschuhe, die er von der Hand zog.

Im allgemeinen äußerte sich in dem Volke eine niedergedrückte Stimmung. Um sich uns angenehm zu machen, riefen die Menschen um die Wette: „Vive la paix!“ „Mort à Trochu!“ „L’impératrice, la vache, l’Espagnole!“ Sie lobten unsere Leute, indem sie Vergleiche mit ihren Soldaten zogen. Die Franktireurs nannten sie: „Franc voleurs“ oder „Franc douleurs“, und wenn wir mit ihnen über die Ereignisse sprachen, hörten wir gewöhnlich den Ausruf: „Ah, ils — d. h. wir Deutschen — savent tout mieux que nous!“ — Dieser Verkehr, bei dem keine Ungezogenheit vorkam, wies demnach eine nicht ganz uninteressante Seite auf. In den ersten acht Tagen pflegten wir ihn ziemlich häufig. Ein Ruf, der für den Augenblick frappierte, aber ganz der Ausdruck der Situation war, ertönte oft, wenn wir ritten: „Ah, le beau cheval, j’en voudrais bien un morceau!“ — oder „Donnez moi la cuisse!“ —

Am 2. Februar besuchte ich das Fort Romainville, welches, nebst dem angrenzenden Teile von Les Lilas, die Grenadiere besetzt hielten. Gegen uns ist das in seiner Bauart abweichende Fort nur unwesentlich zur Tätigkeit gelangt und deshalb nicht beschossen worden, so daß es vollständig erhalten war.

Die Demarkationslinie ging durch einen Teil von Les Lilas und von Pantin, beides äußere Vorstädte von Paris. In Les Lilas befand

sich die Enceinte am nächsten — nur etwa 600 Meter bis zum Tor entfernt — und es stellte sich daher die Notwendigkeit heraus, den enormen Zudrang mittelst einer besonders festen Barrikade von Pallisaden, durch die ein verschließbares Tor führte, abzusperren. Ein Offizier übte die Kontrolle über die präsentierten Legitimationen. Eine dicht gedrängte Menge hielt die Barrikade belagert, teils Einlaß begehrend, teils Anerbieten aller Art machend oder dem Triebe der Neugierde folgend. In echt französischer Weise ging es laut genug zu, besonders da es auch an Damen nicht fehlte. Man konnte sich bei diesem Treiben lange Zeit unterhalten. Später wurde unsere Gegenwart zur Gewohnheit und unsere geringe Zugänglichkeit den Parisern langweilig. Auch fingen die französischen Journale an gewaltigen Lärm zu schlagen über die Unwürdigkeit, welche darin zutage trete, bei dem Feinde um Lebensmittel zu betteln oder ihn aus sträflicher Neugier zu besuchen. — Unmittelbar an der Barriere lag ein Café, welches wir fast täglich besuchten. In ihm entwickelte sich ein förmlicher Handel; Agenten und Kolporteure stellten sich ein, welche Gegenstände feilboten oder Bestellungen annahmen. Kleine Luxusgegenstände, — Uhren, Ferngläser, Bronzen, Karikaturen u. s. w. — wurden in großer Zahl und selbstverständlich auch zu den den außergewöhnlichen Verhältnissen entsprechenden Preisen feilgeboten. Ich sammelte vorzugsweise Karikaturen, Flugblätter und Zeitschriften. — Sehr angenehm war es hier, Offiziere anderer Truppenteile zu treffen; der Ort erfreute sich eines gewissen Rufes und wurde von weither besucht.

Am 3. Februar nachmittags unternahm ich mit Hauptmann Hohlfeldt einen Ausflug nach St. Denis. Ehe man das Städtchen erreicht, kommt man am Fort de l'Est vorüber; es ist etwas geräumiger als Noisy, und das Glacis war durch Wolfsgruben gesichert. Wasserstauungen verwandelten die ganze Niederung zwischen Dugny und St. Denis in einen großen See, aus dem zerstörte Häuser oder einzelne Dampfessen hervorsahen. — St. Denis ist eine volkreiche, dichtgebaute, nur dem Nützlichkeitsprinzip huldigende unschöne Stadt von sehr zweifelhafter Reinlichkeit, in welcher in der Hauptsache wohl nur Arbeiter und solche Leute wohnen, denen die Quartiere in Paris zu teuer sind. Wie ein auf einem Sturzacker verlorenes Kleinod liegt die Kathedrale in dem Orte, die alte Krönungs- und Begräbnisstätte der Könige von Frankreich. Das Gebäude selbst steht nicht höher als so manche ähnliche Kirche Nordfrankreichs, die Fassade mit den kurzen Türmen erscheint sogar unbedeutend, die Grabmonumente aber, welche das ganze Innere füllen, und die sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen erteilen dieser Stelle die höchste Weihe! Den Anblick des Innern störten für heute noch die Vorsichtsmaßregeln, welche man zum Schutze der Kirche und ihrer Monumente getroffen hatte. Die nördliche Außenwand war bis unter das Dach verblendet, und im Innern bedeckte jedes Monument ein Balkengerüst und Sandsäcke. Über dem Fußboden

lag eine Elle hoch Erde, um das Durchschlagen der Grüfte zu verhindern. Napoleon I. hat die in der Revolution ganz verwüstete Kirche vor dem Untergange gerettet und — zu seiner Gruft bestimmt, Napoleon III. hat sie restauriert und — zu seiner Gruft bestimmt. Heute gehen Hunderte preußischer Soldaten in dem stolzen Baue auf und ab und klettern über die Sandsäcke, um etwas von den Königsmonumenten zu sehen! Da man jetzt im Begriff war, die Grabdenkmäler freizulegen, versprach ein späterer Besuch eine bessere Besichtigungsmöglichkeit.

Wir gingen noch durch die Straßen und erfreuten uns des lang entbehrten Anblicks eines regen Volkslebens; die zahlreichen deutschen Soldaten bewegten sich in ihm wie eingewohnt und füllten die Cafés.

Am 4. Februar wurde die tägliche Exkursion nach Süden unternommen. Vor dem Fort Nogent, welches Württemberger besetzt hatten, eröffnete sich eine neue und prachtvolle Aussicht auf die Stadt, welche sich sirenenhaft lockend ausbreitete und doch unerreichbar blieb. Über das Bois de Vincennes hinweg, in dem das alte Schloß mit seinem gedrungenen Donjon finster drohend liegt, sieht man über das Häusermeer die Kuppeln des Pantheon, der Invaliden, des val de grace, auch die Türme von Notre Dame und hundert andere Spitzen sich erheben, während das Bild rechts der Père Lachaise und im Hintergrund die Forts Ivry und Bicêtre sowie die Höhen von Clamart und Meudon abschließen.

In dem Schloß von Vincennes lag französische Besatzung, die Demarkationslinie näherte sich an der Esplanade dem Gebäude in der Entfernung von einigen hundert Metern. Auf dieser Linie standen Posten und außerdem war, wo nicht dichtes Holz ein Hindernis bildete, ein Telegraphendraht als Barriere gezogen. Auf der französischen Seite wogte allerhand Pariser Volk hin und her, meist zweideutiger Natur. Bayern hielten Wache, und Offiziere aller Gattungen deutscher Truppen ritten und gingen vorbei. An schönen Tagen langten auch herrschaftliche Equipagen und Gesellschaft besseren Schlages aus der Stadt an, und dann gewann das Treiben jenseits des Drahtes einen recht reizvollen Anstrich. Gegen die natürliche Eleganz und Leichtlebigkeit dort stach allerdings der Bayer, der hier in dichten Posten unsern Grund und Boden hütete, wahrhaft komisch ab, und daß gerade er die deutsche Armee an diesem Versammlungsort vertrat, ist wohl nicht ohne Einfluß auf die Phantasie manches französischen Karikaturenzeichners geblieben. — Die Bayern verfügten vor Ausbruch des Krieges, ebenso wie wir 1866, über nur oberflächlich durchgebildete Leute, und seitdem hatten sie, infolge ihrer starken Verluste, einen großen Nachschub noch schlechterer erhalten. Die plumpen Helme, bei denen man sichtlich auf die allerältesten hatte zurückgreifen müssen, der auf dem Hellblau überall sichtbare Schmutz, das am langen Riemen in einer fast in das Unmögliche variierten Tragart hängende Gewehr, die vierschrötige Figur, das teilnahmslose Gesicht, die langsamen Bewegungen

vollendeten den schärfsten Gegensatz zu den Franzosen. War so der dünne Draht eine sehr scharfe Grenze, so flog doch zwischen den leichtfüßigen Pariserinnen, die meist zu zweien Arm im Arm gingen, und den Besuchern auf unserer Seite manche Bemerkung hin und her, die nicht immer übel aufgenommen wurde. Diese Eigentümlichkeit der Staffage veranlaßte daher einen gern wiederholten Spazierritt in das Wäldchen.

Auf dem Rückweg kam ich an dem Lac des Minimes und an einem zweiten Durchlaßposten vorüber. Dieser befand sich in zwei Häusern, aus denen das goldene N, welches sie als kaiserliches Besitztum charakterisiert hatte, herausgeschlagen war.

Den 5. Februar ging es durch Merlan und Rosny über eine Schiffsbrücke nach Brie sur Marne und Noisy-le-grand. Die große Ausdehnung der Villen und Parkanlagen von Brie mit den endlosen weißen Mauern bestätigte mir, wie schwer es gewesen sein muß, sich in der Nacht vom 5. Dezember zu orientieren und Gewißheit zu erlangen, ob der Ort wirklich vom Feinde verlassen sei. In Noisy gedachte ich auf Schritt und Tritt des Tages vor zwei Monaten. — Auf dem Schlachtfeld vom 30. November und 2. Dezember besuchte ich Villiers, ein geschlossenes, günstig gelegenes Dorf. Nach Champigny zu stieß ich auf viele Gräber. Der Ort selbst, am Abhang lang hingestreckt und fast terrassenförmig übereinander gebaut, ist für eine dauernde Behauptung sehr ungünstig gelegen, gestattet aber den hartnäckigsten Kampf von Abschnitt zu Abschnitt. Die Häuserfronten waren mit Kugelmalen aller Art förmlich übersät, manche auch gänzlich zerstört. —

So ungebunden wir uns jetzt bewegen konnten und so gering der Dienst war, so ruhte deshalb die militärische Tätigkeit durchaus nicht. Es galt den Waffenstillstand in einen Frieden zu verwandeln, und da wir es mit keiner festen Regierung zu tun hatten, sondern mit einem ganzen Volke, und zwar mit einem, dem man die unberechenbarsten Entschlüsse zutrauen konnte, so schien es angebracht, sich nicht nur auf die Möglichkeit eines Wiederausbruches der Feindseligkeiten vorzubereiten, sondern auch fortdauernd eine drohende Haltung anzunehmen. Die Forts Mont-Valerien, Bicêtre, Issy, Romainville und Aubervilliers wurden aus diesem Grunde in der Weise armiert, daß sie erforderlichenfalls Paris sofort bombardieren konnten. In Romainville errichtete man nicht nur auf den Wällen, sondern auch auf dem Platze bei Les Lilas Batterien, und französische Feldgeschütze vervollständigten die Armierung. Eine Festungsartilleriekompagnie nahm im Dorfe Romainville Quartier und legte einen Park für Belagerungsarbeiten und Material an.

Die Wahlen für die nach Bordeaux berufene Nationalversammlung waren für den 8., ihr Zusammentritt für den 15. bestimmt. Es konnte nur von Vorteil sein, gerade jetzt noch einigen Druck auszuüben. Um deswillen wurden unsere Vorbereitungen zum Bombardement mit einiger

Ostentation betrieben. Damit hing es zusammen, daß man die Pariser Neugierigen bis an die Batterien bei Les Lilas bummeln und sie ihre Betrachtungen über ihre eigenen jetzt gegen sie selbst gerichteten Geschütze anstellen ließ.

Die allgemeine Lage hatte sich noch während des Waffenstillstandes für Frankreich beträchtlich verschlimmert, indem die in die Waffenruhe nicht einbegriffene Armee Bourbakis auf Schweizerboden gedrängt und interniert worden war. Trotzdem gab sich Gambetta den Anschein, noch immer den Kampf fortsetzen zu wollen und an die Möglichkeit eines Erfolges zu glauben. Die Pariser Journale zeigten eine vollständige Ratlosigkeit, aber gerade diese konnte von einer verzweifelten Partei zu irgend welcher kopflosen Unternehmung benutzt werden. Wunderbar erschien es, wie sich die Pariser über die Friedensbedingungen täuschten, und welchen Mangel an Mut sie bewiesen, der Wahrheit und Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen. Die Phrasenhaftigkeit ist vielleicht nie toller und hohler in Erscheinung getreten als zu dieser Zeit. So hatte z. B. ein Journal den glänzenden Einfall, uns mit Algier abfinden zu wollen; Jules Favres unvorsichtige Beteuerung: „ni un pouce de notre territoire, ni une pierre de nos forteresses!" — spukte in der Tat noch immer in den Köpfen. —

Die fortschreitende Verproviantierung von Paris, die eine Bedingung des Waffenstillstandes bildete und auf gewissen Straßen und Bahnen erfolgte, übte auch auf unser Leben einen Einfluß. Statt daß ursprünglich die Pariser zu uns kamen, um Lebensmittel zu erhalten, bezogen wir jetzt welche aus der Stadt, hauptsächlich Seefische und Austern, die wir als angenehme Abwechselung sehr schätzten. — Wir ersahen daraus, mit welcher erstaunlichen Schnelligkeit dem Mangel in der großen Kapitale abgeholfen worden war. Die Spekulation hatte augenscheinlich seit langem den Moment ins Auge gefaßt und große Vorräte für die Zufuhr bereit gehalten. Nach allem, was sich erkennen ließ, haben die Pariser gänzlichen Mangel zwar nie gelitten, wohl aber sehr fühlbare Einschränkungen, und ohne den Abschluß des Waffenstillstandes wäre die wirkliche Not zum fürchterlichen Ausbruch gekommen und hätte die letzten Banden von Zucht und Ordnung gelöst. Die Verteidigung war demnach in der Tat bis an das äußerste Ende geführt worden. —

Der „Figaro" erwies sich als erste Zeitung, die mit der Sprache der Vernunft den Anfang machte und eine gewisse Erkenntnis der wahren Sachlage verriet. Er machte gegen den sinnlosen Chorus der übrigen Tageblätter Front, um die Wahlen auf vernünftig denkende Menschen zu lenken. Es gehörte offenbar Mut dazu, diese Sprache inmitten der sich selbst belügenden aufgeregten Bevölkerung, welcher die Presse bisher nur servil geschmeichelt hatte, mit Festigkeit zu reden. Der „Figaro" verfuhr auch mit Vorsicht und ohne Schroffheit. Im Vergleich zu den übrigen Zeitungen erschien es, als ob sich in einem Tollhause zum ersten Male ein Vernünftiger hören lasse.



Politischer Monatsbericht.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

Man hat die Begegnung des deutschen Kaisers und König Eduards in Cronberg das große Ereignis in der politischen Sommerfrische genannt: ein vierundzwanzigstündiger Reiseaufenthalt zwischen England und Marienbad, ein Zusammentreffen an einem neutralen Ort, wo beide Gäste eines gemeinsamen Gastgebers waren. Also kein eigentlicher Besuch, und selbst diese Entrevue zustande zu bringen, soll viel Arbeit und höfisch-diplomatische Sorgen gekostet haben. Dafür darf sie dann wohl auch verlangen, ein Ereignis genannt zu werden, von dem die Jahresgeschichte Notiz nimmt. Man tut im übrigen bei der Beurteilung des deutsch-englischen Verhältnisses am besten, die Dinge so einfach und nüchtern wie möglich zu nehmen und somit auch aus jener Zusammenkunft in Cronberg ebensowenig feste Schlüsse auf eine Besserung der Beziehung zu ziehen, wie aus den humanitären Kundgebungen, die wir in beiden Ländern in der letzten Zeit bemerkt haben, etwa aus den Besuchen der Journalisten, Ingenieure, Bürgermeister 2c. hüben und drüben. Das Verlangen nach Verständigung ist vorhanden, gewiß; aber eben so sicher ist, daß wirtschaftliche Eifersucht und historische Verstimmungen nicht von heute auf morgen überwunden werden können. Vor Jahresfrist war freilich noch selbst ein so kurzer und alles Entgegenkommens barer Besuch, wie der vom 15. August in Schloß Friedrichshof, ein Ding der Unmöglichkeit; die Gegensätze in den Charakteren der beiden Monarchen waren damals durch die Entwicklung der internationalen Politik, durch Zwischenträgereien und durch Aufregungen in der beiderseitigen Presse bis zur Unverträglichkeit zugespitzt. Was nun in diesem Jahre den bescheidenen Wandel herbeigeführt hat, ist schwer festzustellen. Vielleicht hat der englische Kabinettswechsel mitgewirkt, der Wahlsieg der Liberalen, das Versöhnungsbedürfnis in einem Teile der Intelligenz der beiden Länder; etwas Genaueres vermag der Nicht-

eingeweihte kaum zu konstatieren. Aber dem Wunsch ist wiederholt und allgemein Ausdruck gegeben worden, daß das rätselhafte und das persönliche Element in der intensiven Verstimmung zwischen Kaiser Wilhelm II. und König Eduard durch eine Zusammenkunft und Aussprache, mag sie noch so kurz gewesen sein, aus der Welt gebracht sein möchte. Und etwas ist davon ja wohl erreicht. Man geht sich wenigstens nicht mehr geflissentlich aus dem Wege.

Nun ist aber auch dieser Tropfen Geschichte in das Meer der Vergangenheit geflossen, und die Völkerinteressen haben inzwischen nicht still gestanden. Die englische Presse fährt fort — zwar durchweg in gemilderter Tonart — ihrem Publikum zu erzählen, daß wir unsere Finger in jede Pastete zu stecken belieben. Wir sprechen den Nilfellachen Mut zu, hetzen die hohe Pforte gegen England auf, reißen den Zaren noch tiefer in die Reaktion hinein, erwerben heimlich im Persischen Golf Kohlenstationen, bauen Schiffe über Schiffe und stören damit das britische Abrüstungsprogramm. Das alles läßt noch auf keine tiefgehende Änderung in der englischen Stimmung gegen uns schließen, aber hoffentlich erleben wir bald die Zeit, wo nach dem Ausspruch der „Daily News“ die Krankheit der Teutophobie nur noch an ganz anrüchigen Stellen vorkommt, als Volkskrankheit also überwunden sein wird. Aber auch wenn das erreicht sein wird, wird England doch nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit andere vor dem Forum der Großmächte in Anklagezustand zu versetzen oder doch nach Kräften internationalen Preßlärm zu verursachen, um inzwischen seine eigenen Interessen in Sicherheit zu bringen.

Englands Vorgehen am Roten Meere ist soeben wieder ein Beweis für die Ewigkeit solcher Methoden Albions. Es geht in diesem neuen Falle um die Sinai-Halbinsel und um die Beherrschung auch des östlichen Ufers des Suezkanals, weiter der Ostseite des Roten Meeres, um sich die Verbindungslinien nach Indien zu sichern und um nach und nach das heilige Mekka, den Zentralpunkt der panislamitischen Bewegung, in die Hand zu bekommen. Daher die Aufregung im türkisch-ägyptischen Streit wegen der Tabah-Akaba-Frage, wegen des „Wüstensandes“ bei Akaba. England hat wegen dieses Zwischenfalls bedeutende Land- und Seestreitkräfte in Bereitschaft gestellt, um seinen Willen durchzusetzen, nämlich aus der türkischen Grenzverletzung in Tabah eine Staatsaktion zu machen und die Räumung von Tabah zu verlangen. Der Besitz der Sinai-Halbinsel muß nach der Fiktion britischer Staatsmänner englisch sein, oder unter Englands Einfluß stehen, sonst hat die britische Zernierung des Suezkanals ein Loch. Es gibt eine Möglichkeit, den Kanal zu meiden und auf der Beirut-Mekka-Bahn über Damaskus, Maan und Medina fort Truppen nach Indien vorzuschieben; dieser Möglichkeit sucht die britische Politik rechtzeitig zu begegnen, und hieraus erklärt sich die zähe Absicht Englands, seinen Machtbereich von Ägypten aus an der arabischen Küste entlang bis zum südlichen Ende des Roten Meeres auszudehnen und damit seiner gewaltigen Machtstellung in Aden neue Stützpunkte zu verschaffen.

Es erklären sich hieraus aber auch die Schwierigkeiten, die gerade von englischer Seite der Plan erfährt, die Bagdadbahn bis zum Persischen Meerbusen fortzuführen. Lord Cromer hat eine neue Monroe-Doktrin aufgestellt, die indische Doktrin, wonach Afghanistan, Belutschistan und das Gebiet des Persischen Golfs englische Interessensphäre ist, ein Glacis of India, in dem keine außerbritische Macht kommerziell oder verkehrspolitisch Fuß fassen kann. Es ist klar, daß solcher Nervosität gegenüber auch die maßvollste Betonung deutscher Handelsinteressen, z. B. in Ägypten, einen schweren Stand hat. Aber England wird sich daran gewöhnen, daß eine andere Handelsmacht in Europa nicht dauernd als Zaungast behandelt werden kann, für den am Bankett des Lebens ein Kuvert nicht aufgelegt ist. Es ist nicht unmöglich, daß auch über diese Dinge in Cronberg einige Bemerkungen bei der Unterredung zwischen dem Kaiser und König Eduard gefallen sind.

Die französische Politik hat derweilen allerhand Aussicht, in langwierige kirchliche Streitigkeiten hineinzugeraten. Das Gesetz zur Trennung von Staat und Kirche hatte den bisherigen katholischen Gemeinden gestattet, Gemeindevereine, associations cultuelles zu bilden; diese sollten die Kirchen und Kirchengüter verwalten und kontrollieren. Der Staat wollte sich um diese Vereine nicht mehr wie um alle anderen kümmern, dann aber auch keine staatlichen Kirchensubventionen mehr an die Geistlichen zahlen, er wollte sie ihrer bisherigen Eigenschaft als Staatsbeamte entkleiden. Im Prinzip waren freilich Kirchen und Kirchengüter Staatseigentum, und wo keine Gemeindevereine zustande kommen oder sich halten können, da zieht der Staat die zugehörigen Güter ein. Ein sehr beträchtlicher Teil der französischen, zur Kirche haltenden, Katholiken stimmte der Neuregelung aus Überzeugung oder notgedrungen zu. Nur die klerikalen Radikalen, unter Führung des Grafen Mun, predigten im Lande und beim heiligen Stuhl Widerstand, und jetzt hat sich der Papst auf die Seite der Radikalen gestellt und in einer neuen Enzyklika den Bischöfen und Geistlichen die Weisung zum Widerstand gegen das Trennungsgesetz erteilt. Selbst der Kompromiß der französischen Bischöfe, solche Gemeindevereine zu bilden, die nicht ganz dem Gesetze entsprechen, aber sich mit dem kanonischen Rechte vertragen, wurde in Rom verworfen, obwohl oder vielleicht weil die Republik des lieben Friedens wegen diesem Kompromiß zugestimmt haben würde. Immerhin glaubt man vielfach, daß es Rampolla gelingen wird, einen Ausweg zu finden. Die französischen Gläubigen haben nämlich durchweg gar keinen „Schneid" zum Kulturkampf. Der geringe, nur lokale Widerstand bei den Inventuraufnahmen hat es bewiesen, und es ist weiter der Umstand für die verträgliche Stimmung in der Geistlichkeit charakteristisch, daß nur fünf Prozent der katholischen Geistlichen nicht um die Pension eingekommen sind, der Rest also den geschaffenen Zustand nach dem Trennungsgesetz anerkannt hat. Kommt nun keine Einigung zwischen der Republik und dem Vatikan zustande, so könnte am 11. Dezember die Regierung alle Kirchen schließen. Damit wird allerdings die Mehrheit der friedliebenden Geistlichkeit

von der Enzyklika vor die Alternative gestellt, Empörer und Volksaufwiegler zu werden und zugleich die Pensionen einzubüßen, die Pfarrhäuser zu räumen und die Kirchengüter herauszurücken. Alles das sind ungestüme Entwicklungsmöglichkeiten, die durch das bisherige Verhältnis zwischen der Republik und dem Papsttum und auch durch das neue Gesetz nicht folgerichtig begründet sind und darum sich auch wohl mit gegenseitigem freundlichen Zuspruch vermeiden lassen. Freilich Graf de Mun und seine Getreuen müssen rechtzeitig und energisch ausgeschaltet werden.

Rußlands leitender Staatsmann Stolypin, der wie durch ein Wunder einem furchtbaren Mordanschlage entkommen ist, fährt in seiner Sammlungs- und Beruhigungspolitik unbeirrt fort, was natürlich bei den eigenartigen russischen Zuständen trotz alledem die Möglichkeit gewalttätiger Komplikationen nicht ausschließt. Sein umfangreiches Reformprogramm sieht auf der einen Seite verschärfte Strafbestimmungen und Kriegsgerichte an allen Orten gegen revolutionäre Umtriebe vor mit der Devise: Macht gegen Gewalttätigkeit. Auf der andern Seite wird aber auch die Bewilligung wichtiger liberaler und sozialpolitischer Forderungen in Aussicht gestellt: die aufreizende Judengesetzgebung soll reformiert, die allgemeine Schulpflicht eingeführt, das Vereins-, Versammlungs- und Preßrecht umgestaltet, die bürgerliche Freiheit garantiert werden. Mit der Aufteilung von Kronland unter die Bauern wird Ernst gemacht, und der Duma wird, damit sie nicht wieder in unproduktive Geschwätzigkeit verfällt, schon jetzt eine Vielzahl von reformatorischen Gesetzen zur Verwaltung, zur Polizeireform 2c. zugedacht. Der Schwerpunkt ruht in der Agrarreform; gelingt es durch Aufteilung der Apanageländer, wie man vorhat, eine Million zufriedener Bauern und mehr zu schaffen, gelingt es zugleich, die Intelligenz von dem modernen Grundzuge der Stolypinschen Maßnahmen zu überzeugen, dann sind die Revolutionäre isoliert, und es ist wieder ein, wenn auch vorläufig nicht sehr breiter, doch für den Beginn hinreichend fester Boden der Ordnung für Rußland geschaffen.

Die Balkan-Halbinsel muß wieder einmal durch die Großmächte in Ruhe gehalten werden. Konflikt zwischen Bulgarien und Griechenland und zwischen Bulgarien und der Türkei, dazu noch ein Gerücht, daß Österreich die Politik der Passivität aufgeben und unter Zustimmung von England die Okkupation Albaniens vorbereitet, weitere Gerüchte von einer österreichischen Annexion von Bosnien und der Herzegowina, von der autonomen Verwaltung Mazedoniens unter dem Prinzen Mirko von Montenegro, dem Schwager des Königs von Italien — ein hübsches Sammelsurium von begehrenswerten Nachrichten für Balkan-Konjekturalpolitiker. Vorläufig wird es noch nicht Ernst, und jedes Projekt sorgt dafür, daß auch das andere in der Schwebe bleibt.

Und nun zu unseren eigenen inneren Wirren. Mitten in die unerquicklichen Podbielski- und Tippelskirch-Affären, in denen sich schließlich Freund und Feind des nervenstarken Landwirtschaftsministers nicht mehr zurecht fanden, platzte der Wechsel in der Leitung der Kolonialabteilung hinein. Der Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg,

der in dem zerzausten Nest unserer Kolonialpolitik noch nicht warm geworden war, trat von seinem Amte des stellvertretenden Kolonialdirektors zurück und machte Herrn Bernhard Dernburg, bisher Direktor der Bank für Handel und Industrie, Platz. Ein neues System? Abdankung von Feudalität und Großgrundbesitz von der Verwaltung des zu zwei Drittel Industrie- und Handelsstaates, Ablösung der zusammengebrochenen Schreiberkaste durch eine anerkannte Kraft des industriellen und kommerziellen Lebens? Oder nur eine Episode, um einige dringende Sanierungsarbeiten durchzuführen, etwa den Tippelskirch-Vertrag auf schickliche Art zu lösen, die Landgesellschaften in unsern Kolonien an ihre kolonisatorischen Pflichten und Aufgaben nachdrücklich zu erinnern oder mit Hilfe von angemessenen Abfindungen ihnen den Landbesitz wieder abzunehmen? Auch die Finanzverwaltung und das Rechnungswesen unserer Kolonien bedarf gründlicher Reformen, die eine rücksichtslose, aber auch geschickte Hand voraussetzen. Ist es jetzt dem Fürsten Bülow gelungen, in Dernburg den starken Mann für diese Dinge zu finden, und setzt sich dieser im Parlament und in der Bureaukratie, in dem eigentümlichen Gemisch von Militär, Verwaltung, Kapital und uneigennützigem Kolonialinteresse, das ja erfreulicherweise noch immer in Klatsch und cant nicht völlig erstickt ist, durch, so hat er seinen Verdiensten um Reich und Volk ein neues hinzugefügt.

Vor Parlamentsbeginn haben die Parteien ihre Truppenmusterungen vorgenommen. Das Zentrum, das den Anfang machte, hat seine geschlossene Macht wiederum auf dem Katholikentage demonstrativ vorgeführt. Gab es hier geistige Strömungen und politische Kämpfe, so wurden sie vorsichtig in geschlossene, der Öffentlichkeit entzogene Konventikel gebannt. Daraus resultierte nach außen Einmütigkeit oder besser Einförmigkeit der klerikalen Weltanschauung, dazu Ausschluß aller heiklen Fragen der Tagespolitik, die ja auch den Begeisterungsschwung hemmen, und eine wohltemperierte freundliche Stimmung dem Reichsregimente gegenüber, wie sie einer Regierungspartei wohl ansteht. Für die demokratische Betätigung wird anderswo und von andern Kräften ausreichend Sorge getragen. Also für die Zentrumspolitik war der Katholikentag wohl das übliche Stärkungsmittel, für den Fortschritt der politischen Ideen überhaupt jedoch kaum von großer Bedeutung.

Von den Mehrheitsparteien des Reichstags, welche das Reichsfinanzreformwerk durchgeführt haben, sieht sich in ungewöhnlichem hohen Maße die nationalliberale Partei scharfen Angriffen ausgesetzt, namentlich im eigenen Lager und von jungliberaler Seite. Die Fahrkartensteuer und die Erhöhung des Ortsportos, die soeben in Wirksamkeit gesetzt sind, werden mit Unrecht der nationalliberalen Partei allein aufs Schuldkonto gesetzt. Das wird ihr bald zum Vorwurf gemacht, daß sie statt dieser Steuern nicht einen Ausbau der Erbschaftssteuer durchgesetzt habe, bald der Vorwurf, daß sie vor Bier und Tabak scheu zurückgewichen sei. Sie hätte vom Rechte einer liberalen Opposition ausgiebigeren Gebrauch machen und engere Fühlung mit den Wählermassen suchen sollen, anstatt sich der in der Reichsfinanzpolitik über Gebühr

hilflosen Regierung zum Opfer zu bringen. So schallte in Hannover auf dem Delegiertentage der nationalliberalen Jugend die Kritik in den Wald hinein, und es wird, wie es schon in Hannover angedeutet wurde, in Goslar auf dem nationalliberalen Parteitage in unfreundlichen Tönen aus dem Walde zurückschallen, wobei die Zwangslage, in der sich die Partei als nationale Mittelpartei angesichts der handgreiflichen Notwendigkeit befand, die vom gesamten Volke gewollte Flottenpolitik auch zu bezahlen, in der Tat zu gering von der Kritik veranschlagt wird. Immerhin dürfte das Ergebnis dieser notwendigen Aussprache das sein, daß die parlamentarische Kontrolle der Regierungsunzulänglichkeiten auch von der nationalliberalen Partei demnächst wieder mit frischeren Kräften als in den Vorjahren angefaßt und durchgeführt werden wird.

Dem sozialdemokratischen Parteitag in Mannheim war als Hauptaufgabe zugewiesen, die Frage des politischen Massenstreiks und die Stellung von Partei und Gewerkschaften dazu nochmals auf das gründlichste zu erörtern, nachdem die Resolution des Jenaer Parteitages zu dieser Frage durch die etwas gewalttätige Interpretation des Parteivorstandes und durch die nicht zweifelsfreie Auslegung Bebels statt der gewünschten Klarheit die schönste Konfusion in der organisierten Genossenschaft hervorgebracht hatte. Bringmann hat inzwischen den Finger in die offene Wunde gelegt, indem er eine sozialistische Theorie der Gewerkschaften verlangt hat. Jetzt wird nämlich Opportunismus getrieben, wie kaum in einer bürgerlichen Partei, und der Widerspruch von Resolution und Praxis schnöde verschleiert. Das hilft aber nicht für die Dauer, und darum strebt der nicht ausschließlich von taktischen Bedürfnissen beseelte Partei- und Gewerkschaftsflügel eine einwandsfreie theoretische Stellungsanweisung für die Gewerkschaften an, die sie entweder von der Partei und von der Massenstreikromantik unabhängig machen oder sie unwiderruflich in den Dienst von Partei und Massenstreik zwingen wird. Auf solche Art kann möglicherweise die Partei gerettet, aber die gewerkschaftliche Arbeit vernichtet, oder aber auch die Trennung von Partei und Gewerkschaft erreicht werden. Demnach wird der Mannheimer Parteitag seinen Vorgängern in Dresden und Jena an Bedeutung nichts nachgeben und auch für die bürgerliche Welt wie jene Tage Interessantes bieten.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Von Frauen und über Frauen.

Gabriele von Lieres und Wilkau: „Die rote Rose Leidenschaft." — **Dora Duncker:** „Die heilige Frau." — **Marie Diers:** „Die liebe Not." — **Anna Croissant-Rust:** „Aus unsers Herrgotts Tiergarten." — „Die Nann." — **Elsa Wolff:** „Fräulein Maria." — **Hermann Dahl:** „Harald Atterdal." — **Gräfin Rantzau:** „Hans Kamp." — **Felix P. Greve:** „Fanny Eßler." — **Otto Gysae:** „Edele Prangen." — **Heinz Tovote:** „Hilde Vangerow und ihre Schwester."

Es ist natürlich, daß die Frau, nachdem sie zum Leben erwacht ist, auch Sinn gewonnen hat für sich selbst, daß ihre eignen Schmerzen, Nöte und Sehnsüchte ihr zum Bewußtsein gekommen sind. Darum sind auch seit dem breiteren Eintritt der Frau in die Literatur viele, nein, ich will sagen: die meisten Bücher von Frauen auch Bücher über Frauen. Es ist begreiflich, daß zunächst sie selbst sich am interessantesten ist, sie selbst und ihre Beziehungen zum Leben, und einem erklärlichen Impulse folgend, hat sie ihre eigenen Hoffnungen und Nöte, was sie wünschte und verlangte, zum Gegenstande ihrer Darstellung gemacht. Seit Gabriele Reuters Roman: „Aus guter Familie" haben wir oft genug — fast zu oft — Einblicke in das Seelenleben junger Mädchen tun dürfen, und jeder dritte Frauenroman war die Geschichte einer Befreiung von irgend welchen Fesseln der Konvention, der Sitte oder vom Manne und ein leidenschaftlicher Protest gegen geistige Knechtung und physische Brutalisierung des Weibes.

So sehr aber auch die Meinungen der schreibenden Frauen über das auseinander gehen, was sie sich unter ihrer Befreiung denken, in einem sind sie sich mit wenigen Ausnahmen gleich. Ich glaube, Oskar Wilde hat einmal gesagt, daß alle schlechte Dichtung aus dem Gefühl komme. Nun sind ja alle diese Frauenromane, die das eigene innerste Leben der Frau schildern, nicht gerade schlechte Dichtungen, aber gerade weil sie aus stärkstem Gefühl geboren sind, sind sie meist nicht der stärkste künstlerische Ausdruck dieses Gefühls. Und: selten sind sie Offenbarungen über das Wesen der Frau. Den Frauengestalten Goethes, der Hedda Gabler Ibsens, Fontanes Effi Briest kann die Literatur der Frauen nicht einen gleichwertigen Weibtypus gegenüberstellen. Woran liegt das? Vielleicht kann die Frau sich selbst nicht in dem Grade erleben, wie der Mann sie erlebt — vielleicht auch ist, wie ich schon im Augustheft ausführte, die Frau eine viel zu schwache Künstlerin, um sich selbst restlos gestalten zu können.

Für das eben Gesagte sind nicht nur die Bücher Beweis, die ich im vorigen Heft besprach: Ich kann in der Antonie van Heese ebenso wenig eine höchste Offenbarung der Weibnatur erblicken, als in der Esklarmonde der Maria Janitschek, und die Elsi der Baronin von Meerscheidt-Hüllessem ist — so zart und lieb auch diese Gestalt ist — doch eine von denen, wie wir sie auch vor Erscheinen dieses Romans schon gekannt haben. Vielleicht könnte Helene Voigt-Diederichs uns diese Offenbarung schenken, wenn sie weniger schwer wäre, freier würde und Blick gewänne über die Grenzen ihrer Scholle hinaus.

Und von den Büchern, die mir heute zur Besprechung vorliegen, kann ich wenig anderes berichten: es ist dies und jenes gute Buch dabei, das man gerne liest, aber wir sehen uns immer wieder vor die gleichen, ein wenig oberflächlichen, ein wenig banalen Konflikte gestellt, wir erleben fast dieselben nicht immer besonders ergreifenden Geschehnisse, und die Tiefen der Weibseele bleiben unerhellt.

Gar recht eng und klein müßte das Wesen des Weibes sein, wenn man Gabriele von Lieres und Wilkau glauben wollte, eng und klein und ohne Tiefen, einzig auf die Liebe beschränkt, ganz in ihr untergehend. In ihrem Roman: „Die rote Rose Leidenschaft“ (Ernst Ecksteins Nachf., Berlin W.) behandelt sie einen Konflikt, dessen wir, da wir ihn in tausendfältiger Wiederholung immer wieder haben über uns ergehen lassen, doch schon recht müde geworden sind. Diesmal heißt sie Rita, und als der Justizrat Antor, ein alter Freund ihres verstorbenen Vaters, der ihr Vater sein könnte, um sie wirbt, da „ging durch sie hin ein Brausen und Beben, wie sie es noch nie empfunden hatte. Blutübergossen stand sie zum ersten Male vor dem Erkennen, wohin ihre innerste Natur sie drängte: Nur zur Hingabe an den Mann.“ Damit ist auch der Inhalt dieser Frauennatur erschöpft: nur der Mann und nichts als der Mann! Und wenn der gute Justizrat, der am Ende doch schon ein wenig alt geworden scheint, auch von Rita sagt, die Liebe würde für sie doch immer ein Sakrament bleiben, so ist's doch nicht zu leugnen, daß trotz aller schönen Worte sie zu denen gehört, aus denen die Natur die „Weibchen“ schafft. Als sie erkennt, daß sie sich geirrt hat und der Justizrat nicht der Rechte für diese Hingabe sei, brennt sie ihm durch, natürlich, um dem Rechten, den sie gefunden zu haben meint, angehören zu können. Aber wenn der nun auch nicht der Rechte ist und dann erst der wirklich Rechte kommt?

Ein wenig weiter zieht Dora Duncker in ihrem Berliner Theater-Roman: „Die heilige Frau“ (Berlin, Gebrüder Paetel) das Wesen der Frau: Lisa Vallis, die berühmte und beliebte Schauspielerin, findet, als sie sich ihrer heimlichen Ehe wegen gezwungen sieht, von der Bühne abzutreten und sich in das Privatleben zurückzuziehen, Lebenszweck und ihres Lebens Erfüllung in ihrem — nota bene wirklich ehelichen — Kinde. Statt mit dem „Rechten“ durchzugehen, den auch sie natürlich gefunden hat, bleibt sie bei ihrem Manne und ihrer Tochter. Das ist das einzig Rühmenswerte an diesem Roman. Im übrigen ist es ein echter und rechter Unterhaltungsroman, in dem der Akzent auf allem äußerlichen Geschehen liegt. Von dem Leben, das unter der Oberfläche, in den Tiefen der Seelen sich vollzieht, weiß Dora Duncker nichts und will auch nichts von ihm wissen, denn es ist für die Masse belanglos. Die Masse aber bestimmt den Absatz.

Um ein Bedeutendes erweitert sich das Wesensbild des Weibes bei Marie Diers, die ihren letzten Roman: „Die liebe Not“ die „Geschichte eines Frauenherzens“ nennt. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Sie sieht des Weibes Erfüllung nicht in der Hingabe an den Mann und nicht im Kinde. Als Aenne Rockhus ganz in ihrem Kinde aufgeht und blind wird für alles andre, was rings um sie her ihrer harrt, da verliert sie sich selbst und ihr Glück und ist nahe daran, sich in Schuld zu verstricken. Die Not, die andere Menschen ihr gemacht haben, das war ihr eine liebe Not und ihr Glück, „ein starkes und helles Glück und so echt und tief und ausfüllend und voller Frische und Fröhlichkeit“. Helfend, schaffend, Segen ausstreuend, überfließend von Liebe zu allen, die ihrer bedürfen, so erfüllt Aenne ihr Leben und erfüllt es ganz, daß sie ein ganzes und volles Glück findet. Es ist manche gute, manchmal auch eine feine und seltene Wahrheit in dem Buche, daß man es nicht ohne Gewinn liest. Aber es kann nicht verschwiegen werden, daß die Verfasserin ihren Stoff nicht künstlerisch bewältigt hat. Immer wieder steckt sie hinter dem Vorhange ihren Kopf hervor, weist hier hin: siehst du, so meine ich's! und weist dahin: so mußt du dieses auffassen! und läßt nicht die Ereignisse und nicht die Entwicklung ihrer Menschen reden.

Anna Croissant-Rust, die kürzlich bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart zwei Bücher, einen Novellenband: „Aus unsers Herrgotts Tiergarten“, Geschichten von sonderbaren Menschen und verwunderlichem Getier, und einen Volksroman: „Die Nann“, hat erscheinen lassen, kümmert sich herzlich wenig um Lust und Not des Weibes und um das, was das Herz der Frau begehrt. Sie interessiert das Leben in seinen Erscheinungsformen und vor allem den besonders und vom Alltäglichen abweichenden Erscheinungsformen. Da die Großstadt ihrer wenige bietet, wendet sie sich in die Kleinstadt und aufs Land. Nicht das Urwüchsige und Bodenständige reizt sie, sondern das Merkwürdige und Sonderbare. Darum weiß sie auch recht lustige Geschichten von sonderbaren

Leuten und wunderlichem Getier zu erzählen, die eine scharfe Beobachtungsgabe, Sinn für das Charakteristische, gesunden Humor und frische Darstellungsgabe verraten. Darum aber auch ist sie nirgends daheim — wie ja die meisten unserer deutschen Dorfdichterinnen. Sie selbst stammt aus einer oberpfälzischen Kleinstadt, und sie weiß uns von hier auch einige hübsche Geschichten zu erzählen; auch im Bayrischen Wald fühlt sie sich wohl. Am liebsten aber geht sie nach Tirol. Sie bleibt aber nicht in einem bestimmten Bezirk, sondern wandert hier umher, als sei sie zur Sommererholung gekommen. Eine Geschichte liest sie im Salzburger Lande auf, wo der Hohe Göll und der Untersberg ihre wilden Zacken in den Himmel recken, eine andere im Inntale, eine in Südtirol, und der Roman spielt im Valser Tal, einem Seitental des Brenner. Die Folge davon ist, daß die Menschen alle — vielleicht mit einziger Ausnahme derer, die dem Boden ihrer Heimat entwachsen sind — wenig echt Bodenständiges haben; sie gleichen sich fast alle, und nimmt man den Hintergrund weg, den die Natur stellt, können die Geschichten ebenso gut hier wie dort, im Bayrischen Wald, um Salzburg oder in Tirol spielen. Trotz guter Beobachtungsgabe bleibt der Dichterin doch verborgen, was die Menschen zu Kindern ihrer Scholle macht. Es ist eben nicht damit getan, von Ort zu Ort zu wandern, die Augen zu gebrauchen und frischfröhlich darauf los zu gestalten; man muß mit ihnen leben, mit ihnen leiden, man muß sie lieben, wenn man den Menschen an die Wurzel will. Ja, man muß sie lieben! Das ist es vor allem, was Anna Croissant-Rust fehlt: sie hat keine Liebe zu ihren Menschen, sie interessieren sie bloß. Darum auch bleiben wir häufig kalt bei ihrer Darstellung. Wir lächeln wohl über die Sonderbarkeiten ihrer Menschen, aber wir gewinnen kein herzliches Verhältnis zu ihnen. Das ist ein schwerer Vorwurf, den ich der Dichterin zu machen habe.

Diese Liebe hat Elsa Wolff, deren Geschichte einer Armen im Geiste: „Fräulein Maria“ wohl ein Erstlingswerk ist. (Gebrüder Paetel, Berlin.) Elsa Wolff ist eine von den Frauen, die sich in herzlicher Liebe denen zuneigen, die sonst niemand beachtet, die jeder verspottet, die alle übersehen. Ihnen, den Armen im Geiste, den Stillen und Kindlichen, die nichts von der Welt verstehen und nichts von ihr wollen, hat sie in ihrer Geschichte ein Denkmal gesetzt. Freilich, die Liebe allein macht noch keinen Roman, und Elsa Wolff fehlt es außer dieser Liebe noch an recht vielem, um eine gute Geschichte zuwege zu bringen. Sie findet noch recht wenig plastischen Ausdruck für das, was sie will; sie hat noch nicht gelernt, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden; die Unbeholfenheit ihres Stils hindert sie daran, alle Innigkeit ihres Herzens in ihre Darstellung überströmen zu lassen. Vielleicht aber, wenn sie fleißig an sich arbeitet, kann sie einmal eine Dichterin werden, die uns nicht Gestalten, die uns Menschen gibt.

Noch weniger als sich selbst, vermag die Frau in ihren Romanen den Mann zu gestalten. Was für Männer laufen nicht in ihren Geschichten herum! Häufig sind es haltlose Schwächlinge, die nur aus purem Zufall Hosen tragen, oder ihre Männlichkeit ist ihnen äußerlich aufgepappt, daß man nicht lange im Zweifel bleibt, wes Geistes Kind er ist. Am unerträglichsten aber erscheinen die Männer der forcierten Männlichkeit, die brutalen Kraftmenschen, deren ganze Stärke aus der Schwäche und der Maßlosigkeit ihrer Schöpferin resultiert. Darum hüten sich Frauen auch meist, Männer zu Helden ihrer Romane zu machen. Ab und zu aber kommt es doch vor, wie die beiden Bücher beweisen, die ich nun zu besprechen habe.

Auch Hermann Dahl (Pseudonym für Frau Helene Pohlidal) ist es nicht gelungen, in ihrem „Harald Atterdal“ (F. Fontane & Co., Berlin) den Mann zu gestalten. Es ist nicht unwesentlich, daß Harald sein bestes Teil von der Mutter empfangen hat, seine ganze Natur ist durchaus weiblich. Nicht bloß, weil ihm jede Aktivität fehlt, weil Haltlosigkeit und Weichheit ihn in immer wildere Strudel treiben. Was ihm vor allem den Stempel des Weiblichen aufdrückt, ist seine Maßlosigkeit. Nicht, daß Maßlosigkeit ein Charakteristikum des Weibes wäre, aber sie ist, besonders als Maßlosigkeit des Gefühls wie bei Atterdal, ein Charakteristikum des von „der Frau geschaffenen Mannes“. Diese Maßlosigkeit des Gefühls treibt Atterdal immer tiefer und tiefer ins Extreme und zuletzt in Schuld, bis er endlich erkennt: „Wir — er und die von ihm geliebte, verheiratete Frau — hatten uns über das Sittengesetz stellen wollen, aber wir konnten es nicht bezwingen, und so mußten wir elend werden. Nur das Gesetz kann uns Freiheit geben.“ Allerdings: für willenlose Naturen wie Atterdal ist das Gesetz notwendig, und wenn sie sich über das Gesetz stellen wollen, so zerbrechen sie. Doch der Mann der Tat, der Königliche, den der Wille zum Herrn der Welt macht, wird auch das Gesetz bezwingen können,

ohne an ihm zu zerbrechen. Den aber wird uns keine Frau gestalten. Übrigens nebenbei bemerkt: warum der Roman in den nordischen Ländern spielt, ist mir nicht recht verständlich. Es wäre echt weiblich, wenn es nur der schönen Naturschilderungen wegen wäre.

Über den zweiten Roman, in dessen Mittelpunkt eine Mannesgestalt steht, ist wenig zu sagen. Adeline Gräfin zu Rantzau hat in ihrem Roman: „Hans Kamp" (Martin Warneck, Berlin) zeigen wollen, daß echte und große Kunst im Heimatboden wurzelt. Sie hat dies mit Geschick und gutem Geschmack getan, ohne gerade eine bedeutende Leistung zustande zu bringen. Ihre Menschen sind gut gesehen und zum Teil auch rund und voll gestaltet, daß man sich gerne für sie und ihre Schicksale einige Stunden interessiert.

Ihre tiefste und bedeutendste Gestaltung hat bis heute die Weibpsyche durch den Mann gefunden. Er hat das Weib nicht nur stärker erlebt, als es sich selbst, das kaum zum Leben erwachte, hat erleben können, er ist auch der stärkere Gestalter. Ich kann aber nicht gerade behaupten, daß wir über die Weibnatur durch Otto Gysae, Felix P. Greve und Heinz Tovote, von denen mir heute Bücher über Frauen vorliegen, Offenbarungen empfingen. Wir wissen, wie Tovote, der Junggeselle und Lebemann, das Weib zu sehen und wiederzugeben gewöhnt ist. Und doch ist diesmal nicht er, der im Erotischen die tiefste Wesensäußerung der Frau sieht. Dieser etwas zweifelhafte Ruhm gebührt heute Felix P. Greve und seinem Roman „Fanny Eßler" (Axel Junckers Verlag, Stuttgart.) Fanny Eßler hungert in der Engigkeit ihrer Jugend nach dem Leben und flieht aus dem Vaterhause und der kleinen Heimatstadt, um es draußen in der Welt zu suchen. „Draußen in der Welt" ist natürlich Berlin. Aber das Leben, oder den Prinzen, findet sie nicht, trotz vieler Versuche. Sie hat mit reichlich viel Männern zu tun gehabt, so und auch nicht so, aber der Prinz war's nie. Erst der Letzte gibt ihr — einmal — die Befriedigung, die sie sucht. Sie sucht aber nur die Befriedigung ihrer Sinne, und die hat ihr bis dahin keiner (trotz Theater, Liebe und Ehe) geben können, denn — das ist der Weisheit letzter Schluß — sie ist hysterisch. Zum Schluß stirbt sie an der Malaria, was nicht gerade notwendig war, aber doch wenigstens den ohnehin recht dickleibigen Roman zum Abschluß brachte. Der Roman hätte vielleicht zur Zeit des Naturalismus als eine Tat gegolten, heute wird man für ihn wenig mehr übrig haben. Ich habe auch nicht viel für ihn übrig, aber nicht nur, weil er naturalistisch ist.

Fast das gleiche Thema von der Sehnsucht des Weibes nach dem Leben, das sich aber mit dem andern, dem ewigen Kampf der Jugend mit dem Alter, verbindet, wird von Otto Gysae in seinem Roman: „Edele Prangen" (Albert Langen, München) behandelt. Und doch wie anders. Das Weib ist bei Gysae die Körper gewordene Schönheit, und die Schönheit siegt; sie siegt über den Mann und siegt über das Alter. Sie ist der Dämon, der sich alles untertan macht und über den Leichen triumphiert. Gysae ist Lyriker und gestaltet rein lyrisch, darum aber nicht weniger zwingend. Er ist kein starker Erzähler, weil alles Gegenständliche für ihn wenig Wert hat, er sieht nur Farben, hört nur Töne. —

Heinz Tovotes letzter Roman: „Hilde Vangerow und ihre Schwester" (F. Fontane & Co., Berlin) will das Gegenteil beweisen, daß auch Kunst und Wissenschaft das Weib vor dem Zerbrechen am Manne nicht schützen. Ihre Zeit kommt, sie mag sich wehren, wie sie will, und wenn sie da ist, bricht der Untergang über sie herein — der Mann ist der Stärkere! So zerbrechen Hilde Vangerow und ihre Schwester an einem und demselben Mann. Tovote schildert dies nicht gerade überzeugend, nicht gerade besonders interessant, eben so, daß man's gerade liest und dann wieder vergißt. Tovote will wohl auch gar keine tieferen Gefühle auslösen. Wenn er nicht schlimmer kommt, wie diesmal, mag es immerhin noch sein.

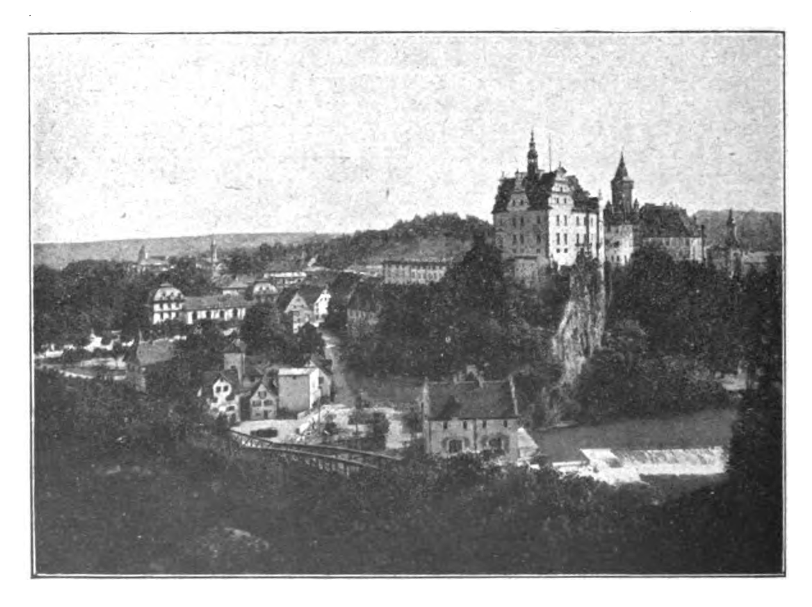




Illustrierte Bibliographie.

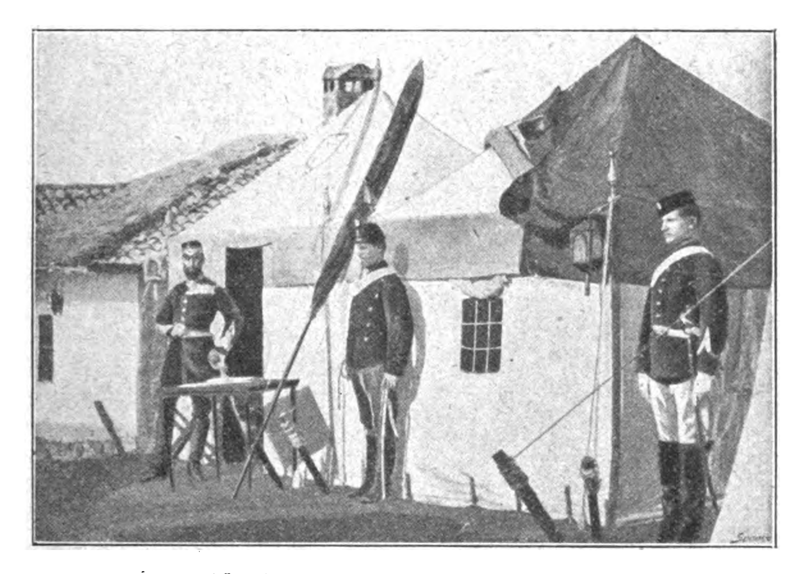
König Karl von Rumänien. Von Paul Lindenberg. Mit einer Heliogravüre und über 100 Illustrationen. — Berlin, Ferd. Dümmler.

In dem vorliegenden Werke entwirft der Verfasser ein Lebensbild des Königs Karl von Rumänien, angefangen mit den „Jugend- und Jünglingsjahren" und endigend mit dem Kapitel: „Rumänien unter dem Königszepter." Verwebt hiermit ist die Geschichte Rumäniens von seinem Uranfang bis zur Erhebung zum Königreich. — König Karl wurde als Prinz von Hohenzollern im Jahre 1839 auf dem alten Stammsitz, dem Schlosse Sig-



Schloß Sigmaringen.
Aus: „König Karl von Rumänien." Von Paul Lindenberg. — Berlin, Ferd. Dümmler.

maringen (s. Abbildg.), geboren, wo er unter dem Vorbilde seines ziel- und pflichtbewußten, stets groß denkenden und handelnden Vaters, des Fürsten Karl Anton, und seiner tief und innerlich empfindenden Mutter eine ausgezeichnete Erziehung genoß. Bald nach dem Jahre 1850 begannen für den Prinzen die eigentlichen Lernjahre, zu welchem Zweck er auf Wunsch des Vaters mit seinem jüngeren Bruder Anton und einem Erzieher nach Dresden übersiedelte. Hier währte der Aufenthalt bis 1856, und folgte hierauf der Eintritt des Prinzen Karl in das preußische Gardekorps. Am 1. Januar 1857 zum Sekondeleutnant à la suite des Garde-Artillerie-Regiments ernannt, besuchte er demnächst die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin. Wie sehr der Fürst Karl Anton auf die richtige Erziehung seines Sohnes bedacht war, ist aus den vortrefflichen Anweisungen zu ersehen, die er dem Hauptmann von Hagen, dem prinzlichen Erzieher, erteilt hatte. Der Verfasser schildert alsdann die Militär-Dienstzeit, die Reisen des Prinzen und die Ereignisse der Jahre 1864/66, soweit der Prinz davon betroffen war. Ein besonderes Kapitel ist der Entwickelung Rumäniens gewidmet, von den ersten Anfängen bis zur Bildung der späteren Donaufürstentümer — der Walachei zu Ende des 13. und der



Fürst Karl in seinem Hauptquartier in Poradim.
Aus: „König Karl von Rumänien." Von Paul Lindenberg. — Berlin, Ferd. Dümmler.

Moldau um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Das Verhältnis zur Pforte, die Zeit unter dem Fürsten Kusa, die Entstehung Rumäniens 1862 aus den vereinigten Fürstentümern (Moldau und Walachei), der Sturz Kusas und die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien zieht der Verfasser in den Kreis näherer Betrachtung. Es folgen weitere interessante Schilderungen über die Fahrt nach Rumänien, den Empfang daselbst, die erste Proklamation des Fürsten, seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth von Wied, die gemeinsame Rückkehr nach Bukarest, das Leben des fürstlichen Paares und ihr häusliches Glück. Zwei besondere Kapitel umfassen die Zeit 1876/77 mit dem russisch-türkischen Kriege. Es waren drohende Wolken, die im Jahre 1876 über den Orient aufzogen und sich bald in Gewitterstürmen entluden. Auf Rumänien konnte dies nicht ohne Rückwirkung bleiben, zudem gestaltete sich in politischer Beziehung die Stellung Rumäniens, obendrein durch inneren Parteizwist verschlimmert, recht schwierig. Die Mehrzahl der Minister trat für neutrale Haltung ein, wenige nur für ein Einvernehmen mit Rußland, dem sich aber Fürst Karl mit aller Entschiedenheit anschloß. Durch sein energisches Eintreten setzte er den Beschluß durch, daß die Armee mobil ge-

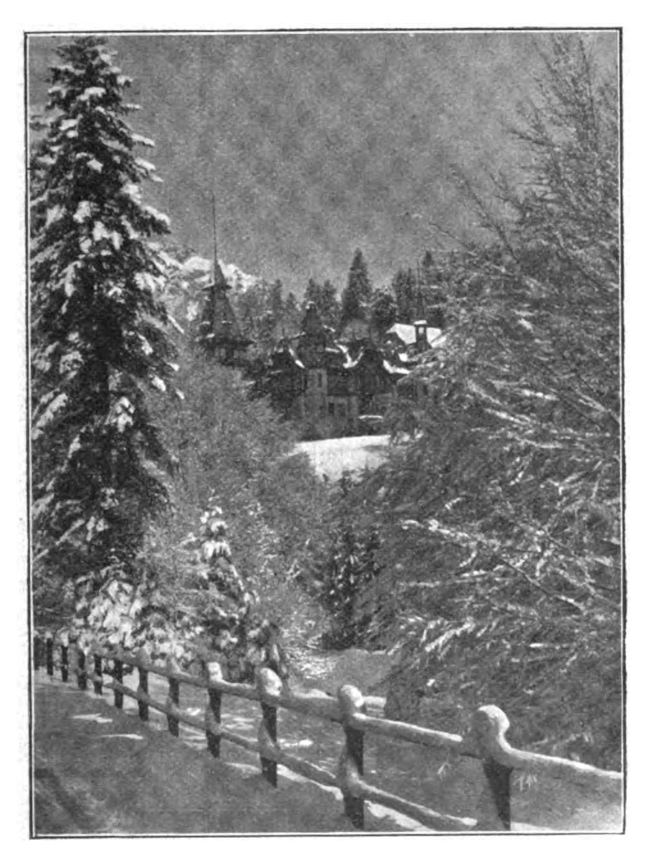
macht wurde. Nach Abschluß des rumänisch-russischen Vertrags über den Durchzug der russischen Truppen durch Rumänien erfolgte kurze Zeit danach die Kriegserklärung Rumäniens an die Türkei. Fürst Karl hatte zunächst die Selbständigkeit Rumäniens erreicht, ein ganzes Volk stand voll festen Vertrauens hinter ihm. Seitens des Kaisers Alexander II. wurde dem Fürsten Karl das Ober-Kommando vor Plewna übertragen. Der Verfasser gibt eine kurz gefaßte, aber recht klare Darstellung der Kriegsereignisse. Fürst Karl hatte, nach Erlaß einer Proklamation an seine Truppen, sein Hauptquartier in Poradim aufgeschlagen. (S. Abbildg.) Der Angriff auf Plewna, der Sturm der Rumänen auf die Griwitza-Redouten, die Anerkennung Kaiser Alexanders II., der Sieg der Rumänen bei Rahowa u. s. w. bis zum siegreichen Einzug in Bukarest, dies alles wird vom Verfasser in fesselnder Weise dem Leser vorgeführt. Die letzten beiden Kapitel enthalten „die Erhebung Rumäniens zum Königreich" und „Rumänien unter dem Königszepter." —



Königin Elisabeth in ihrem Arbeitsgemach im Bukarester Palais.
Aus: „König Karl von Rumänien." Von Paul Lindenberg. — Berlin, Ferd. Dümmler.

Die Anerkennung Rumäniens seitens der Großmächte ist ein Glanzpunkt in seiner Geschichte. Mit vermehrter Hingebung konnte sich nun Fürst Karl den Aufgaben widmen, welche die fortschreitende Entwickelung des Landes an ihn stellte. Im Laufe des Sommers 1880 trat das fürstliche Paar die ersehnte Reise nach der Heimat an, wobei Wien und Berlin berührt wurden. Wichtig war für Rumänien die Erbfolgefrage und die Erhebung des Fürstentums Rumänien zum Königreich. Die Krönungsfeier fand am 22. Mai 1881 statt. Im letzten Kapitel erfährt König Karls Friedensarbeit, das interne Leben der königlichen Familie, sowie die Entwickelung des Landes und seiner Hauptstadt Bukarest eine eingehende Schilderung. Vom Bukarester Schloß entwirft der Verfasser, unter Beifügung recht guter Abbildungen einzelner Gemächer, mit ihren prachtvollen und stilgerechten Einrichtungen, ein ganz besonders anziehendes Bild. Die hier beigefügte Abbildung zeigt die Königin Elisabeth — die Dichterin Carmen Sylva — in ihrem Arbeitsgemach im Bukarester Schloß. In seiner Gemahlin hatte König Karl die richtige Lebensgefährtin gefunden, die Sonne und Farbe in sein Leben brachte. Vom ersten Augenblick an hatte

sie Land und Leute lieb gewonnen, und ihr empfängliches, poetisches Gemüt war bald von all dem Neuen erfüllt, das sie in der neuen Heimat umgab. Der König selbst hatte seine Freude an der wahren, reinen Kunst. In dieser Beziehung bereitete ihm die größte Befriedigung, weil er hier ganz aus Eigenem und Vollem zu schaffen vermochte, der Bau des idyllisch gelegenen, prächtig eingerichteten Schlosses Pelesch, oberhalb Sinaia, dessen feierliche Einweihung am 7. Oktober 1883 stattfand. Die Lage des Schlosses und seine innere Einrichtung wird vom Verfasser eingehend geschildert. Am Schluß des



Schloß Pelesch im Winter.
Aus: „König Karl von Rumänien." Von Paul Lindenberg. — Berlin, Ferd. Dümmler.

Buches angelangt, läßt man mit Vergnügen noch einmal alle die Bilder an sich vorüberziehen, die der Verfasser in so anziehender Weise vom König Karl entworfen hat, der in seinem Charakter und Wesen stets derselbe geblieben ist. Hochherzig in seinen Handlungen, gütig und freundlich in seinem Sichgeben, von lebhaftem Interesse für Kunst und Wissenschaft erfüllt, behielt er als ein echter Hohenzoller unentwegt als Ziel im Auge: „das Vaterland".

Das vorzüglich ausgestattete, mit zahlreichen recht guten Abbildungen versehene Buch kann nur aufs beste empfohlen werden. K.

Bibliographische Notizen.

Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. Sechste neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Wilhelm Bölsche. — II. Band. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Berlin, Gebr. Bornträger.

Mit dem hier vorliegenden II. Band ist das vortreffliche Werk abgeschlossen, das für seine neue Auflage keinen berufeneren Verfasser erhalten konnte, als Wilhelm Bölsche, den auf naturwissenschaftlichem Gebiete bereits rühmlichst bekannten Forscher. Der II. Band enthält in 12 Kapiteln die Bearbeitung nachstehender Themata: „Die Reptilien, Vögel, Säugetiere, Mensch und Affe, die Entwickelung der Gesellschaftstriebe und der Sprache, die Anfänge der Kultur, die Entwickelung des Schrifttums, der Religion und Weltanschauungen, die Deszendenztheorie und schließlich einen Ausblick in die Zukunft." Am Schluß sind Inhaltsverzeichnis und Register beigefügt. Die Empfehlung, die dem vorzüglich ausgestatteten Werke bei einer früheren Besprechung an dieser Stelle mit auf den Weg gegeben worden war, sei hiermit wiederholt. K.

Der magische Idealismus. Studien zur Philosophie des Novalis. Von Dr. Heinrich Simon. Heidelberg, C. Winter.

Ein feines Gehör bekundet der ebenso künstlerisch geschmackvolle wie philosophisch grüblerische Dichter dieses Büchleins, und er hat des Wortes packende Gebärde am Leibe, daß er zum Ausdruck erhärten kann, was ihm die fernen Nebel der romantischen Geisterwelt zugeflüstert und zugesungen haben. Er hat sich keine leichte Aufgabe vorgenommen, es ist keine kleinliche Mühwaltung, sondern Königsleistung, die er sich erkoren hat. Wir freuen uns dieses Büchleins, dessen Stil etwas von den edelsten Gestaltungen der Menschenseele dem Lesenden ans Herz zu legen weiß. H. L.

Auf dem Rade von Genf nach Tunis, sowie Schweizer- und italienische Reiseerlebnisse in humoristischer Fassung von Otto Tejaner. Dresden, Pierson.

An Reisehandbüchern ist gegenwärtig kein Mangel. Ihre Lektüre gewährt demjenigen einigermaßen Ersatz, dem es zum Reisen an Zeit oder am nötigen Kleingeld mangelt. Erhöht wird die Freude an derartiger Lektüre, wenn diese in so anziehender Weise geboten wird, wie in dem vorliegenden Reisebuch. Der Verfasser versteht vortrefflich die Eindrücke, die während der Reise Land und Leute auf ihn gemacht haben, von köstlichem Humor gewürzt, interessant und anregend zu schildern. — Das Buch enthält 2 Teile. — Teil 1: „Auf dem Rade von Genf nach Tunis (1905)." Teil 2: „Reisebriefe aus Italien (1902), andere Reisebriefe aus Italien (1903), auf dem Rade durch die Schweiz (1904), Aufruf und Trostwort für schönheitsbedürftige Berufssklaven." — Die Reiseskizzen sind nicht etwa bloß für den Radfahrer interessant, sondern für jeden, der Sinn für die Schönheiten der Natur besitzt. Mit wahrem Vergnügen begleitet man den Verfasser an der Hand seiner naturwahren Schilderungen auf seinen, oft recht schwierigen Fahrten, bei denen ihn nie der Humor verläßt. Das Buch ist gut ausgestattet und mit dem Bildnis des Verfassers versehen. K.

Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse von Moritz Edlen von Angeli, k. u. k. Oberst. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

In der Einleitung zu dem vorliegenden Werk gibt Dr. Heinrich Friedjung einen kurzen Abriß von dem wechselvollen Leben des durch wissenschaftliche Leistungen bekannt gewordenen, am 3. Oktober 1904 verstorbenen Verfassers. In des letzteren Nachlaßpapieren war das Manuskript zu dem vorliegenden Werk, das als das Ergebnis der während einer langen Dienstzeit gemachten Beobachtungen und gesammelten Erfahrungen bezeichnet werden kann, vorgefunden worden. Die Veröffentlichung war vom Verfasser beabsichtigt. — Das Buch gliedert sich in die vier Hauptkapitel: „Wien nach 1848, die k. u. k. Armee vor und nach 1848, die k. u. k. Armee 1848—1849, und schließlich die neue Aera." Der Verfasser geht in seinen Betrachtungen ins Detail und berichtet genau über alles, was er selbst gesehen und beobachtet hat. Seine Darstellung ist außerordentlich klar und korrekt, und gewährt das Buch eine recht interessante Lektüre. K.

Deutsche Kolonialreform. Von einem Ausland-Deutschen. Zürich, Zürcher u. Furrer.

Das vorliegende, umfangreiche Werk (975 S.) bildet das zweite Buch des zweiten Teils des Werkes: „Staatsstreich oder Re-

formen.“ Der nicht mit Namen genannte Verfasser war Mitbegründer des deutschen Kolonialvereins sowie der deutschen Kolonialzeitung und ist Mitbesitzer einer der ersten in deutsche Hände übergegangenen kolonialen Ländereien. Wie im Vorwort hervorgehoben, hat das Buch den Zweck, eine übersichtliche Darstellung der in der Presse und Literatur vorgebrachten Klagen über unsere Kolonialpolitik zu geben, ferner die bekannt gewordenen Verbesserungsvorschläge zusammenzustellen, sowie Kritik über die wirtschaftlichen Aussichten unserer Kolonien zu üben und schließlich ein allgemein verständlich gehaltenes, ausführliches Programm einer künftigen deutschen Kolonialpolitik zu entwickeln. In dem Buche wird außerordentlich viel des Interessanten und Anregenden geboten. Wer über den Stand und die gegenwärtigen Verhältnisse auf dem kolonialen Gebiete im weitesten Umfange sich gründlich orientieren will, dem dient das Buch als ein vortrefflicher Wegweiser. Der Preis für dasselbe — 3 Mk. — ist ein sehr niedriger, dabei soll ein etwaiger Reinertrag für die geschädigten Farmer im deutschen Südwestafrika verwendet werden. K.

Mahnruf an die führenden Kreise der deutschen Nation. Von Armin von Tomitrovich. Leipzig, Georg Wigand.

Wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, handelt es sich in seiner Schrift nicht etwa darum, das Augenmerk auf die Vermehrung der Bevölkerung zu richten, sondern um die Darlegung der Notwendigkeit, dem Einzelnen seine Leistungsfähigkeit zu erhalten und sein Leben möglichst zu verlängern. Zu erreichen ist das nur durch eine bewußte Gesundheitspflege, und wenn hier auch schon von privater Seite viel geschehen ist, so fehlt doch noch das einheitliche zielbewußte Vorgehen, das nur seitens des Staates durchgeführt werden kann und von ihm auch im eigenen Interesse durchgeführt werden muß. — Der Verfasser hält es für seine Pflicht, einen bezüglichen Mahnruf an die führenden Kreise, selbst auf die Gefahr hin zu richten, daß man ihm dies als Anmaßung vorwerfen sollte. Es handelt sich also darum, durch Sozialhygiene im weitesten Sinne des Wortes das deutsche Volk physisch und psychisch so zu gestalten, daß es durch seine Kraft seinen Bestand auf die Dauer zu gewährleisten vermag. Um ein Hinabgleiten auf der abschüssigen Bahn der Degeneration zu verhindern, ist es an der Zeit, energisch die Regeneration des deutschen Volkes in die Hand zu nehmen. K.

Ut mine Stromtid von Fritz Reuter. Hochdeutsche Ausgabe. Von Otto Heidmüller. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.

Die Streitfrage, ob man Reuter überhaupt ins Hochdeutsche übertragen kann, ohne dadurch seine Eigenart zu zerstören, läßt sich wohl erst mit Sicherheit entscheiden, wenn der Versuch damit gemacht ist. Das ist im vorliegenden Buche geschehen. Bei seiner Beurteilung kommt es lediglich darauf an, zu untersuchen, wie der Übersetzer seine Aufgabe aufgefaßt und gelöst hat, das pro und contra dagegen unberücksichtigt zu lassen. Ein glücklicher Gedanke des Übersetzers ist es, daß er sich nicht sklavisch an den Text bindet, in dem richtigen Gefühle, daß dabei nur ungenießbares Hochdeutsch herauskommen würde. So hat er denn gewisse charakteristische, aber allgemein verständliche Ausdrücke, sowie in Rede und Gegenrede das Plattdeutsche beibehalten, wobei etwaige Schwierigkeiten durch Fußnoten gehoben werden. Somit muß die Übersetzung in dem Maße, wie überhaupt eine Übertragung das Original erreichen kann, für gelungen erklärt werden. Wer das Plattdeutsche versteht, wird ja natürlich stets zum Original greifen, für ihn ist die Übersetzung überflüssig, nicht aber für solche Leser, die bei der Lektüre des Originals mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Diesen wird sie sicherlich die Freude an unserm großen plattdeutschen Humoristen erwecken und sie anregen, auch seine übrigen Schriften kennen zu lernen. Es wird sich für solche Leser empfehlen, sich an der Hand der Übersetzung mit dem plattdeutschen Original allmählich vertraut zu machen, wobei übrigens die eingestreuten plattdeutschen Stellen schon wesentlich helfen, um alsdann auch die tatsächlich unübersetzbaren poetischen Werke des Dichters lesen zu können. Aus diesem rein praktischen Gedanken heraus sei die Übersetzung vor allem den des Plattdeutschen unkundigen Lesern angelegentlichst empfohlen, für plattdeutsche Leser aber ist es gleichfalls nicht ohne Reiz, die Übertragung mit dem Original zu vergleichen. H. Sch.

Holzen Rike. (Ut Mekelbörger Burhüser II.) Von Helmuth Schröder. Leipzig, Otto Lenz.

Wenn eine plattdeutsche Erzählung erscheint, so ist der Leser stets geneigt, sie nach dem Maßstabe Reuters abzuschätzen. Daraus ergibt sich für den plattdeutschen Dichter die fast unüberwindliche Schwierigkeit, einem größeren Leserkreise bekannt zu werden. Das ist in vielen Fällen sehr zu bedauern, denn es findet sich in der platt-

deutschen Literatur nach Reuter doch eine ganze Anzahl von Erzählungen, die ihrem Vorbilde — denn das bleibt nun Reuter einmal — recht nahe kommen, so die von Stillfried, Burmester und das viel zu wenig bekannte Buch von Lening: Dree Wiehnachten (Cotta 1885). Auch die vorliegende Erzählung „Holzen Rike" verdient eine Empfehlung inhaltlich sowohl wie sprachlich. Wenn wir von der Person des jungen Lehrers absehen, der wohl etwas idealisiert ist, so läßt sich von den übrigen sagen, daß sie im Denken und Reden echte, dem Leben abgelauschte Typen sind, ganz besonders der leider nur episodisch auftretende Bauer Hinkfaut; die Unterhaltung zwischen ihm und seinem Nachbar Holz (im 10. Kapitel) ist ein Kabinettstück plattdeutscher Erzählungs- und Darstellungskunst. Ref. wünscht dem Verf., daß sein Buch recht viele Käufer finde, denn es bietet nicht einen einmaligen Genuß, sondern fordert zu wiederholter Lektüre auf. H. Sch.

Das Gesetz der Erde. Roman von Anton v. Perfall. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

„Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt," sagt Goethe. Perfall ist gewißlich solch ein kompletter Mensch. Dieses Buch ist so frisch, wie ein neugepflügter Acker, über dem der blaue Himmel steht. O. G.

Gedichte von Albert Kohl. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Erfinden und empfinden, das macht den Dichter. Bei Albert Kohl überwiegt das letztere. Er ist kein Schöpfer neuer poetischer Werte, aber auch kein Nachahmer. Aus seinen Gedichten tönt ein voller Herzschlag, strahlt die wohlige Wärme eines tiefen Gemütes. Besondere Erwähnung verdienen: Hinter Wolken. Abendfeier. Am Hochzeitstag. Schulgang. Daheim. Am Bahndamm. Morgenglühen. Ueber dein Leben. In später Nacht. N.

Die komische Oper nach Lortzing. Von Karl Maria Klob. Mit einem Porträt von Richard Wagner. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Der bekannte Wiener Musikschriftsteller bietet mit dem vorliegenden Buche keine Geschichte der heiteren Oper, vorwiegend der deutschen, nach Lortzing, sondern nur eine nähere Besprechung derselben und damit dem ernsten Musikfreund, der sich gern an heiteren musikalischen Werken erfreut, eine höchst interessante Anregung. Allen denen, die die Tonkunst und ihre Vertreter der Gegenwart und einer nicht zu fernen Vergangenheit lieben und schätzen und sich auf diesem Gebiete gern Belehrung verschaffen, sei dies beachtenswerte Werkchen warm empfohlen; es bildet einen wertvollen Beitrag zur Musikgeschichte unserer Zeit. R. N.

Beethoven und Klinger. Eine vergleichend-ästhetische Studie von Felix Zimmermann. Dresden, Verlag von Gerhard Kühtmann.

Es gibt Bücher, die man nicht kritisiert. Drei Gründe weiß ich dafür und kenne demnach drei Arten dieser Bücher: die ganz elenden, die man nicht bespricht, weil die Redaktionen wegen des notwendigen unparlamentarischen Tons die Referate zurückweisen würden, die indifferenten, über die man nichts Rechtes und Schlechtes sagen kann, schließlich die wunderbaren, die Erlebnisse sind. Zimmermanns Buch gehört in die letzte Gruppe. Man kann sich nicht damit begnügen, kritische Worte darüber in die „Bibliographischen Notizen" einzureihen. Man möchte dichten; man spielt nach beendeter Lektüre Stücke aus Bachs wohltemperiertem Klavier; oder man stellt sich die Kreutzersonate aufs Pult und geigt neunmal das Thema des zweiten Satzes; oder man versenkt sich in Klingers Brahms-Phantasie; oder man blättert im Taine und in Büchern der Goncourts; oder man trinkt „das trunkene Lied" von Zarathustras Purpurlippen. Das und ähnliches tut man oder möchte es tun. Aber man kritisiert das Buch nicht. Denn es ist ein Erlebnis.

Paul Riesenfeld.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Becque, Henri. Von A. S. Pordes-Milo. Das Blaubuch I, 31 (9. August 1906).

(Behaim.) — Zum 400jährigen Todestage Martin Behaims, am 29. Juli 1906. Von Dr. Adolph Kohut. Die Umschau X, 31 (28. Juli 1906).

Borissow, Alexander, und sein Werk. Von Julius Norden. Westermanns Monatshefte 50, 11 (August 1906).

Carducci, Giosuè. Zu seinem siebzigsten Geburtstage. Von Annie Vivanti. Deutsche Rundschau 32, 11 (August 1906).

Einiges über Heeresverpflegung, besonders Marschküchen. Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen. Die Gegenwart 35, 28 (14. Juli 1906).
Feuerbach. Von Karl Scheffler. Kunst und Künstler. IV, 11 (August 1906).
Geschichte des französischen Wortschatzes. Von Oberlehrer C. Friesland. Preussische Jahrbücher 125, 2 (August 1906).
Geschichte des Schreibens, Zur. Von M. Manitius. Deutsche Rundschau 32, 11 (August 1906).
Goethes Kindergestalten. Von August Hackemann. Teil I. Deutschland IV, 11 (August 1906).
Goethesche Fernwirkungen. Von Eleonore von Bojanowski. Deutsche Rundschau 32, 11 (August 1906).
Hartmann, Eduard von. Von J. Reinke. Deutsche Rundschau 32, 11 (August 1906).
(Hartmann.) — Der neuzeitliche Pessimismus und seine Gestaltung bei Hartmann. Von Max Ettlinger. Hochland III, 11 (August 1906).
Kuehl, Gotthardt. Von Max Morold. Die Kunst VII, 11 (August 1906).
Kunstwerk und Privatbrief. Von Arthur Bonus. Preussische Jahrbücher 125, 2 (August 1906).
Larsen, Karl. Von Dr. Hanna Hecht. Das literarische Echo VIII, 22 (August 1906).
Lissabon und seine Befestigung. Von Hauptmann W. Stavenhagen. Die Gegenwart 35, 31 (4. August 1906).
Liszt, Franz. Von Georg Göhler. Kunstwart 19, 21 (August 1906).
Ludewig I., der erste Grossherzog von Hessen. Von Ernst Seeger. Deutschland IV, 11 (August 1906).
Maillol, Aristide. Von Maurice Denis. Kunst und Künstler IV, 11 (August 1906).
Meer in der Malerei, Das. Von Friedrich Fuchs. I. Westermanns Monatshefte 50, 12 (September 1906).
Orientalische Stoffe in der englischen Literatur. Von Johannes Hoops. Deutsche Rundschau 32, 11 (August 1906).
Philosophie der Schauspielkunst. Von Julius Bab. Die Schaubühne II, 33 (16. August 1906).
Philosophie zur Religion, Die Wendung der. Von Lic. Dr. Paul Kalweit. Westermanns Monatshefte 50, 11 (August 1906).
Physiognomie der russischen Sprache, Die. Von Gustav Weck. (Schluss). Die Grenzboten 65, 30 (26. Juli 1906).
Popularisierung der Kunst. Von Anton Kisa. Die Kunst VII, 11 (August 1906).
Reformation des Mittelalters, Die, und ihr Ende. Von Bernhard Bess. Deutschland IV, 11 (August 1906).
Rembrandt an seinem dreihundertsten Geburtstag. Von Carl Neumann. Westermanns Monatshefte 50, 11 (August 1906).
Rembrandts Kolorit und Farbentechnik. Von Eduard Kolloff. Kunst und Künstler IV, 11 (August 1906).
(Scheffel.) — Vom Meister Josephus. Mit vier ungedruckten Briefen und einem „Gedenkspruch“ Josef Viktor von Scheffels. Mitgeteilt von Ernst Boerschel. Westermanns Monatshefte 50, 12 (September 1906).
Schell, Herman. Von F. X. Kiefl. Hochland III, 11 (August 1906).
Schumann, Robert. Zum Gedächtnis seines Todes am 29. Juli 1856. Von Eugen Sachsze. Westermanns Monatshefte 50, 11 (August 1906).
Spanische Kultur im achtzehnten Jahrhundert. Die Grenzboten 65, 30 (26. Juli 1906).
Sprichwort, Das. Von Karl Spiess. Preussische Jahrbücher 125, 2 (August 1906).
Stil- und Modewechsel. Ein Beitrag zur Psychologie des Geschmacks. Von Johannes Gaulke. Westermanns Monatshefte 50, 12 (September 1906).
Theater, Das, während der französischen Revolution und des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Von Tony Kellen. Bühne und Welt. VIII, 20 und 21 (Juli und August 1906).
Toleranz, Das Wesen der. Von Ludwig Stein. Deutsche Rundschau 32, 11 (August 1906).
Verunstaltung des deutschen Liedes, Die. Von R. Krieg. Die Grenzboten 65, 31 (2. August 1906).
Vorgeschichte der französischen Revolution von 1789. Von Hermann Jaenicke. Die Grenzboten 65, 31 und 32 (2. und 9. August 1906).
Wagner, Richard, und Ludwig Spohr. Von Erich Kloss. Bühne und Welt VIII, 21 (August 1906).
Weltgeschichtliche Wertung des Zeitalters der Renaissance, Die. Von A. Dürrwaechter. Hochland III, 11 (August 1906.)

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross, unter Mitwirkung von Anderen. 24. Bd. Heft 3 und 4. Leipzig, F. C. W. Vogel.
Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich - gemeinverständlicher Darstellungen. 100. Bändchen: Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Leipzig, B. G. Teubner.
Bartels, Adolf, Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Eine Denkschrift. 2. Aufl. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger.
Bayerische Jubiläums-Landesausstellung Nürnberg 1906. Mai bis Oktober. Heft 29. Nürnberg, Wilhelm Tümmels Buch- und Kunstdruckerei.
Beck, Dr. phil. P., Die Ekstase. Ein Beitrag zur Psychologie und Völkerkunde. Bad Sachsa im Harz, Hermann Haacke, Verlagsbuchhdlg.
Bischoff, Dr. Erich, Im Reiche der Gnosis. Die mystischen Lehren des jüdischen und christlichen Gnosticismus, des Mandäismus und Manichäismus und ihr babylonisch-astraler Ursprung. Mit 20 Abbild. Morgenländ. Bücherei. Band V. Leipzig, Th. Griebens Verl.
Debogory-Mokriewitsch, W., Erinnerungen eines Nihilisten. Mit einem Vorwort von Alexander Ular. Deutsch von Dr. H. Röhl. Stuttgart. Robert Lutz.
Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur. Herausgegeben von Hans Kraemer. Liefg. 4. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Deutscher Kampf. II. Jahrgang (1906.) Heft 16. Für die Krone, wider die Willkür! Leipzig, „Deutscher Kampf“-Verlag.
Dungern, Dr. Otto Freiherr von, Grenzen des Fürstenrechts. Glossen zum öffentlichen Recht. I. München, R. Piper & Co.
Fabre, Emile, Das goldene Kalb. (Les ventres dorés.) Schauspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen von Stephan Estienne. Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Friedens-Blätter. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. Herausgeber: Bernhard Strehler, Hermann Hoffmann. X. Jahrg. Heft 12. September 1906. Würzburg, Göbel & Scherer.

Grabowsky, Dr. Norbert, Inneres Leben, das höhere Leben, die höhere Liebe des Menschen. Ein Buch geistiger Neuerweckung für die Menschheit. Zweite, umgearbeitete Auflage von „Die Philosophie der Liebe“. Leipzig, Max Spohr.

Grabowsky, Dr. Norbert, Die männlich-weibliche Natur der Menschenseele. Zweite, umgearbeitete Auflage von „Die mann-weibliche Natur des Menschen u. s. w.“. Leipzig, Max Spohr.

Grabowsky, Dr. Norbert, Mein Wirken als Reformator des Innenlebens der Menschheit. Zweite, verbesserte Auflage von „Das Recht der geistigen Bahnbrecher u. s. w.“. Leipzig, Max Spohr.

Heritte-Viardot, L., Die Natur in der Stimmbildung. Für Redner und Sänger. Heidelberg, Verlag von Otto Petters.

Katalog der Firma C. F. Amelangs Verlag. Leipzig. Zur hundertjährigen Jubiläumsfeier 1806—1906.

Kohut, Dr. Adolph, Die Gesangs-Königinnen in den letzten drei Jahrhunderten. Lfg. 5 bis 8. Berlin, Hermann Kuhz.

Kosmos. Handweiser für Naturfreunde, herausgegeben und verlegt vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. Bd. III Heft 5/6. Stuttgart, Franckhsche Verlagshdlg.

Krapotkin, Fürst P., Memoiren eines russischen Revolutionärs. Mit Vorwort von Georg Brandes. Volksausgabe. Zwei Teile in einem Bande. Stuttgart, Robert Lutz.

Mann, Heinrich, Stürmische Morgen. Novellen München, Albert Langen.

Merkel, Eugen, Mittel und Wege zur Lösung der sozialen Frage. Eine sozialpolitische Studie in volkstümlicher Darstellung. Traunstein (Oberbayern), Magnus Endters Buchhdlg.

Meyers Grosses Konversations-Lexikon. Sechste gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. 14. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Musik-Mappe. Mit vier Gratis-Notenbeilagen. Band I. Heft 23. Salonstücke. Berlin, W. Vobach & Co.

Die Oden des Quintus Horatius Flaccus in freier Nachdichtung von Alfred Hesse. Hannover, Schmorl & von Seefeld Nachf.

Osten, Der, 32. Jahrgang. No. 8. Breslau, Georg C. Bürkner.

Prado, V. M. de, Depeschenkaiser. Berlin, Fussingers Buchhandlung.

Rohrmann, E., Gedichte. Magdeburg-N., R. Zacharias.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft, Wien. XXVIII. Jahrgang. Heft 12 (Schluss). Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schaubühne, Die. Herausgeber: Siegfried Jacobsohn. II. Jahrgang. No. 35. Berlin, Oesterheld & Co., Verlag.

Schillermuseum, Das, in Marbach. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Schlicht, Freiherr von, Die Kommandeuse und andere Militärhumoresken. München, Albert Langen.

Schlichtegroll, Carl Felix von, „Wanda“ ohne Pelz und Maske. Eine Antwort auf „Wanda“ von Sacher-Masochs „Meine Lebensgeschichte“ nebst Veröffentlichungen aus Sacher-Masochs Tagebuch. Leipzig, Leipziger Verlag, G. m. b. H.

Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart. Zehnter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1905/06. Marbach a. N., Buchdruckerei von A. Remppis.

Stein der Weisen, Der, Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. 1906. Heft 16. 17. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Traducteur, Le, Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XIV. Jahrgang. 1906. No. 15. 16. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur“.

Translator, The, Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. III. 1906. No. 15. 16. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator“.

Walter, K., Pinselzeichnen. Vorbilder und Vorlagen. Heft 2. Ravensburg, Otto Maier.

Weltanschauung, Positive. Ein Jahrbuch für freie Denker und ernste Wahrheitsucher. V. Band der „Religion der Menschheit“, herausgegeben von Dr. H. Molenaar. Leipzig, Otto Wigand.

Wort, Das freie. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Begründet von Carl Saenger. Herausgegeben von Max Henning. 6. Jahrg. No. 9 bis 11. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Wünsche, August, Schöpfung und Sündenfall des ersten Menschenpaares im jüdischen und moslemischen Sagenkreise mit Rücksicht auf die Überlieferungen in der Keilschrift-Literatur. Leipzig, Eduard Pfeiffer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





J. Meier-Graefe

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXIX. Band. — November 1906. — Heft 356

(Mit einem Portrait in Radierung: Julius Meier-Graefe)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



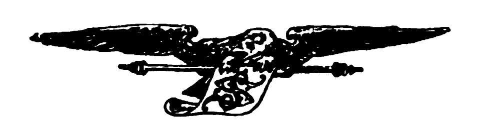
J. Meier-Graefe

Nord und Süd.

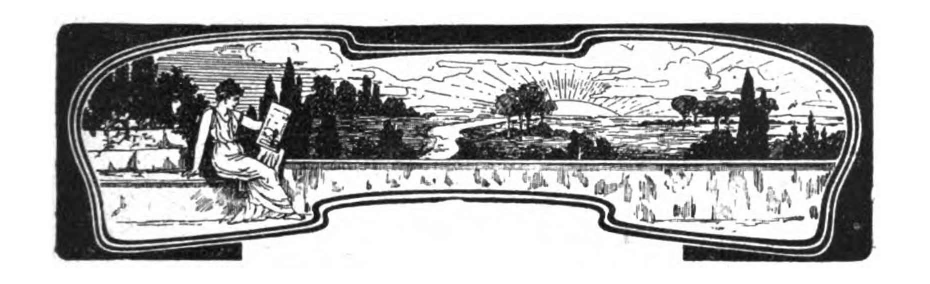
Eine deutsche Monatsschrift.

CXIX. Band. — November 1906. — Heft 356.

(Mit einem Portrait in Radierung: Julius Meier-Graefe.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Mutter und Tochter.

Drama in drei Akten.

Von

Paul Heyse.

— Gardone 1906. —

(Schluß.)

Dritter Akt.

Gartenzimmer, Glastüre in der Mitte, Fenster zu beiden Seiten. Rechts Zimmer Frau Therese's, links zwei Türen, die hintere in die Küche, die vordere zur Treppe in das obere Stockwerk führend. Der Raum einfach möbliert. An den Wänden einige Landschaften und Tierstücke in Kupferstich, links vorn ein gedeckter Tisch mit fünf Stühlen, einem Blumenstrauß in der Mitte, rechts gegenüber eine Rohrbank.

Erste Szene.

Dr. Martin (tritt ein, hinter ihm der Gärtner, der einen Korb mit vier Champagnerflaschen trägt). Nur herein, Weber, und die Sabine soll dafür sorgen, daß die Flaschen gleich in Eis gestellt werden. (Sabine von links hinten.) Ah, da ist sie ja! (Der Gärtner in die Küche.) Na, Alte, guten Abend! Ich bringe hier den Verlobungstrank, das kommt mir als Paten der Braut zu, vor allem, weil ich euren deutschen Schaumwein für seine so festliche Gelegenheit nicht gut genug finde. Was das Menu betrifft, alter cordon bleu, das heißt nämlich Küchengenie, da verlass' ich mich auf Euch. Ihr werdet Euch hoffentlich Ehre gemacht haben, hahaha?

Sabine (brummend). Mehr Ehre, denk' ich, als der Herr Doktor mit der ganzen Verlobungsgeschichte!

Dr. Martin. Was? Ihr wollt mir mein Verdienst als Brautwerber bestreiten? Habt Ihr jemals ein Brautpaar gesehen, das so wie für einander geschaffen war?

Sabine. 's is nich alles Gold, was glänzt.

Dr. Martin. Was murmelt Ihr da für grimmiges Zeug, alte Hausunke? Heraus mit der Sprache, wenn's was Gescheites ist!

Sabine (für sich). Jetzt — wenn ich jetzt das Maul auftäte — aber nee, nee — ich darf doch nich die Frau — (laut.) Nee, Herr Sanitäts-

rat, aufrichtig gesagt: meinem Lenchen hätt' ich was anderes gewünscht! Aber freilich, was liegt an dem, was so 'ne alte Hausunke sich einbildt!

Dr. Martin. Nein, Jungfer Weisheit, keine Winkelzüge! Ihr habt was auf dem Herzen — das muß heraus. So'n alter Leib- und Seelsorger, vor dem darf man keine Geheimnisse haben.

Sabine. Na, wenn Sie's denn partu wissen wollen — ich hab' dem Kinde die Karte gelegt, da stand drin, sie würde einen Blondin kriegen, und der Doktor Ludwig is braun. Un denn — ein großes Unglück — und das gleich neben dem Herzdaus — un denn —

Dr. Martin. Hahahaha, alte Sibylle, betreff' ich Euch auf so einem Unsinn? Na, wenn weiter nichts im Wege ist, als die braune Chevelure des Bräutigams —

Sabine. Ja woll, dann wär's gut. Denn der Herr Sanitätsrat haben Recht, das mit dem Herzdaus is man ein Unsinn, un die alte Sabine oder Sabille, wie Sie sagen, is lang nich so dumm, wie sie aussieht, daß sie an so was glauben sollt'. Was es aber eigentlich is — nee, das bring' ich nich über die Lippen — da fragen Sie meine Frau Rätin nach, wenn die's nich sagen will, na denn muß es ja woll gehen, wie's Gott gefällt, auch wenn's der alten Hausunke nich gefallen kann.

Dr. Martin (sehr ernst). Ich habe Euch immer für eine gescheite Person gehalten, Sabine, und wenn Euch was im Kopf 'rumgeht, kann's kein bloßes Hirngespinst sein. Also will ich mit Eurer Frau sprechen, sobald ich wiederkomme. 's ist dann immer noch Zeit, falls es was Ernstliches sein sollte. Jetzt muß ich noch eine Schwerkranke besuchen, ich habe meinen Wagen draußen — in einer halben Stunde bin ich wieder hier.

Zweite Szene.

(Indem der Doktor sich zum Abgehen wendet, tritt durch die Türe von links) **Marlene** (ein, in einfachem weißem Kleide.)

Dr. Martin. Ah, da ist ja unsere Jungfer Braut. Guten Abend, Kindchen! Schon Verlobungstoilette gemacht? Aber so blasse Wängelchen gehören nicht dazu! Ein bißchen Freudenfeuer im Gesicht und illuminierte Augen, hahaha! Na, wird schon kommen, wird schon noch kommen!

Marlene. Ach, lieber Pate, das Herz klopft mir so stark! Mir ist immer, als sei es für Glück und Unglück gleich wenig geschaffen. Kann ich's vor meinem Ludwig verantworten, daß ich ihm eine so hinfällige Frau ins Haus bringe?

Dr. Martin. Dafür laß nur deinen Ludwig sorgen, der wird das zarte Herzchen schon kurieren. Freilich, einen starken Puff kann's noch nicht ertragen, aber dafür ist keine Gefahr. Und heut abend, hörst du, trink ganz tapfer ein kleines Glas von eurem guten Bordeaux und hernach ein zweites von meinem Pommery und eins, wenn ich meinen Toast gehalten habe — ja denk, ich habe mich dir zu Ehren noch mal auf

meinen alten, flügellahmen Gelegenheits-Pegasus geschwungen, hahaha! für sein Patenkind tut man ja ein übriges. Nach diesem Glanzpunkt des heutigen Festes ziehst du dich aber bald zurück, hörst du, denn es war wirklich ein bißchen viel für so eine Rekonvaleszentin, gestern das Wiedersehen mit Felix, heute Familienfest — und du gefällst mir noch gar nicht. Laß mich einmal deinen Puls —

Marlene (tritt zurück). Nein, lieber Pate, den kriegst du nicht! Du wärst imstande und schicktest mich dann gleich ins Bett, und ich würde auch heute meinen Ring noch nicht los. Aber verzeih, ich muß in den Garten.

Dr. Martin. Was hast du noch drin zu tun, Hexe? Auf dem Tisch steht ja schon ein Strauß.

Marlene. Brautkränze winden, Onkel Martin, einen aus Efeu für ihn, einen aus Frühlingsblumen für mich. Ich sah das einmal bei der Verlobung einer Freundin, es sah gar zu hübsch aus, besonders dem Bräutigam stand der dunkelgrüne Kranz schön um die Stirn. Wie wird erst Ludwig sich darin ausnehmen!

Dr. Martin. Na denn komm, Herzchen! Ich mach' noch eine kleine Fahrt. In einer halben Stunde — (Er bleibt noch draußen vor der Schwelle der Tür stehen und spricht heiter mit ihr.)

Sabine (nach ihnen hin blickend). Gott in dem hohen Himmel, nu wird's Ernst! Kann's denn möglich sein? So 'ne Todsünde — und dazu schweigen sollen? — Nee, un wenn's meinen Kopf kostete — es muß 'raus — sonst sprengt mir's die Brust!

(Der Alte klopft Marlene auf die Wange, nickt ihr zu und geht nach links ab.)

Dritte Szene.

Sabine. Marlene.

Sabine (da Marlene sich nach rechts in den Garten hinaus wendet). Lenchen! (hustet.)

Marlene (sieht sich um). Was ist, Alte?

Sabine. Komm doch mal her — ich hab' dich noch was zu fragen. Das Kranzbinden pressiert ja nich.

Marlene (einen Schritt hereintretend). Sag's rasch! Sie werden gleich kommen.

Sabine (stockend). Ich wollt' nur fragen — die Verlobung, wenn die vorbei is, das is doch beinah' wie halb geheiratet, denn is nichts mehr zu ändern?

Marlene (lacht). Natürlich! Dann bin ich seine Braut vor Gott und Menschen.

Sabine. Hm! Wenn's nur auch gewiß unsern Herrgott sein Wille is!

Marlene. Dein Wille scheint's noch immer nicht zu sein, du böses Binchen.

Sabine. Ja, weißt du — 's is nur — so wie's war, kann's ja nich bleiben. Ich darf dir denn nich mehr du sagen un nich Lenchen, sondern Frau Doktorn.

Marlene (immer heiter). Wenn du weiter keinen Kummer hast, du sollst du immer zu mir sagen, und dein Lenchen werd' ich lebenslang bleiben. Aber jetzt laß mich gehn! (will fort).

Sabine (in wachsender Angst). Nee, bleib' noch! Freilich, was mich angeht — so 'n alter Dienstbote — aber da is noch —

Marlene. Was ist noch?

Sabine (bringt's mühsam heraus). Die — die Mutter. (setzt sich wie erschöpft auf einen Stuhl, wischt sich die Stirn.)

Marlene. Die Mutter? Der werd' ich ja auch immer ihr Lenchen bleiben und nicht die Frau Doktorn, und wenn sie zu uns zieht —

Sabine (steht wieder auf). O Kindchen, zu euch ziehn — und dabei den Kummer, das Herzweh — nee, das wird sie nich, nee, das auf keinen Fall!

Marlene. Aber du bist närrisch, Alte. Soll sie's denn nicht freuen, unser Glück mit zu erleben?

Sabine. Sonst wohl — sonst freut's 'ne gute Mutter — und deine is 'ne gute Mutter, aber daneben — bloß Mutter is keine — daneben is sie ja auch 'ne Frau, und deine noch 'ne junge Frau — un da kommt's vor — kannst du dir's denn gar nich vorstellen?

Marlene (sieht sie ratlos an). Was meinst du nur?

Sabine (abgewendet, mühsam). Ein Wunder war's ja auch nich — so einsam wie sie hier war den ganzen Winter — und er war alle naselang hier — na, und ein scharmanter Herr is er ja, das muß ihm der Feind lassen — und natürlich fand er sie auch so hübsch un jung, wie alle tun — vielleicht anfangs auch bloß, weil sie ihm leid tat, so jung noch und hatt' so wenig vom Leben gehabt — un dafür war sie ihm denn wieder dankbar — na un da kam's denn endlich! (atmet tief auf, spielt mit ihrer Schürze, macht sich am Tische zu schaffen.)

Marlene (erschrickt, wehrt sich noch gegen den Gedanken, sagt dann, sich zu Ruhe zwingend). Was kam, Alte! Sag's heraus, auch wenn's — ein Unsinn wäre!

Sabine (zögernd). Na, daß unsre Frau sich in ihn — was man so nennt — verliebt hat — in allen Ehren natürlich! Kannst du's ihr denn nicht nachfühlen, da du ja selbst —? Aber wenn er jetzt ihre Tochter heiraten will, daß sie's nich gerade freut — der liebe Gott wird ihr's nicht zur Sünde anrechnen. Nun hab' ich's gesagt, und's tut mir wieder leid, aber 'raus mußt' es, und wissen mußtest du's auch, un nu frag mich nich weiter, ich muß in die Küche! (wendet sich nach links.)

Marlene (ihr nach, hält sie am Arm). Nur noch eins: glaubst du, auch er —?

Sabine. Ich — was ich glaube — so 'ne dumme alte Person —

Marlene. Nein, du mußt es sagen — ich muß es wissen —

Sabine. Na denn, wenn ich doch mal A gesagt habe — von Holz un Stein is er ja nich, dein Herr Doktor — un so 'ne liebe Frau, so

'ne schöne Frau, und mit der is er manchmal täglich ein paar Stunden lang allein gewesen —

Marlene (fährt mit der Hand nach dem Herzen, wankt, sinkt auf einen Stuhl).

Sabine (um sie bemüht). O Kindchen, halt den Kopf oben! Prügeln möcht' ich mich, daß ich's Maul nich hab' halten können! Aber es hat dich ja immer gewundert, warum die Mutter nich vergnügter hat sein können — ach du mein lieber Heiland! — wir sind allzumal Sünder —!

Marlene (kommt zu sich, dumpf vor sich hin). O meine arme Mutter! das — das!

Sabine (ist zum Tisch gelaufen, hat ein Glas Wein eingeschenkt, bringt es ihr). Da trink, Kindchen! du verfärbst dich ja ganz. Du wirst mir doch nich —

Marlene (wehrt sie sanft ab). Laß! Es ist nichts. Es überfiel mich nur so, aber ich bin stark, ich muß stark sein, — heut ist ja hier — Verlobung! (drückt die Augen ein, will aufstehn, sinkt wieder zurück.)

Sabine (außer sich). Lenchen — mein Herzblatt — sprich nur ein Wort, sag, daß du der einfältigen Alten nich böse bist, die's nich anders konnte — ach du barmherziger Heiland!

Marlene (reicht ihr die Hand). Ich danke dir, Alte. Nein, ich bin dir nicht böse. Ich mußt's ja wissen — ich ging so im dunkeln herum, nun wird mir auf einmal alles klar — nur der Blitz, der so plötzlich niederfuhr, der hat meinen Augen wehgetan — aber es war gut so — o, sehr gut, eh's zu spät war. Hilf mir nur aufstehn — so! O meine arme Mutter! Was muß sie gelitten haben! (steht, von der Alten unterstützt, auf.)

Sabine (schluckt an ihren Tränen). Mir hat's oft — das Herz abgedrückt — aber was sollt' ich —

Marlene. Du mußt ihr nicht gram darum sein. Was kann sie dafür, daß ihr Herz für ihn sprach? Hab' ich's nicht an mir erlebt? Aber sag mir: weißt du's ganz gewiß, daß auch er —

Sabine (nickt und wendet sich ab).

Marlene. Und doch hat er mir — aber nein, geheuchelt hat er nicht. Ich hätt's merken sollen, daß er ein Opfer brachte, aus Mitleid, damit ich weiterleben konnte — wie furchtbar muß es ihm gewesen sein! O, niemand hat schuld, als ich allein!

Sabine. Du, Kindchen? Wie solltest du —

Marlene (eifrig). Ja, ich, weil ich mir einbilden konnte, ich' sei eines solchen Glückes wert, und dachte nur an mich und war blind für alle andern. O, wenn er so kalt zu mir war — wie konnt' ich mir die Binde selbst über die Augen schieben, obwohl manchmal eine Stimme in mir sprach: das ist nicht die rechte Liebe! (faßt wieder nach ihrem Herzen.) O, das schmerzt!

Sabine (geängstigt). Ich will dich auf dein Zimmer bringen, da leg dich ein wenig hin — du mußt ruhen — es hat dich so angegriffen —

Marlene (sich gewaltsam aufrichtend). Es wird schon besser werden — ich will Gott bitten, daß er mir die Kraft gibt, alles — alles, was sein muß — jetzt aber — muß ich in den Garten. Sag niemand was — du versprichst mir's?

Sabine. Alles was du willst, mein Herzblatt. O Gott, den Tag überleb' ich nich!

(Marlene ab in den Garten.)

Vierte Szene.

Sabine. Frau Therese (aus dem Zimmer rechts).

Frau Therese. Felix noch immer nicht zurück?

Sabine. Der arme Junge! Den ganzen Tag weg, den ersten, wo er wieder zu Hause is, nich mal zu Mittag wiedergekommen! Sagte, er hätt' sich's Fieber geholt in der ungesunden Stadt, wo er zuletzt gemalt hat, wo ringsum die Sümpfe un Gräben — wie heißt sie doch? Na, 's is auch gleich. Gegen das Fieber, sagt' er, helfe nichts, als rumlaufen in frischer Luft. O Gott im hohen Himmel, gegen das Fieber hilft kein Spazierengehen.

Frau Therese. Du erschreckst mich! Wenn ihm was zugestoßen wäre —

Sabine. I nee, er wird sich irgendwo hingesetzt haben und eingeschlafen sein. Is ja die ganze Nacht nich ins Bett gekommen, hab' ihn über mir immer hin- und hergehen hören, wie'n gefangnes Menagerietier im Käfig.

Frau Therese (will nach der Türe, bleibt wieder stehn). Meine Kniee tragen mich nicht. Wo sollt' ich ihn auch suchen? (Sinkt auf die Rohrbank.)

Sabine. Wiederkommen wird er woll, is ja Verlobung heute abend. Aber eben darum — ich wollt' der Frau noch was sagen —

Frau Therese (zerstreut). Was, meine gute Sabine?

Sabine (stockend). Ich wollt' nämlich bitten — die Frau möcht' mich gehen lassen.

Frau Therese. Wohin willst du gehn, Sabine?

Sabine (zögernd). Ausm Haus — zum nächsten Ziel — (da Therese sie betroffen anblickt.) Die Frau muß mir nich böse sein, aber meine Nichte, die Hanne — die schreibt, sie braucht' mich so notwendig — sie is nich recht beieinander, un dazu die drei Kinder — das älteste Mädchen is ja mein Patenkind.

Frau Therese (sieht sie ernst an). Fängst du auch zu lügen an auf deine alten Tage? Das ist nicht hübsch von dir, meine gute Alte.

Sabine. Ach nee, die Frau hat recht, 's is nich schön — aber was soll ich machen? Den wahren Grund, weshalb ich nich länger hier im Hause bleiben kann, den bring' ich nich über die Lippen.

Frau Therese. Behalt ihn auch nur für dich. Denn das sag' ich

dir: solange ich hier im Hause bleibe, lass' ich dich nicht fort. Was fingen auch die Kinder an ohne dich? Daß du um meinetwillen nicht bleiben willst, kann ich wohl verstehn. (da Sabine reden will) Nein, Alte, ich weiß, was du sagen willst. Es ist vieles geschehn, was dir nicht gefallen hat, aber Gott wird geben, daß wir drüber hinauskommen und daß du deiner Frau wieder gut sein kannst und Mitleid mit ihr haben, wenn sie selbst sich's ihr lebelang nicht verzeihen kann.

Sabine (schluchzend). O Frau, wie redet Ihr! Ich Euch was nachtragen!

Frau Therese (zieht ihren Kopf zu sich herab und küßt sie auf die Wange). Ich weiß, was ich an dir habe, und danke dir für alle Liebe und Treue, die ich so lange Jahre von dir erfahren habe. Und wenn du dir jetzt schwere Gedanken machst —

Fünfte Szene.

Vorige. Felix (vom Garten herein, in sehr verwildertem Zustand, ohne Hut.)

Felix. Guten Abend, Mutter!

Frau Therese (steht auf). Kind, wo kommst du her? Wo bist du den ganzen Tag — aber du wirst hungrig sein. Sabine —

Felix. Laß! Ich bedarf nichts. Ich hab' einen bittern Geschmack auf der Zunge, ich könnte keinen Bissen hinunterbringen. Nur müde bin ich, todmüde! (wirft sich auf einen Stuhl.)

Sabine (ab).

Frau Therese. Wie hab' ich mich um dich geängstigt, Kind! Den ganzen Tag fern zu bleiben — so sehr ist dir mein Anblick verhaßt?

Felix (hascht ihre Hand). O Mutter, wie kannst du glauben! — Nein, mir selbst sucht' ich zu entfliehn und fühlte doch immer das Gespenst unseres Schicksals an meinen Fersen und meine Ohnmacht, es zu bannen, und mehr als einmal dacht' ich: nur schlafen können, einen Schlaf, aus dem man nicht wieder aufwacht — mit dem Preise eines ganzen Lebens wäre das nicht zu teuer erkauft!

Frau Therese (erschreckend). Felix, ist es möglich? Etwas so Entsetzliches konntest du —

Felix. Sei ruhig, gute Mutter. So viel Besinnung hatt' ich noch, um mir zu sagen, es würde eine jämmerliche Feigheit sein, mich selbst in Sicherheit zu bringen, während du und das Kind wehrlos zurückbliebt. Was hätt' es auch genützt? Wenn das Trauerjahr um den Bruder abgelaufen wäre, hätte die Schwester doch gefragt, was noch im Wege stünde, Frau Professorin zu werden! (steht auf, geht schwankend umher.)

Frau Therese. Ludwig hat mir geschrieben, was er tun will. Es ist furchtbar, aber auch ich sehe keinen anderen Weg. Und auch du — du hast ja zugestimmt.

Felix (bleibt stehen, mit düsterm Auflachen). Sein rettender Gedanke! Ja wohl.

Ein glücklicher Einfall, der nur den Nachteil hat, daß er zwei Leben zerstört, seines und ihres. Freilich, wenn wir keine einfachen Bürgersleute wären mit einer biederen Philistermoral, sondern zu einer höheren Welt gehörten — da ließe sich noch ein bequemerer Ausweg finden, ein kleiner stiller Kompromiß mit unserm Gewissen. In französischen Memoiren hab' ich gelesen, daß man in diesen Kreisen nichts dabei findet, wenn ein junger Ehemann so eine Art Stiefvater seiner eigenen Frau wird. Bei uns ist das ja aber ausgeschlossen, man hat einen häßlichen Namen dafür!

Frau Therese. Du folterst mich! (bedeckt ihr Gesicht.)

Felix (zu ihr hin, zieht ihr die Hände von den Augen). Verzeih mir, meine arme Mutter! Ich weiß nicht, was ich rede. 's ist nur ein Galgenhumor. O Mutter, ich bin so tief in mir zerstört und zerrissen! Mit Zentnerlast ist mir's aufs Herz gefallen, daß ich heute morgen so grausam, so unkindlich war, das trieb mich ruhelos umher und jetzt wieder zu dir, deine Verzeihung anzuflehn, wieder deinen gütigen Blick auf mir ruhen zu fühlen, so traurig er auch sein mag! Mutter — kannst du mir verzeihen? (will vor ihr niedersinken. Sie zieht ihn an sich.)

Frau Therese. O mein geliebtes Kind, du weißt nicht, was du mir damit antust, daß du so zu mir sprichst! Noch verdien' ich es ja nicht, aber wenn ich ein ganzes Leben lang meine Schuld gebüßt haben werde —

Felix (umarmt sie). Nichts mehr von Schuld — nur von Verhängnis! Und jetzt — leb wohl!

Frau Therese (erschrickt). Du willst fort!

Felix. Verlangt alles von mir, nur nicht, daß ich dies Verlobungsfest mitfeiere! Ich stehe nicht dafür, daß ich, wenn der alte Mann, der dies alles so herrlich eingefädelt hat, seinen Toast auf das Glück des jungen Paares ausbringt, nicht mit gellendem Hohnlachen dazwischenfahre und der schöne Abend damit schließt, daß die Braut mit einem Herzkrampf zusammenbricht! (wendet sich zum Abgehen nach der Gartentür, in der Ludwig erschienen ist, der die letzte Rede mit angehört hat.)

Sechste Szene.

Vorige. Ludwig (tritt ein).

Ludwig. Das wirst du nicht tun, Felix, wenn es wahr ist, daß du deine Schwester über alles liebst.

Felix. Es geht über meine Kraft!

Ludwig. Was du ihr schuldig bist und deiner Mutter, kann dir nicht unmöglich sein, und wär's das Schwerste. Wird es uns andern leichter sein, an diesem Tische zu sitzen und die Miene zu machen, als sei's ein Festmahl, da wir doch keinen Augenblick vergessen, daß es ein Henkersmahl ist? Und du wolltest dich feige hinwegstehlen und die arme Braut in tausend Ängsten lassen, was aus dir geworden sei?

(Pause.)

Felix (nach innerem Kampf aufblickend). Du hast Recht, ich danke dir, du bist der Bessere, der Tapfrere. Vergib mir, Ludwig, ich war schwach und fürchtete, sie möchte an meiner Schwäche sehen, daß ein furchtbares Geheimnis zwischen uns steht. — Aber gewiß, ich werde mich zusammennehmen und in dieser Komödie des Mitleids meine Rolle spielen, ohne ein einziges Stichwort zu überhören. Nur eins noch: ich will gleich zu ihr gehen, sie vorzubereiten.

Ludwig und die Mutter. Du wolltest —

Felix. Seid unbesorgt. O, auch ich habe gute Einfälle. Ich will ihr sagen, daß du gleich morgen fort müssest, die Professur anzutreten, so leid dir's tue, aber sie ließen dir keine Frist — und so würde die Hochzeit einen kleinen Aufschub erleiden. Nicht wahr, ein sinnreicher Gedanke? Dann wird es ihr nicht unnatürlich erscheinen, wenn wir trübselige Gesichter machen wegen der nahen Trennung und dessen, was sie dabei leiden muß. O ich bin ein kluger Kopf, ein hoffnungsvoller Komödiant! Haha! (geht rasch vorn links ab.)

Siebente Szene.

Frau Therese. Ludwig.

Frau Therese. Auch wir werden heut' Abschied nehmen — uns nie im Leben wiedersehen. Ich hatte gedacht, es würde mich das Leben kosten, wenn ich dich je verlieren müßte; nun verzehrt der Jammer um das Kind allen selbstsüchtigen Schmerz, und mir ist, als wär' es schon überstanden, als ständen wir schon wie in einem Totenreich als zwei Schatten uns gegenüber, und wenn wir die Hände nach einander ausstreckten, griffen wir in leere Luft.

Ludwig (will ihre Hand fassen). Liebe, geliebte Frau!

Frau Therese. (tritt einen Schritt zurück). Nein, berühre mich nicht! Noch fließt Blut in mir. Wenn es deine warme Nähe spürte, stürmte mir's gegen das Herz und risse mich an deine Brust. O Ludwig, das ist das traurigste, daß auch die Erinnerung an alles Glück, was ich dir zu danken hatte, durch dies jammervolle Schicksal vergiftet ist. Vielleicht, wenn Jahre darüber hingegangen, werde ich mit reiner seliger Empfindung daran zurückdenken, daß nach einem entsagungsvollen, friedlosen Leben an der Grenze der Jugend noch einmal mein Herz aufwachen sollte, der Hauch einer unwiderstehlichen Leidenschaft alles in mir in Blüte bringen, was ich bisher nur geträumt und nie zu erleben gehofft hatte. Wenn ich dann höre, daß du es überwunden und noch ein Glück gefunden hast, wie du's hier verloren, o Ludwig, halte mich nicht für so klein, dir's nicht zu gönnen! Glaube mir —

Ludwig (ihre Hand ergreifend und mit Küssen bedeckend). Nie! nie! Ich hätte dich nicht verdient, wenn jemals eine andere Liebe —

Frau Therese (horcht auf, entzieht ihm ihre Hand). Still! Er kommt zurück.

Achte Szene.

Felix (tritt rasch wieder ein, gleich darauf) **Sabine** (aus der Küche), dann der **Sanitätsrat.**

Felix. Marlene ist nicht in ihrem Zimmer. (zu der eintretenden Sabine) Weißt du, wo sie geblieben ist?

Sabine (zündet die Kerzen an dem Armleuchter an). Lenchen ist vorhin in den Garten gegangen, hat zwei Kränze machen wollen für das Brautpaar, muß jeden Augenblick wiederkommen. — Das Essen wär' auch fertig.

Dr. Martin (durch die Mitte). Guten Abend! Da ist ja die ganze Verlobungsgesellschaft schon beisammen, bis auf unsere Braut. Dachte schon, ich hätte mich verspätet, mein Patient hielt mich so lange auf. Na, teure Freundin, heut also meine letzte ärztliche Visite, dann kann ich die Kur für beendet ansehn — werde zu Neujahr pünktlich meine Rechnung schicken, hahaha, die weitere Behandlung überlasse ich meinem jungen Assistenten, Dr. Ludwig Bertram, der wird mir hoffentlich Ehre machen, und auch Sie, liebe Frau, wenn Sie täglich das Glück Ihrer Kinder sehen —

Felix (der durch die Glastüre hinaus gesehen hat). Da kommt sie! Herrgott, wie blaß sie ist! (ihr entgegen.)

Dr. Martin. Bloß der Mondschein, der macht alles so geisterhaft.

Neunte Szene.

Alle (wenden sich nach der Türe. Man sieht) **Marlene** (langsam, aber mit ruhigem Schritt herankommen in jeder Hand einen Kranz. Sie öffnet leise die Türe, bleibt an der Schwelle stehn, nickt ein paarmal zum Gruß und versucht zu lächeln. Die anderen stehen von ihrer Erscheinung wie gebannt).

Marlene (mit sanfter ruhiger Stimme). Ihr seid schon alle da? Verzeiht, ich hatte noch im Garten — ich wollte doch für Braut und Bräutigam Kränze winden, der da aus Efeu für den Bräutigam — der Efeu bedeutet Treue — er soll seiner Braut immer treu bleiben. Der andere sollte von Rosen sein — die blühn aber noch nicht — man muß vorlieb nehmen — es kommt nicht alles, wie man denkt, aber Gott lenkt, der wird ja wissen, was uns gut ist. (steht, auf den Blumenkranz blickend, in Sinnen verloren.)

Frau Therese. Mein geliebtes Kind — (Die Rührung erstickt ihre Stimme.)

Marlene. Ja, Mutter, wer hätte das gedacht! Aber ich — hätt' es denken sollen, wenn ich nicht bloß an mich gedacht hätte. Verzeih mir, liebe Mutter! Ich war eben noch so jung und unerfahren — jetzt — auf einmal — wie rasch das kommen kann! Mir ist, ich hätte mein ganzes Leben schon ausgelebt, Freuden und Schmerzen lägen weit hinter mir — nur hier, an meinem Herzen, das fühl' ich, daß ich noch auf der Welt bin, aber auch das — (Sie wankt ein wenig, Felix springt hinzu, sie zu halten, sie wehrt ihn lächelnd ab.) Laß, Brüderchen! Ich bin ganz stark. Heut wird ja Verlobung gefeiert, Onkel Doktor wird einen Trinkspruch in Versen halten, dann trink auch ich ein Glas — auf die Gesundheit des Brautpaares, das wird mich stärken, nicht wahr, Pate?

Dr. Martin. Du sollst nicht mehr sprechen. Komm, mein Liebling, setz dich. Wir wollen gleich zu Tische gehn.

Marlene. Ja, das wollen wir. Aber erst die Kränze. Warum stehst du so still und düster, lieber Ludwig? Dein liebster Wunsch soll ja heut in Erfüllung gehen. Komm, ich will dir deinen Kranz aufsetzen. (Sie tut es, während er in tiefer Bewegung sich zu ihr niederbeugt.) Wie schön er dir steht! Aber nein! (da er eine Bewegung macht, ihre Hand zu küssen) das mußt du nicht tun, wenn ich auch deine Freundin bleibe. Heut bin ich nur Brautjungfer. Liebe Mutter, willst du nicht auch dich kränzen lassen?

Frau Therese (in höchster Bestürzung). Kind, was sprichst du?

Marlene. Die Wahrheit, Mutter, 's ist noch nicht lang, daß ich sie erfahren habe. Ich wollte, es wäre nie was anderes gesprochen worden. Es hätte mir freilich weh getan — anfangs — aber mit der Zeit — ich bin ja alt genug, um einzusehen, daß ich eines solchen Glückes nicht wert bin. Du aber — die Beste, Schönste, Gütigste — neben dir kann niemand Augen für mich haben, und darum mußt du die Braut sein, und diesen Kranz hab' ich für dich gewunden. Verschmähst du ihn aus der Hand deiner Tochter? (Große Bewegung. Alle stehn erschüttert.)

Frau Therese (für sich). Allmächtiger Gott!

Dr. Martin (bringt einen Stuhl, will sie zum Sitzen nötigen).

Marlene. Nein, Onkel, sorge dich nicht um mich — aber doch, es ist besser — (sitzt nieder.) O lieber Pate, hätt' ich dir doch nie gesagt, wie töricht es um mein Herz stand! Der gute Ludwig — er hätte sich nicht zwingen müssen, aus Mitleid, und ich — ein paar Tage noch, vielleicht eine Woche — dann wär' ich ja aus allem Kampf gerettet gewesen. Ich danke dir, Ludwig — es war so lieb von dir — so gut gemeint, aber denk, wie furchtbar es gewesen wäre, wenn ich nicht eingesehen hätte, eh's zu spät war, daß es nicht sein kann, daß es nicht Gottes Wille ist. Komm, gib mir die Hand — und nicht wahr, du wirst sie glücklich machen, wie sie es verdient — und glücklich sein, wie deine arme kleine Lene dich so gerne gemacht hätte. (steht mühsam auf, geht wankend auf die Mutter zu.) Und jetzt, meine geliebte Mutter, jetzt halte still — ich will dir den Kranz — (hebt ihn auf, läßt ihn aus der zitternden Hand fallen.) O mein Gott — es wird so dunkel hier — mein Herz —! (schwankt zurück.) Mutter — Ludwig — lebt wohl! (fällt um und liegt regungslos am Boden.)

Felix (in wildem Schmerz ausbrechend). Lene, mein einziges Lieb — fasse dich — komm zu dir — du kannst uns nicht verlassen! (stürzt neben ihr nieder.)

(Pause.)

Dr. Martin (kniet bei ihr, behorcht ihr das Herz, dann sich aufrichtend, mit erstickter Stimme.) Das arme Herz — steht still!

(Einen Augenblick bleibt der Vorhang über der Gruppe der tief Erschütterten in der Höhe, Frau Therese ist neben der Tochter hingesunken, dann fällt langsam der Vorhang.)



Englische Flotten- und Heerespolitik.

Von

Dr. Hans Plehn.

— London. —

Seit mehreren Jahren schon wollen die Probleme der Verteidigung des britischen Reichs aus Zeitungen und Zeitschriften und aus den Parlamentsverhandlungen nicht mehr verschwinden. Seit dem Burenkriege haben sich mehrere Kommissionen mit dem Zustande des Heeres, wie er ist und wie er sein sollte, beschäftigt, und ihre Enqueten umfassen viele Bände. Eine ganze Reihe von Plänen zur Armeereform sind schnell aufeinander gefolgt. Die Verteidigung Indiens wurde seit der Vollendung der russischen Bahn von Orenburg nach Taschkent wieder sehr lebhaft erörtert. Militärische und seemännische Autoritäten stritten über die Möglichkeit einer feindlichen Landung in England. Während Lord Roberts nicht müde wurde, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht tauben Ohren zu predigen, ertönte auf der andern Seite der Ruf nach Abrüstung. Eine burleske Note kam in dies Konzert, als sich die Sensationsschriftsteller des Invasionsthemas bemächtigten. Mr. William Le Queux, Ritter des Ordens der Republik San Marino und Konsul derselben Republik in London, eröffnete den Reigen mit einem Buche, das auch ins Deutsche übersetzt worden ist, und andere sind seinem Beispiel gefolgt.

Die meisten dieser Fragen haben schon öfters auf der Tagesordnung gestanden. Aber erst der Burenkrieg hat sie mehr zu einem dauernden Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gemacht und die Dringlichkeit von Reformen erkennen lassen. Während des Krieges war die öffentliche Meinung in England recht nervös geworden. Es handelte sich ja nicht

allein um die rein militärischen Fragen, sowie um eine bessere Verwaltung und Organisation des Heeres. Selten sind die militärischen von den politischen Fragen ganz zu trennen. Aus der burenfreundlichen Haltung der festländischen Presse schloß man auf die Möglichkeit einer Kombination von Frankreich, Deutschland und Rußland gegen England. Die Sorge vor dieser Gefahr blieb nicht ohne Einfluß auf die englische Politik, sie hat das ihrige zu der Annäherung Englands an Frankreich beigetragen; zugleich aber wurde damit die Frage der Reichsverteidigung in ihrem ganzen Umfange aufgeworfen.

Schon in den neunziger Jahren waren eine Reihe bedeutender Schriften über „Imperial defence" erschienen. Ihre Existenzberechtigung lag in dem Umstande, daß das amtliche England eine klar formulierte Wehrpolitik nicht besaß. Es gab eine Heerespolitik, eine Flottenpolitik, eine indische und eine Kolonialpolitik. Die betreffenden Minister hatten sich mit einzelnen Seiten der Wehrpolitik zu befassen; allein es blieben Bruchstücke, die nie unter einer höheren Einheit zusammengefaßt wurden. Das war zum Teil eine Folge des politischen Systems. Im Parlament wurden Flotten- und Heeresfragen nicht zusammen erörtert, da die Etats getrennt beraten werden; wollte ein Abgeordneter beim Heeresetat über Flottenfragen sprechen, so holte er sich einen Ordnungsruf. So kam es, daß diese Dinge auch im Ministerrat nicht im Zusammenhange behandelt wurden. Eine feste politische Tradition hatte sich daher, zumal bei dem Wechsel der Parteiregierungen, nicht ausgebildet. Vielmehr bestanden wehrpolitische Theorien nebeneinander, von denen die eine die andere direkt ausschloß. Die eine wie die andere ist von Ministern desselben Kabinetts als die maßgebende hingestellt worden. In einem bezeichnenden Falle haben zur selben Zeit und bei demselben Anlaß Kriegsministerium und Admiralität Gutachten abgegeben, die einander im Prinzip völlig widersprachen; und es wurde kein Versuch gemacht, diesen Widerspruch aus der Welt zu schaffen.

Den Kern des Problems bilden die elementaren Fragen: was sind im Kriege die Aufgaben der Flotte, und was sind die Aufgaben des Heeres? Die Seeleute von der „Blue-Water-School" antworten darauf folgendermaßen. Die Verteidigung der britischen Inseln und der Kolonien ist die Aufgabe der Flotte. Als ein Inselreich muß England die Herrschaft zur See behaupten. Herrschaft zur See — ein rein strategischer Begriff — bedeutet ungestörte Schiffahrt zu militärischen und Handelszwecken. Großbritannien kann ohne ständige Einfuhr nicht existieren, es bedarf der Einfuhr zur Ernährung und zur gewerblichen Beschäftigung seiner Bevölkerung, die Zufuhren dürfen also auch während eines Krieges nicht unterbrochen werden. Auch die Kolonien sind an der Aufrechterhaltung des Seehandels stark interessiert, im Vergleich zu ihrer Bevölkerungszahl haben sie einen großen Außenhandel, wenngleich natür-

lich ihre wirtschaftliche Existenz nicht in dem Maße von der Offenhaltung der Handelslinien abhängt wie die des Mutterlandes. Ein Gegner, der Englands Handelsverbindungen abschnitte, hätte dadurch allein England besiegt. Aber das ist unmöglich, solange die englische Flotte existiert. Die Kriegsflotte hat die Aufgabe, sich selbst und der Handelsflotte die Schiffahrt frei zu halten. Die Schiffahrt ist aber nur dann für beide frei, wenn keine feindliche Flotte sie daran verhindern kann. Die englische Flotte muß die Meere beherrschen. Verzichtete England auf seine Seeherrschaft, so könnte eine fremde Macht an der englischen Küste landen, sie könnte den überseeischen Handel Englands und seiner Kolonien unterbinden und die überseeischen Besitzungen Englands erobern. Das britische Reich würde mit der Tatsache, daß England die Herrschaft zur See verlöre, auseinanderfallen. In der Praxis bedeutet also die Herrschaft zur See die Vernichtung, oder mindestens die volle Neutralisierung der gegnerischen Flotte, die die freie Schiffahrt Englands bedrohen oder stören könnte. England besäße die Seeherrschaft noch nicht, wenn es zwar den Gegner an der freien Schiffahrt verhinderte, während dieser selbst imstande wäre, die freie Schiffahrt Englands zu verhindern. Eine solche gegenseitige Schachstellung bedeutete für keinen Teil die Herrschaft zur See. Unter Herrschaft zur See ist auch nicht allein das zu verstehen, daß eine feindliche Landung in England unmöglich gemacht würde. Das wäre nur die negative Seite der Sache. Die positive Seite ist, wie gesagt, die Offenhaltung der freien Schiffahrt zu militärischen wie zu Handelszwecken.

Es ist klar, daß diese Auffassung von den Aufgaben der Flotte auch die Aufgaben des Heeres bestimmt. Wenigstens negativ. Wenn England nicht zu Lande angegriffen werden kann, solange es die Herrschaft zur See besitzt, und wenn es andererseits, nachdem es die Herrschaft zur See verloren hätte, durch eine Blockade ausgehungert werden kann, so ist ein Heer, das es gegen einen Angriff zu Lande verteidigen sollte, im Grunde überflüssig. Was wären also die Aufgaben des Heeres?

Nun besaß aber die „Blue-Water-School", obwohl ihre Ideen nur die Fortbildung dessen sind, was die großen englischen Seeleute des 16. Jahrhunderts, wie Raleigh, und dann wieder Nelson gedacht und geschrieben haben, keine unbedingte Autorität. In der langen Friedenszeit nach den napoleonischen Kriegen gingen die Traditionen des Seekrieges verloren oder wurden doch verdunkelt. Zwar blieb die Flotte im Volksmunde immer noch die „erste Linie der Verteidigung"; aber mehr und mehr gewöhnten die Politiker sich daran, das Heer als die zweite und sehr wesentliche Verteidigungslinie anzusehen. Überhaupt hatte bei den Generationen nach 1815 die Vorstellung, daß Heer und Flotte zur Verteidigung da wären — eine Vorstellung, die mit den Worten: naval defence, home defence, imperial defence, in

das allgemeine Bewußtsein übergegangen war — eine gewisse Begriffsverwirrung erzeugt. Die ursprüngliche Meinung war, daß England eine rein defensive Politik verfolgte oder doch verfolgen sollte; aber irrtümlich auf die Strategie übertragen, führte sie dazu, die Bedeutung der Offensive zu unterschätzen, ja eine gewisse Abneigung gegen die Offensive zu erzeugen. Man hielt die strategische Defensive, eine „passive Verteidigung“, wie die Seeleute nicht ohne Geringschätzung sagten, für das Beste; man verließ sich auf das Heer, steckte gewaltige Summen in die Küstenbefestigung und vernachlässigte die Flotte. Der Prinzgemahl Albert hat sich mehr als einmal bitter beklagt, wie gleichgültig die Minister sich zu der Flottenfrage verhielten, wie sie die rivalisierenden Anstrengungen Frankreichs außer acht ließen. In den sechziger Jahren schien Frankreich auf dem besten Wege zu sein, die englische Flotte zu überflügeln. Im Jahre 1860 erklärte der erste Lord der Admiralität: „Wir haben überhaupt keine Kanalflotte und keine maritime Verteidigung unserer Küste.“ Zwei Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege sagte der Erste Lord im Unterhause, daß ein großer Teil der Flotte nur auf dem Papier bestände, und daß viele Schiffe nichts wie Strohmänner wären. Als 1878 und 1885 die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland vor der Türe stand, war man sich in den fachmännischen Kreisen über die unzureichenden Rüstungen völlig klar. Man wußte, daß die Maßregeln der passiven Verteidigung, zumal die Küstenbefestigungen, den wirklichen Anforderungen des Krieges nicht entsprächen, daß zum Kriege vor allen Dingen Schlachtschiffe gehörten.

Eben damals trat eine Wendung ein. Sie entsprang nicht der Initiative des Parlaments oder der Minister, sondern einer energischen Agitation von Schriftstellern und Rednern, die die öffentliche Meinung aufzuklären begannen. Mr. W. T. Stead, der damals die „Pall-Mall-Gazette“ redigierte, war einer der ersten, die den Kampf für eine stärkere Flotte aufnahmen. Aus dem Ende der 80er Jahre stammt der glänzende Aufschwung der englischen Flotte; aber noch bis zu dem Budget von 1895/96 war der Marineetat niedriger als der des Heeres.

Das Heer seinerseits hatte den Nachteil, daß ihm nicht die Teilnahme und Liebe der Nation gehörte. Das Heer war in England nie eine populäre Institution gewesen. Die Abneigung gegen eine stehende Armee, die aus den Tagen der Stuarts und des Bürgerkrieges stammt, ist nie ganz überwunden worden, und die allgemeine Wehrpflicht würde noch heute an dieser Abneigung scheitern. Es waren besonders die Mittelklassen, in denen sich dieser Widerwille festgesetzt hatte. Die Mittelklassen, die durch die erste Parlamentsreform (1832) zur politischen Macht gekommen waren, betrachteten die gesamte politische Haltung der Aristokratie mit Mißtrauen; und sie glaubten, daß Heer und Flotte ihr im wesentlichen nur dazu dienten, ihre jüngeren Söhne mit Offizierstellen

zu versorgen. Namentlich Cobden betrachtete Heer und Flotte, und desgleichen die Kolonien, als die Ausbeutungsobjekte der Aristokratie. Seine Philippiken gegen das Kolonialsystem jener Zeit, seine Forderungen, den Militär- und Flottenetat herabzusetzen, und seine internationalen Abrüstungsvorschläge waren durch seine Klassenvorurteile stark gefärbt. Diese speziellen Motive verschwanden später aus der Politik der Liberalen, aber eine tiefe Gleichgültigkeit gegenüber den Wehrfragen blieb zurück. Die Flotte fand den Weg zur Reform aus sich selbst heraus. Eine Reihe bedeutender Marineschriftsteller wie Mahan, Clarke, Colomb, Thursfield, die an die alten seemännischen Traditionen Englands anknüpften, legten dar, worin die Aufgaben der Flotte bestünden, und mit welchen Mitteln diese Aufgaben zu lösen wären; ihre Schriften gaben das Material, das in der Presse und auf der Rednertribüne in kleine Münze für die populäre Agitation umgesetzt werden konnte. Aber das Heer brachte keine großen Schriftsteller hervor. Das Bedürfnis nach Reformen wurde deutlich gefühlt. Aber ehe man die Armee bekommen konnte, die man haben wollte, mußte die Frage beantwortet sein, zu welchen Zwecken sie dienen sollte. „Ich bin 21 Jahre im Kriegsministerium gewesen," sagte Sir Redvers Buller vor der Burenkriegskommission aus, „und jedes Jahr stellten wir diese Frage, aber nie gelang es uns, eine Antwort zu bekommen, bis auf einmal, und da war die Antwort falsch!" General Buller war nicht der einzige, der sich so ausließ. Lord Roberts, Lord Wolseley und andere sagten dasselbe. Lord Wolseley bemerkte, daß er schon 1888 in einer Denkschrift auf eine Tatsache hingewiesen habe, die für eine Nation sehr merkwürdig wäre, die so oft in den verschiedenen Teilen der Welt Krieg führte. „Es war die Tatsache, daß wir niemals für uns selbst, als Macht, als Volk oder als Regierung, die Aufgaben, für die das Heer besteht und unterhalten wird, formuliert und als ein Vermächtnis für die folgenden Regierungen aufgezeichnet haben." In jener Denkschrift hatte Lord Wolseley die Aufgaben des Heeres formuliert, wie er sie auffaßte; aber das Kabinett war mit anderen Problemen vollauf beschäftigt; und während sich die Marineschriftsteller an die breite Öffentlichkeit wandten, blieb Lord Wolseleys Denkschrift bei den Akten liegen. Zwar wurden zur Heeresreform verschiedene Ansätze gemacht, aber sie konnten nicht weit führen, weil über das Prinzip keine Klarheit bestand. Der Burenkrieg rüttelte das Land auf. Aber noch im Sommer 1902, als die Kolonialkonferenz in London tagte, war es möglich, daß der Erste Lord der Admiralität und der Staatssekretär für den Krieg der Versammlung Denkschriften über die Wehrfragen vorlegten, die einander durchaus widersprachen. Die Denkschrift der Admiralität über Seegewalt war eine kurze, klare grundsätzliche Darlegung, daß die traditionelle Aufgabe der britischen Flotte die Offensive sei; das bloße Wort „Verteidigung"

wurde mit deutlichem Hohn zurückgewiesen. „Das britische Reich," heißt es hier, „verdankt sein Dasein der See, und es kann nur weiterbestehen, wenn alle seine Teile die See als die wesentliche Quelle ihrer Existenz und ihrer Kraft betrachten." Die Theorie des Kriegsministeriums war dagegen, daß England zu seiner Verteidigung mehr als 500 000 Mann brauchte: 190 000 für die Garnisonen im Vereinigten Königreich, 120 000 als Feldarmee und bis zu 200 000 zum Schutze von London. Und der Staatssekretär Mr. Brodrick sagte in der Versammlung der kolonialen Premierminister: die militärischen Sachverständigen hielten die Truppenstärke keinesfalls für zu hoch, „angesichts der Möglichkeit, daß wir die Herrschaft zur See verlören". Es ist klar, daß beide Argumente einander ausschlossen; nach der Auffassung der Admiralität war es ein Unding an sich, die militärische Verteidigung auf die Voraussetzung zu basieren, daß die Seeherrschaft verloren werden könnte.

Jeder Versuch der Heeresreform mußte scheitern, solange man über die grundlegenden Prinzipien nicht ins reine gekommen war. Besonders reformbedürftig waren die sogenannten Hilfstruppen, d. h. die Miliz, die Volunteers und die Yeomanry — freiwillige Truppen, die den Vorteil haben, daß sie im Frieden nur wenig Geld kosten, aber zugleich den Nachteil, daß ihre Ausbildung für den Kriegsfall völlig unzureichend ist. Eine königliche Kommission, die mit einer Enquete hierüber betraut war, stellte sich die Vorfrage, worin die Aufgaben dieser Truppen im Rahmen der allgemeinen Wehrpolitik bestünden. Aber alle Bemühungen, von den zuständigen Stellen eine authentische Antwort auf die Frage zu erhalten, waren vergeblich; niemand wußte die Antwort zu geben.

Die einzige Instanz, die hier Wandel schaffen konnte, war das Kabinett oder Premierminister. Es mußte eine einheitliche Wehrpolitik begründet werden, die Land- und Seemacht in organischer Weise kombinierte. Das Kabinett war bei der Zahl von einigen zwanzig Ministern und bei seiner Zusammensetzung aus lauter Zivilisten kaum die geeignete Körperschaft, die strategischen Grundsätze dieser Politik aufzustellen. So nahm der Premierminister selbst die Sache in die Hand. Mr. Balfour schuf eine Kommission zur Reichsverteidigung (Committee of Imperial Defence), die zwischen den strategischen Theorien der Admiralität und des Kriegsministeriums entscheiden und die Richtlinien einer einheitlichen Wehrpolitik aufstellen sollte. Die Kommission, die Anfang 1903 ins Leben trat, bestand aus Ministern und fachmännischen Autoritäten. Den Vorsitz führte der Premierminister. Ständige Mitglieder sind der Finanzminister, der Erste Lord der Admiralität, der Staatssekretär für den Krieg und Generäle und Admiräle aus den Ministerien; für bestimmte Zwecke werden auch andere Persönlichkeiten zu den Sitzungen geladen. Die Kommission ist eine beratende Behörde, ohne exekutive

Gewalt; aber sie ist eine permanente Behörde mit einem ständigen Sekretär und mit einem eigenen kleinen Etat. Das Wesentliche dieser Neuerung ist, daß die Fachmänner aus dem Dunkel ihrer Ressorts hervorgezogen und in direkte amtliche Beziehungen zu dem Premierminister und anderen Mitgliedern des Kabinetts gebracht wurden; daß die widersprechenden strategischen Theorien in gemeinschaftlicher Diskussion gegeneinander geprüft wurden, daß der Premierminister und das Kabinett auf Grund der Vorträge und Beratungen der Fachmänner die strategischen und wehrpolitischen Fragen studieren und sich über eine einheitliche, konforme Wehrpolitik schlüssig werden mußten. Da die Verteidigungskommission ihren eigenen Etat hat, so wurden diese Fragen auch parlamentsfähig; die Wehrfragen konnten in ihrem Zusammenhang und in ihrem ganzen Umfange im Parlament erörtert werden.

Die Arbeiten der Kommission sind ebensowenig veröffentlicht worden, wie etwa die unseres Generalstabs. Aber Mr. Balfour hat in mehreren Reden die wichtigsten Grundlinien der Wehrpolitik, die er für das Kabinett angenommen hatte, dargelegt. Im großen und ganzen ist es das Programm der Blue-Water-School. Seine Darlegungen haben seinerzeit gerade in der Presse seiner eigenen Partei vielen Widerspruch erfahren; aber die von ihm vorgezeichnete Politik ist von der jetzigen liberalen Regierung übernommen worden und darf als die Grundlage der heutigen Wehrpolitik Englands gelten. Wie die Blue-Water-School erblickte Mr. Balfour in der Verteidigung der Vereinigten Königreiche und der Kolonien die Aufgabe der Flotte; die Aufgaben des Heeres liegen auf anderem Gebiete. Es war demnach rein logisch, wenn der konservative Premierminister die Besorgnisse vor einer Invasion Englands zu zerstreuen suchte. Im Mai vorigen Jahres hat er sich hierüber sehr ausführlich im Parlament geäußert. „Eine ernstliche Invasion,“ sagte er, „ist keine Möglichkeit, die wir ernstlich in Betracht zu ziehen hätten.“ Mit großem Aufwande von Detail setzte er die Schwierigkeiten einer feindlichen Landung auseinander. Er exemplifizierte dabei auf Frankreich; offenbar aus taktvoller Rücksicht auf die damals ziemlich gespannten Beziehungen zu Deutschland; denn wenn in England von der Invasion die Rede ist, so denkt man stets dabei an die deutsche Gefahr. Natürlich müßten sich, wenn man an eine deutsche Landung denkt, viele der Daten, die Mr. Balfour dem Parlamente vorlegte, ändern, und seine Kritiker haben sich das zunutze gemacht. Aber es steht doch außer Frage, daß die Verteidigungskommission die Möglichkeit einer deutschen Landung mit derselben Genauigkeit studiert haben wird, wie die einer französischen, und der Schluß liegt auf der Hand, daß sie hier zu demselben Ergebnis gekommen ist, wie gegenüber Frankreich, nämlich daß eine Invasion nicht zu befürchten wäre. Dieser Punkt ist von Wichtigkeit; denn wenn Mr. Balfour da-

mals auch nicht jeden einzigen überzeugt hat, so haben seine Ausführungen doch zweifellos zur Beruhigung der öffentlichen Meinung beigetragen und die antideutsche Stimmung in England abschwächen helfen, die zum Teil durch die Besorgnis vor einer Invasion genährt wurde.

Die strategische Lage Englands als einer Insel ist von der der Festlandmächte völlig verschieden. Die Aufgabe eines Landheeres ist naturgemäß in erster Linie die Verteidigung einer Landgrenze. Der Schutz Großbritanniens und Irlands ist die Aufgabe der Flotte; Aufgabe des Heeres ist der Schutz der Landgrenzen des britischen Reichs. Das britische Reich besitzt zwei große Landgrenzen: in Kanada und in Indien. Kanada fällt aus politischen Gründen weg; es ist höchst unwahrscheinlich, daß England, um Kanada zu halten, einen Krieg mit den Vereinigten Staaten riskieren würde; gute Beziehungen zu diesen aufrecht zu erhalten, ist eines der Axiome der heutigen englischen Politik. Es bleibt also die indische Grenze. „Unsre große Schwierigkeit ist nicht die Verteidigung des Vereinigten Königreichs,“ sagte Mr. Balfour im November 1903, „es ist eine auswärtige Schwierigkeit, die Verteidigung von Indien.“ England braucht also sein Heer ganz vorwiegend für den überseeischen Dienst. Daraus ergeben sich von vornherein zwei Folgerungen. Erstens, daß England der allgemeinen Wehrpflicht nicht bedarf. Für den Dienst über See ist die allgemeine Wehrpflicht nicht das geeignete Prinzip, wie ja auch keine der festländischen Nationen sie zu diesem Zwecke eingeführt hat; und für die Verteidigung Englands ist sie nicht notwendig. England hat also guten Grund, wenn es an seinem Berufsheere festhält. Zweitens ergibt sich daraus, daß England eine Armee mit langer Dienstzeit nötig hat. Eine kurze Dienstzeit paßt nicht zu einem geworbenen Kolonialheer. Als Mr. Brodrick an der Spitze des Kriegsministeriums stand, führte er eine kurze Dienstzeit ein. Die Voraussetzung dazu war, daß entsprechend mehr Leute angeworben werden könnten. Das Ergebnis war aber höchst unbefriedigend, und sein Nachfolger machte im Oktober 1904 die neunjährige Dienstzeit zur Regel. Die volle Dienstzeit beträgt zwölf Jahre: neun Jahre werden unter den Fahnen gedient und drei in der Reserve. Das Verhältnis zwischen der Länge der aktiven Dienstzeit und der Reserve läßt einen wesentlichen Nachteil dieses Systems erkennen. Das Heer ist nur in beschränktem Maße imstande, seine eigene Reserve zu schaffen. Man hat verschiedene Versuche angestellt, dies dennoch zu erreichen. Mr. Brodricks kurzfristiger Dienst unter der Fahne war einer davon; aber es widerspricht nun einmal den Verhältnissen; ein erheblicher Teil der Reserve muß notwendig auf eine andere Weise beschafft werden.

Das reguläre Heer ist, wenn es einmal auf vollen Kriegsfuß gebracht sein wird, wenig reformbedürftig. Den Ehrgeiz, den Heeren der großen Militärmächte gleichzukommen, braucht England nicht zu haben. Bei

einer zwölfjährigen Dienstzeit und bei einer jährlichen Einstellung von 20 bis 30000 Rekruten kann es die Ziffern des deutschen oder des französischen Heeres nicht erreichen. England kommt mit einem kleinen, aber gründlich ausgebildeten, regulären Heere aus. Der Heeres- und Flottenetat Englands und Indiens steht ohnehin auf etwa 84 Millionen Lstr., und die Absicht ist, den Etat herabzusetzen, und nicht ihn zu erhöhen. Ein Teil der regulären Truppen ist in Indien, Ägypten, Südafrika und anderen Kolonien fest stationiert, und alle diese auswärtigen Truppen befinden sich oder sollen sich doch auf vollem Kriegsfuße befinden; daß es in Indien bald der Fall sein wird, dafür bürgt die Persönlichkeit des Oberbefehlshabers, Lord Kitcheners. Der Teil des regulären Heeres, der in England liegt, hat die Aufgabe, die Garnisonen außerhalb abzulösen, ihre Abgänge zu ergänzen und sie im Kriegsfalle zu verstärken. Daß diese Truppen gerade in England stationiert sind, wäre eigentlich gar nicht notwendig, außer aus Gründen strategischer Konzentration; denn hier, von dem Mittelpunkte des Reiches, können sie jederzeit am besten an allen Punkten der Peripherie verwandt werden.

Was das Heer braucht, ist demnach weniger eine Reform seiner selbst, als die Möglichkeit, sich durch Erschließung von ausgedehnten Reservequellen so zu ergänzen, daß es einer kontinentalen Macht, also z. B. den Russen in Mittelasien, gewachsen wäre. Seine natürlichsten Reservequellen sind nun die sogenannten Hilfstruppen, und es handelt sich darum, sie für jene Zwecke brauchbar zu machen. England besitzt bekanntlich zwei ganz verschiedene Heere: die reguläre, geworbene Armee und die freiwilligen, unbesoldeten Truppen der Miliz, der Volunteers und der (berittenen) Yeomanry. Miliz und Yeomanry stammen aus den Kämpfen mit der französischen Revolution, die Volunteers wurden Mitte des vorigen Jahrhunderts, als ein Konflikt mit dem zweiten Kaiserreich befürchtet wurde, ins Leben gerufen. Die Miliz hat einen ruhmvollen Anteil an Wellingtons spanischen Feldzügen gehabt, im Burenkriege haben alle drei freiwilligen Truppenkörper gefochten. Darüber herrscht freilich kein Zweifel, daß die „Hilfstruppen" in ihrer jetzigen Friedensausbildung ganz und gar unfähig sind, einem festländischen Heere entgegen zu treten. Aber man muß mit den wirtschaftlichen Verhältnissen und den nationalen Traditionen rechnen. Die Hilfstruppen, zumal die Volunteers und die Yeomanry, sind populär, und sie bilden ein Bindeglied zwischen Nation und Heer, dessen Bedeutung vom moralischen Gesichtspunkte nicht unterschätzt werden darf. Die allgemeine Wehrpflicht wollen die Engländer nun einmal nicht und sie brauchen sie kaum, also muß man mit der kurzen Dienstzeit, die bei den Volunteers im Jahre doch nur einige Tage ausmacht, vorlieb nehmen. Für einen Feldzug bedürften sie allerdings einer ganz anderen Ausbildung. Aber England rechnet darauf, daß Zeit genug vorhanden wäre, ihnen eine volle Kriegsausbildung zu

geben. England rechnet stets auf die lange Dauer eines Krieges. Und es versteht sich von selbst, daß in einem Kampfe mit Rußland in Afghanistan — und einen solchen Kampf hat man in allererster Linie vor Augen — die ersten entscheidenden Schlachten nicht so früh geschlagen werden würden, wie etwa in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. Zwischen den Endpunkten der russischen Eisenbahnen und der indischen Grenze liegen Afghanistan und Belutschistan. Russische Bahnbauten innerhalb der afghanischen Grenzen würden, nach Mr. Balfours Erklärung vom Mai 1905, als casus belli angesehen werden. Als erste Schlachtreihe kommt für England die in Indien garnisonierende Armee in Betracht, deren Reorganisation in den Händen Lord Kitcheners liegt; es ist bezeichnend für die neue Phase der britischen Wehrpolitik, daß der fähigste General, den England besitzt, nicht mit den Heeresreformen daheim, sondern mit denen von Indien betraut worden ist. Die zweite Schlachtreihe bildet die englische reguläre Armee, deren Mobilisierungsfähigkeit heute bereits viel besser ist, als bei dem Ausbruch des Burenkrieges. Nun handelt es sich darum, diese Armee so zu ergänzen, daß die ganze Truppenstärke der russischen gewachsen wäre. Rußland seinerseits würde, wie der ostasiatische Krieg lehrt, eine geraume Zeit brauchen, bis sein Heer in voller Stärke in Afghanistan aufmarschiert wäre. England rechnet, daß es zu der feldmäßigen Ausbildung der Hilfstruppen volle 6 bis 8 Monate zur Verfügung hätte. Die ersten Heeresverstärkungen von den Hilfstruppen würden vielleicht im sechsten Monat des Krieges England verlassen; von da an würden die regelmäßigen Truppensendungen beginnen, und ihren Höhepunkt brauchten sie erst im achtzehnten Monat des Krieges zu erreichen.

Hiermit sind die Grundlinien der Reformen für die Hilfstruppen gegeben. Ihre Aufgabe im Rahmen der allgemeinen Wehrpolitik würde sein, an die Stelle der regulären Truppen in England zu treten, falls diese über See geschickt würden, und die Reservequelle der im Felde stehenden Armee zu bilden. Die Voraussetzung wäre, daß die Hilfstruppen im Falle der Not im überseeischen Dienst verwendet werden könnten. Nach dem Gesetze kann die Miliz zum Auslandsdienst nicht kommandiert werden, die englischen Volunteers sogar nicht einmal zum Dienste in Irland. Die Teilnahme am Burenkriege geschah freiwillig; in einigen Fällen ist es aber vorgekommen, daß freiwillige Truppenkörper sich des überseeischen Dienstes geweigert haben. Schon der letzte konservative Kriegsminister Mr. Arnold-Forster hat die Änderung dieses gesetzlichen Zustandes geplant, und vermutlich wird sein liberaler Nachfolger sie durchführen. Wie die Reform der Hilfstruppen im einzelnen sich gestalten wird, steht noch nicht fest. Von mehreren Seiten wird befürwortet, die Miliz und die Volunteers zu einem einzigen Truppenkörper zusammenzuschweißen.

Da den regulären Truppen auf diese Weise sehr viel weitere Möglichkeiten gegeben sind, sich zu ergänzen, so hat sich der neue Kriegsminister, Mr. Haldane, entschlossen, das stehende Heer um 20 000 Mann zu verringern. Einige Bataillone sind bereits aufgelöst worden. Trotz dieser Abstriche, die im Interesse finanzieller Ersparnisse gemacht worden sind, rechnen der Kriegsminister und seine militärischen Sachverständigen darauf, eine doppelt so starke Streitmacht für den überseeischen Dienst bereit halten zu können, als es vorher möglich gewesen war. Bei der diesjährigen Etatsberatung im Parlament stellte Mr. Haldane als sein Ziel hin, 200 000 Mann nach Indien und den Kolonien senden zu können. Davon sollten 154 000 Mann sofort bei der Mobilmachung und 46 000 Mann nach sechs Monaten transportfähig sein. Jene 154 000 Mann sollten sich folgendermaßen zusammensetzen: 50 000 Mann reguläre Truppen, 70 000 Reservisten, der Rest Miliz. Nun ist die Miliz, wie bemerkt, nicht felddienstmäßig ausgebildet; die Absicht ist, die Miliz zu Diensten zu verwenden, die gewissermaßen denen von „ungelernten" Arbeitern entsprechen: als Munitionskolonnen für die Artillerie, zu Erdarbeiten bei den Pionieren und den Geniekorps, bei der Intendantur, dem Train und dem Krankenpflegerdienst. Die 46 000 Mann des Nachschubs dagegen sollen vollkommen felddienstfähig ausgebildete Truppen der Miliz, der Volunteers und der Yeomanry sein.

Die Bedeutung dieser neuen englischen Wehrpolitik, die mit dem Imperial Defence Committee beginnt, liegt auf der Hand. Sie ist letzten Endes eine Folge des imperialistischen Gedankens. Zwar sieht sie anders aus als das Bild des größerbritischen Wehrbundes, das die Imperialisten entworfen hatten. Im Burenkriege haben die Kolonien ihre Bereitschaft bewiesen, im Falle der Not dem Mutterlande zu Hilfe zu kommen. Aber aus einem organischen Wehrbunde zwischen Kolonien und Mutterland ist nichts geworden. Die Kolonien sind zugleich auf ihre Autonomie bedacht, und namentlich Kanada hat recht entschieden erklärt, daß die Entsendung von Hilfstruppen nach Südafrika kein Präzedenzfall wäre, der für die Kolonien eine Verpflichtung begründete. Wie die Kolonien ihre eigenen Milizen besitzen, so haben sie den Ehrgeiz, im Laufe der Jahre eigene Flotten zu bauen. Die neue Politik Englands ruht ganz und gar auf dem Mutterlande; jedoch ist im Prinzip und in der Praxis das britische Kolonialreich weit enger in die Kreise der englischen Wehrpolitik einbezogen worden, als es vor einem Menschenalter der Fall war.

Was England durch die Reformen erreicht hat, ist eine klare Präzision seiner strategischen Ziele und ein deutlicheres Bewußtsein seiner Macht. Die Nervosität, die die öffentliche Meinung in den Jahren vorher an den Tag legte, ist verschwunden. Das Bewußtsein einer ausreichenden Rüstung zu Lande und einer überlegenen Rüstung zur See

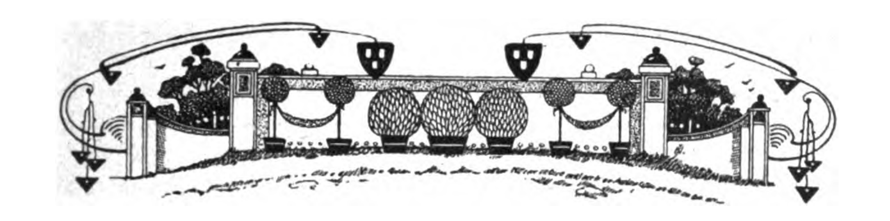
ist vermehrt worden durch die Konzentration der Macht, die durch die Reorganisation und Neuverteilung der Flotte im Dezember 1904 zustande kam. Das wiedergewonnene Selbstbewußtsein ermöglichte es zugleich, an die Herabsetzung des Heeres- und Flottenetats heranzugehen. Die jetzige liberale Regierung ist von der Opposition deshalb heftig angegriffen worden, allein es ist daran zu erinnern, daß ihre konservativen Vorgänger ihr selbst mit gutem Beispiel vorangegangen waren. Schon der Etat von 1905 wies eine gewisse Verminderung gegen den des Vorjahres auf. In diesem Jahre hat die liberale Regierung diese Politik ihrer Vorgänger fortgesetzt. Die konservative Opposition erhob einen großen Lärm, weil das Schiffsbauprogramm ein wenig beschnitten wurde. Statt der vier Schlachtschiffe, die die konservative Regierung im November 1905, kurz vor ihrem Ende, auf den Etat gesetzt hatte, beschlossen die Liberalen, nur drei, dafür aber drei von der neuen Dreadnought-Klasse, zu bauen. Die Sachverständigen in der Admiralität, die Seelords, erklärten sich damit einverstanden, wie sie sich auch 1904 und 1905 damit einverstanden erklärt hatten, als die konservative Regierung ihr eigenes Schiffsbauprogramm reduzierte.

Die Abstriche, die die Liberalen im Heeres- und Flottenetat gemacht haben, bedeuten nach der Auffassung der verantwortlichen Politiker und auch der verantwortlichen Presse keinerlei Schwächung der englischen Rüstungen. Ganz besonders gilt das von der Flotte. Ende der achtziger Jahre, als die Flotte den großen Aufschwung nahm, wurde im Parlament der Two-Power-Standard als der leitende Grundsatz der Schiffsbaupolitik angenommen: England müßte den zwei nächstgrößten Seemächten gewachsen, oder vielmehr überlegen sein. Ursprünglich waren Rußland und Frankreich jene beiden Mächte. Seitdem sind eine Reihe anderer Seemächte entstanden, und zeitweise bestand in England die Neigung, aus dem Zwei-Mächte-Standard einen Drei- oder Vier-Mächte-Standard zu machen. Aber neben den strategischen kommen auch die politischen Verhältnisse in Betracht. Mit Frankreich besteht die Entente cordiale, mit Japan das Bündnis; mit den Vereinigten Staaten ist England augenscheinlich entschlossen, unter keinen Bedingungen Krieg zu führen; die russische Flotte ist vernichtet. Also auch für die, die Deutschland für den künftigen Gegner Englands halten, muß gegenwärtig der Two-Power-Standard mehr wie ausreichend erscheinen.

Nun fiel in die Zeit der Etatsberatungen gerade die interparlamentarische Konferenz in London, und die, die vorhin nachgewiesen hatten, daß die Etatsreduktionen der Wehrkraft Englands ganz und gar nicht abträglich sei, sagten jetzt, daß England den übrigen Nationen ein gutes Beispiel der Abrüstung böte. Der Widerspruch lag auf der Hand, und er ist vielleicht von niemand so scharf hervorgehoben worden, wie im Unterhause von Mr. Balfour. Aber man sollte aus solchen

Widersprüchen nicht allzu viel folgern wollen. Die internationale Verminderung der Rüstungen ist ein Ideal des englischen Premierministers und eines erheblichen Teils seiner Partei; und wer in begeisternder Rede für sein Ideal werben will, der empfindet und schildert den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht in seiner ganzen Nacktheit. Wenn es auf der nächsten Haager Konferenz zur Erörterung dieser Dinge kommt, so wird England ebenso geschäftsmäßig verhandeln, wie die andern Mächte; und da es dort nicht darauf ankommen wird, an die Empfindungen einer großen Menge zu appellieren, so werden auch die Konsequenzen der einzelnen Argumente vorher genauer erwogen und derartige Widersprüche vermieden werden.





Julius Meier-Graefe.

Von

Konrad Müller-Kaboth.

— Breslau. —

I.

Das junge Schriftstellergeschlecht, das jetzt auf den Plan tritt, ist still, müde und beruhigt, ehe es überhaupt tätig geworden. Es hat Ibsen gelesen, Dostojewski verstanden, Nietzsche genossen; der frühe Maeterlinck, Wilde, Hoffmannsthal liegen hinter ihm; Przybyszewski, Strindberg und Wedekind versanken in der Nacht der Unrast, aus der sie irrlichterierend mit dem Düster fressender und zerfressener Gluten hervorbrachen, einigen im Rausch durchwirbelten Mitternachtsstunden Farbe und Stil zu geben. Dieses Geschlecht, über dessen Zügen noch das Licht kommender Tage liegt, hat vielerlei Dunkles verlassen und die abgründigsten Dinge vergessen; Pathos, Hohn und das Inkarnat leidenschaftlich ergrabener Worte haben ihre farbigen Grimassen im Schwelen nächtlicher Feuerreden verraucht, und die dunkle und süße Gewalt einsiedlerischen Brütens zerstäubte den todbringenden Duft in das zerrissene Gezelt längst verwelkter Verse, deren Rhythmus nur noch im Gang, deren Glanz nur noch zuweilen im Auge ihrer einst stolzen Befreier weiter klingt. Dieses Geschlecht, verstummt, ehe es mündig geworden, steht gegen das Leben ohne Hoffnung und teilnahmslos; es trägt sein träges und leeres Dasein mit dem Mut und dem schweren Lächeln mystischer Fatalisten und hat für die Sorglichkeit, die von der Hygiene kurzer Ziele spricht, nur die herablassende Geste des bitteren Wissens, das den Anfang scheut, weil ihm das Ende längst seine grauenvolle Öde enthüllt hat. Dieses Geschlecht hat wenig zu wünschen: es sieht sich auf einen verlorenen Weltpunkt gestellt, von dem aus das

Treiben der Tätigen jeden Antrieb mitfühlenden Schwunges einbüßt und wie ein Bild, müßig und ohne Echo, nur den Reiz unnachsichtiger und kühler Betrachtung weckt. Das Martyrium dieser Ausgeschlossenheit, von formlosen, kaum auszudrückenden Leiden umgeben, drängt seine Träger in die Reihe derer, die auch stumm sind und ihr Leben zwecklos und um seiner selbst willen leben; und wie sie sich mit den Tieren verbrüdern, deren mühsame Laute sie verstehen, schwindet aus ihrem Bewußtsein das Dunkel und die Dumpfheit ihrer ihnen selbst rätselvollen Existenz, und ein Gedanke, vibrierend und schwärmerisch, greift in ihren Seelen Raum, ein Gedanke von mystischer Weite, den sie an dunklen Abenden, wenn ihre Gesichter nicht deutlich sind und die Feindseligkeit der gesunden Normativen sie schwerer ergriffen hat, in diesen Worten etwa tastend ausdrücken: „Wir wissen, daß das Auge der Tätigen ratlos und vielleicht mit Verachtung auf uns ruht, und wir verstummen auf die Frage muskulöser Barbaren, wozu wir da sind und was wir bedeuten. Wir sind nichts und bedeuten nichts, im Getriebe der täglichen Geschäftigkeit ist für uns kein Platz, und unseres Wirkens Spur verlischt eher als die des kleinsten Gliedes, das in die große Ordnung gefügt, stupid und planvoll seine vorbestimmten Kurven zieht. Aber wir begreifen, daß eine außermenschliche Weisheit von unserer Verlorenheit nichts weiß, daß unsere Bestimmungslosigkeit ihr nur ein Vorwand ist ihre andern tieferen Zwecke zu verraten. Und wir fühlen, daß sie unser bedarf, um den Sinn ihrer Schöpfung wiederzuerkennen, den das kurzgesinnte Triebleben der Geschäftigen verdunkelt. Die gehirnlose Behaglichkeit der Tätigen, deren Sorge bis zur Erfüllung des nächsten Zweckes reicht, beleidigt die Gottheit, die den Menschen eine Seele schuf. Menschen verlangt sie mit längeren Gedanken, in denen die Dynamik psychischer Exaltationen unaufhörlich Wellen schlägt, verlangt Ausgestoßene, die in ein unendliches Sinnen gebannt, dem Glück menschlicher Betätigung absterben. Sie gibt ihnen die Stumpfheit und das Martyrium ewigen Alleinseins und entzündet in ihren Augen den Glanz, der aus der Tiefe kommt und ewig die Ferne sucht, und schenkt ihnen keinerlei Segen. Nur für Augenblicke glänzt in ihr Bewußtsein der Gedanke einer höheren Weihe, die Mission einer Sühne, die ein namenloses Leiden der Gottheit darbringt, das unbesonnene Glück der andern zu rechtfertigen . . .“

Die Schriftsteller, die so sprechen, haben eine lässige Gebärde, eine Haltung wie die nervöser und frühreifer Kinder und ein Wort, das zögernd und scheu den Mund verläßt, als fröre es, weil es sich nicht getraut mit den Dingen zu verschmelzen. Sie haben viel gedacht und haben, ehe sie sich auszudrücken versuchten, die Ausdruckskraft der Worte mit einer Art fanatischer Selbstkasteiung unermüdet geprüft. Sie haben den Termin ihrer Mündigkeit verschoben, haben selbstlos und wie von

Wut geblendet, das verschwommene Gewebe der Sprache zerrissen, Bezogenheiten und durcheinander gewirrte Fäden gelöst und bis zur Rekonstruktion lieber gestottert als sich der fertigen, undurchforschten Bilder bedient. Sie betrieben das Sprechen als Selbstzweck; sie schärften sich das Gefühl für die Sinnlichkeit der Worte und lernten dem unmittelbaren Ausdruck die Klarheit der Bildform wiedergeben. Sie fingen an, die Gewandtheit der Rede zu hassen; sie sahen ein, daß der scheinbar mühelose Gebrauch der Worte oft nur skrupellos war und daß der äußere Reichtum des Organismus der Rede auf Kosten der Reinheit der Innenglieder zutage trat. Sie untersuchten die Bedingungen der abstrakten Sprache und fanden, daß die sinnlich deutbaren Ausdrucksformen, die hier benötigt wurden, nur selten einer in sich klaren sinnlichen Vorstellung entsprachen; so lernten sie auch hier zögern und vorsichtig tasten. Um so tiefer und hemmnisloser begannen sie für den musikalischen Wert der Worte zu fühlen, für die Schwere der Silben, die den Rhythmus weben, und für den Klang der Vokalverbindungen, sie lernten ihre Prosa bauen wie ein Straßenbaumeister eine Steinstraße, fortlaufend, rhythmisch nur durch das Gesetz der Wortsubstanzen, und dennoch so fest gefügt, daß keine Silbe fehlen durfte, ohne die grimmigste Lücke zu hinterlassen. Am feinsten aber entwickelten sie ihren Takt für das Expressible angedeuteter Nuancen; sie gaben es auf, die Arabeske der Dinge umständlich und naturalistisch zu beschreiben, und übten sich eine versteckte und unverbrauchte Beziehung aufzudecken, die der Phantasie den Anstoß gab, das Bild des Ganzen mit der Frische eines ersten Eindrucks wieder zu schaffen. Jetzt gleicht ihre Sprache dem weichen Spiel durchsichtiger Wellen, die unter dem Schimmer eines mattblauen Himmels die tonige Süße eines leichten Perlmutterglanzes annehmen. Sie lieben die diskrete Farbe und das sanfte Dahingleiten ihrer Perioden und freuen sich, wenn ein unvermutetes Wort mit seltsamem Zucken plötzlich den Fluß zerreißt und den faszinierten Blick in eine beunruhigende Tiefe zwingt.

Dieses Schriftstellertum liebt sich schmächtig und karg; es strebt mit mönchischer Askese nach den Essenzen des Ausdrucks und ist stolz darauf, das Vielsagende mit wenig Worten auszusprechen. Es besitzt gleichwohl genügend Skepsis, um nicht diesen Akt der Zucht unmerklich zu einem Dienst der Bequemlichkeit zu erniedern; es bietet die leidenschaftlichste Zähigkeit auf, die wesentlichste Nuance eines Dinges im Gefühl haarscharf zu treffen, und verwirft tausend Adjektiva, ehe ihm das Objekt genügend im Wort aufgegangen scheint. Mit dieser Disziplin, die einen Reichtum der Produktion verbietet, steht es gegen die Leistung der großen Schriftsteller durch eine Art fassungsloser Scheu distanziert; es begreift bei einem langen Leben das Gedeihen einer umfänglichen Hinterlassenschaft und bemüht sich bei zunehmender Übung auch das

Talent des leichter quellenden Ausdrucks zu verstehen; es weiß auch, daß das Bewußtsein eines gerüsteten Sprachschatzes den Mut zur Mannigfaltigkeit weckt und Dinge des Ausdrückens wert findet, die früher der unmündigen Lust am Absonderlichen unweigerlich geopfert wurden. Dennoch bemerkt es, daß der Drang einer einfachen Mitteilung das Wort auch des sprachkräftigen Schriftstellers fühlbar stumpft und trivialisiert, und es steht nicht an, in der Alternative zwischen Flaubert und Zola, zwischen Nietzsches und Hebbels Prosa sich dorthin zu entscheiden, wo eine bewußte Delikatesse den Blick vom Gegenstande ablenkte und zur Aufmerksamkeit für das Unnachahmliche der Geste erzog. Damit erledigt sich ihm die Bedeutung aller der Literatur, deren Ziel nicht ausschließlich vom Gebot spracherneuernden und sprachschöpferischen Ehrgeizes bestimmt wird. Denn schließlich ist der Dienst der Sprache von allen literarischen Meriten die einzige, die lebendig ins Lebendige der spätesten Zeiten fortwirkt.

II.

Die Konfrontation dieses empfindlichen und zögernden Geschlechts mit dem Draufgängertum der vorletzten Generation, zu der gerade das Verhältnis beider zur Sprache am häufigsten Anlaß gibt, verhilft dem Wertungsversuch zu einem Maßstab, der schon um der Zukunftsgewißheit der Jugend willen eine Geltungsdauer über den Tag hinaus verbürgt. Es ist selbstverständlich, daß der historische Kritiker einer Rückschau die Urteilstendenzen der letzten Wertschöpfer zugrunde legt, aus dem assoziativen Instinkt des Mitlebenden heraus und in der gerechten Erkenntnis, daß im Keimen einer neuen Geisteswelt nach den einfachen Gesetzen der Selektion die Verheißung subtilerer und konzentrierterer Formen umschlossen liege. Von diesem Gesichtspunkt aus wird er die Kritik einer Persönlichkeit wie die Meier-Graefes, der zu den glänzendsten und intellektuell bedeutsamsten Typen der älteren Generation gehört, zunächst auf die Sprachbehandlung des Schriftstellers ausrichten und gewiß sein, hier nicht nur den Kernpunkt der generellen Differenz, vielmehr auch das Spezifikum der individuellen Art zu treffen. Eine einzige Seite aus Meier-Graefeschen Büchern genügt, diese Gewißheit zu bestätigen; sie enthüllt einen Unterschied, der größer kaum gedacht werden kann. Der reservierten und kühlen, ja pretiösen Delikatesse der Jugend steht hier ein Temperament gegenüber, das früher ziemlich wahllos im Mittel, jetzt nur durch die Routine eines international geschulten Mannes von Welt gezügelt wird. Sein Ausdruck, unverschnörkelt und glatt, der früher eine schlecht beherrschte Grammatik unter einer fessellos dahinstürmenden Bilderwut zu verbergen suchte, zeigt jetzt die angenehme, bedeutende und nie verlegene Eleganz, die ein talentvoller Deutscher sich gern in französischer Schule holt. Meier-Graefe, der als Industrie-

techniker und Lebejüngling in die Schriftstellerei eintrat und mit der ganzen brutalen Naivität seines Temperamentes dieses neue Metier zu beherrschen trachtete, weil es seinen Wirkungsgelüsten Garantieen bot, sicherte sich von vornherein eine gewisse überlegene Exorbitanz durch das Geschick, mit dem er der Sphäre seiner ersten Tätigkeit, der Technologie, Ausdrucksmittel von unverbrauchter Drastik zu entziehen verstand. Heute noch überrascht seine Schreibweise durch die oft draufgängerische Kühnheit, mit der er abstrakte Dinge in die konkretesten Deutungsformen zu zwängen sucht, und man ist oft versucht, seine ungenierte Ausnutzung der Sprache eine Art Raubbau zu nennen, wenn man sieht, wie er völlig unsinnliche Begriffe in Vorstellungsformen von fast heikler Bildhaftigkeit hineinbezieht. Die Absicht, die ihn dabei leitet, einen landläufigen Ausdruck zu vermeiden, macht einem Streben Ehre, das über die Anstandspostulate einer soignierten und wählerischen Kultur nicht hinausgeht, sie wächst sich in keinem Falle zu der genialen Tendenz aus, in der Sprache ein kostbares Erbgut vor den Händen roher Verwüster zu schützen und am eigenen Teile durch Ökonomie und ein intuitives Erfassen ihrer ungeschriebenen Gesetze dahin zu wirken, daß das diffizilste Mittel des Geistes rein, stark und geschmeidig erhalten bleibe. Meier-Graefes Sorge konzentriert sich durchaus auf die mehr oder weniger äußere Form der Mitteilung, deren Zweck mit dem momentanen Effekt des sensationellen Pamphletisten oder des diskreten und amüsanten Causeurs erschöpft wird. Diese Form kaptiviert freilich über den Moment hinaus und verliert in der Wiederholung nur wenig an Suggestivität, denn sie wird von einem wahrhaft superioren Talente geschaffen und gaukelt über die Bogen einer außerordentlich spannkräftigen Elastizität leicht, eilig und mit beklemmender Sicherheit dahin. Aber der Kenner, der sich nicht blenden läßt, durchschaut die vielfach laxe und eilfertige Gliederung des Organismus; er begreift, daß der suggestive Reiz der bedenklich unbedenklichen Kombination der extremsten und kaum noch zulässigen Möglichkeiten verdankt wird, daß hier mehr Kunstfertigkeit als Kunst, mehr Jongleureleganz als Stil Wirkung macht, und er bedauert den Mangel jener wahrhaften Sprachmeisterschaft, die der Sprache gibt, indem sie ihr nimmt, die die Kombinationsmöglichkeit der Vorstellungsformen nicht auf die Spitze treibt, sondern die lückenlose Anschauungsfähigkeit als Grenze bestimmt, innerhalb deren der Ausdruck zu ergänzen und zu bereichern ist. Es sei gestattet, an einigen Beispielen Kritik und Entwicklung des Schriftstellers Meier-Graefe deutlicher zu machen. Anfang der 90er Jahre schreibt er in einer Broschüre über Edvard Munch: „Ein ungeheurer Wille kam auf die Welt. Er sah sich an, was da war, und fand, daß die Malerei die Form wäre, die ihn am wenigsten drücken würde. Er nahm sie, weil er schließlich doch nicht nackt herumlaufen konnte, und zog sie an, so gut es ging. Die

alten morschen Nähte platzten an allen Ecken und Enden, überall sah das Blanke hervor. Er scherte sich den Teufel darum, er war nicht eitel und Kälte gab's für ihn nicht. Er nahm das alte Gewand und dehnte es aus zu einem ungeheuren Organ, das ebenso dichten sollte wie malen und ebenso tönen, wie sich's dem Auge bot. Das ging schon; er war der Mann, es zu können; aber freilich, das, was früher war, schrumpfte unter den mächtigen Fäusten zu einer Karikatur zusammen, die komisch wirkte, wenn man sie über die Stuhllehne legte und mit Augen betrachtete, die sich an Bildern gebildet . . ."

Es ist nicht nötig zu unterstreichen. Das Gewand, das ein Organ ist, das ebenso tönen und malen wie dichten soll, dann zu einer Karikatur zusammenschrumpft und über die Stuhllehne gelegt wird, ist ein kaum schüchternes Zeugnis für die Unbedenklichkeit, mit der Meier-Graefe im Bilderschatz der Sprache aufräumt. Ihn treibt nicht die Absicht, geistige Motionen zu konkretisieren, Dinge abstrakter und unsinnlicher Art durch die Beziehung zu Analogieen aus der sinnlichen Vorstellungswelt kräftig, plastisch und dennoch eindeutig und unverrückt zu geben; ihm liegt auch nicht daran, in das Gewebe der Sprache Bilder einzustreuen, die durch die Klarheit und den ungebrochenen Fluß der Konturen ungeachtet dessen, was sie ausdrücken, aus sich selbst eine künstlerische Freude wecken: sondern er befriedigt mit der dicken Handgreiflichkeit des Vortrags eine Lust am Bluff, an der Herausforderung der philiströsen Instinkte, die an der seichtesten Trivialität Genüge finden, wenn sie nur ihr korrektes Schema respektiert. Diese unzünftlerische Gesinnung ehrt jeden, der ihr nicht nur den Haß gegen die Entwertung, sondern auch die Leidenschaft zur Neuschöpfung abgebrauchter Intensitäten zu entnehmen weiß. Dazu gehört freilich Demut, Selbstlosigkeit im Verzicht auf momentan hinreißende Effekte; gehört ferner eine zarte und biegsame Kultur der Einfühlung in die diskrete und schimmernde Sinnlichkeit der Worte, die aus dem unermeßlichen Vorrat von Kombinationen einige wenige wesensgemäße für sich fordert, um ihre Farbe rein und lebendig in das Gewebe der Sprache zu wirken. Wenn jene ersten Tugenden dem ruhiger gewordenen Temperament Meier-Graefes heute nicht mehr unerreichbar scheinen, diese letzte wird ihm ewig fremd bleiben, denn sie bedingt eine von Grund aus geänderte Konstitution. Die rapide Willkür, mit der Meier-Graefe in dem zitierten Beispiel das Bild des Gewandes in den brodelnden Strudel seiner Ausdruckswut hineinreißt, ohne Rücksicht, ob sich eine illusionsfördernde Beziehung zwischen ihm und dem zu veranschaulichenden Abstraktum herstellen lasse; die Skrupellosigkeit, mit der er es an einem bestimmten Punkte der Hemmung losläßt und durch den abstrakten Begriff ersetzt, weil ihm die Analogie die adäquate verbale Ergänzung versagt; die naive Ungeniertheit, mit der er dann wieder zum alten Bilde zurück-

greift und, längst über jeder reellen Parallele, sozusagen in die Luft hinein durch allerlei drastische Details zu Tode hetzt, um als Resultat ein unentwirrbares Chaos aller Beziehungen, ein völlig illusionsloses Durcheinander konkreter Bildfragmente und abstrakter Deutungsformen zustande zu bringen: dieses, kurz gesagt, stilzerrüttende Draufgängertum läßt sich in versteckteren Formen bis in seine spätesten Bücher hinein verfolgen. Hier läßt sich das Undichterische seiner geistigen Wesenheit aufzeigen, der Mangel eines lyrischen Organs, das mit innerlicher Stillung in die Sprache hineinhorcht und die unendlich feinen Vibrationen erlauscht, die unter dem kundigen Griff rein und groß zu reinen und großen Harmonien anschwellen. Nicht, daß er gegen den Klang der Worte unempfindlich bleibt, sei damit ausgesprochen; es fehlt die intuitive Kraft, die aus dem Wort als aus einer lebendigen und selbständigen Einheit das schwebende Gebilde formt, das für die Sinne, für das Auge vornehmlich, zu greifbarem Leben erwacht.

Diese Negation, die scheinbar tadelt, wozu kein Mensch von Haus aus verpflichtet ist, soll nur dazu dienen, den Charakter des Meier-Graefeschen Stils genauer zu umreißen. Sie ist notwendig, weil andere berückende Qualitäten seines Vortrags den Anspruch wecken, der nach der tieferen Resonanz des Ausdrucks als einer letzten Vollkommenheit leider unbefriedigt verlangt. Bei einer Potenz geringeren Grades bliebe er zweifellos stumm. Die Einsicht, die Vorzug und Schwäche einer geistigen Äußerung wie jeder Realität als gegeneinander bedingte Elemente eines unteilbaren Ganzen begreift, entkleidet diesen Anspruch nicht seines natürlichen Rechtes; die Feststellung des negativen Elementes, die er bewirkt, bezeichnet exakt die Form des positiven und erleichtert die Aufgabe des Darstellenden, der innerhalb der linearen Fixierung nur noch der akzentuierenden Striche bedarf. Der Mangel des Dichterischen ist hier die notwendige Aussparung eines Talents, das sich um die Wirkungstendenz des Rhetors und Pamphletisten rund zusammenschließt, eines Rhetors freilich gallischer Struktur, dessen eminent schriftstellerischer Takt mit der tauben Gebärde deutscher Phraseure nur den Namen gemein hat. Diese Tendenz zielt auf eine Prosa von ausgeprägter Rhythmik, die an der Sensualität der Dinge sich eifrig befruchtet und in diesem ununterbrochenen Kontakt warmblütige Formen gewinnt. Sie erfordert eine spielerische Handhabung des Terminus, eine delikate Gewandtheit der Andeutung, die mit einem einzigen Typ ein System exakter Beziehungen aufdeckt. Sie schafft eine Organisation, die alles Überflüssige vermeidet, hohle Klangwirkungen verschmäht und mit straffer Disziplin für die Solidität des Materials sorgt. Meier-Graefe gibt in der Entwicklungsgeschichte, im Fall Böcklin massenhaft Beispiele dieser kräftigen und gesunden Tendenz. Er verbindet mit dem Takt für einen behenden, selten entgleisenden Rhythmus eine grandiose

Wortfülle, die seiner Äußerung stets eine verführerische Überlegenheit sichert. Er weiß zu befeuern und hinzureißen und immer fabelhaft gut zu unterhalten; denn er ist ein energischer Kopf, der nach Vertiefung strebt und jede Materie, die er anfaßt, nicht losläßt, es sei denn, daß sie ihm ihre letzten Geheimnisse enthüllt hat. Er hat oft in einzelnen Aperçus eine Plastizität der Schilderung, eine belebende Kraft der Anschauung, die am ehesten geeignet ist, die innere Undeutlichkeit des übrigen Gewebes vergessen zu machen. Er kriecht oft gleichsam in die Dinge hinein und öffnet sie von innen aus, und er verfügt oft über ein Wort, das mit einem Zauberschlage den Dingen die Maske abreißt und ihr zuckendes Leben sichtbar macht. Sein Talent zur Causerie ist ein Reflex der gleichen Anlage, die von der Laune einer glücklichen Stunde nur einen sprühenderen Schimmer empfängt. Sie verträgt kraft seines Temperamentes und der stupenden Energie, mit der er seine Stoffe bearbeitet, einen starken Stich ins Jargonhafte, ja die gewisse Lässigkeit des Sagens erhöht den Glanz der Gedanken, die aus dem Verborgensten der Dinge geholt, nicht ohne Anstrengung die Bewußtseinsschwelle haben passieren können; aber mitunter vermeidet sie nicht die Schnoddrigkeit, und dann verdunkelt sich das Prestige selbst der lautersten Idee. Eine seiner schönsten Causerieen will ich hierher setzen, er schreibt sie als Einleitung zu einem Essay über Konstantin Guys:*)
„Man war vor fünfzig Jahren ungemein lustig in Paris. Abends glänzten die Säle in den Tuilerieen von Licht, Uniformen und nackten Schultern. In der Rue Rivoli standen des Nachmittags dicht gedrängt die Neugierigen, um die schlanken Kaleschen nach den Bois hinausfahren zu sehen, in denen die Damen mit der vielen Seide und den hochfrisierten Köpfchen lagen, die Gesichter hinter winzigen Spitzenschirmchen, die sich oben umbiegen ließen, nach der englischen Mode. Wenig Droschken, fabelhafte Läden, überall geputzte Menschen. Unter den Kolonnaden ging es zierlich zu. Die Leute rannten nicht, die Herren balancierten gelassen in sehr engen Hosen sehr hohe Zylinder. Es war die Zeit der kleinen behaglichen Restaurants mit den berühmten Köchen. Es gab noch keinen Duval und auf dem ganzen Boulevard kein einziges Münchener Bier-Café. ‚Ja damals,‘ — seufzen die bekannten alten Leute — man lebte — oui alors.“

„Man lebt wohl auch heute noch. Wenigstens bleibt uns Spätgeborenen keine andere Annahme übrig. Ja, und das Leben scheint uns hier auch heut noch so unverdient beglückend, jeder Tag ein neues Gnadengeschenk, daß wir den bekannten Alten ganz vergnügt zunicken! Schon gut, wir leben auch noch. Ob weniger ergiebig, wollen wir dahingestellt lassen. — Sicher ganz anders. Damals lebte Paris durch

*) Kunst und Künstler, Februarheft 1905.

die Leute. Man bildete noch an der Tradition der Metropole, bereicherte die Annalen mit ungeheuerlichen Streichen und gab immer noch mehr Geld aus als der andere. Wir sind faul, indolent, geizig, will sagen fleißig, intelligent, generös geworden; lassen Paris für uns leben, stehen wie brave Philister davor mit großen Augen, geben möglichst wenig Geld aus und machen möglichst wenig dumme Streiche, um recht viel davon zu haben, um ewig hier zu bleiben, um nie wieder in die Provinz zu Mama zu müssen. Deshalb arbeiten wir, mehr als daheim, mehr als irgendwo in der Welt. Deshalb sind wir viel moralischer als in der Provinz, bourgeoiser als irgend ein Spießer im Kieferstädtl, vortreffliche Zeitgenossen. Wir können den Zauber nicht mehr weiter bauen, haben nicht mehr das Toupet der Alten dazu, selbst wenn wir das Geld und das Rückenmark übrig hätten, wir regieren und lassen uns regieren wie vernünftige Menschen. Damals lebte Paris durch die Menschen, heute leben sie durch Paris; größere Schmarotzer, als es je gegeben hat, Schlemmer im Geiste. Treuer geliebt wurde Paris nie. So mag Rom kurz vor dem Krach angebetet worden sein. Die vor fünfzig Jahren scherten sich den Teufel darum, sie liebten die Weiber, Pferde, Brillanten. Die Goncourts waren die ersten Amants der Stadt; sie fingen an, Erinnerungszeichen an die Geliebte zu sammeln. Flaubert und seine Leute schilderten die Leidenschaft zu dem Boulevard. Fremde kommen, wie früher nach Rom, auf acht Tage hierher und bleiben ihr Leben lang hängen. Wenn die wahre Liebe wirklich erst kurz vor dem Ende ausbricht, könnte man für Paris fürchten. — — —"

So, in diesem Ton, tollt die prickelnde Kaprice weiter, durch den ganzen Essay. Stofflichkeit gibt es nicht. Langeweile ist Verbrechen. Alles, was schwer sein könnte, Ressentiment und Gedanke, Kulturhistorie und Ästhetik, Tatsächliches und Fingiertes, das irgendwie zur Bereicherung unseres Wissens und Intellektes, zur Speisung unseres geistigen Aufnahmeapparates dienen könnte, flirrt auf in diesem rapiden Tempo, das durch ein Minimum von Reibung das Gleichmaß seiner Schwingung erhält, gaukelt um uns und flattert graziös in die Ferne; zurück bleibt nur das lustvolle Nachbeben eines Rhythmus und eine farbige Erregung der Sinne, und ein unendlich flüchtiges Aufhuschen erstorbener Realitäten dort, wo die Schwingungsebenen von Rhythmus und Farbe sich schneiden. In dieser Art der Causerie verbirgt sich sehr viel Anstand, die Noblesse eines Instinktes, der mit gewissen sublimen Dingen in zu naher Berührung lebt, um nach außen hin nicht eines Schutzes für das feine Frösteln der Epidermis zu bedürfen; die Lässigkeit, die von allen Gefühlsreaktionen nur das Lächeln herauskehrt, ja selbst die Schnoddrigkeit, die sie verulkt, ist oft nur ein Ausdruck der tiefen Not, die vor der Profanation der delikatesten Seelenwerte zittert. Das Kriterium mißgünstiger Zeitgenossen, das

Meier-Graefes Causeurtalent übereifrig betont, um seine Gediegenheit zu verdächtigen, entspringt einer Anschauung, der diese Art psychischer Hemmung, wenn man sie ihr deutlich machte, als die gänzlich lächerliche Marotte einer überheblichen Snobskultur erscheinen würde; sie deckt sich mit jener deutschen Oberlehrerpedanterie, die über den Wert einer Leistung nach dem Maß von Plage urteilt, die sie verursacht hat, und die eine gewisse bleierne Langweile als das untrüglichste Kennzeichen kerniger und grundtiefer Bedeutsamkeit verehrt. Man muß sich doch wohl zu der banalen Erörterung verstehen, daß die Leichtigkeit des Tones nichts mit Leichtsinn zu tun hat, daß die Entmaterialisierung des Stoffes nur durch das zäheste hartnäckigste Durchkneten möglich wird und daß ein Martyrium von Arbeit, ein Martyrium freilich voll der erlauchtesten Gnaden, sich der Schönheit einer einzigen Geste zum Opfer bringt. Unsere Gemüts- und gelehrten Schriftsteller wissen von der Entwicklungsgeschichte sehr viel Rühmenswertes zu berichten, der Geist dieses Buches, seine entzückende Lesbarkeit scheint ihnen über alle Maßen schön; sie sagen dies mit dem bekannten Brustton, der jede eingehendere Diskussion überflüssig macht, und sind beinahe stolz auf ihre Redlichkeit, die so hohe Qualitäten ohne Gegendienst zugibt. Aber ich vermag mir aus ihrer Anerkennung nie jenen jesuitischen Vorbehalt fortzudenken, der den gern konzedierten Geist für etwas verdammt Unpositives hält, und ich vermute, daß sie den Charme des Drum und Dran um so dankbarer loben, je mehr er ihnen Gelegenheit gibt, von dem tieferen und ernsteren Kern des Buches zu schweigen. Ihnen ist es um das Kulturelle jeder ästhetischen Angelegenheit ebensowenig zu tun, wie um das Schriftstellerische; sie begreifen die Tatsachenmitteilung, die ihnen fachgemäße Perspektiven öffnet, und überlassen sich im übrigen den Sentiments einer gänzlich bedürfnislosen Mittelmäßigkeit, die der Kunst wie einer Art selbstverständlichen Hausschmucks einen Ehrenplatz in der Glasservante der guten Stube zuweist, um an festlich gestimmten Tagen den Mut der sonoren Phrase an ihr zu kühlen. Eine zuchtvolle Ästhetik, die über die schöpferischen Kulturwerte deutlich zum eigenen Heile und zur Veredlung der Rasse orientiert, ist nichts als ein natürliches Korrelat der Disziplin, die der Schriftsteller an sich selbst übt. Er findet an seiner eigenen Erziehung den Weg, der in das Geheimnis alles Kunstwerdens führt, und vermag, weil er von innen aus die Entstehung der Wirkung verfolgt, über Tugend und Untugend der endgiltigen Form ohne Schwanken zu urteilen. Die Illustration dieser Gedanken mag man in Meier-Graefes Büchern selbst suchen; sie läßt sich unschwer finden, sie liegt auf Hunderten von Seiten offen zutage. Mir sei gestattet, um diesen Abschnitt der Sprachkritik zu schließen, eine Probe der zartesten Diskretion mitzuteilen, als ein Zeugnis des großen Ernstes, mit dem Meier-Graefe sein schriftstellerisches Temperament emporzuläutern

weiß; sie wird, ohne es zu wollen, auch seine nach außen greifende ästhetische Orientierung legitimieren, denn sie enthüllt eine Tugend, die über die Anstandsreserven des Weltmannes hinaus in eine Wesenssphäre hinausdeutet, aus der aller Kunst der Zauber adliger Entrücktheit geboren wird. Sie findet sich am Schlusse seines letzten Buches „Der junge Menzel":*)

„Wenn es besser gekommen wäre, so wie es mit einem starken Menschen in guter Luft kommen mußte, wäre der Schluß dieses langen Lebens vermutlich anders ausgefallen. Der Menzel der vaterländischen Historie und des Berliner Genrebildes bekam einen Adler, einen feinen Titel und ein Begräbnis erster Klasse. Es lockt uns, einen andern zu träumen; den Menzel, für den ein paar hier oft genannte Werke die ersten Etappen waren. Dieses andere Lebenswerk bedurfte keines ganzen Museums, um die Fülle der Dinge zu bergen, und trotzdem fehlte vielleicht beim Tod der Raum in der staatlichen Anstalt. Auch die Zeremonie behalf sich mit weniger Prunk. Die Herren im Frack, die bunten Talare, die Schießgewehre und Pickelhauben blieben zu Hause. Denn dieser andere konnte das Kunststück fertig bringen, neunzig Jahre alt und nicht beliebt zu werden. Sein Begräbnis war dürftig. In einer kleinen Straße, sehr weit von den Linden, holperte der Wagen mit dem winzigen Sarg über das Pflaster. Gerade ging der Markt zu Ende. Keine der Gemüsefrauen sah von ihrer Kundin weg, und die Kutscher der Rollwagen drängten sich an dem Zug vorbei und machten einen Höllenlärm auf dem Pflaster. Nichts unterschied den Leichenwagen von der Totenequipage eines besseren Arbeiters. Dahinter gingen ein paar junge Menschen, kaum trauermäßig gekleidet und ohne Zylinder. Auch ihr ganzes Benehmen war im Grunde der Gelegenheit wenig angepaßt. Sie marschierten paarweise, wie es sich gehört, aber sprachen dabei eifrig, zuweilen sogar, wenn der Lärm der Straße zunahm, überlaut. Es ging in einem fort um den Mann in dem kleinen Sarge. Dies und jenes kam zu Worte. Aus seiner Kunst und aus seinem Leben. Was jedem gerade einfiel, worüber sie sich geärgert, gewundert, gefreut hatten. Dabei wurden sie schließlich so lebhaft, daß man hätte glauben können, es handle sich um einen Lebenden, nicht um einen Toten." —

So klingt ein Buch aus, in dem auf 300 Seiten eine schier unerschöpfliche Beredsamkeit, ein unerschöpflich quellendes Aufgebot von Gedanken und Theoremen ein relativ beschränktes Problem abgeleuchtet. Die Anstrengung scheint enorm, wert in einem letzten prunkenden Aufschwung die letzte Verführung zu wagen, Glanz und Glut zur Aureole ausgerungener Gedanken über die Kampfstätte zu gießen. Nichts dergleichen.

---

*) Leipzig im Inselverlag 1906.

Die Waffe, die focht, solange es zu fechten galt, senkt sich, ohne Parade, ohne Gruß, müde und weil es natürlich ist, nicht in die Luft zu hauen. Schlicht. Etwas Rührendes ist in der Selbstverständlichkeit dieser Gebärde. An Stelle des pathetischen Resumés ein Bild. Sehr einfach, nicht ohne Beziehung, mit einer diskreten Symbolik, die am Ende des Buches seinen feinsten Gedanken mit einer fast schamhaften Geste versteckt. Flaubert hätte sich dies angesehen und gesagt, daß dies gut ist.

III.

Meier-Graefe ist ein Genie der Aktivität. Er verfügt über eine Elastizität, die nicht mürbe zu kriegen ist und nach zwei, drei Büchern Jahresleistung kaum ein Nachlassen der Energie spürbar macht. Diese Kraft hat nun schon ein ungemein wechselvolles Leben von vier Lustren hinter sich, ein Leben, das aus Arbeit und Abenteuer wunderlich gemischt war und stets den ganzen Mann, das Maximum seiner genießenden oder tätigen Energie in Anspruch nahm, ohne ihn zu erschöpfen.*) Er ermüdet

*) Eine leichte Vorstellung von dem schwankenden Geschick dieses Lebens, zugleich eine oberflächliche Anschauung von den Elementen, die zum Wesentlichen seiner heutigen Existenz zusammenwirkten, möge diesen Daten entnommen werden: Er soll zuerst auf Wunsch des Vaters Technologe werden. Studiert in Zürich und Lüttich Naturwissenschaften und ein wenig Philosophie in München und Berlin. Über Kunst hört er nur bei Hermann Grimm in Berlin. Seine geringe Begabung für Mathematik und Mechanik machen ihm das technische Studium zur Pein, und er überwirft sich mit dem Vater, als er seine heimlichen Sonderbestrebungen nicht mehr zu verbergen vermag. Immerhin hat er ein Jahr praktisch in einer Maschinenfabrik gearbeitet. 1888 unternimmt er eine Reise nach dem Nordkap, deren Eindrücke seinem dichterischen Gestaltungstrieb den entscheidenden Anstoß geben. Er debütiert vier Jahre später mit einem Roman „Nach Norden", der im eben propagierten Stil naturalistischer Situationsschilderung von dieser Reise berichtet, sehr lebendig, mit einem famosen Charakterisierungstalent, freilich auch unter Benötigung einer von den Naturalisten damals verpönten „interessanten" Figur in der Mitte, die Huysmans Kulturmüdigkeit, Strindbergs Intellektualität, eine Spielart von Hedda Gablerhysterie und last not least eine Dosis echtester Romanpose zu einem außerordentlich schillernden Ganzen mischt. Die faulige Dämonie dieser Figur, mitunter sehr falsch und sehr peinlich, aber im Radikalismus ihrer Kulturnegation von einer grellen Phosphoreszenz, sichert ihm den Respekt der damals auftretenden romantisch-satanistischen Jugend, deren Führer Przybyszewski mit ihm befreundet wird. Der Maler Eduard Munch, ein anarchischer Instinkt gleicher Tendenz, dessen Kulturnegation sich damals bereits zur Nüchternheit eines deutlichen und hie und da schon zur Form treibenden Prinzipes durchgeklärt hat, sammelt die noch ziellos vagierende Schar. 93 schreiben Servaes, Pastor, Przybyszewski und Meier-Graefe eine Broschüre über ihn, deren schaumige Ekstase, unklar und komisch gespreizt, immerhin um einen deutlich gefühlten Kern Wellen wirft; mehr ein mühsamer Ausdruck einer poetischen Zeitstimmung als organisierte Ästhetik. Dann erfolgt die Gründung des „Pan". Meier-Graefe und Bierbaum redigieren die ersten drei Hefte, die nach meiner Ansicht die feinsten sind, die der Pan je herausgebracht hat, aber ein prinzipieller Zwist mit dem Aufsichtsrat der Genossenschaft „Pan" setzt ihrem Wirken ein schnelles Ziel.

nicht. Er hat eine fanatische Lust an der rapiden Bewegung, an einem gewissen Drunter und Drüber, wo jeder Griff etwas zu tun findet; je toller es hergeht, um so amüsanter; man muß sich regen, um sein Leben zu spüren, den frischen Blutschlag und das lustvolle Spiel der Muskeln.

Er stellt eine in Deutschland ganz einzige Kombination von geistigem Aristokratismus und praktischem Unternehmertum dar,*) deren Aktionsanstoß aus einem sehr positiven Idealismus stammt; daß alle seine Unternehmungen an der Naivetät dieses Idealismus scheiterten, sollte die Hetzstimmen der Geiferer beruhigen, die seiner Schriftstellerei unfaire Motive unterzuschieben bemüht sind. Er ist alles andere als ein raffinierter Opportunitätsmakler, alles andere als ein geriebener Geschäftsroutinier. Sein Temperament bewahrt ihn vor keiner Torheit, im Sinne feiger Vorteilsmoral gesprochen, und er befindet sich in alledem, was er tut, in jenem lutherischen Notstand, der sich so und nicht ein Tüpfelchen anders zu helfen vermag. Seine Art hat gewiß etwas Sensationelles; dennoch, was ich an dem Stil seiner Jugend deutlich zu

---

Der Anlaß ist der energische Versuch Meier-Graefes, eine Lithographie Toulouse-Lautrecs der Antipathie des Aufsichtsrats zum Trotz im „Pan" zu publizieren; er verficht damals schon die Erkenntnis, daß der deutschen Kunst nur durch die französische Lehre geholfen werden könne. Die Lithographie wird in der Tat gebracht, aber Meier-Graefe muß gehen. Er verläßt noch im selben Jahre Deutschland und läßt sich völlig mittellos in Paris nieder; er lebt von Aufsätzen in kleinen Zeitschriften. Dann gründet er mit dem Verleger Bruckmann die Zeitschrift „Dekorative Kunst", später 98 die französische „L'art décoratif", die beide heute noch bestehen. Kurze Zeit assoziiert er sich mit Henry van de Velde in Brüssel behufs praktischer Propaganda der kunstgewerblichen Ideen van de Veldes; aber das Unternehmen scheitert an der Mittellosigkeit beider. Als dann 1898 Meier-Graefe durch den Tod seines Vaters ein beträchtliches Vermögen erbt, nimmt er sofort die Propaganda wieder auf und gründet die Maison moderne in Paris, ein Haus für maschinelle Fabrikation kunstgewerblicher Gegenstände, mit eigenen Verkaufsräumen, von der Art der Vereinigten Werkstätten in München. Das Geld, das er in das Unternehmen steckt, wirft ihm nichts als die dürre Erkenntnis ab, daß eine Spekulation auf den Geschmack der Leute ein Leichtsinn von phantastischen Dimensionen ist; er zieht sich nach fünfjähriger Fabrikantentätigkeit von der Leitung der Maison moderne zurück, die ihre Existenz dank einer radikalen Bekehrung zum Kitsch noch weiterfristet, und lebt jetzt in Berlin. Das letzte Unternehmen, an dem er sich beteiligte, war die Jahrhundertausstellung, deren Organisation zum guten Teil seiner Initiative und seiner energischen Mitarbeit zu danken ist.

*) Diese Kombination findet ihre psychologische Motivierung wohl in seiner Abstammung: sein Vater, zuerst Musiker, dann Mediziner, entwickelt sich nach Meier-Graefes eigenem Wort „zu einem der fabelhaften großen Techniker des modernen Deutschlands, einem der bedeutendsten, wenn nicht alleinigem Befruchter der schlesischen Großindustrie." Von ihm rührt wohl der rastlose Instinkt her, der im Suchen nach der stärksten Ausdrucksform der Persönlichkeit nach der unmittelbaren Betätigung im Leben greift. (Der Sohn hat übrigens in gerechter Dankbarkeit seine Züge in dem erwähnten Nordlandsroman festgehalten, in der Figur des Onkels, der hier eine ungemein sympathische Rolle spielt.) Mütterlicherseits gehört Meier-Graefe in die Familie des Augenarztes Graefe, die um ihrer vornehmen Gelehrtentugenden willen von ihm tief verehrt wird.

machen suchte, der grelle Bluff, ist nicht das Dokument eines unsauberen Skandalinstinktes, sondern die natürliche Eruption eines Menschen, der sonst an seiner Temperamentüberfülle ersticken müßte. Sein Wirkungsgelüst, das Exponieren der eigenen Persönlichkeit, ist ihm beinahe unbewußt, er hat ein sehr exaktes Gefühl für das, was alle bewegt oder bewegen sollte, und es scheint ihm undenkbar, daß man etwas anderes tun könnte als das, was durch das unmittelbare Interesse der Gesellschaft als notwendig gekennzeichnet wird. Wirken, wirken, sichtbar wirken! Die Existenz eines deutschen Dichters, der in irgend einem Krähwinkel kosmische Novellen schreibt, die an irgend einem andern Ende der Welt bei stillem Lampenschein ein lautloses Mädchengemüt rühren, erscheint ihm als gründlich unwesentlich. Kulturfragen aufrollen, brennende Dinge aufschüren, sich mitten in das Gewirr lebendigster Meinungen stellen und von da aus Direktiven gewinnen, den Grad des eigenen Kräfteaufwandes unmittelbar am Eindruck der nächsten Umgebung ablesen, wirbeln und umgerührtsein mitten im Wirbel, ohne zu straucheln: dieses macht ihm das Leben wert. Alles, was er gibt, sind Explosionen eines gespannten Ichs, Selbstbefreiungen, die aus der Not ihres expansiven Dranges ihre Resonanz und ihr Pathos gewinnen. Schon in seinem Erstlingswerk „Nach Norden"*) macht sich dieser energische Drang geltend, der durch ein unbeirrbares Sichbewußtmachen verwirrender Eindrücke eine Reinigung des Organismus vollzieht; eine Sensibilität, die dem Zauber alles Unbanalen und Außerordentlichen verhängnisvoll unterworfen ist, paralysiert die kompliziertesten Störungen durch die Stärke eines Selbstbewußtseins, das alles Fremdartige der eigenen Art gemäß organisch zu wandeln oder radikal auszuscheiden weiß. Dieser Ichroman ist hinter allen realistischen Details nichts als das nackte explosive Aufkochen eines Kulturgeistes, der ein welt- und kulturfeindliches Prinzip trotz des berückenden Gleißens eines exaltierten Raffinements in seiner grinsenden Dürre zu entlarven sucht. Ein glühender Atem geht durch die letzten Teile dieses Buches; eine Gier, die vor Anstrengung keucht, den Einfluß eines unendlich qualvollen Zaubers durch den Zwang zur bewußten Analyse zu sterilisieren. Umgekehrt ist die Konstellation in seinen nächsten Romanen „Der Prinz" und „Fürst Lichtenarm"; hier schafft sich die Analyse selbst einen Zauber, der mit einer genießlerischen Koketterie in seiner ganzen schleimig-süßen Seltsamkeit ausgekostet wird. Przybyszewski ist hier wirkend geworden,

*) „Nach Norden" wie die beiden andern noch zu erwähnenden Romane „Der Prinz" und „Fürst Lichtenarm", Fragmente einer geplanten Romanserie, die das Liebesleben im 19. Jahrhundert schildern sollte, erschienen bei Schuster & Löffler, Berlin, 1897. „Nach Norden", ebenso wie die Broschüre über Munch kam zuerst bei S. Fischer heraus 1893, ging später in den andern Verlag über.

seine Rauschekstase und seine fliegende Reflexion; die Solidität des Organismus lockert sich hier fühlbar, ein verfälschendes und zersetzendes Gift setzt sich zwischen den Rissen fest, das die feste Struktur der Gliederung zu einer molluskenhaften Weichheit zerfrißt, an Stelle der früheren Geradheit, die mit aufrührerischer Zähigkeit Hülle um Hülle von dem verschleierten Bild der Wahrheit reißt, tritt eine unklare Genialitätsspielerei, die mit den simpelsten Dingen ein ungeheuer geschwollenes Theater aufführt, ein raffiniertes Verdunkelungssystem, das mit Bewußtsein Dunst verbreitet, eine gedankenlose Snobswillkür, die die gefürchtete Trivialität vermeidet, indem sie ihr Maß in vage Unendlichkeitsperspektiven zerrt. Die Qualitäten dieser beiden Romane sind einzig realistische Details, deren überzeugende Schärfe, im Gegensatz zum breiten Naturalismus des Reiseromans, durch eine straffe Konzentration auf zwei, drei wesentliche Nuancen erreicht wird. Die Konsolidierung der geistigen Struktur rückvollzieht (darf man sagen) das wachsende Interesse an der bildenden Kunst, eine immer exakter sich organisierende Ästhetik. Seine glänzende Fähigkeit, von gewissen Realitäten mit knappen Strichen ein durchaus deutliches Bild zu entwerfen, hilft ihm an der Kunstschöpfung die zur Wirkung drängenden Elemente ohne Umschweif zu erfassen, und der stete Zwang an konzentrierten Objekten nur die Tiefe zu ermessen, aus der sie resonnieren, reduziert seine Geste auf immer einfachere Bewegungen. In zahllosen Aufsätzen*) ist das allmähliche Zusammensinken der Geschwollenheit aus der Przybyszewski-Epoche zu konstatieren, ein langsames Deutlichwerden der ursprünglichen, nur schärfer entwickelten Formen. Die „Entwickelungsgeschichte"**) bezeichnet den Punkt, wo die Reinigung endgültig vollbracht ist, wo kein fremder Ton die Aussprache eines am Reichtum des Materials erstarkten Geistes stört. Dieses Buch ist ein Enthusiasmus; „nicht so sehr das Zeugnis einer Beschäftigung," schrieb vor zwei Jahren ein Begeisterter, „nicht das fixierte Resultat einer Anzahl bewußter Gehirnbewegungen, sondern wie es vor uns steht, kräftig und scharf bewegt, herausgewühlt von einem hingerissenen Temperament, daß man mitunter den Hauch zu spüren meint, der das Wort entläßt, und die Handbewegung fühlt, die das Wort rundet, ist es ein Füllhorn blutvollster Lebensextrakte, ist es das heiße zuckende Gewebe eines Schicksals, entäußert von einem Geist, der nicht weniger heiß wie die Materie im Leben, in der Kunst seiner kreisenden pulsenden Vitalität inne ward. Von den Fragmenten einer Lebensdichtung dürfte man sprechen und dabei ohne pathetische Pein-

---

*) Sie sind hauptsächlich in den Jahrgängen der „Zukunft", der „Insel" und z. T. auch in der verflossenen Wiener Wochenschrift „Die Zeit" vergraben.

**) Die Entwickelungsgeschichte der modernen Malerei, 3 Bände, bei Hoffmann, Stuttgart 1904.

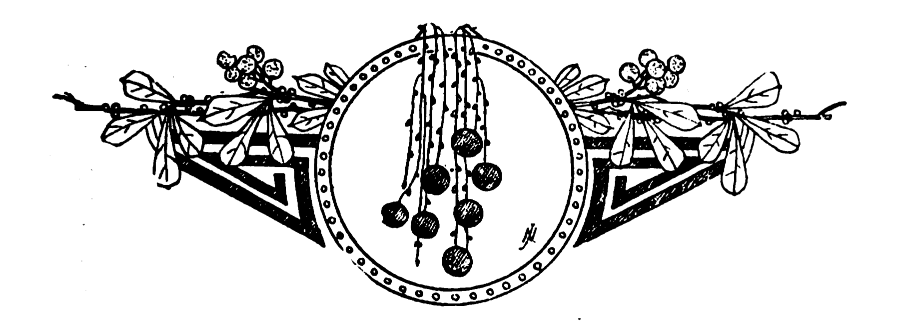
lichkeit das Wort anrühren, das mit einem dunklen Seitenblick fernher vorübergrüßt: ist doch nach Goethe der Name Faust das deutlichste Symbol jedweder Lebenserschließung, um wie viel mehr dieser, durch die so oft Mephistos brüske und spöttische Skepsis tönt." — Durch das Buch strömt das Glück eines ganz aus Kraft geborenen Optimismus; es rechtfertigt den Glauben an eine Kultur, die so reich ist, daß ihre verrücktesten Zwitter noch von dem Strahl einer erlauchten Schönheit geadelt werden. Ein ordnender Instinkt mit einem höchst differenzierten Takt für die entscheidenden Werte sammelt die Energieen dieser Kulturschöne, die vollendeten und die noch treibenden, und indem er sich an der Göttlichkeit dieser der gemeinen Wohlfahrt entrückten Mächte erhöht, verklärt er sich in der Reinheit einer Tendenz, die durch das Freilegen des Kulturgrundes das Gedeihen einer höheren Gesittung fördert. Aus dieser Richtung sind Meier-Graefes sämtliche Bücher zu würdigen; der Fall Böcklin, Corot-Courbet*) und der junge Menzel. Alle werden von diesem hohen Streben getragen, das nach den Menschen als nach den Trägern gemeinsamer Züge verlangt, das an ihrer Erhöhung die eigene um so genußvoller begreift und das Drang und Gelegenheit, sich mitzuteilen und im Edelsten schenkende Tugend zu üben, nicht missen könnte, ohne dem Dasein den Zweck und mit dem Zweck den Halt zu nehmen.

Und hier berühren wir wieder den gravitierenden Unterschied, durch den sich das jüngere Geschlecht der Schriftsteller gegen die Generation, der Meier-Graefe angehört, distanziert und kritisch gestimmt fühlt. Dieses Geschlecht muß ohne die Schwungkraft eines edlen Optimismus durchs Leben gehen; es hat nicht Vertrauen zu sich und keins zu den andern und entbehrt jeder Beziehung zu den großen Zwecken, die bei geschickter Beleuchtung die Notwendigkeit einer Existenz begreiflich machen. Sie halten sich für gründlich überflüssig in der Welt, schreiben, um zu schreiben, weil dies ein Spiel ist, an dem niemand teilnimmt, das niemandem nützt und von niemandem vermißt wird, und freuen sich dieses Unbeobachtetseins wie Kinder, denen die Freiheit von jeder Pose den ganzen nachdrücklichen Ernst ihrer jungen Jahre zum Spiel wiedergibt. Und plötzlich erscheint ihnen dieses Spiel nicht mehr müßig, seine Bedeutungslosigkeit für andere legt ihnen den Zwang auf, die Beschäftigung durch ein Maximum differenzierender Kräfte zu rechtfertigen. Das Schreiben, den andern ein Mittel, wird ihnen zum Zweck, und berauben sie sich kühl und bewußt des sichtbaren Wirkens: sie erobern sich eine Kompetenz des geschriebenen Wortes, an deren ehernem Wissen jeder Mangel, jede verfälschende Unsolidität zurückprallt. Schriftsteller aus dem einzigen

---

*) Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten, ebenda 1905; Corot-Courbet, eine Ergänzung zur Entwickelungsgeschichte, im Inselverlag 1906.

Zweck und der radikalsten Bedingung ihrer Konstitution, betrachten sie mit einer Art schweigsamer Blague die persuadierende Geste der Älteren, die es nicht lassen können, sich und das Gewimmel zu einem höheren Ganzen vermischen zu wollen. Sie stehen nicht ohne tieferen Anteil und mit einem Gefühl schmerzlicher Leere dort, wo das Zielbewußtsein und die nach außen greifende Tatkraft die Läuterung des Mittels nicht hat verkümmern lassen; aber sie ziehen sich ärgerlich auf sich selbst zurück, wenn das immer Gefürchtete und Unvermeidliche eintritt: daß über dem kurzsichtigen Eifer der Erkenntnismitteilung der lautere Dienst der Sprache als des diffizilsten Kunstelementes in bedenkenloser Barbarei zugrunde geht.





Über Kriegs- und Soldatenpoesie.

Von

W. Stavenhagen.

— Berlin. —

Der Soldat, der Vertreter des mächtigsten Realismus, und die Poesie, die seine Taten besingt und idealisiert, Leier und Schwert, gehören seit Urzeiten zusammen! Wie der Krieger dem Sänger den glücklichsten Stoff liefert, so dankt dieser es dem Helden dadurch, daß er ihm Nachruhm verschafft und die Flamme der Begeisterung dauernd schürt. Die Schlachten, auf die unser Volk stolz ist, wären nie geschlagen worden, wenn nicht unsere Dichter die nationalen Instinkte wachgehalten und über die Zeiten der Kriegsmüdigkeit oder gar des Verfalls hinausgerettet hätten, durch Lieder, die zu der Seele des Volks, des Soldaten und Seemanns besonders, gesprochen, ihnen die Taten der Vorfahren gerühmt und so in ihren Herzen neues Heldentum erweckt hätten. Daher ist der Kriegs- und Soldatenpoesie auch seit alters ein hoher Wert im nationalen Leben eines Volks zuzumessen. „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts," sagt der tiefsinnige Hamann treffend. Jeder Laut war ein Gesang, ein Lied, fast jeder Mensch einst ein Dichter! Es war die glückliche Zeit, wo die Erde und ihre Bewohner durchwogt waren von einem Meer von Poesie! Und diese Kunst war Lyrik und mir nicht unwahrscheinlich zunächst Kriegspoesie im weitesten Sinne! Der erste Kampf entspann sich sicher um Nahrung und um das Weib, nicht aber aus Lust am Morden. Der Hunger und die Liebe regierten von je das Weltgetriebe. Die Erhaltung des Ichs und die der Art sind die beiden zunächst recht prosaischen Grundtriebe des Menschen. Finden beide Befriedigung, so erweckt das Lust, und die äußert sich in lebens- und sinnlichkeitsfroher Lyrik. Aber noch ehe die volle Sättigung eingetreten ist, noch während der

sanguinischen Augenblicke der Erwartung und dann während der Stillung des Bedürfnisses nach Hunger und nach Liebe mischt die Phantasie dem Unlustgefühl die oft empfundenen Gefühle der Lust unbewußt bei, beide ringen miteinander, bis im Augenblick der Vollendung und Erfüllung der lyrische Laut der Lust alle Unlustempfindung besiegt hat! So entstehen Sehnsuchtsstimmungen zunächst, denen poetischer Ausdruck verliehen wird, und die sich bis kurz vor der Erreichung des gewünschten Ziels zur höchsten Höhe steigern und die Lyrik am produktivsten machen, bis dann im gesättigten Zustand eine Art Gleichgültigkeit eintritt, die erst später wieder lyrischen Stimmungen in der Erinnerung an den Augenblick des Genusses weicht. Das Kraft- und Lebensgefühl ist dann gesteigert, es entsteht eine Trinkpoesie, der Liebeslyrik verbindet sich oft der Tanz — einst ein rein erotischer, wie er noch heute bei Naturvölkern vielfach zu finden ist, heute ein durch die Sitten verfeinerter. Diese Tänze aber waren sehr früh Kriegstänze, im vollen Schmuck der Waffen und begleitet von Kriegsliedern ausgeführt, in Erinnerung an kriegerische Tätigkeit und zur Erhaltung der Lust am Kampfe, auch zu Zeiten des Friedens. Denn es ist klar, daß die Befriedigung oft nur durch Beseitigung aller sich entgegenstellenden Hindernisse möglich war, das Weib mußte erobert, die Nahrung geraubt werden, und das führte den Menschen zum Kriege, der erst später als Selbstzweck Freude erregte und die Grundursache verwischte. So waren rohe, lärmende, kriegerische Naturlaute, die sich allmählich zur einfachen sangbaren lyrischen Dichtung entwickelten, der Ursprung der Volks- wie der Kriegspoesie. Diese Naturlyrik in schlichter Form und naiver Tonart wurde ein Gemeingut des ganzen Stammes und Volkes, das dadurch stets seine Frische und Ursprünglichkeit bewahrte. Niemand kannte den ersten Verfasser, alle halfen mit, die überkommenen Melodien zu ergänzen und zu verbessern, zu verinnerlichen und zu veredeln. In dieser Poesie sprach sich das Vaterlands- und Heimatsgefühl, die Kriegssehnsucht und die Lust am Kampfe ebenso aus, wie auch die ersten Leitmotive des Krieges, Hunger, Durst und Weibessehnsucht, zum Ausdruck kamen. Am meisten blühten diese „Lieder“ natürlich bei dem gemütreichen deutschen Volke, nur sein Wortschatz kennt ja auch allein die Vokabel „Gemüt“, und das Wort „Lied“ zur Bezeichnung dieser, naturfrischen freudigen oder traurigen Augenblicksstimmungen Ausdruck gebenden Poesie ist sogar ins Französische' hinübergewandert. Als es noch keine Soldaten, also auch noch kein eigentliches Soldatenlied gab im engeren Sinne dieses Worts — denn das ist natürlich, ähnlich wie das Studentenlied, weit später, ja mit am spätesten von allen Volksliedern entstanden, — sondern nur freie unabhängige Krieger, waren doch der Trunk, besonders der Wein, und das Mädel der wesentliche Inhalt der meisten

Quartier- und Marschlieder. Schon die griechische Kriegsmuse feierte ja Mars und Venus als eng verknüpftes Paar. Aber auch die Schilderung des Kampfes selbst, der Not und Gefahr, die Anrufung des helfenden Gottes, die Freude des Siegers, die Klagen und der Racheschwur des Besiegten, das Lob des Führers, dann des Waffengefährten und treuen Kameraden, die Schmähung des Feiglings usw. spielten eine wichtige Rolle. Und aus dem Volks- wuchs allmählich das Kunstlied heraus, freilich das volkstümliche, sangbare Lied, in dem sich der Dichter zum Volke herabläßt und seinen Ton anschlägt. Und so geschah es auch mit dem Kriegslied, dessen wesentlicher Inhalt der blieb, den die alten Kunstdichter pflegten und von dem Uhland sagt, er handle: „Von Gottes Minne, von kühner Helden Mut, von lindem Liebessinne, von süßem Maienblut."

Das Schlacht- und Reiterlied, das Liebes- und Vaterlandslied, das geistliche und das weltliche Lied wurden Kunstlieder ernsten oder heiteren Inhalts mit volkstümlicher Weise und können als allgemeine Kriegs- und Soldatenpoesie bezeichnet werden. Als solche, schon in der Jugend gesungene, die der junge Soldat heute im Volke der Waffen bereits ins Heer mitbringt, können zum Beispiel: „Vater, ich rufe dich!", „Du Schwert an meiner Linken", „Die Fahnen wehen, frisch auf zur Schlacht", „Steh' ich in finstrer Mitternacht", „O Straßburg", „Nun weg mit Feder und Papier" und andere gelten. Zu ihnen kommen dann während der Dienstzeit die besonderen Lieder jeder Waffe, in der ihre Eigenart gepriesen und dem Stolz auf sie und ihre Tätigkeit Ausdruck verliehen wird. So entstanden die Infanterie-, Kavallerie-, Artillerie-, Pionier- und Trainlieder, wie die der Marine, ja die einzelnen Regimenter und Truppenteile haben wieder ihre besonderen Gesänge, ähnlich wie sie ihre eigenen Märsche blasen, oder auch — in den sogenannten „Kouleurliedern" — nur mit wenigen anderen derselben „Farbe" gemeinsam. Dann kommen schließlich die Reservisten und Landwehrleute, selbst der Landsturm mit besonderen Liedern. Alle aber sind durchweht von der Freude am Waffenhandwerk, rühmen die treue Hingabe an den Kriegsherrn, preisen die Vaterlandsliebe wie die strenge Pflichterfüllung und die selbstlose Kameradschaft, singen vom Schatz wie vom Ringen im ernsten Kampf und rühmen vor allem den schönen Soldatentod auf grüner Heide. Aber auch verwandte Gebiete werden hineingezogen, ist doch der Soldat ein Kind des Volks, empfindet und singt mit ihm, nicht nur für seinen König und die großen Männer, sondern fühlt sich auch als Gottesstreiter und Volksgenosse, als Mann und Reiter usw. Daher darf man zu den Soldatenliedern im weiteren Sinne des Worts sehr wohl auch rechnen manche Kirchenlieder, wie „Nun danket alle Gott", oder „Eine feste Burg ist unser Gott", oder Königslieder wie das alte Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser"

oder „Heil dir im Siegerkranz“; dann Freiheitslieder: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“ unseres Arndt; Manneswort preisende wie Körners: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“; nationale Heldenlieder wie das historische Volkslied: „Prinz Eugenius“ oder „Andreas Hofer“; Jägerlieder: „Mit dem Pfeil und Bogen“; Reiterlieder: „Wohl auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“, oder „Morgenrot, Morgenrot! Leuchtest mir zum frühen Tod,“; Liebeslieder: „Ännchen von Tharau“ von Simon Dach, oder das alte „Du, du liegst mir am Herzen“; Abschiedslieder: „Weh, daß wir scheiden müssen, laß dich noch einmal küssen“. Besonders aber das in Stunden der Gefahr entstandene Vaterlandslied, das von Poesie durchdrungene Volks- und Wehrkraft ausdrückt, ist recht eigentlich auch ein Soldatenlied! In ihm finden sich die „Imponderabilien“, die Armeen bedeuten, die Freudigkeit und Begeisterung für den Kampf erwecken. Dann wird der Krieg selbst zur Dichtung, die Muse kämpft im Stahlgewande in Reih und Glied mit! Schillers Freiheitslieder gegen Zwingherrschaft und für Menschenrechte halfen Napoleon besiegen, Rückerts geharnischte Sonette, Arndts Federfunken, Grillparzers: „In deinem Lager ist Österreich“, Straß': „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, die deutsche Abwehr-Marseillaise: „Die Wacht am Rhein“ u. a., das waren solche Lieder, die aber nur entstehen und wirken können, wenn es sich um Abwendung von Gefahr für die heiligsten Güter eines Volkes, um wahrhaft „heilige“ Kriege handelt. Und das ist ja das Erhebende an unseren deutschen Kriegen, daß sich mit dem Heldentum noch stets der vaterländisch-romantische Geist verband! Daß es wie ein Hymnus durch das ganze Volk ging, alle Dichter aufstanden und mitkämpften durch ihre dem Volke, dem Heere geweihten Kriegs- und Siegeslieder! Aber auch nur dann wird es auch künftig so geschehen, wenn es sich um den Schutz der nationalen Ehre und Selbständigkeit handelt, niemals bei einem frivol hervorgerufenen oder vom Zaune gebrochenen Kriege. Nur die Empörung über freche Freveltat und Sorge um die heiligsten Güter des Vaterlandes vermag jene Reinheit und Wahrheit der Empfindung in jedes Volkes Herz auszulösen, die für das echte Vaterlandslied eigentümlich sind und es zum Ausdruck der allgemeinen nationalen Stimmung machen. Dann folgt jeder Soldat, Christ und Jude, freudig der geliebten Fahne, die ihm den Weg zu Ruhm und Sieg weist. „Wie rauscht es in des Banners Falten, von Siegeshymnen, Ruhmeswalten, wie färbt der Traum von Heldentod des Jünglings Wange fiebrischrot!“ Daher gehören auch die entfalteten Fahnen in die Schlacht, sollen der Truppe voranwehen, und ihr ruhmvoll verteidigter Verlust darf keine Schande mehr sein!

Schauen wir uns nun ein wenig die Kriegspoesie bei den verschiedenen Völkern an!

Schon die alten Griechen hatten ihren Tyrtäos, den Sohn des Echembrotos aus Milet, der die Leier stimmte und mit seinen Schlachtgesängen — Elegien — im zweiten Messenischen Kriege die Spartaner zum Kampfe begeisterte, so daß er eine günstige Wendung nahm. Noch drei dieser Gesänge sind uns erhalten, daneben dichtete der Milesier Marsch- und Schlachtlieder (ἐμβατήρια) im anapästischen Versmaß voll kriegerischen Feuers, auch legte er in Ermunterungsliedern den Jünglingen die Pflicht und Ehre der Tapferkeit ans Herz. Simonides aus Keos (559—469 v. Chr.), noch mehr aber, als der bedeutendste griechische Lyriker wegen der Tiefe der Gedanken, der Majestät der Rhythmen und der Schönheit seiner Sprache, ist Pindar zu nennen (521—438 v. Chr.). Alles ist bei ihm groß und erhaben, wie er sich selbst ja mit dem hochfliegenden Aar vergleicht. Von diesem universellsten griechischen Dichter sind uns noch an 50 Siegesgesänge „Oden" erhalten, die zur Verherrlichung der Siege in den Nationalspielen und zur Belebung des kriegerischen Geistes in den heldenmütigen Kämpfen gegen die Perser dienten. Die Großartigkeit der Bilder sucht ihresgleichen, und die Wirkung war gewaltig, obwohl in dieser letzteren Hinsicht Aischylos, der den Kampf der spitzigen Lanze gegen die persische Bogensehne besingt, wie auch Simonides dem „dirkeischen Schwan" noch überlegen waren. Die Kriegslyrik war eine glänzende Seite der reichen und produktiven hellenischen Kultur. Dagegen stand die der Römer weit zurück, wenn auch manches Soldatenlied auf den Triumphator nicht übel ist und die Horazischen Oden nicht zu verachten sind. Aber Horaz, der Urheber jenes „**Dulce et decorum est pro patria mori**", dichtete doch mehr als Höfling denn als Krieger. „**Graecia capta ferrum cepit victorem et artes intulit Italiae**" — diese Lehre, daß ein politischer und kriegerischer Erfolg nicht auch schon eine Blüte der Kunst zu erzeugen vermag, sehen wir ja auch heute wieder bei uns bestätigt. Denn der Einfluß des großen Krieges 1870/71 ist für die Entwickelung der deutschen Soldatenpoesie wie der Lyrik, ja auch der bildenden Kunst verhältnismäßig gering gewesen, namentlich im Vergleich mit dem besiegten Frankreich. Einem „satten" Krieger geht eben viel eher der Trieb verloren, der den Besiegten unaufhörlich zu höchsten Leistungen stachelt, mindestens zu einer Lyrik der gemischten Empfindungen wie Wehmut, Resignation, selbst Sentimentalität anzuspornen vermag, oder gar der vollen Unlust, wie Schmerz, Gram, Trauer oder besser Wunsch nach Rache — Revanche!, die dem vielleicht schon lahmen Pegasus neue Flügelkraft verleihen. Bei den alten Hebräern stimmte Moses den ersten Siegesgesang nach dem Durchzug durch das Rote Meer an.

Doch wenden wir uns nunmehr zu den modernen Völkern. Im gefühlswarmen Italien sei zum Beispiel an Goffredo Marinellis Lieder während des Krieges 1859 erinnert. Die Portugiesen dürfen

sich auch auf diesem Gebiet ihres größten Lyrikers Luiz de Camoëns (1524—79) rühmen. Die mehr leichte und geistreiche Lyrik der Franzosen hat doch auch Lieder von so dämonischer Gewalt wie Roger de l'Isles Marseillaise aufzuweisen. Béranger war der große politische Sänger der Restauration, der das militärpolitische Lied zur Ode machte, zum Beispiel: „le vieux sergent“. Fast ebenso populär war Emile Debraux, der u. a. „la veuve du soldat“ dichtete. Auf Beckers Rheinlied antwortete Alfred de Musset mit seinem „Le Rhin allemand“. Dann sind Lamartine und Viktor Hugo zu nennen. 1870/71 gab es manches patriotische Lied, das von Haß und Hoffnungen erfüllt war, und auch zur Zeit des Boulangismus finden sich einige solcher Aufschreie, schon mehr chauvinistischer Art, so von Léon Xanrof, Salis, Jules Jouy usw. Aus älterer Zeit möge nur an die Lieder erinnert sein, die während der Regierung Ludwigs III. und Franz' I. dem Hasse gegen die Italiener, Schweizer und Engländer kräftigen Ausdruck geben, sowie namentlich an die Gesänge zur Zeit der Hugenottenkriege, wahre Fanfaren! Bei den slavischen Völkern sei auf die so kräftigen Klänge der hussitischen Kriegslieder der sonst mehr sanften und sentimentalen czechischen Lyrik zunächst hingewiesen. Luther soll sie für seine gewaltigen Kirchenlieder benutzt haben. Auch der Weisen von Tschaikowski, z. B. die Nationalhymne, Puschkin u. a. bei den Russen sei gedacht. Die Neugriechen haben ihre Ypsilanti, Sutsos, Christopulos. In Ungarn ist der bedeutendste nationale Lyriker Alexander Petöfi, dessen Schlachtlieder von 1848—49 die Jugend begeistert haben und vielfach übersetzt sind. Wenden wir uns endlich zu den Germanen! Aus der tiefen und ernsten englischen Lyrik mögen die alten Nationallieder gegen die eindringenden Franzosen erwähnt sein, namentlich die altenglische Volkspoesie aus der Zeit Wilhelms des Eroberers. Später ragt Lord Byron (1788—1824) hervor, der besonders die Hellenen in ihrem Freiheitskampf begeistert hat. Seine Romanze „The siege of Corinth“, seine „Ode to Napoleon“ sind beste Beispiele der Kunstpoesie. Die Schweizer erreichen zur Zeit der Burgunderkriege die Höhe ihrer Kriegslyrik, während in den Schwabenkriegen der Ton schon roher wird und später sich Schweizer und Landsknechte auch in Versen wüst bekämpfen. Und schließlich die Österreicher und die Deutschen, ein Brudervolk! Der furor teutonicus, d. h. die Wut, die Raserei, der Wahnsinn der Kampfeslust des Waldvolkes der alten Germanen war ihren Gegnern wohlbekannt. Todesfreudig, buchstäblich mit Lachen und Jauchzen, sprang ihr barbarischer „Ansturm“ auf den Feind. Unter Absingung ihres Schlachtgesanges drang ihr Keil zum Stoß dann heran, und dabei verstärkte er den Hall durch die vorgehaltenen Schilde. Tacitus, der uns das erzählt, berichtet in seinen Schriften auch, daß die römischen Legionen

in der Nacht bei den langen Brücken oder bei Vetera castra von Lagerfeuern ihrer siegessicheren Feinde her Lieder schallen hörten. Ihren Dichtungen lagen vielfach religiöse Motive zugrunde, der Herkules, von dem sie nach Tacitus „in proelia canunt“, mag Donar gewesen sein, vielleicht auch Ziu. Ebenso kamen die herrlichen Gestalten der Walhall-Göttinnen: Frigg, Freia, Nanna, Gerdha vor, die ebenso wie die Walküren Spiegelungen der hohen Auffassung vom Weibe sind. Kämpfen ja auch die Frauen, wenn das ganze Volk auf der Wanderschaft begriffen ist, wie zum Beispiel bei den Kimbern und Teutonen, mit und ermuntern den Mann, ähnlich wie zweitausend Jahre später die heldenmütigen Burenweiber. Bei den Germanen ist das Heer eben schon das Volk in Waffen, und das einzige Schauspiel, das sie kennen, auch bei allen Zusammenkünften wiederholen, ist der Schwertertanz: nackte Jünglinge tummeln sich freudig zu ihrer und der Zuschauer Lust, springen durch gezückte Klingen und Frameen (Wurf- und Stoßspeere). Bei allen Liedern wurde der Stabreim angewandt, auch bei denen zu Ehren geschichtlicher Helden oder den ihre festlichen Gelage und Schmausereien begleitenden Gesängen, die furchtbar über Berg und Tal und durch die Wälder hallten und die Römer oft mit Grausen erfüllten. Dazu begleiteten sie, nicht bloß im Kriege, mit der Schwegelpfeife (**sviglo**), Harfe und Horn, auf dem Marsch und in der Schlacht mit der Heerespauke. Kurz, es war bei Beginn der germanischen Geschichte ähnlich wie in der homerischen Zeit allergrößte Lust am Kriegsgesange vorhanden. „Einst war in deutschen Landen das Volk so reich an Sang, daß dir auf Weg und Stegen sein Lied entgegenklang. Im Liede hat's gebetet, im Liede hat's geweint, beim Mahle wie bei Gräbern zum Sange sich vereint!“ — so singt Bornemann mit Recht. Die Goten priesen bei Beginn der Schlacht in Liedern ihre Ahnen, um sich den Beistand der Götter zu erflehen, und sangen dabei auch zur Harfe. „Cantu majorum facta modulationibus citharisque canebant“ sagt Jornandes. Die Westgoten ehrten 451 mitten in der tobenden Schlacht auf den katalaunischen Gefilden, im Angesicht und unter Duldung des Feindes, ihren gefallenen König Theodorich mit einem Gesange, wie es einem Helden geziemt. Und der Vandalenkönig Gelimer hat, als er nach dem Verluste Karthagos mit dem Reste seiner Vandalen in einer numidischen Bergfeste eingeschlossen wurde, auf seine traurige Lage ein Lied gedichtet und zur Harfe gesungen, die er von seinem Gegner erbeten. Nach Einhards Bericht ließ der große Kaiser Karl einheimische Lieder, welche die Taten und Kriege der früheren Könige besangen — heroicae cantilenae — sammeln und machte sie zum Lehrgegenstand in den Schulen, den freilich der fromme Ludwig als anstößig wieder beseitigte. Besonders hervorzuheben ist ferner das auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt (Sathulcurtis) am 3. August 881 verfaßte

Ludwigslied. Es stellt ein lioth franco, d. h. ein heiliges Lied vor, das den König zeigt, wie er an der Spitze seines Heeres reitend als Vorsänger die Reimstrophen anstimmt und seine Krieger ihm mit dem Kyrie eleison antworten. „Sang war ausgesungen, Kampf ward begonnen.“ Dann folgt eine kurze Schlachtschilderung, an die sich wieder ein Siegestedeum schließt. Dieser Sang wurde gleich nach der Schlacht gedichtet und leitet schon aus der heidnischen in die christliche Zeit über. In dieser wurde besonders während der Kreuzzugsperiode viel gesungen, doch waren die Lieder mehr geistlichen Inhalts. Höchst charakteristisch aber ist die Landsknechtszeit. Landsknechte waren ja bekanntlich Söldner zu Fuß in den Kriegstruppen des 15. bis 17. Jahrhunderts, die an Stelle der vom Reiche abgefallenen Schweizer Reisläufer treten und den auf Einführung eines stehenden Heeres, namentlich während seiner Kämpfe um die Niederlande, gerichteten Bemühungen Maximilans I. ihre Entstehung verdanken. Georg Frundsberg gilt als eigentlicher Vater dieses —wenn man von den Janitscharen absieht — ersten geordneten Fußvolks, das den Ruf deutscher kriegerischer Tüchtigkeit bei aller Zügellosigkeit wieder zu Ehren brachte. Die Landsknechte selbst haben die Überlieferung ihrer Entstehung in dem erst nach dem Tode des Kaisers gedichteten Liede verherrlicht: „Gott gnad dem großmechtigen Kaiser frumme, Maximilian! Bei dem ist aufkumme ein orden, durchzeucht alle Land mit Pfeifen und mit Trummen: Landsknechte sind sie genannt!“ (Uhland, Volkslied.) Dieses fahrende Volk ergänzte sein Fähnlein aus Edelleuten, Bürgern und Bauern. Goethe sagt von ihm bezeichnend: „Abschläglich ist der Sold entrichtet, das ganze Heer aufs neu verpflichtet, der Landsknecht fühlt sich frisches Blut, und Wirt und Dirnen haben's gut.“ Ihr freies, ungebundenes Leben, das ihnen etwas Herrenmäßiges gab, weshalb man sie spöttisch „Junker Landsknecht“ nannte, brachte sie mit allen Volksschichten in Berührung, in aller Herren Länder, und führte gewiß zu vielfacher Verrohung, zeigte aber nicht minder oft edles, freies Wesen, ja sogar Frömmigkeit — beides kam in ihren Liedern zum Ausdruck, in denen sie auch vielfach ihre Führer feierten. Aber ihre Liederlichkeit, namentlich nach dem 30jährigen Kriege, war doch recht groß, besonders im Trinken und Spielen, so daß der brave Hans Sachs von ihnen im „Landsknechtspiegel“ singt: „Ein Landsknecht und ein feistes Schwein, die sollen allezeit voll sein.“ Und wie sah's gar mit der Weiberwirtschaft im Lager aus! Die Dirnen waren im Felde von ihnen untrennlich, und über diesen Weibertroß und ihre Buben wurde ein Hurenweibel gesetzt, der mit seinem Leutnant und Fähnrich nebst Stockmeister, Steckenknechten und Scharfrichter unter dem Profossen stand. Regelrechte „Soldatenhochzeiten“, freilich nur von kurzer Dauer und zeitlicher Wirkung, meist sogenannte „Maiehen“, wurden gefeiert, eine Sitte, die sich übrigens

bis zum alten Fritzen erhalten hat, wo ein Liebstenschein dem Mädel den Rang einer Soldatenfrau gab. Auch finden wir eine „Heirat vor der Trommel“ als besondere Art. Und die Sprößlinge solcher würdigen „Ehen“ wurden zur Landsknechtszeit in „Rumorschulen“ erzogen, bei den Schweden unter Gustav Adolf hießen sie „Feldschulen“. In Preußen sorgte man verständigerweise für diese „Rauhlinge“ und „Schreilinge“, wie die Brut genannt wurde, durch Kompagnie- und Garnisonschulen. Daß Lieder, die solch „edlen Frauen“ gewidmet wurden, dann auch entsprechend derb und gepfeffert waren, nicht Kost „vor Klosternonnen“, sondern „vor kunstliebende Soldaten“ — wie der alte Ingenieur und Zeugmeister von Alten-Stettin, Wendelin Schildknecht, in der Vorrede zu seiner eigenartigen „Harmonia in Fortalitiis“ seinen Lesern zu bedenken gibt, wofür er von einem Freunde getröstet wird: „Mein redlich Wendelin Schildknecht, du schreibst vor uns Soldaten recht!“ — das läßt sich denken! Ich verzichte aber lieber auf „charakteristische“ Proben. Übrigens hat Hoffmann v. Fallersleben eine moderne Nachdichtung alter Landsknechtslieder uns geschenkt.

Wenn wir uns der Fridericianischen Zeit zuwenden, so darf wohl an Goethes Ausspruch wieder erinnert werden, daß der erste und wahre Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie kam. Der Philosoph von Sanssouci selbst war erfüllt von der hohen Bedeutung und der Poesie des Krieges, er sang den Krieg, wie der bekannte Militärschriftsteller v. Behrenhorst treffend sagt, und zwar in oft hinreißender Weise. So seien seine Oden erwähnt, besonders die „an die Preußen“, in der er die „Lieblingskinder des Mars“ zur steten Übung tatkräftiger Tugend ermahnt und vor dem Verfall warnt. Auch ein Thema, das ihn als deutschen Mann bereits bewegte und das einer seiner Nachfolger an der Krone dann nochmals, aber mit praktischem Erfolge, gedichtet und — gelöst hat, behandelt ein Gedicht, von dem ich hier, verdeutscht, ein paar Verse geben will:

„Bis in seine tiefste Quelle
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Flucht der Schmach, daß seine Welle
Fremdes Joch ertragen soll.“

Des großen Feldherrn Lehrgedicht „L'art de la guerre“ gibt in praktischer Form seine Grundsätze über Kriegführung ähnlich wieder, wie seine „Les principes généraux de la guerre“ es in Prosa tun.

Einen sehr hohen Rang unter den damaligen deutschen Gedichten behaupten die „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier“, die den „Tyrtäus“ unseres Heeres, den Vater W. L. Gleim zum Verfasser haben. Sie sind mit und in der Kriegshandlung entstanden und

waren unter allen stammelnden Versuchen der damals so reichlich quellenden, aber poetisch armen Kriegslyrik fast die einzige wirkliche Tat! Sie lassen uns, infolge ihrer glücklichen Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, wie Goethe glücklich sagt, die vollkommenste Wirksamkeit empfinden. Gleim war zwar nicht selbst im Felde, aber durch enthusiastische Briefe Kleists angeregt, und da er ein warm fühlendes Herz und kriegerischen Geist besaß, so offenbart sich das in seinen Liedern, die in der Strophe des altenglischen Tanz- und Kriegsliedes von der Chevy-chare gedichtet, wirklich sangbar waren und daher in Musik gesetzt und unter die Truppen verteilt werden konnten. Hier wurden sie auch rasch beliebt. Auch der großen Gegnerin des Königs, Maria Theresia, deren Größe er anerkannte, huldigte Gleim ritterlich und nennt sie eine „Heldin". Sein Gedicht „An die Kriegsmuse" war das letzte Lied des Grenadiers. Er gab dann meist vor, daß „mein liebster Freund", der Grenadier, bei Kunersdorf gefallen sei, „er starb bey dem Grabe seines Majors" (Kleist nämlich). Erst allmählich erwachte übrigens in Preußen die Sympathie für diesen „Bruderkrieg", die Armee und ihre Führer. Allen übrigen Dichtern voran stand Gleims Anreger, der Major E. Chr. v. Kleist, mit seiner „Ode an die Preußische Armee". „Unüberwindlich Heer, mit dem Tod und Verderben in Legionen Feinde dringt, um das der frohe Sieg die goldenen Flügel schwingt, o Heer, bereit zum Siegen oder Sterben." Ramler besingt in gehaltvollen Gedichten die Taten seines Königs sehr würdig und erhebend. Auch Lessings prosaische Ode an den König ist zu erwähnen, da sie von großem Einfluß auf Gleims Lyrik wurde. Er regte den Grenadier vielfach an, und Gleims neues Versmaß, die kurze vierzeilige Strophe mit dem stumpfen Ausgang, wurde wieder für andere Dichter vorbildlich und selbst im Auslande beliebt. So versuchte sich der Schweizer Geßner in seinem „Liede eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen" im Gleimschen Versmaß (in Bodmers Crito 1751). Die anderen Dichter sangen über Dinge, die sie nicht kannten, am schönsten noch der junge Chronegk. Auch die österreichische Kriegslyrik stand nicht hoch. Ihr Held war besonders Laudon. Bemerkenswert aber ist ihre Hochachtung vor König Friedrich. Der Schatz, den die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland an dem großen Könige hatten, fehlte eben, mindestens in dem Grade, der Gegenpartei. Wie er „den Geist aller meiner Offiziere auf den Ton in die Höhe gestimmt, wie ich es nur wünschen kann", so bauten sich die preußischen Dichter auch an den großen Begriff heran, den sie von ihrem König hegen durften. Und sein Heer zog in einem von vaterländischem und religiösem Sinn erfüllten Geist in die Schlacht, unter frommen Liedern, und pries Gott in Chorälen für seinen Sieg bei Leuthen!

Aus der nun folgenden Zeit der Wiederbelebung der Bardenpoesie (Bardite), die aufkam, als unsere Dichter mit der Dichtkunst des skandinavischen Nordens und der Ossians bekannt wurden, und die zur Erweckung der Vaterlandsliebe diente, seien des Hauptpflegers solcher nordischen Klänge, Klopstocks, Hermannschlacht, dann die Gesänge Rhingulfs des Barden von Kretschmann (1799), Donis' „Wiens Befreiung" (1800), Mastaliers „Laudon" (1795) usw. hervorgehoben. Herder bekämpfte, wie mir scheint mit Recht, ernstlich und nachdrücklich diese Bardenschwärmerei, für die selbst ein Lessing Neigung hatte, sie sammelte und für interessanter hielt als die Gesänge der Griechen.

Hervorragend an künstlerischem und nationalem Wert waren dagegen die schönen Sangesblüten, welche die Befreiungskriege in deutschen Dichterherzen hervorzauberten, echt patriotische Gesänge, in denen sich die Begeisterung eines ganzen Volkes Ausdruck verschaffte. „Und hebt die Herzen himmelan und himmelan die Hände, und schwöret alle, Mann für Mann, die Knechtschaft hat ein Ende!" Kriegs-, Sieges- und Jubellieder, welche die edlen Gestalten Dörnbergs, Schills und der Tiroler besangen, die für die Erhebung des deutschen Volkes aufstanden, ehe sich die Machthaber in diesem Kreuzzuge, von dem die Kronen zunächst nichts wissen wollten, ermannen konnten, erschollen an allen Orten und flossen den neuen Wehrmännern unversieglich zu, wie einst den frummen Landsknechten. Es waren diese Helden ja Erscheinungen, wie aus einer anderen Welt, welche zündend auf die Phantasie wirken mußten. Dazu kam der tiefe Haß gegen Napoleon! Und der Heldentod der Körner, Seckendorff, Kühnau, Blomberg, die Schlachten von Lützen und an der Katzbach, der Marschall Vorwärts, die Völkerschlacht von Leipzig! Jetzt zeigt sich erst ganz, was Schillers Muse den Deutschen war. „Ihr hohes, sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwungvolle Rhetorik wurde das Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges." Schon 1803, als der Reichstagsabschied die altehrwürdige Reichsverfassung zu Grabe läutete, die Übermacht des neuen Franzosenkaisers immer drückender auf Deutschland lagerte, hatte der große Dichter gesungen: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!" Keiner hat dann in jenen Tagen der Befreiung schöner gesungen, besser den Ton jener schwärmerischen Jugend, jener Vereinigung kriegerischen Heldentums mit dem romantischen Geiste getroffen, als der Sohn von Schillers Freund, der Leutnant im Lützowschen Freikorps Theodor Körner. In diesem Heldenjüngling offenbart sich ein herrlicher Charakter, eine warmherzige Männlichkeit. Ein von Schiller beeinflußtes, wenn auch etwas stürmisches, ja ein wenig hohles Pathos erfüllt seine Lieder. Er sang auf jeder Rast und Beiwacht seine feurigen

Lieder, er pries die Herrlichkeit des Krieges, den tapferen Reitertod, er starb mit einem Liede auf den Lippen! „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen! Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!" — welche Kraft und Begeisterung liegt in diesen Versen! Und wie unheimlich klingt wieder das Landsturmlied: „Ha, Windsbraut, sei willkommen, willkommen Sturm des Herrn!" Frisch und fröhlich schmettert dagegen sein Jugendlied: „Frisch auf, ihr Führer, frei und flink!", und düster wieder ist sein Abschied vom Leben: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben!" Auch seiner Wein- und Trinklieder sei gedacht: „Gläser klingen, Nektar glüht in dem vollen Becher, und ein trunken Götterlied tönt im Kreis der Zecher." Oder: „Kommt, Brüder, trinket froh mit mir." Sie schrieben sich in die Herzen und wurden auch viel von Soldaten gesungen.

Zwar nicht wie Körner ein Sänger und ein Held zugleich, da er die Waffe infolge von Kränklichkeit und einer im Pistolenduell zerschossenen rechten Hand nicht führen konnte, aber doch ein begeisterter, gottbegnadeter Dichter, der namentlich für die Wiederherstellung der alten Herrlichkeit des Reiches schwärmte, war der „Rheinhüter" Max v. Schenkendorf, eines Leutnants Sohn. Ihm verdanken wir packende und volkstümliche Lieder wie „Als der Sandwirt von Passeier", „Erhebt euch von der Erde", „Freiheit, die ich meine,", das des edlen Scharnhorsts Tod feiernde „In dem wilden Kriegestanze" u. a. Freudig wie die Signale der Flügelhörner klangen des ritterlichen freiwilligen Jägers Barons de la Motte Fouqué kecke Soldatenlieder. „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" besonders, das sich bis heute volkstümlich erhalten hat. In Scharnhorsts Freund Ernst Moriz Arndts Liedern, die von herrlichen Melodien getragen in die Herzen seiner Deutschen einzogen, steckt echte Vaterlands- und Soldatenpoesie, der Kriegsgeist des deutschen Volkes. Seine „Deutschen Wehrlieder für das königlich preußische Freikorps", sein „Was ist des Deutschen Vaterland", ferner das schmetternde Marschlied: „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!" rissen zu Heldenmut und Begeisterung fort. Der Dichter der Hermannschlacht, Heinrich v. Kleist, rief unser Volk zu den Waffen in dem Liede „Germania an ihre Kinder": „Wer in ungezählten Wunden jener Fremden Hohn empfunden, Brüder, wer ein deutscher Mann, schließe diesem Kampf sich an!" Sein 1809 verfaßtes „Kriegslied der Deutschen" kam 1814 als „Kriegslied für die jungen Jäger" heraus. Klemens Brentano ließ ein gewaltiges „Sturmlied" durch die deutschen Lande brausen: „Auf, ihr Brüder, schließt die Glieder, stoßet nieder, wer nicht treu und fromm und bieder, dann kehrt uns die Freiheit wieder!" Joseph v. Eichendorff wandte sich namentlich „an die Lützowschen Jäger", und Rückerts „geharnischte Sonette", voll Mark und Erz, die geist-

vollsten poetischen Gedenkblätter der Befreiungskriege, stellten sich in den Dienst der Politik, während manche seiner Lieder im Tone des alten Volksgesanges gehalten sind, der neben dem Schillerschen Geist die damalige Lyrik beherrscht.

Die Dichtung drang in die Taten, der Tod fürs Vaterland galt als das begehrenswerteste Los, ein neuer Schwung ergriff die Herzen der Nation, die dämmerig-romantische Poesie aber sank vor der Tageshelle der großen Ereignisse im Lande der Eichen. Held Blücher, der Marschall „Vorwärts", und der edle Freiherr von Stein beschäftigten die Dichtung, bis mit Belle Alliance der Schlachtenlärm verstummte und der Welt der Frieden beschert wurde, leider aber nicht die Hoffnungen des deutschen Volkes erfüllt wurden! —

Dann kam wieder eine Zeit, in der die Vaterlandslieder von Georg Herwegh, Robert Prutz, Kinkel, Freiligrath, H. Heise, weiter Grillparzers an Radetzki in der Revolutionszeit gerichtetes „In deinem Lager ist Österreich", Zedlitz' „Soldatenbüchlein mit patriotischen Liedern", der italienischen Armee gewidmet, Alexanders Graf v. Württemberg (gen. Sandor) „Lieder eines Soldaten im Frieden" und manche andere wirkungsvolle Soldatenpoesie enthielten.

Arm, besonders im Vergleich zu den Befreiungskriegen, selbst auch gegen Gleims Kriegslieder, an innerem und künstlerischem Wert sowie kernigem Gefühl ist die Lyrik des deutschen Krieges 1866 und des großen Krieges 1870/71. 1866 entstand zum Beispiel in Schlesien die „Schlesische Reveille am Morgen der ersten Schlacht", welche die in den geschichtlichen Erinnerungen wurzelnde Stimmung wiedergibt, dann „Silesia ist preußisch Land und soll es bleiben". Holtei widmet den Schlesiern über die Teilnahme ihres Korps bei Königgrätz u. a. die Verse: „Die Kugeln pfeifen und streifen, so manchen dünkt's kein Spaß; der Zastrow pfeift desgleichen, er pfeift den Kugeln was". 1870 seien neben einzelnen Liedern von Sängern wie Geibel, Gerock, Freiligrath hier erwähnt: R. Löwensteins: „Jubelnd sei's der Welt verkündet: nicht mehr scheidet uns der Main", auch Chassepotlied genannt; Emil Rittershaus': „Nun weg mit Feder und Papier, und Säbel her und Flinte!"; G. Hesekiels: „Es hagelt Eisen, heiß weht der Tod!" Dann das „Kutschkelied": „Was kraucht da in dem Busch herum" und das, ich glaube zuerst im „Kladderadatsch", der auch noch manche andere Probe seines lyrischen Humors abgelegt, erschienene „Als wir achtzehnhundertsiebzig sind nach Frankreich hin marschiert", in dem „Guste, die bewußte" Küchenmaid ihre wichtige Rolle spielt, endlich auch „König Wilhelm saß ganz heiter einst zu Ems" usw. — Aber es geht den meisten Liedern das heilige Feuer, die flammende Begeisterung, der echt

kriegerische Geist, der Adel und das Pathos der Körnerlieder ebenso ab wie „schlicht Wort und gut Gemüt", die nach Uhland das „echte deutsche Lied" sind. Und das ist angesichts der großen Taten, der feurigen Kraft, die in den Schwerthieben steckte, eigentlich erstaunlich!

Das waren doch wahrlich keine erschöpften Epigonen, und doch versagte im wesentlichen der echte Dichtermund, und die Soldaten mußten die Schätze unserer älteren Lyrik herausholen. Die alte „Wacht am Rhein" brauste als mächtiges National- und Soldatenlied durchs Vater- und durchs Frankenland von den Lippen der Sieger, Körner- und Arndtlieder und alte Volksweisen von „Straßburg, der wunderschönen Stadt", vom „Fähnrich", der zum Kriege zog, vom „Schatz", der treulos einen andern liebt, von der „einsamen Wacht um Mitternacht", vom „Schifflein, das ich sah fahren mit Kapitän und Leutnant" usw. wurden mit Vorliebe gesungen. Indessen gibt es auch einige hübsche Lieder der Nächstbeteiligten, der Soldaten selbst, die Einblick in ihr Wesen gestatten und lehren, daß hier kein Söldnerheer, sondern ein reiche geistige und sittliche Güter besitzendes Volk in Waffen kämpft, das sein rauhes Kriegshandwerk zu verklären versteht. Und zwar sind gemeine Soldaten aller Waffen und Volksstämme ebenso gut wie Vertreter der oberen Grade und höherer geistiger Bildung zu verzeichnen unter den Dichtern. Oft ist es die heimische Mundart der Lieder, die ihnen rasche Verbreitung im Truppenteil sicherte, wenn auch die Mehrheit hochdeutsch sang. Die Weise des alten Volksliedes machte sie leicht sangbar, der Ausdruck ist schlicht, oft zum Herzen sprechend, die Darstellung enthält innerlich und äußerlich selbst Erlebtes, und oft kommt der Humor zu seinem Recht, der über die Kriegsstrapazen hinweghilft. Kennzeichnend ist, daß meist die kühne Tat des eigenen oder eines einzelnen Offiziers oder Kameraden gefeiert wird, dem der Sieg des Ganzen zugeschrieben wird, dann der Wetteifer zwischen Preußen, Bayern, Sachsen, denen man allen durchaus Gerechtigkeit widerfahren läßt. Auch wird der Ruhm der eigenen Heerführer verkündet, Kaiser Wilhelms „des greisen Helden im Silberhaar"; Friedrich Karls, „des Hohenzollern, der für dich, Napoleon, ein böser Groller" ist; Moltkes, der „lenkt sicher wie am Seile, die Heeressäulen Meil' an Meilen, selbst Moses, dieser Gottesmann, sein Volk nicht besser führen kann"; Budritzkis, dem ein Pionier die Barrikaden ersteigen hilft; ferner einzelner Offiziere, wie des gefallenen Hauptmanns Grafen Rantzau vom 2. Garde-Regiment, den einer seiner Gefreiten verherrlicht, des Major v. Hanstein, der bei Villiers fiel, des Premierleutnants Michler, der, als er ein Hoch auf den König ausbringend auf dem ersten eroberten Geschütz bei Malmaison stand, tödlich verwundet zusammenbrach. Und dann milderte man die Leiden der Märsche oder der Belagerungen durch humorvolle Lieder, so vor Metz, wo schwere Krank-

heiten wüteten: „Wenn man nur ließe, das dumme Geschieße" ist der ständige Refrain z. B. eines hübschen Liedes des Unterarztes Dr. Thilo, das das ganze Lagerleben schildert. Spielten Liebe und Verehrung für die deutschen Führer eine herrliche Rolle in diesen Liedern, so boten natürlich Napoleon und seine Helden dem Witz und Humor ein willkommenes Stichblatt! —

Und wie steht's nun heute mit der Soldatenpoesie? Nicht so gut, wie es sein sollte, ja oft lacht man fast über sie! Heute herrscht ja auch Kriegsmüdigkeit, selbst Kriegsfurcht bei den Nationen, unter der der wahre Soldat, der den Krieg liebt wie seine Braut, schwer leidet. Instinktmäßig wie ein Löwe wünscht er den Kampf. Sein Beruf weist ihn darauf hin, für den Krieg arbeitet er ja früh und spat, er ist der Endzweck seines Daseins! Nur dort können sich die höchsten Soldatentugenden entfalten, jener wahre Idealismus, der bis zur Selbstverleugnung führt und nur mit dem Tode endet, uns aber immer mehr abhanden zu kommen scheint!

Der Krieg ist die stärkende Eisenkur der Menschheit, wie Jean Paul richtig sagt. Aus ihm gehen die Völker nicht allein gekräftigt hervor, sondern die in sich uneinigen Nationen schließen sich wieder zusammen und gewinnen sittliche Kraft und Gesundheit. Er bewahrt wie die Winde die See vor der Fäulnis! Langer Friede führt zur Versumpfung. Er wird zum Jagen nach Genuß, zum Versinken im Materialismus. Er züchtet falschen Ehrgeiz beim Soldaten, Fehlen echter Kameradschaft, Strebertum, das im Wirken und Schaffen nur das Mittel zum Emporkommen sieht, ja selbst ohne eigene Kraft durch Hintertüren und über die Leichen der Waffengefährten schreitet, kurz, die Heere und ihre Führer und mit ihnen das ganze Volk, zu dessen Blüte sie mit gehören, büßen das innere und bessere Selbst ein, der wahre kriegerische Geist und die echte Vaterlandsliebe erschlaffen.

Unermüdlich müssen wir uns kriegsfreudig, tatenlustig und begeisterungsfähig in unserem schönen aber ernsten Soldatenberufe erhalten durch Pflege des Idealen, des ethischen und moralischen Elements, das zu den „Imponderabilien" gehört, die im Kriege so Großes leisten, oft mehr als Zucht und beste Waffen. Diese Kriegsvorbereitung ist sehr wichtig, und zu ihr kommt u. a. auch die Pflege des edlen Soldatenliedes, wie der Poesie überhaupt. Sie spricht zum Herzen, feuert an, sie erhält jung und verklärt auch die häßlichste und nüchternste Alltäglichkeit mit goldigem Schimmer.

„Die Poesie ist Gold, ein weniges vom holden Metall, mit Kunst gedehnt, reicht Welten zu vergolden." Diese Worte Herders zeigen allein schon den hohen Wert der Soldatenpoesie für unser ganzes Dienstleben und unsere Auffassung des Berufes, die eine

andere, schönere, freudigere, vom höheren geistigen Schwung und Adel der Gesinnung belebte dadurch werden muß. Darum: pflegen wir das Soldatenlied!*)

---

*) Daß der Bürger oft anders über den Krieg denkt, etwa wie Max in den Piccolomini:

„Den blutigen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden
Für's erste Veilchen, das der März uns bringt."

wird ihm übrigens von uns Soldaten nicht verdacht. Er dient friedlichen Bestrebungen und soll seine beste Tapferkeit in Unabhängigkeit der Gesinnung und charaktervoller Selbstbehauptung gegenüber dem tausendfältigen Druck der oberen und unteren Mächte sehen. Aber er darf sich doch der Wahrheit nicht verschließen, daß Kriege zur Entwicklung und zum Fortschritt des menschlichen Geschlechts, zum Schutze der Kultur und zur Wahrung der Ehre und Unabhängigkeit eines Volkes zuweilen notwendig und dann auch nicht vom Übel sind. Zivilisierte Völker haben daher Kriege weder eifrig zu suchen, noch ängstlich zu meiden und müssen alles aufbieten, sich stets kriegstüchtig zu halten. Dazu gehört aber ein Soldatenstand voll kriegerischen und militärischen Geistes, den zu pflegen der Bürger das gleiche Interesse hat wie der Soldat selbst — denn heute bilden wir ein Volk in Waffen, das nur ein gemeinsames Gefühl kennt:

die Liebe zum Vaterlande!





Drei Menschen.

Psychologische Novelle

von

Frances Külpe.

— Nervi. —

(Fortsetzung.)

Der Villenort Oger war in einen hohen Kiefernwald hineingebaut. Die ernsten rotstämmigen Bäume standen, wie sie der Herrgott gepflanzt hatte, still und friedlich nebeneinander, als lebende Säulen eines Tempels, und waren nur dort abgeholzt, wo sich eine neue Sommervilla erhoben hatte. Auch die eingezäunten Gärten und Plätze hatten die Kiefernkette nicht unterbrochen. Man hatte die Bäume ruhig stehen lassen, um den gesunden Waldesduft möglichst beizubehalten. Zwischen den in mannigfaltigstem Stil gebauten Villen zog sich die Hauptstraße bis zur Eisenbahnstation.

An der Rückseite der Rehderschen Villa stand eine schwärzlich morsche Blockhütte. Sie diente zur Aufbewahrung von Gießkannen und anderem Gartengerät und blinzelte schläfrig durch ein kleines niedriges Fenster. Hier hatte sich Jakob Schauer häuslich eingerichtet.

Er aß in der Leuteküche, und da Nora ihn liebgewonnen hatte, blieb er und führte ein harmlos friedliches Dasein.

Morgens mit der Sonne stand der wunderliche Kauz auf. Er ging zwischen den Blumenbeeten vor der Hausfront still einher. Hier richtete er eine Nelke auf, dort befestigte er eine Rose oder Lilie und hielt lange Zwiesprache mit den Blumen. Über den Zaun sah er in den Nachbarhof und verfolgte mit seinen stillen abwesenden Augen das Tun und Treiben der Nachbarsleute. Die schmucke leichtsinnige Dirne Darthe, die mit dem Hausknecht Wilze Spahring ein Verhältnis hatte, nährte widerwillig ihr kränkliches Würmchen; ihr taubstummer Bruder Christjahn, der von der lebhaften Schwester beständig herumgestoßen wurde, verrichtete

Wärterinnendienste und beschützte hilflos das noch hilflosere kleine Wesen. — — Jakob Schauer sah alle diese Dinge, ohne sie eigentlich zu bemerken. Näherte sich ihm aber Nora, so leuchteten seine Augen auf, und er bemerkte jede noch so leise Veränderung in ihren Zügen, in ihrer Haltung und Kleidung.

Nora hatte sich verändert. Sie war stiller geworden, und über ihre klare Stirn huschte es manchmal wie eine trübe Wolke. Ein nagender Zweifel hatte sich allmählich in ihr festgesetzt, ein Zweifel, ob sie die Sehkraft behalten würde. Ihre großen grauen Augen sahen so sicher und ruhig in die Welt hinein, und doch flimmerte es ihr beständig vor dem Blick, sie sah rote und grüne Lichter funkeln und zerstieben, und von Zeit zu Zeit lag es an den Seiten wie ein häßlicher grauer Nebel. Sie wagte es nicht, ihre Befürchtungen Hans mitzuteilen, aber das gerade machte ihre Angst noch quälender. Sie enthielt sich nach den Vorschriften ihres Mannes der Lektüre, wie jeder die Augen anstrengenden Beschäftigung. Sie ließ sich von Hans vorlesen, bis sie ihre Rollen fest im Kopfe hatte, und genoß die ungestörten Stunden des Zusammenseins mit ihm. Wenn er aber auf Praxis ausging oder in seine Sprechstunden zur Stadt fuhr, empfand sie ihre Beschäftigungslosigkeit und ihr Alleinsein um so drückender. Da zog es sie oft zu dem sonderbaren Menschen, Jakob Schauer hin. Er lehrte sie die Blumenpflege, und wenn sie mit ihm plauderte, glänzten seine Augen, und seine phantastischen hastigen Reden wurden immer seltsamer und zusammenhängender. In seiner friedvollen Nähe fand Nora zuweilen Ruhe für ihre sorgende Seele, und doch waren es gerade seine Worte gewesen, die sie bis ins Mark erschüttert hatten. „Ihre Augen sehen mehr als andere, auch wenn sie nichts mehr sehen,“ hatte Jakob Schauer gesagt. „Auch wenn sie nichts mehr sehen.“ Sollte es jemals so weit mit ihr kommen? Sollte sie — blind werden? . . . Blind! Es konnte, es durfte nicht sein! Was würde dann aus ihrer Kunst, ihrem Beruf? Was sollte sie dann noch mit dem Leben anfangen? Sie hatte ja ihren Hans — gewiß — aber Hans und eine blinde Frau! Das war ungeheuerlich — das klang grausig — komisch — er — der blühende gesunde Mann sollte zeitlebens an einen Krüppel gefesselt werden? Was war Nora anders als ein Krüppel, wenn ihr das Edelste, das Licht der Augen fehlte? Er, der immer nur mit Kranken und Leidenden zu tun hatte, er hatte es so oft als ein Glück gepriesen, daß Nora kräftig und gesund war — und doch erschien ihr jede andere Krankheit als ein Kinderspiel gegenüber der Erblindung. Was war ein Frauenleiden, was waren selbst die wütendsten Schmerzen gegen diese entsetzliche hoffnungslose düstere Nacht? gegen dieses Einherwandeln wie ein abgestorbener Schatten in der blühenden, tätigen, ringenden Welt? Nein, nein, lieber den Tod, lieber ein Ende! . . .

So wurde die Welt grau und dunkel für Nora. Die rätselhaft

quälenden Nebelerscheinungen vor ihren Augen nahmen beharrlich zu und hinterließen stumpfe Beklemmung und schmerzhafte Bitterkeit in ihrer Seele. Nora suchte sich vorzustellen, wie es sein würde, wenn sie bloß nicht mehr lesen könnte, aber doch noch Gestalten unterschied. Es brauchte doch nicht zum Äußersten zu kommen: gab es denn nicht vorübergehende Augenleiden? oder eine Schwächung der Sehkraft? Mußte es denn zum völligen Versagen kommen? Blieb ihre Sehkraft nur dauernd geschwächt, so wollte Nora mit ihrem Schicksal schon fertig zu werden suchen. Dann würde sie sich eine Vorleserin halten, die ihr den Wortlaut ihrer Rollen beibrachte, eine treue Seele, die ihr zugetan war, auf die sie sich verlassen dürfte. Sie würde das alte Fräulein mit den jungen Augen — Clementine Müller hieß sie — zur Vorleserin ernennen, und sie sollte es gut haben bei ihr. Sie hatte ja die Mittel dazu, Gott sei's gedankt.

Die arme verzagte Seele Noras schwankte unruhig zwischen Furcht und Hoffnung hin und her, auf und nieder. Ihr Wesen wurde ungleich und unharmonisch, und auch äußerlich hatte sie sich zum Nachteil verändert. Der Doktor, vor dem Nora ihre quälende Angst sorgfältig verbarg, schob diese Veränderung auf körperliche Abspannung und schränkte die Lesestunden ein, die ihm selbst große Freude machten.

Um so schärfer fiel Rahel, die alle vierzehn Tage kam, die Veränderung in Nora auf. Was war aus der blühenden Lebensfülle Noras geworden? War dies nervös überreizte Wesen wirklich dieselbe Nora, die sie kennen gelernt hatte, und wo lag der Grund zu ihrer Verstimmung? So sehr Rahel auch suchte, sie fand keinen ausreichenden Grund. Sie bewunderte die Ruhe und Fröhlichkeit des Doktors, und — er tat ihr leid. Instinktiv schloß sie sich mehr an Hans als an Nora. Hans und Rahel verstanden sich so gut — beide verplauderten manch angeregtes Stündchen miteinander, und Nora, die sich unter anderen Umständen intensiv darüber gefreut hätte, und die gerade jetzt ein tiefes Anlehnungsbedürfnis empfand, sah sich mit ihrer hilflos phantasierenden Seele allein.

Dazu kam, daß Hans eine alte Jugendliebhaberei, die Ordnung einer Käfersammlung, aufgenommen hatte. Rahel hatte sich erboten, ihm dabei zu helfen, und da diese Arbeit sehr subtil war und gesunde Augen erforderte, konnte sich Nora nicht daran beteiligen. Sie durfte nur zusehen, und die Untätigkeit lastete schwer auf ihr. Es war sonderbar für Nora, zu beobachten, mit welcher leichten Eleganz Rahel alles, was sie unternahm, beherrschte und gleichsam spielend überwältigte. Rahel war durch und durch musikalisch, nein mehr, ihr ganzes Wesen war Rhythmus und Harmonie. Sie spielte alles nach, was sie hörte, und wenn sie am Klavier improvisierte, so wurde Nora von einer seltsamen Andacht ergriffen. Sie liebte es, ihr in der Dämmerung zu lauschen, wo die Gewalt der Töne

so intensiv auf das Gemüt zu wirken pflegt, und ihr träumendes Herz wiegte sich in wechselnden Gestaltungen und bunten Bildern.

So auch heute. Wundersam rührend drang immer wieder eine schlichte süße Melodie durch die funkelnden Töne, todzärtlich und wie hilfesuchend — ein tiefdurchbebender Schmerz . . . mit höhnender Gewalt und Leidenschaft brauste es wie ein Herbststurm daher, und nun lebte wieder die schwermütige Weise auf wie dunkle Klage und banges Mitleid.

Sie spielt meine Seele . . . dachte Nora — und doch ist es ihre Seele, die da ringt und schluchzt und klagt.

Sie hatte Hans zu sich auf das Sofa gezogen.

Da sah er, daß Nora weinte.

„Lieb Herz!" flüsterte er zärtlich.

Nora schwieg, aber ihre Tränen flossen heftiger.

„Mir tut das Herz weh — und mir ist bange!" sagte sie stockend.

Er streichelte ihr dichtes Haar.

„Du bist überreizt, Liebling."

Jetzt war Rahels Stimmung umgeschlagen. In tollen wirbelnden Tönen und seltsamen Harmonien ging sie auf eine polnische Mazurka über und führte sie glänzend durch. Endlich brach sie mit einem schrillen Akkord ab und stand auf.

Sie war sehr bleich. „Mir ist heute grillenhaft zu Mut," sagte sie. „Ihr macht doch hoffentlich meine musikalischen Purzelbäume nicht mit?"

„Und wie sehr!" rief der Doktor. „Nora ist dir durch alle Höhen und Tiefen gefolgt, wie hypnotisiert."

Rahel warf einen raschen Blick auf Nora.

„Warte," sprach sie übermütig — „jetzt sollst du sehen, wie zwei polnische Juden sich um einen Groschen zanken."

Sie begann von neuem zu spielen.

Mutwillig winselten und klagten die Töne, immer wehleidiger, immer jämmerlicher. Man vernahm deutlich zwei Stimmen, die in komisch wirkender Verschlingung immer wieder durchbrachen — der Streit wurde immer heftiger, leidenschaftlicher — jetzt schrien die beiden Stimmen durcheinander und in drollig hüpfendem Tempo jagten die Töne auf und nieder, hin und her. Mit einem klatschenden Schlag über drei nebeneinanderliegende Tasten war der Höhepunkt erreicht, und gekränkt und unwillig humpelte es in demselben Rhythmus abwärts und erstarb in einer jammervollen komischen Klage.

Nora mußte lachen, und Rahel stand völlig ernsthaft auf.

„So!" sagte sie, „der Mendel Schilinsky hat seine Ohrfeige bekommen und den Groschen dazu, nun ist's gut, und Pinkus Adamowitsch kann sich mit der Ungerechtigkeit der Welt auseinandersetzen."

Rahel war durchaus nicht so heiter gestimmt, wie es schien. Es war

ihre Art, einen wirklich tiefen Eindruck zu verwischen, eine feine Keuschheit ihrer eigenen Seele.

„Welch große Künstlerin bist du!" sagte Nora bewundernd.

Rahel reckte ihre Arme mit einer graziös eleganten Bewegung empor und faßte sich rückwärts an den Kopf.

„Künstlerin!" sagte sie mit bitterem Lächeln. „Kunst genügt mir nicht, ich bin unbescheiden, ich fordere vom Leben mehr."

„Was wir vom Leben fordern, ist nicht die Hauptsache," sprach Hans ruhig — „was fordert das Leben von uns?"

„In den meisten Fällen — Entsagung!" gab sie schnell zurück, und ein stolzes Lächeln verklärte ihr schönes Antlitz.

„Arbeit und tätige Liebe ist noch nicht Entsagung," sagte Hans zuversichtlich, „und beides kann sich der volle Mensch schaffen."

„Wie aber, wenn er daran durch Leiden verhindert wird?" warf Nora leise ein.

„Dann wird eben die tätige Liebe zur leidenden Liebe," sagte der Doktor, „aber Liebe bleibt sie darum doch. Der große Schrei der Menschheit ist Sehnsucht nach Liebe, und Liebe kann auch der hilfloseste Kranke geben und üben, erst recht aber empfangen."

Die beiden Frauen schwiegen. Leise stahl Nora ihre Hand in diejenige des Doktors.

Rahels Augen brannten in düsterem Feuer. Sie hatte sich gesetzt.

„A propos," sagte sie leichthin, „das arme Würmchen von drüben, das Kind des hübschen Mädels, schreit nicht nur nach Liebe, sondern nach gewöhnlicher Nahrung und Pflege. Es ist ein Gottesjammer, wie sie mit dem Kinde umgehen. Ich hab' schon heute der Darthe die Leviten gelesen, ohne mehr zu erreichen, als wenn dein Karo gebellt hätte. Ich hätte große Lust, ihr das Kind abzukaufen."

Hans und Nora sahen sie erstaunt an.

„Hast du ihr etwas Ähnliches gesagt?"

„I bewahre!" rief Rahel lebhaft. „Ich hielt der Darthe nur vor, wie unrecht es sei, sein eigen Fleisch und Blut so verkümmern zu lassen, und was meint ihr wohl, was sie mir darauf sagte?"

„Nun?" fragte Nora erwartungsvoll.

„Sie setzte mir auseinander, daß sie das Kind nicht auf die Welt gebeten habe. Die Kleine habe es noch immer hundertmal besser als sie selbst, wie sie in dem Alter war. Übrigens erwarte sie ihre Mutter, die ihr bei der Pflege des Kindes helfen solle. Ein köstlicher Trost, nicht wahr?"

„In der Tat . . ."

„Das Kind soll also vom Regen in die Traufe kommen, heißt das mit anderen Worten. Und das soll ich ruhig mit ansehen?"

„Tja!" sagte der Doktor und zuckte mitleidig die Achseln. „Nimmt

man dem Mädchen die Bürde ab, so ist im nächsten Sommer wieder ein neues Würmchen da, ‚das sie ebenfalls nicht auf die Welt gebeten hat‘. Ich will aber morgen hinübergehen und nach dem Rechten sehen.“

Rahel nickte still vor sich hin, und alle drei erhoben sich und gingen in den Garten.

Der große runde kupferrote Mond blickte durch die Kiefernstämme nachdenklich zu ihnen herüber. In den Bäumen ächzte irgendwo ein Käuzchen, und über den Gartenzaun klang schrill die widrig keifende Stimme eines Weibes. In der Ferne verhallten die langgezogenen wehmütigen Töne eines lettischen Volksliedes, und schwerfällig knarrte ein Wagen durch die Hauptstraße. Leise rauschten und wogten die Kiefern, als berieten sie eine wichtige Angelegenheit miteinander.

Aus der Blockhütte Jakob Schauers blinkte heimlich ein Lichtstrahl.

„Wollen wir nach deinem Liebling sehen, Nora!“ sagte der Doktor.

Sie traten näher an die Hütte heran und schauten in das Fenster. Ein Talglicht in einem irdenen Leuchter erhellte kümmerlich den Raum. Jakob Schauer saß vor einem rohgezimmerten Tisch, hatte die Ellbogen aufgestützt und wiegte seinen langen Oberkörper leise murmelnd hin und her. Vor ihm in einem Lehmkrug stand ein Strauß von Kornblumen und Maßliebchen. Aufmerksam betrachtete er die Blumen und strich liebkosend darüber hin; ein glückliches Lächeln erhellte seine Züge. Auf der Lehne seines Holzstuhls hockte, den Kopf unter dem Flügel, eine junge zahme Dohle mit aufgeblasenem Gefieder. Von Zeit zu Zeit erschauerte sie im Traum und stieß einen leise krächzenden Laut aus. Auf einer der Gießkannen in der Ecke thronte würdig der Haushahn, selbst im Schlaf noch ein König, und an Jakob Schauers Nacken geschmiegt, auf seiner Schulter schnurrte behaglich ein junges Kätzchen mit bandagierter Pfote.

„Stören wir ihn nicht!“ flüsterte Nora. „Der Mann ist glücklich.“

Ihre schwere bange Stimmung hatte sich in milde Wehmut gelöst.

Langsam, wie die drei Menschen gekommen waren, gingen sie zurück in das Haus.

* * *

Hochsommer war's. Auf dem Fluß bei Oger schaukelte ein Kahn.

Es war noch früh am Morgen. Die Gräser hingen voll Tau, und hoch in die blaue Luft schwangen sich jubelnde Lerchen.

Rahel saß am Steuer, Nora führte energisch die Ruder. Der Sonnenglanz tat ihr weh, sie hatte den Hut tief ins Gesicht gezogen. Lautlos glitt der Kahn durch die funkelnden hüpfenden Wellchen.

„Sie hieß Félicie Lebrun,“ sagte Rahel leise, „sie war gut zu meinem Kinde, und sie tat mir leid. Übrigens hat sie mir nichts geraubt, was

wertvoll für mich gewesen. Ich war schon längst mit Sylvain von Witakowsky fertig — es lag nicht mehr in seiner Macht, mich zu enttäuschen."

Nora nickte. „Ich hab' sie gesehen und gesprochen, noch ehe ich dich kannte."

Rahel sah überrascht auf. Ihr schönes herrschsüchtiges Gesicht wurde blaß.

„Wie?" rief sie „Félicie Lebrun?"

„Daß sie so heißt, hat sie mir nicht gesagt. Aber sie ist es gewesen — ganz gewiß. Eine dunkle, rassige Erscheinung mit heftigen, tigerähnlichen Bewegungen, wilden schwarzen Augen ... einem höhnischen Munde ... und einer zerbrochenen Seele."

„Das ist sie!" sagte Rahel entschieden. „Aber warum hast du mir das nicht früher gesagt?"

Nora lächelte fein. „Wie durfte ich, ehe du mir dein Vertrauen schenktest? Ich kann schweigen, Rahel."

In Rahel kämpften miteinander Überraschung, Zutrauen zu Nora und Freude.

„Es scheint so," sagte sie kurz. „Hans hatte recht, als er behauptete, du könnest Freundschaft halten. Er kennt dich gut."

„Freundschaft ist etwas Großes, ja Heiliges," sagte Nora einfach, „namentlich selten unter uns Frauen. Sind wir Frauen aber nicht zunächst Menschen? Sollten wir nicht einer ähnlichen Treue und Größe der Empfindung, einer gleichen Ehrlichkeit und Kraft fähig sein wie Männer?"

Rahels Mundwinkel zuckten ironisch.

„Fraglich," sagte sie. — „Wir Frauen sind in der Regel kleinlich und empfindlich. Es mag das in unserer ganzen Anlage liegen. Wir sind gewohnt, uns mit kleinen täglichen Sorgen, kleinen Enttäuschungen abzugeben, während der Mann ins Große, Ganze geht. So haben wir auch schwärmerische Freundschäftchen, keine vertrauenden großen Freundschaften. Wir brauchen beständig neue Beweise für die Liebe unserer Freunde, und wo unsere Eitelkeit verletzt wird, schütten wir das Kind mit dem Bade aus. Erfahrungsgemäß gehen Frauenfreundschaften in die Brüche, sobald der Mann, der von beiden Teilen geliebt wird, mit im Spiele ist."

„Das ist oft leider der Fall, aber das braucht nicht zu sein. Kommt das nicht etwa auch bei Männern vor?"

„Und dann die weibliche Eitelkeit," fuhr Rahel fort, ohne Noras Einwurf zu beachten, „welch böse Streiche spielt sie unserem Geschlecht!"

„Dagegen protestiere ich," rief Nora warm. „Ich bin viel stolzer darauf, daß du anerkannt wirst, als auf meine eigenen Erfolge."

„Ein leichtes Verdienst!" spottete Rahel. — „Wir treten ja nicht

in Konkurrenz miteinander. Wäre ich aber gleich dir Heroine auf demselben Theater, so wäre es doch nur allzumenschlich . . ."

„Rahel!" rief Nora in schmerzlichem Tone, „da kennst du mich denn doch nicht, du hast unrecht!"

„Ich möcht' es beinah' wünschen," sprach Rahel leise. „Du weißt, ich bin mit Liebe, was man so nennt, verwöhnt worden, und doch habe ich immer und überall viel Menschliches darin gefunden. Jetzt habe ich gelernt, allein fest zu stehen im Leben. Ich bin hart geworden."

Sie seufzte.

„Du bist sehr stolz!" sagte Nora sinnend. „Ich habe einmal ein Wort gelesen, was mich lange beschäftigt hat: Um wahre Freundschaft zu haben, muß man ohne sie auskommen können. Du kannst das, Rahel, und darum . . ."

„Darum hast du mich lieb?" forschte Rahel.

Nora nickte. „Ungefähr so."

„Ich hab' dich auch ehrlich lieb," sagte Rahel wieder, „aber ich traue mir selbst nicht recht. Ich fürchte dich zu enttäuschen, du hast eine so gläubige Seele."

Ein schöner Ausdruck flog über Noras Züge.

„Je mehr wir an Liebe geben, desto reicher sind wir. Bleibe, wie du bist, und du wirst mich nie enttäuschen."

Sie ruderte emsig weiter und der Kahn flog längs der glitzernden Bahn. Zwischen dem dunklen Föhrengrün blinzelten die Villenhäuser Ogers ihnen entgegen.

„Weißt du, daß du eigentlich viel jünger bist als ich?" sagte Rahel nach einer Pause.

„Wieso? Ich bin ausgerechnet fünf Jahre älter."

„Die Jahre machen's nicht, sondern die Fähigkeit zu glauben. Die hast du dir so rein bewahrt."

„Ja, glauben an dich kann ich und will ich und muß ich — ich kann ja nicht anders."

Rahel schwieg lange, sie kämpfte eine mächtige Bewegung nieder.

„Ich danke dir für dieses Wort," sprach sie dann, „du weißt nicht, wieviel du mir damit gegeben hast. Also stark, fest und treu?"

„Stark, fest und treu, von ganzem Herzen," wiederholte Nora.

Sie legte die Ruder beiseite, und die beiden Frauen schüttelten einander wacker die Hände, wie ein paar Männer und Kriegskameraden, die sich geloben, einander beizustehen auf Tod und Leben.

Soll ich ihr meine Angst um meine Augen mitteilen? dachte Nora. Nein, heute nicht, jetzt nicht, das würde sie betrüben, und helfen kann mir niemand. Wozu darüber reden?

Auch Rahel sann und grübelte.

Welch sonderbares Verhängnis, dachte sie — gerade sie bietet mir ihr ganzes gläubiges Herz — und ich — nehme es entgegen! Nun, ich bin nicht Félicie Lebrun!

Sie schüttelte sich, als hätte etwas Widriges sie berührt.

„Was ist dir?“ fragte Nora erstaunt.

„Ach nichts, mir fiel nur ein unnützer Vergleich ein. Wann sprachst du Félicie Lebrun, und was sagte sie dir?“

„Ich traf sie Anfang Mai im kaiserlichen Garten. Sie hatte einen Brief verloren, und ich war so glücklich, ihn zu finden.“

Ein Schimmer des Verständnisses leuchtete in Rahels Augen auf.

„Einen Brief? Ich begreife,“ sagte sie ruhig.

„Ja, ganz recht,“ erwiderte Nora. „Sie zerriß ihn in kleine Fetzen und schleuderte ihn von sich, und sie erzählte mir ihre traurige Geschichte.“

„Wie sonderbar,“ murmelte Rahel, „und den Rest hat sich dein kluger Kopf zusammengesponnen.“

„Nun, dazu bedurfte es keines klugen Kopfes,“ sagte Nora lächelnd — „ich hatte ja noch eine Handhabe. Sie nannte den Namen Sylvain.“

„Ja so!“ Rahel schwieg eine Weile. Dann seufzte sie tief auf und sah Nora liebevoll an.

„Daß du gerade Hans zum Manne hast, daß er dich so liebt, so versteht, daß du ihn glücklich machst — ist schön. Erzähle mir doch, wie du ihn kennen lerntest.“

Über Noras Gesicht zuckte es freudig.

„O Hans!“ sagte sie. „Also es war vor neun Jahren. Ich hatte mich überarbeitet und war krank. Er behandelte mich. Die Sache war eigentlich sehr einfach. Er war bis dahin ein geschworener Theaterfeind gewesen. Nun sah ich ihn jedesmal, wenn ich auftrat — und ich spielte eigentlich nur für ihn und meine Kunst . . .“ endete sie mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit.

„Nun und dann?“

„Dann besuchte er mich, und wir redeten miteinander von allem Hohen und Tiefen. Wir redeten wie zwei Freunde, ja, und wir verstanden einander. Er brachte mir Bücher, und wir gingen beide ins Freie, aufs Land hinaus und waren fröhlich und harmlos wie Kinder. Dann fing das Gerede über uns an. Das wurde eine böse Zeit.“

Nora saß schweigend, in Erinnerungen versunken.

„Und dann?“ fragte Rahel wieder leise lächelnd.

„Dann wurde ich eigensinnig und wollte nicht mehr mithalten,“ fuhr Nora fort. „Aber da kam ich schön an. Den Kopf hat er mir gewaschen, — aber tüchtig, das kannst du mir glauben. Ob ich mich denn gar nicht schämte, das sei meiner nicht würdig — und solche Sachen mehr. Für ihn sei es Lebensbedürfnis, Ehre und Glück, mit mir zu verkehren — und ob ich mich denn etwa seiner schäme? Und denselben Tag gingen

wir durch Rigas Straßen unterm Arm miteinander, und er lachte die Menschen alle an und war stolz wie ein König."

„Weiter, weiter!" rief Rahel mit blitzenden Augen.

„Ja, und als uns der alte Medizinalrat Töpfer entgegenkam, der mit dem roten Gesicht und den runden verwunderten Augen, weißt du — da zog er ihn unter einen Torweg und sagte ihm, mir einen Kuß zu geben — ich würde in kurzer Zeit seine Frau."

„Nun, das ließ sich der alte Herr wohl nicht zweimal sagen?" lachte Rahel.

„Er faßte sich jedenfalls sehr schnell und entledigte sich mit vieler Würde und Ausführlichkeit seiner Aufgabe — aber die Frauen, Rahel, die Frauen, die waren giftig."

„Kann ich mir denken."

„Na, die ersten Wochen nach unserer offiziellen Verlobung hatte Hans fast nur Armenpraxis. Dann aber kamen sie allmählich wieder, eine nach der anderen. Einen zweiten Gynäkologen von Hans' Ruf gibt's nicht in Riga."

„Das weiß ich."

„Anfangs war man steif und kühl gegen uns, aber als man nach unserer Verheiratung merkte, daß mir absolut nichts daran lag, Gesellschaften mitzumachen — da fing man an, uns zu überlaufen. Wir mußten uns geradezu vor Visiten und Besuchen schützen, wir nagelten eine Karte an die Tür: Zu sprechen von 1—2 — Hans und Nora Rehder. Die Visiten wurden höflich erwidert, damit schlief aber zumeist der Verkehr ein. Entweder die Arbeit oder das Vergnügen, und unsere Arbeit ist uns Freude, das sogenannte Vergnügen aber bittere Arbeit."

„In welche Kategorie fallen denn nun aber deine Dienstagnachmittage," neckte Rahel.

„O, die Dienstagnachmittage — das sind sogenannte Kompromisse mit der Gesellschaft, das sind Brücken, weiter nichts. Sie sind weder Arbeit noch Vergnügen, keins von beiden, und doch etwas von beiden."

„Nun, und ich?" fragte Rahel.

„Du!"

Nora sah sie mit tiefem Blick an.

„Du bist eine Welt für sich. Du bist du selbst. Du bist ein ganzer, ein Vollmensch.. Hans und ich, wir sind Zwei und doch Eins, du aber bist Eins und doch Zwei."

„Wieso?" fragte Rahel frappiert.

„Nun, sehr einfach. Du, Rahel von Witakowsky, du bist mein Freund, und du bist mir zugleich die ganze weibliche Hälfte der Menschheit, die ich in dir verkörpert sehen möchte."

„Bravo!" rief Rahel. „Also käme es, wie man's auch wendet, auf drei Menschen hinaus?"

„Gewiß, auf drei Menschen.“

„Es wäre aber doch gewiß schöner, wenn wir vier Menschen wären,“ sagte Rahel wehmütig-ironisch.

„Gewiß, aber der Vierte dürfte nicht abfallen von unserem Drei-Bunde.“

„Wenn mein Willy lebte, das wäre der rechte Vierte gewesen. Sag', Nora, hast du nie Sehnsucht nach einem Kinde gehabt?“

„Für Hans wünschte ich mir eins,“ sagte Nora leise. „Ich selbst habe es in den ersten Jahren heiß ersehnt, jetzt nicht mehr. Hans und du, ihr seid meine lieben großen Kinder!“

„Hans und ich!“ sprach Rahel träumerisch nach, „o du Kind, du Kind!“

Sie blickte auf die zitternden Wellchen, die sich schmeichelnd an den Kahn herandrängten. Nora sah sie groß an. Sie war bleich geworden bis in die Lippen.

Ein seltsam vibrierender Klang in Rahels letzten Worten zerriß plötzlich einen Schleier vor ihrem inneren Auge. Sie hatte es mit einer intuitiven Klarheit begriffen, daß Rahel Hans — ihren Hans — liebte. Es kann ja nicht sein — suchte sie sich zu beruhigen, es kann ja nicht sein. Aber fest und klar stand es vor ihrer Seele: Es ist so. Was einer erbarmungslosen Logik nicht gelungen wäre, das wußte sie jetzt vermöge ihrer Eingebungsfähigkeit, die sie nie betrogen hatte. Seit wann? Wie lange? fragte sie sich. Ein grenzenloses, tiefes Mitgefühl füllte ihre Seele. Sie vergaß darüber ihr eigenes Leid. Wie furchtbar mußte Rahel leiden, wenn sie ihr Glück sah. Es war ja nur allzu menschlich. Neben dem Tisch der Reichen zu stehen ist ja so bitter. Und war denn Rahel nicht unglücklich genug? Eine tiefe Zärtlichkeit für Rahel ergriff ihre ganze Seele und wogte wie eine Flamme heiß in ihr auf. O, sie würde schweigen, nie sollte Rahel erfahren, daß sie ihr Geheimnis erraten hatte. Sie würde es zu schützen wissen gegen sich selbst, gegen Hans, gegen die ganze Welt. Nun galt es Freundschaft halten und bewähren. Es galt ihr leise und unmerklich die unselige Leidenschaft überwinden helfen, die — Nora war davon überzeugt — einseitig bleiben mußte. An Rahels Ehrenhaftigkeit und Selbstbeherrschung zu zweifeln fiel ihr keinen Augenblick ein. Nun verstand sie Rahels Zurückhaltung gegen sie selber. „Ich traue mir selbst nicht recht. Ich fürchte dich zu enttäuschen, du hast eine so gläubige Seele,“ hatte Rahel gesagt. Nun wußte sie auch, wieviel Wert Rahels Versprechen, ihr Freundschaft zu halten, für sie hatte. Rahel kämpfte mit sich selbst — das war ihr klar, und Rahel hatte den festen Willen zu siegen.

Nora saß in schwere Gedanken verloren. Sonntagssommerstille thronte friedlich über dem gottblauen Himmel, über der ganzen Natur. Am Ufer winkte eine hohe Männergestalt.

„Halloh—ho!“ tönte es in langgezogenem Bariton.

Nora zuckte zusammen. „Hans!“ rief sie — ihre Wangen röteten sich — sie schwang eifrig die Ruder. Hart lief der Kahn ans Ufer.

Der Doktor sprang geschickt hinein und stieß mit Noras Ruder ab.

„Ich begegnete eben dem Doktor Meyer, dem Allerweltsmeyer,“ sagte Hans vergnügt, „und der hat mir eine erstaunliche Neuigkeit mitgeteilt. Unsere nüchterne Zeit ist doch an märchenhaften Erscheinungen reicher, als man gewöhnlich annimmt.“

„Märchenhafte Erscheinungen?“ fragte Nora lächelnd. „Du machst uns neugierig, Hans.“

„Es betrifft deine beiden jüngsten Protegés, Fräulein Clementine Müller und ihre Schwester.“

„Sollten sie etwa in den Hafen der Ehe eingefahren sein?“ fragte Rahel.

„Das könnte noch kommen,“ meinte Hans schmunzelnd, „denn sie haben eine halbe Million geerbt von einem verstorbenen Neffen in Canada.“

„Ach was!“ rief Nora verwundert. Dann fügte sie leise hinzu: „Die armen Möttchen, — sie tun mir leid.“

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Ich kenne die Damen nicht persönlich, nur aus Noras Beschreibung.“

„Ich möchte gern wissen, wie sie sich mit ihrer Erbschaft auseinandersetzen werden,“ sprach Nora nachdenklich. „Die halbe Million paßt nicht zu ihnen, und sie nicht zu der halben Million.“

„Schicksal!“ sagte Rahel aphoristisch. „So oder so, das Auseinandersetzen bleibt niemandem erspart.“

Nora seufzte. „Ich fürchte, sie werden nicht viel Freude davon haben,“ sagte sie zerstreut.

Der Doktor legte seinen Arm um Noras Schulter. „Laß mich rudern!“ sprach er.

Sie wechselten die Plätze. Das Boot flog wie ein Pfeil durch das silberglänzende blaue Wasser. Noras Herz pochte in kurzen raschen Schlägen. Die kleinen Wellchen kosten und streichelten den Kahn und wisperten heimlich mit ihren leisen Stimmchen: Schicksal! Schicksal! Auseinandersetzen, ja auseinandersetzen!

* * *

Heute hatte Rahel Hans in seiner Größe gesehen. Er war nachmittags zu einem Mädchen gerufen worden, das sich den ganzen Oberkörper verbrannt hatte. Mit Benzin war das Unglück geschehen. Nora hatte Kopfweh und hatte sich hingelegt. Um sie nicht zu stören, bat Hans Rahel ihn zu der Kranken, wo sofortige Hülfe not tat, zu begleiten.

Rahel war gegangen. Und hier, am Lager der armen verbrannten Person hatte sie die ganze Güte, den Reichtum an Liebe und Kraft in Hans kennen gelernt.

Wie zart wußte er zu lindern, wie fest zugreifend und geschickt zu helfen, wie erbarmend auf das Leiden einzugehen!

Rahel staunte. Welch ein Mensch! dachte sie immer wieder. Welch ein Mensch!

Sie kehrte nicht mit Hans nach Hause zurück — ihr Herz war voll. Sie mußte allein sein. So ging sie auf den Friedhof zu den fremden Gräbern. Da wollte sie sich sammeln, sich durch all die neuen Eindrücke durchringen, sich selbst wiederfinden.

Sich selbst wiederfinden wollte sie, denn sie hatte sich selbst verloren. Leise, allmählich war es gekommen, sie wußte nicht wann, sie wußte nicht wie . . .

Ein trüber regenfeuchter Tag hing schwer und bleiern auf den Friedhof nieder. Neben einem kleinen wild verwachsenen Hügel hatte sie sich niedergeworfen ins feuchte Gras und preßte die Stirn darauf nieder.

Gedanken flatterten wie stürmende Wolkenzüge vor ihr auf, und wie ein alles verschlingender, alles vernichtender Orgelton brauste das Bewußtsein: Ich liebe ihn — durch ihre Seele.

„Ich liebe ihn, ich liebe ihn!“ flüsterte sie heiß vor sich hin. Sie hielt die Hände fest über der Brust gekrampft, wie um das stürmisch pochende Herz da drinnen zur Ruhe zu zwingen.

Sie erinnerte sich der vielen Gespräche, die sie mit Hans geführt. Immer und überall war seine feste, klare und milde Persönlichkeit zutage getreten. Ihre Überzeugungen waren nicht die seinigen, aber aus seinem Wesen hatte sie gelernt, seine Überzeugungen zu ehren. Sie spiegelten sich in seiner Persönlichkeit, sie deckten sich mit seinem Tun, denn er war von echter Menschenliebe beseelt.

Sie hatte ja bisher nicht gewußt, was Liebe sei, nun aber war es über sie gekommen und hatte ihr geschlossenes Wesen in einen Sturm von Widerstreit und Aufruhr versetzt. Wie arm und leer war ihr Leben gewesen, jetzt durch Hans war es reich und — bitter geworden.

„Glückliche Nora!“ flüsterte sie und blickte starr vor sich hin in das feuchte tropfende Gras. „Dennoch möcht' ich nicht Nora sein, sie ist ihm zu wenig. Sie wagt es außer ihm — außer ihm — ihre Kunst zu lieben. Und doch ist sie gut, ja sie ist gut, aber sie ist nicht etwas Ganzes, und solch ein Mann bedarf eines ganzen Weibes. Sie lebt mindestens eben so sehr für ihre Kunst wie für ihn. O Hans, Hans! . . . Kunst!“

Sie lächelte verächtlich. „Kunst ist die Krone des Genies. Nora ist kein Genie, sie ist ein Talent — ja, aber mein Gott, was will das sagen? Das ist wenig genug. Ich bin auch Talent, und doch . . . und doch . . . ich wäre ihm mehr!“

Hans hatte sie lieb, das fühlte Rahel, aber er liebte sie nicht, „noch nicht" sagte sie sich — und dann erschrak sie über sich selbst. War es so weit mit ihr gekommen?

Rahel bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und stöhnte.

„Was soll ich tun? Fortziehen aus Riga. Nein! nein!"

Sie stieß diese Worte laut hervor. Sollte sie wieder so einsam werden wie zuvor?

So lag sie da in dumpfem Brüten.

Ihr wilder Schmerz hatte sich gelöst, und Tränen der Sehnsucht, der bittersten Vereinsamung fingen an zu fließen, tropfenweise, spärlich ...

Da nahten Schritte. Rahel richtete sich auf und horchte. Es war ein vielfältiges Getrappel, und durch die Büsche sah sie langsam eine Prozession sich an ihr vorüberbewegen. Schwatzende Leute, sogar Lachen tönte an ihr Ohr. Sie schlug die Zweige auseinander — ein Schauer rüttelte sie.

Sie sah ein altes häßliches Weib mit tödlichen Augen und einem Anflug von Schnurrbart um den welken, giftigen Mund — das schwatzte und sprach eindringlich auf eine junge Dirne ein. Gott, das war ja die Darthe aus dem Nachbarhof! Sie war verweint, doch über dem hübschen leichtsinnigen Gesicht lag's wie Erlösung. Neben ihr trappelte der taubstumme Bruder und trug einen Kindersarg. Er schluchzte bitterlich in kurzen unartikulierten Lauten. An seiner Seite ging gemessenen Schritts Wilze Spahring, mit einem nagelneuen steifen Filzhut über dem brutalen Gesicht. Vor ihnen allen her zog ein beleibter Küster, mit einem Gesangbuch in der Hand. Volk und Kinder folgten.

Rahel packte kaltes Entsetzen.

Das Kleine ist tot, sie haben es umgebracht! dachte sie zitternd.

Nun ertönte ein näselnder Chorgesang.

Die fette Stimme des Küsters, Wilze Spahrings rohes Organ und die Stimme der unheimlichen Alten verschmolzen zu einem vehementen Klang. Man sah, hier wurde mit Lust und Sachkenntnis gesungen.

Rahel lag da wie erstarrt.

„Sie haben es umgebracht — ich habe es zugelassen — ich hätte es retten können!" sagte sie laut.

Sie sprang auf und stürzte heftig vorwärts.

Sie mußte sehen und hören, so drängte sie sich an die Gruppe der Leute heran.

Das Begräbnislied war verstummt. Der Küster vollzog stumpf und gewohnheitsgemäß die Funeralien. Rahel hörte deutlich den schrecklich wohlbekannten Ton, wie die Schollen aufschlugen auf den Sarg.

Jetzt hielt sie sich nicht länger. Sie trat mit an die Gruppe heran und sah Darthe mit großem seltsamem Blick an. Eine Welt von bitterer Anklage, forschender Frage und Leid lag in ihren düsteren Augen. Die

Leute starrten die elegante schöne Dame an. Wo kam sie her? Was wollte sie mitten unter ihnen? Darthe schrak zusammen: sie hielt den fragenden Blick Rahels nicht aus und schlug die Augen nieder. Die häßliche Alte wand sich dicht an ihre Tochter heran und raunte vernehmlich: „Wer ist die feine Dame? Was will sie hier?"

„Still, Mutter," flüsterte das Mädchen ängstlich, und als sie noch immer den anklagend traurigen Blick Rahels auf sich gerichtet sah, bedeckte sie ihre Augen mit dem Umschlagetuch.

Nun intonierte der Küster den Schlußgesang. Der Chor fiel ein, und unter den Spaten der Totengräber wölbte sich rasch der kleine Hügel.

Rahel wandte sich zum Gehen. Die ganze bittere Einsamkeit ihrer ringenden Seele war über sie gekommen. Wäre dieses armselige Würmchen, das sie da eben begraben, mein gewesen, dachte sie, ich hätte es wenigstens beschützen können. Was Freunde, was Liebe und Familie — im Grunde ist doch jeder allein mit seiner Seele, allein mit seiner Schuld, allein mit Gott und mit dem Tod. Da gibt es kein Entrinnen! Wie arm und nackt bin ich! Welch fremdes schreckliches Land ist das Leben!...

Grübelnd ging sie weiter. Der graue Himmel hatte sich verdüstert. Farblos lag die Landschaft in grauen Nebel getaucht vor ihr. Der Regen rieselte in feinen dünnen Fäden vom Himmel.

„Jedem Leben liegt eine Idee zugrunde," sprach Rahel plötzlich laut. „Warum erkennen wir aber die Idee des Lebens so schwer? Weil wir Lebenden am Mitleid mit uns selbst kranken? Wann werden wir es lernen, das eigene Leben so ruhig beurteilen wie ein fremdes? Hart müssen wir werden gegen uns selbst."

Mit diesem Vorsatz war sie in eine harte Stimmung hineingeraten, die sich zunächst auf Nora übertrug.

Sie fand Nora noch zu Bett und bemerkte, daß sie geweint hatte.

Wie sonderbar! dachte Rahel. Hier wäre doch nur lauter Grund zu Dank und Jubel.

Noras Kummer reizte sie.

„Tut dein Kopf noch weh?" fragte sie beiläufig.

Nora fühlte die Gleichgültigkeit, die in der Frage lag, heraus. Sie lächelte schmerzlich. Durfte sie reden? Die Angst um ihr schwindendes Augenlicht folterte sie beständig — sie trug ihr Kreuz allein — aus Liebe für die andern. Sie sah, daß Rahel litt, und konnte nicht helfen, und daß sie — wußte, mußte sie verschweigen — aus Liebe. Was sollte sie sagen? Etwas halb tun war nicht ihre Art. So mochte man sie mißverstehen und falsch beurteilen! Was lag daran?

„Man hat einmal so seine dunklen Stunden," sagte sie ausweichend, „aber wie ist es dir ergangen?"

Rahel erzählte von ihrem Besuch des verbrannten Mädchens mit Hans und von dem Begräbnis des Kindes. In ihren herrlichen Augen

lag ein schmerzliches Staunen und die unausgesprochene Frage, was Noras „dunkle Stunden“ verursacht haben könne. Sie fühlte sich ihr in ihrem eigenen Leid überlegen.

Nora las ihr ihre Empfindung mit unheimlicher Sicherheit von der schönen Stirn. Seit sie wußte, war Rahel ihr ein aufgeschlagenes Buch. Sie las in ihrer Seele Abschnitt für Abschnitt und überbrückte spielend leicht ihre widerstreitenden Gefühlsäußerungen.

„Soll ich dir vorlesen?“ fragte Rahel gepreßt, „oder ist das zu viel für deinen Kopf?“

„Ich danke dir, nein, bleibe ein wenig bei mir und gib mir deine Hand.“

Rahel reichte Nora ihre energische kleine Hand mit dem bläulichen Geäder und dem zarten Handgelenk. Nora nahm sie in ihre beiden kühlen langen Hände und hielt sie zärtlich fest wie einen schutzbedürftigen kleinen Vogel. Armes leidendes Herz! dachte sie und streichelte Rahels feine Finger.

„Willst du wirklich übermorgen wieder fort?“ fragte sie.

Rahel nickte.

Die Dämmerung schlich leise in das Zimmer und hüllte alle Gegenstände in gleichmäßiges mattes Grau. Und grau und düster sah es auch in den Seelen der beiden Frauen aus.

Als Hans nach Hause kam, freute er sich über seine „beiden Frauen“, wie er sie scherzend nannte, und beide lebten auf und hatten ihm allerhand mitzuteilen. Waren sie aber wieder allein, so wußten sie einander nichts zu sagen. Eine jede hütete ängstlich ihr Geheimnis vor der andern und verlor Schritt um Schritt die goldene Freiheit und Unbefangenheit. Es gab nach allen Richtungen Mauern und Wälle, an denen nicht gerührt werden durfte, und sie, die sich so viel hätten sein können, waren scheu und klug geworden wie Menschen, die sich im Dunklen zurechtfinden wollen.

Jede von ihnen fühlte die tappende Scheu, zu verletzen, bei der anderen heraus, und die gegenseitige Schonung war ein trauriges Zugeständnis der beiderseitigen Hülfsbedürftigkeit.

Frauenfreundschaft! dachte Rahel bitter. Wie recht hatte ich, als ich daran zweifelte!

Ich halte sie fest, trotz allem, nun erst recht, dachte Nora und fühlte nicht, wie Rahel ihr leise entglitt.

Sie waren beide zu feinfühlend, um den gezwungenen falschen Ton, der sich in die Harmonie ihres Zusammenseins geschlichen hatte, nicht schmerzlich zu empfinden. Sie waren beide zu stolz, um ihn bemerken zu wollen, und beide zu ehrlich, um ihn zu leugnen.

Und der falsche Ton klang fort und fort, klang hinein in Rahels

Einsamkeit in der Stadt, klang und schrillte weiter in die Stunden des Zusammenseins und zitterte ängstlich durch die beiden wunden Seelen.

Es war das alte Lied und das alte Leid: Sie hatten beide vom Baume der Erkenntnis gegessen, und die Erkenntnis hatte sie ärmer gemacht.

* * *

Hans und Rahel saßen im Eisenbahncoupé einander gegenüber. Sie fuhren beide nach Riga, Hans in seine Sprechstunden, Rahel in die Einsamkeit ihrer Stadtwohnung zurück.

Nachdenklich blies Hans den Rauch seiner Zigarre in die Luft und schaute aus dem Fenster. Vor Rahels innerem Auge flogen die Tage des Zusammenseins mit Hans und Nora vorüber, und ihr Herz schlug dumpf und schwer.

„Ich habe eine Bitte an dich, Rahel," begann Hans.

Sie sah ihn mit einem raschen Blick an. „Nun?" sprach sie.

„Nora ist in letzter Zeit besonders nervös, — sie hängt an dir, — komm zu uns, Rahel, und bleibe bei uns. Du hast einen guten Einfluß auf Nora. Diese beständige Einsamkeit, die alle zwei Wochen einmal unterbrochen wird, tut dir auch nicht gut."

Rahels Ausdruck wurde gespannt und rätselhaft.

„Meinst du?" fragte sie.

„Gewiß. Ich versichere dich, daß Nora jedesmal auflebt, wenn du da bist. Ihr körperlicher Zustand gefällt mir gar nicht."

„Mir ist ihre Verstimmung auch aufgefallen," sagte Rahel, „wenn ich ihr wirklich nützen kann, will ich gewiß kommen. Was aber mich anbetrifft, Hans, so tut mir die Einsamkeit gut. Sie ist mein Element."

„Dazu ist es ein wenig früh für dich" — meinte er sarkastisch.

„Das ist Ansichtssache" — gab sie ebenso zurück. „In der Regel ist ein Erwachsener selbst imstande zu entscheiden, was zu seinem Frieden dient."

Er sah sie mißbilligend an. „Weshalb der gereizte Ton, Rahel?"

Rahels Blicke sprühten. Sie schwieg.

„Ich bin nicht gereizt, nur logisch," sagte sie endlich fast demütig, „was meiner Seele not tut, muß ich selbst wissen."

„Deine Seele, Kind, bedarf aber ebenso der Anlehnung und Liebe, wie die Seelen der meisten Menschen. Eine junge Menschenseele gedeiht nicht in einsamen Grübeleien, besonders wenn sie viel erlebt hat."

Rahel biß sich auf die Lippe, in ihrer Stirn bildete sich eine Falte. Sie war von hinreißend düsterer Schönheit.

Hans schaute sie verloren an. „Wie du Maria gleichst!" sagte er unwillkürlich — „So sah sie aus, wenn sie Schmerzen litt."

Rahel lachte gezwungen. „Ich leide aber keine Schmerzen," sagte sie — „das ist der Unterschied. Ich bin gesund und stark, und was ich früher gelitten, hat mich ebenso bereichert, wie das Glück, das ich erfuhr. Ich will nichts aus meinem Leben ausstreichen, nicht einmal Willys Tod . . . jetzt wo ich damit innerlich fertig geworden bin."

„Das ist ein stolzes Wort. Wohl dir, daß du das sagen kannst, aber . . . kannst du es auch sagen?"

„Weshalb zweifelst du daran?" fragte sie fast feindselig.

„Weil diese Reise — ungewöhnlich, ja unnatürlich ist, wenn man so jung und so schön ist wie du."

Rahel fing heftig an zu zittern.

„Doch!" rief sie, „ich nehme nichts zurück!"

Eine beklommene Stimmung lag über den beiden. Hans sah sie prüfend an. Auch er war erregt.

Rastlos flog der Zug an verschiedenen Ortschaften vorüber. Mechanisch zählte Rahel die Telegraphenstangen. Plötzlich fing sie an zu reden, wie von einer inneren Gewalt getrieben, monoton und leise.

„Vielleicht habe ich zu viel gesagt . . . Wir leiden alle mehr oder weniger an einem Zwiespalt, an einem Doppeldasein, am Doppelich. Mein erstes Ich ist dunkel, schwerverständlich, träumerisch, voll aufblitzender Wildheit, instinktiver Ahnungen und Erkenntnisse. Es fühlt sich fähig zu allem Schlechten und allem Guten, in gesteigertem Maße.

Mein zweites Ich aber ist kalt und verständig, hat grünliche Brillenaugen und zergliedert seinen Zwillingsbruder, mein erstes Ich, mit anatomischer Sicherheit und ruhigem traurigem Behagen, lernt es kennen und begreift es mit kaltem Wissenstrieb, begreift darum auch andere Menschen. Das ist das böse Gespaltensein in uns, das unter dem Selbstbewußtsein existiert, das zweite Sein, das häufig schläft und träumt.

Du nennst mich jung, Hans, aber ich versichere dich, mein zweites Ich ist alt, sehr, sehr alt, alt wie der ewige Jude. Es ist tieftraurig, ist friedlos, ist grausam und schlau. Scharfsinnig ist es und verschlagen. Es quält und zerrt das erste junge Ich und spielt Fangball mit ihm, und dabei leidet es und ist nimmer froh.

So sieht's in mir aus und so bin ich."

„Rahel!" rief Hans betreten, „liebe, liebe Rahel, was sagst du da? Du leidest, Rahel!"

Sie sah ihn an, als erwachte sie aus tiefem Traum, dann lachte sie kurz auf.

„Es ist alles Unsinn," rief sie, „ich leide nicht mehr und nicht weniger als X Y Z. Nur reden diese Herrschaften nicht darüber, ich bin aber aus meiner gewohnten Schweigsamkeit herausgetreten — das rächt sich immer . . . daher befremdet's dich."

„Und jetzt" — sprach Hans fest — „jetzt bitte ich dich noch einmal um deinetwillen, — ziehe zu uns."

Sie lächelte ein traurig-ironisches Lächeln, dann legte sie ihre kleine Hand in die seinige.

„Ich komme Hans, ich komme in acht Tagen — bist du nun zufrieden?"

Er hielt ihre Hand eine Weile fest — dann küßte er sie. „Wie sollte ich nicht?"

Sie waren in einer Station, kurz vor Riga angelangt. Auf dem zweiten Bahngleise stand ein anderer Zug, der in ein paar Minuten den Weg, den sie gekommen waren, zurück machen mußte. Hans blickte aus dem Fenster.

„Halt!" rief er, „da ist der Medizinalrat Töpfer, ein Kollege von mir, ich hab' ihm ein paar Worte zu sagen."

Er stürzte aus dem Waggon und sprang eilig auf den Bahnsteig hinunter. Rahel sah ihn in eifrigem Gespräch mit dem älteren Arzt. Er hatte das heruntergeschobene Fenster gepackt und sprach eindringlich auf den alten Herrn ein.

„Also auf Donnerstag!" hörte ihn Rahel sagen.

„Auf Donnerstag, auf Wiedersehn, Herr Kollege!"

Der Zug setzte sich in Bewegung, und Rahel sah, daß Hans einige Schritte mitging und noch ein paar Worte in das Fenster hineinsprach.

Nun riß er sich los — aber sein Handschuh hatte sich am Handgelenk an einem Knopf oder hervorstehenden Nagel im Fensterrahmen verfangen — er kam nicht los. Das Herz stand ihr still vor Entsetzen — sie sah, wie Hans zerrte und riß, vergebens . . . immer schneller wurden seine Schritte, jetzt lief er neben dem Zuge her und noch immer haftete der Handschuh. Der Medizinalrat wollte Hans zu Hilfe kommen und ihn befreien — da hörte der hohe Bahnsteig auf . . . Rahel stieß einen gellenden Schrei aus und brach besinnungslos zusammen.

Als sie erwachte, lag sie in Hans' Armen. Er war mit besorgter Miene um sie beschäftigt. „Rahel, liebe, liebe Rahel," murmelte er.

Verwirrt — benommen lag sie da. In ihren Ohren brauste ein furchtbares Getöse — vor ihren Augen zuckten rote Flammen.

„Du bist nicht tot . . . du lebst?" stammelte sie — „o Hans, Hans, wie ich dich liebe . . . ich liebe dich, liebe dich."

Wie ein entfesselter Sturmwind brach das Bekenntnis ihrer Liebe hervor — unaufhaltsam . . . unwiderstehlich.

Ihre Hände tasteten an seinem Körper auf und nieder, ihre Augen traten vor schauderndem Entsetzen fast aus den Höhlen.

„Maria — Rahel — ruhig, ruhig — ich lebe Gott sei Dank, ich lebe!" sprach seine tiefe bebende Stimme, und auf einmal fühlte sie heiße Küsse auf ihren Lippen brennen.

Einen Augenblick lag sie beseligt, hingegeben — da kam sie vollends zur Besinnung. Sie stieß ihn von sich und richtete sich auf. Dann brach sie in ein wildes Schluchzen aus.

„Mein Gott, wie bin ich elend!“ stöhnte sie.

Er flog am ganzen Leibe . . . und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Es war ein schwerer Traum, Rahel,“ sagte er mit zerbrochener Stimme. „Nun sind wir beide erwacht.“

„Ja, nun sind wir beide erwacht“ . . . wiederholte sie dumpf.

Mehrere Minuten verstrichen, waren es nur Minuten? Die Qual war nicht zu ertragen. Der Zug rollte und rollte vorwärts mit monotonem Getöse, als gäbe es keinen Stillstand, als könne er nicht zu Atem kommen.

Sie sprach zuerst. „Hans, willst du noch, daß ich zu euch komme?“

Sie harrte mit bitterem Lächeln der Antwort.

„Ja!“ sprach er fest. „Wir sind beide reife zielbewußte Menschen und werden unser Doppel-ich im Zaume halten können.“

Einen herzzerreißenden langen Blick noch — dann reichte ihm Rahel still die Hand.

„Leb wohl!“ sprach sie.

„Auf Wiedersehn!“

Donnernd fuhr der Zug in den Rigaer Bahnhof.

* * *

Der Sommer neigte sich leise seinem Ende zu. Statt der Nelken und Rosen hingen jetzt federige Astern die bunten Köpfe und wurden von Jakob Schauer ebenso liebevoll aufgerichtet wie zuvor die lieblichen Kinder des Frühsommers.

Es war rauhes kühles Herbstwetter eingezogen; die Föhren sangen und rauschten ernsthaft ihre alte Weise, und gelbe dürre Blätter tanzten lustig zu dieser trüben Melodie, wie unvernünftige Kinder zu einem Schlummerlied.

Viele Bewohner Ogers rüsteten sich zur Rückkehr in die Stadt. Es wurde stiller und einsamer. Nur Hans Rehder genoß die ländliche Ruhe und kehrte immer frisch aus seinen Sprechstunden wieder. Er hielt sie dreimal wöchentlich in der Stadt.

Rahel war ganz zu Rehders gezogen. Sie beobachtete Hans mit schmerzlicher Spannung. Er hatte sein ruhiges Gleichgewicht wieder. Wie hatte er sich mit dem Erlebnis im Coupé auseinandergesetzt? Ach, ihm war es wohl nicht tief gegangen! Wußte Nora davon? Rahel erhielt keine Antwort auf diese brennenden Fragen. Sie selbst kämpfte tapfer einen bittern verzweifelten Kampf und rang um die Kraft, die sie an Hans bewunderte. War es Kraft oder Gleichmut?

Ja, es war eine unversiegbare Lebenskraft und Frische in dem Manne. Er gehörte zu den seltenen Naturen, die aus den kleinen Freuden des Lebens sich eine köstliche Seelenstimmung aufzubauen vermögen, auch einen Schatz, an dem weder Motten noch Rost nagen!

Nora schob den furchtbaren Augenblick, ihm die stetig zunehmende Trübung ihrer Sehkraft mitzuteilen, immer wieder hinaus. Sie fürchtete sich davor, ihm solch ein Leid zu tun, und wurde kraftvoll und tapfer — aus Furcht.

Der Doktor bemerkte die Schatten auf ihrer Stirn, doch hielt er sie für vorübergehende Mißstimmungen und körperliche Reizbarkeit. Er hatte ihr verboten, zu lesen, und meinte, daß sie das niederdrückte. So verdoppelte er seine Sorgfalt für Nora und sprach freundschaftlich mit Rahel. Er war froh und unbefangen, Rahel fühlte, daß er mit sich im klaren war.

Heute kam er strahlend vor Freude aus der Stadt zurück. Er fand Nora und Rahel über dem Studium der toten Stadt von d'Annunzio.

„Kinder!“ rief er von weitem — „eine freudige Nachricht! Nun zeigt, ob ihr raten könnt!“

„Eine gelungene Operation!“ rief Nora.

„Eine wissenschaftliche Ehrung?“ sagte Rahel.

„Rahel hat's beinahe getroffen,“ schmunzelte der Doktor und wurde ein wenig verlegen. „Ich bin vom Professor Nordhausen aufgefordert worden, auf dem Gynäkologenkongreß in Berlin einen Vortrag zu halten. Ich reise in den nächsten Tagen, um dort noch zu arbeiten.“

Noras und Rahels Augen strahlten.

„Aber,“ sagte Nora, „woher weiß denn Professor Nordhausen?“

„Aus einigen wissenschaftlichen Mitteilungen in Fachblättern, die ich einmal verbrochen habe,“ sagte Hans bescheiden. „Nun, Kinder, heute wollen wir aber wieder eine Flasche Champagner springen lassen! Nicht? So etwas erlebt man nicht alle Tage!“

„Gewiß, gewiß!“ rief Nora. „Aber sag doch,“ fuhr sie ängstlich fort — „bist du denn schon mit deinem Vortrag im reinen? Was wirst du eigentlich sagen?“

Hans lachte. „Siehst du, mein lieber treuer Kamerad,“ sagte er — „mit Einzelheiten will ich dich nicht langweilen. Das ist alles streng fachwissenschaftlich, und nur Medizinern könnte ich das deutlich machen. Zu sagen hätt' ich genug. Es fragt sich nur, ob ich in einer knappen Stunde die Fülle meiner Beobachtungen zusammenzudrängen imstande bin. Es handelt sich um jahrelange Beobachtungen auf dem Gebiet der Krebserkrankungen in den weiblichen Organen. Notizen dazu hab' ich mir seit zehn Jahren gesammelt.“

Nora sah ihren Mann mit stolzem Blick an.

„Wie lange willst du fortbleiben?“ fragte sie.

„Etwa drei Wochen denk' ich, ich will zugleich die Gelegenheit benutzen und mich ein wenig in den Berliner Kliniken umsehen."

„Das ist großartig, Hans!" sagte Nora. „Wie ich mich freue!"

Nach dem Essen saßen sie beim Sekt.

Es wird vielleicht der letzte glückliche Abend meines Lebens, dachte Nora. Mein armer Liebling, die trübe Wahrheit kann ich dir doch auf die Dauer nicht ersparen.

Eine wilde bacchantische Lustigkeit hatte sie ergriffen.

„Laßt uns trinken und fröhlich sein," rief sie erregt, und ihre Wangen röteten sich fieberhaft, „denn morgen sind wir vielleicht tot!"

Staunend sah Rahel sie an. Was war mit ihr vorgegangen? Sie begriff sie nicht.

Die arme zuckende Seele Noras berauschte sich an ihres Mannes Freude. Sie wollte vergessen, auf eine kurze Stunde vergessen dürfen um jeden Preis.

Hans suchte sie zu beruhigen. Er mochte solche Ausbrüche nicht. Ruhig schenkte er den Frauen ein, dann sich selbst, erhob sein Glas und sprach herzlich:

„Auf unsern Dreibund! Ich erneuere heute unsern Trinkspruch, den Nora uns damals im Walde hielt: Wir drei Menschen sollen leben und fest zusammenhalten in Freud und Leid!"

„Sollen wir?" fragte Rahel zögernd.

„Wir sollen," sprach Hans fest.

„Wir sollen," wiederholte Nora. Ein Schleier lag wieder dicht vor ihren Augen. Sie stieß fest zu aufs Geratewohl — Rahels Glas zersprang.

„Ein böses Omen!" murmelte sie.

„Unsinn, Kinder!" rief der Doktor. — „Wie kann man so abergläubisch sein?"

Er stand auf, um für Rahel ein neues Glas zu bringen.

Schweigend und prüfend sahen die beiden Frauen einander an. Es war ein geheimes Abwägen, ein Schätzen ihrer beiderseitigen Kräfte.

Wie Feinde vor dem Kampf! dachte Nora schmerzlich. Mein Gott, wie ist das bitter.

„Mir scheint, Hans überschätzt uns beide!" sagte Rahel leise.

„Vielleicht," gab Nora ebenso zurück. „Ein Grund mehr, daß wir ihn nicht enttäuschen dürfen."

Sie waren beide traurig und niedergeschlagen. Da kehrte Hans wieder.

Er füllte das Glas bis an den Rand und reichte es Rahel.

„Glück auf zu deiner Reise!" sprach sie mit funkelnden Augen.

„Frei sein ist alles!" sagte er ruhig.

Nora grübelte über diese rätselhaften Worte, da küßte er sie und gleich darauf Rahel.

Rahel preßte die Lippen zusammen. Nora fühlte, wie Rahel der Atem aussetzte.

Nicht denken, nicht denken heute, dachte sie, nur leben, glücklich sein, sich freuen! Sollte ich, die Halbblinde, wirklich die einzig Sehende unter euch sein?

Sie trank ein Glas um das andere; eine zweite Flasche wurde gebracht. Nora war in einer gesteigerten Gefühlsverfassung, von sprühend schmerzlicher Lustigkeit.

Welches ist nun die echte Nora? dachte Rahel, die von gestern und all diesen Tagen oder die heutige? Sie fand sich nicht mehr in ihr zurecht.

Nora sah und fühlte jede Gefühlsphase in Rahel. Der tolle wehe Übermut der Gefangenen hatte sie ergriffen, denen eine armselige Stunde Freiheit vergönnt ist, und die nicht wagen, nach der unerbittlichen Uhr zu blicken, aus Furcht, die Stunde sei abgelaufen. Sie überbot sich selbst an geistreichen Einfällen und humorvollen Paradoxen, und sie wußte, daß der Kerkermeister mit dem rasselnden Schlüsselbund hinter ihr stand und ihr bald die enge Zelle öffnen werde.

„Ist es nicht so, Hans,“ fragte sie, „daß alle Ideen, die man bis zu ihrer äußersten Konsequenz durchdenkt, sich in ihr Gegenteil verkehren?“

„Wie kommst du darauf?“ fragte der Doktor.

„Es fiel mir so ein. Sehende können blind sein und Blinde sehend in einem tieferen Sinn. Lebende können tot sein, und wer da recht stirbt, der hat das ewige Leben, lebt also eigentlich. Die Ersten werden die Letzten sein und umgekehrt. Nur der besitzt in Wahrheit, der bereit ist, nicht zu besitzen. Nur der ist Künstler, der sich in Demut nicht dafür hält, und so weiter und so weiter.“

„Halt, halt!“ rief Hans, „das ist ja ein wahres Kreuzfeuer! So schnell geht das nicht.“

„Mir scheint, der Champagner tut seine Wirkung an dir, Nora,“ sagte Rahel mit kühlem Lächeln. „Wer viel redet, ist eigentlich schweigsam, und wer schläft, hat das beste Teil erwählt. Darum, denke ich, werde ich mich allerseits empfehlen. Gute Nacht.“

Sie erhob sich und reichte ihnen die Hände.

„Das war ein fremder Ton!“ sagte Hans.

Nora lachte nervös. „Ach, das ist nichts, die Art kenne ich an Rahel.“

Hans hatte Rahel verstanden. Er schwieg nachdenklich. Hatte er ihr zu viel zugemutet?

Völlig ernüchtert ging Nora zu Bett. Die qualvoll enge schreckliche

Zelle mit dem ewigen Rundlauf derselben folternden Ideen hatte sich hinter ihr geschlossen.

Nach zwei Tagen verreiste der Doktor. Nora hatte ihn auf den Bahnhof begleitet. Wie sehe ich dich wieder? fragte sie sich, immer von neuem. Wird es schlimmer um mich stehen? Werde ich die Kraft haben auch ferner zu schweigen? Wird Rahel überwunden haben?

Sie schien ruhig, ja heiter. Sie sprach unbefangen mit Hans von der schönen Zeit, die ihm bevorstände, sie nahm herzlichen Abschied von ihm, aber als sich der Zug in Bewegung setzte, als Hans sich noch grüßend hinauslehnte, da war es mit ihrer Kraft zu Ende. Ein Ausdruck namenloser Qual verstörte ihr Gesicht, und ein großer verlorener Blick, so dürstend, so sehnsuchtsvoll, sah dem Doktor nach, daß er erschrak. Er beugte sich weiter vor aus dem Fenster und warf ihr einen Handkuß zu. Da lächelte sie wieder. Hans hatte sich sicher getäuscht. Beruhigt schob er das Coupéfenster zu und zündete eine Zigarre an.

Er war mit sich im reinen, darin hatte Rahel richtig gesehen. Er liebte Nora fest und treu, aber Rahels siegreiche Schönheit und Rahels Liebe, die sich ihm wie ein Blitzlicht offenbarte, hatte ihn aus dem Gleichgewicht gebracht, hatte ihn überwältigt, war er sich doch einen Moment kaum klar gewesen, ob er Maria, ob er Rahel vor sich hatte. Er war seinem augenblicklichen Impulse gefolgt und war Nora die volle Wahrheit schuldig, das war ihm klar, aber zuerst sollte noch einige Zeit darüber hingehen, zuerst sollte sich Rahels Leidenschaft geschwisterlicher zu bewußter hoher Freundschaft abklären. Würde das geschehen? Er wußte es nicht. Seine Abwesenheit könnte dazu beitragen, gewiß, und dann nach seiner Rückkehr würde es sich erweisen, ob sie alle drei in Frieden und Harmonie beieinander bleiben könnten oder nicht. Er wünschte es um Noras, um Rahels, ja auch um seinetwillen — er war Rahel von Herzen gut.

Welcher Mann wäre der Liebe eines schönen Weibes gegenüber jemals völlig gleichgültig gewesen? Hans Rehder war ein hochstrebender guter Mensch, aber er war eitel, und unwillkürlich beschäftigten sich seine Gedanken mehr mit Rahel, als er, streng genommen, Nora gegenüber verantworten konnte.

Vor allem sollte Nora vorläufig nichts von diesen Dingen erfahren. Sie sollte Ruhe haben. Er nahm sich vor, Nora täglich zu schreiben und seine Sinne, die einmal mit ihm durchgegangen waren, fest im Zaume zu halten. Nie wieder sollte es zu solch einem Ausbruch kommen, nein, nein, nie wieder!

Nora war noch einige Minuten auf dem leeren Bahnsteig stehen geblieben.

Nun wandelte sie langsam und ruhig den Hauptweg entlang. Über

ihr schwankten und rauschten die Föhren, und ihre roten Stämme leuchteten im Abendsonnengold.

Sie fürchtete sich vor dem Alleinsein mit Rahel, und das Herz war ihr schwer.

Ein allgemeines Gespräch, an dem beide ein gleiches warmes Interesse hatten, kam jetzt nicht mehr auf.

Überall stieß man auf Mauern und Wälle, die nicht sichtbar, nicht greifbar, aber nichtsdestoweniger vorhanden waren, um so mehr, je zartfühlender veranlagt die beiden Frauen waren.

Noras dramatische Kunst betrachtete Rahel als unberechtigten Eindringling in ihr Eheglück. Das war ihr geradezu unsympathisch, und Nora fühlte das instinktiv.

Über ihr schönes Verhältnis mit Hans wagte Nora nicht zu sprechen. Wie sollte ein Reicher neben dem Armen von seinen Schätzen reden, der Schiffbruch gelitten hatte? Wie sollte Rahel überwinden, wenn Nora über Hans und das Glück, das er ihr gab, sprach? Oft schon hatte Nora Rahel bitten wollen, ihr von ihrem verstorbenen Knaben zu erzählen, dessen Bild Rahel immer bei sich trug, aber sie fürchtete damit einen wunden Punkt unsanft oder unzeitgemäß zu berühren. Über Religion empfanden die beiden zu verschieden. Nora war Religion Herzenssache, Rahel verhielt sich ablehnend kritisch dazu. Gemeinsame Bekannte hatten sie nicht. Noras Kollegen interessierten Rahel nicht. In der Literatur hatte Rahel ein weit umfassenderes Verständnis und eine ganz ausgesprochene Geschmacksrichtung. Die Humoristen wie Charles Dickens, an denen sich Nora herzlich erfreute, schalt Rahel sentimental; kurz, welches Thema sie auch anschlagen mochten, überall versagte die so wohltuende gleiche Auffassung, und dennoch waren sich die beiden Frauen von Herzen gut, dennoch waren alle diese Dinge nichtig und belanglos, wenn nur die Grundtöne ihres Wesens harmonisch gestimmt gewesen wären wie zuvor. Namentlich Nora liebte Rahel mit zärtlicher Bewunderung und Hochachtung.

Es blieb ihr nichts weiter übrig, als Rahel ihre Freundschaft in tausend zarten Kleinigkeiten immer wieder zu zeigen, und die stolze Natur Rahels litt unter diesem Reichtum. Sie, die es noch immer wagte, trotz der bittersten Kämpfe Noras Eigentum zu lieben, sie wollte nicht von Nora geliebt und verwöhnt werden. Im tiefsten Grunde hatte sie selbst Nora weit lieber, als es schien. Nora verstand sie auch darin und fand es natürlich, daß Rahel sich ablehnend zu ihr verhielt. So war es auch natürlich, daß sich nichts änderte.

Und der fremde falsche Ton zitterte fort und klang ängstlich durch die beiden wunden Seelen.

*   *
*

„Ich will meiner Augen wegen zum Arzt,“ sagte Nora eines Tages leichthin zu Rahel. „Kommst du mit zur Stadt?“

Rahel warf einen raschen Blick auf Nora.

„Geht's dir schlechter, hast du Schmerzen in den Augen?“

„Schmerzen nicht gerade, aber gut steht's mit meinen Augen nicht, trotzdem ich sie so gewissenhaft geschont habe! Kommst du mit?“

„Ach nein!“ sagte Rahel lässig. „Ich habe einige Briefe zu schreiben. Übrigens, wenn ich dir irgendwie behülflich sein kann . . .“

„Danke, ich brauche nichts, und speisen kann ich im Restaurant. Auch denke ich in fünf bis sechs Stunden zurückzusein. Auf Wiedersehen also.“

„Auf Wiedersehen.“

Rahel sah kaum von ihrem Buche auf.

Kaum war indessen Nora gegangen, so legte sie es nachdenklich aus der Hand.

Es muß ihr doch weit schlechter gehen, da sie sich dazu entschließt, einen Arzt zu konsultieren, noch dazu in Hans' Abwesenheit. Sie hat gegen medizinische Dinge eine große Abneigung. Ob ich sie nicht noch einhole?

Sie blickte aus dem Fenster und sah Nora im Gespräch mit Jakob Schauer an der Gartenpforte stehen. Sie war sehr bleich und knitterte heftig ihr Taschentuch zusammen.

Rahel setzte ihren Hut auf, steckte ihre Handschuhe zu sich und trat wie von ungefähr in den Garten.

„Gebt mir ein gutes Wort mit auf den Weg, ich fahre in die Stadt,“ hörte sie Nora sagen.

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den Nöten, die uns getroffen haben,“ sprach Jakob Schauer laut und sah sie verklärt an.

Da geschah etwas Sonderbares: Nora schluchzte heiß und trocken auf und küßte den wunderlichen Gesellen rasch auf die Stirn. Dann schritt sie eilig davon.

Rahel war erschüttert stehen geblieben.

Sie wagte nicht zu folgen. Verträumt sah Jakob Schauer der hohen schlanken Gestalt nach. Um seinen breiten Kindermund spielte ein glückseliges Lächeln.

Schüchtern, wie es nicht ihre Art war, ging Rahel auf ihn zu. Sie mußte wissen, was Nora ihm gesagt hatte. Sie faßte sich ein Herz und sah ihn unbefangen an.

„Wißt Ihr, wohin Frau Rehder gegangen ist?“ fragte sie.

Er sah sie verloren an. „Sie wollte . . . in die Stadt fahren,“ sagte er hülflos.

„Aber wozu? Wozu?“ drängte Rahel ungeduldig. Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Sollte sie Nora noch einholen oder nicht?

„Sie hat mir nichts gesagt . . .“ erwiderte Jakob Schauer, „sie hat aber großen Kummer, ja großen Kummer . . .“

„Woher wißt Ihr?“

„Ich weiß,“ sagte er mit ruhiger Bestimmtheit. „Ihre Seele ist zerschlagen und liegt am Boden und ringet mit dem Herrn — schon lange . . .“

Seine hellen Augen sahen mit seltsamem Glanz weit in unbekannte Fernen hinaus — er schien Rahel vor sich nicht zu bemerken.

„Und . . . wer ist schuld daran?“ fragte sie zitternd.

„Wer ist schuld daran?“ wiederholte er wie im Traum. „Ich will es dir sagen,“ fuhr er geheimnisvoll fort und näherte sein Gesicht dem ihrigen auf Spannweite — „auch du bist schuld daran, auch du . . . schöne Dame . . .“

Rahel wurde bleich. Was sagte der Mann? Er war ja irrsinnig. Einen Irrsinnigen hörte sie an — und er duzte sie . . . Sie kehrte sich heftig ab von ihm, lachte bitter und ging in das Haus zurück.

Sie verbrachte qualvolle Stunden voller Seelennot und Grübeleien. Wenn das wahr wäre, wenn Nora irgendwie durch sie litt, so mußte sie fort. Sie mußten sich trennen. Hier gab es nur ein Entweder — Oder. Sie war nicht dazu da, um Nora wehe zu tun, sie hatte nicht das Recht dazu. Nora war ihr liebevoll entgegengekommen, sie hatten einander liebgewonnen, sie hatten sogar Freundschaft miteinander geschlossen, und dennoch waren sie nicht froh. Das geheime Bewußtsein, daß sie Hans noch immer liebte, verletzte Rahels Stolz. Nach außen hin verbarg sie es unter einer schroffen Art sich zu geben. Dabei war sie noch immer überzeugt, Nora kenne die Ursache ihrer Schroffheit nicht. Da sie sich aber mit ihr darüber nicht verständigen durfte, gab es nur einen Ausweg — Flucht. O, ihr fiel das nicht leicht, sie hing mit allen Fasern ihres heimatlosen Herzens an den beiden Menschen, aber gerade aus Freundschaft zu Nora mußte sie fliehen. Sie mußte und sie wollte. Mochte Nora sie herzlos schelten, mochte sie mißverstanden werden, sie wußte, was sie zu tun hatte, und sie würde gehen. Gerade jetzt, gerade in Hans' Abwesenheit. Ihr Entschluß stand fest. Noch heute würde sie ihn Nora mitteilen. Jakob Schauer war ein wehrloser irrsinniger Dummkopf, aber in einer Hinsicht hatte er recht: sie quälte Nora durch ihre Art, sich zu geben oder vielmehr nicht zu geben, und so mußte sie gehen.

Als sie Jakob Schauer am Nachmittag begegnete, saß die zahme Dohle auf seiner Schulter und krächzte. Er zog höflich grüßend seine Mütze und bot Rahel einen Strauß Feldblumen. An seinem abwesenden Blick sah sie, daß er den ganzen Vorgang vergessen hatte.

Nora saß allein. Sie hatte sich still in die Polster des Eisenbahncoupés gedrückt und überließ sich ihren stürmenden Gedanken.

Heute im Dunkel der Nacht, in den vielen schlaflosen Stunden verzweifelter Angst und Qual, hatte sie den Entschluß gefaßt, zum Augenarzt zu gehen und ihr Urteil zu holen, es möge lauten, wie es wolle. Diese Ungewißheit war nicht länger zu ertragen. Sie wollte dem Feind tapfer ins Auge sehen und vielleicht — die Hoffnung hatte sie ja immer noch — vielleicht war ihre Angst umsonst gewesen. Wer 'gab ihr dann all die verlorenen Stunden wieder?

Sie betrachtete nachdenklich ihre langen eiskalten Hände. Heute sah sie so klar wie jemals und unterschied scharf und deutlich das blaue Geäder, und die geringsten Zeichnungen der weißen schimmernden Haut. Ihr Herz tat einen großen Schlag der Erleichterung. Gewiß, der Doktor würde sie auslachen wegen ihrer Ängstlichkeit, und sie wollte sich gern auslachen lassen. Wie herrlich sollte dann die Rückfahrt werden! Ihr wurde weit und warm ums Herz. Sie wollte Rahel eine Freude machen und ihr die Werke Dostojewskys, die sie sich wünschte, mitbringen. Sie würde ihr Blumen bringen, einen ganzen Korb voll, und dem Jakob Schauer würde sie einen neuen Anzug kaufen und ihrer treuen Minna eine Jacke. Sie malte sich den Spaß aus, den sie dabei haben sollte — ja wenn Rahel sich nur ein klein wenig freute, so war sie selbst königsfroh — es war ja solcher Vorzug, schenken zu dürfen!

Sie zündete eine Zigarette an und rauchte in Gedanken verloren. Ihr Herz klopfte ruhiger — sie schloß die Augen und spann die silbernen Gedankenfäden weiter. Und wenn alles gut ging, dann würde sie auch Fräulein Klementine Müller und ihre Schwester aufsuchen und ihnen Glück wünschen zur Erbschaft. Sie lächelte. Sie konnte sich die beiden alten Jüngferchen durchaus nicht als reiche Erbinnen denken; auch das Reichsein und Befehlen will geübt und gelernt werden.

Rahel — ja die war eine geborene Herrschernatur. Nora konnte sie sich nicht vorstellen in ärmlichen Verhältnissen.

Wenn Rahel in einer Dachstube wohnen und sich irgendwie ihr Brot verdienen müßte, es käme jedem doch nur wie eine zeitweilige Maskerade vor — ebenso ungehörig wie die Reichtumsapanage bei den beiden alten Schwestern.

Nora öffnete wieder die Augen. Ihr wurde eisigkalt: da lag wieder der schwere dicke Nebel in den Ecken ihres Gesichtsfeldes. Sie sah nur ein ganz kleines Eckchen der grünen vorbeifliegenden Sommerwelt vor sich im Rahmen des Coupéfensters.

Ihr Herz klopfte wild und rasch, und ein lähmender Schrecken kroch langsam und dumpf durch ihre Glieder. Sie zog den Schleier dicht herab und starrte verzweifelt vor sich hin. Jetzt . . . jetzt war's wieder vorüber . . . sie atmete erleichtert auf. Rigas Türme blinkten.

Der Zug fuhr in die Bahnstation ein. Nora eilte rasch durch die sich drängenden Menschen. Einen Augenblick später saß sie in einer Droschke und nannte dem Kutscher die Adresse: „Doktor Braunschweig, Thronfolgerboulevard, 6."

Sie stieg die vornehme Treppe hinauf und trat in den Wartesalon. Ein Knabe mit roten entzündeten Augen saß stumpf auf einem Stuhl neben der Tür und baumelte mit den Beinen.

Zwei junge Mädchen, von denen das eine arg schielte, besahen lustig plaudernd ein Album. Bei Noras Eintritt erhoben sie sich und grüßten artig. „Nora Selden," flüsterte die eine der andern vernehmlich zu und beide wurden mäuschenstill.

Nora nahm auch ein Album zur Hand und begann zu blättern. Sie konnte die Bilder nicht unterscheiden, der schwammige Nebel verhüllte alles.

Nun ging die Tür zum Kabinett des Arztes auf, und ein einfacher Mann, der offenbar an Trachomen litt, kam heraus. Er hielt die Hand schützend über den Augen.

Die schielende junge Dame wurde hineingebeten. Nach fünf Minuten kam auch sie wieder, und der Knabe folgte.

Eine bange Viertelstunde verging. Der Wartesalon hatte sich inzwischen wieder gefüllt.

Nun war nur noch das eine junge Mädchen im Kabinett, und Nora fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Die nächsten fünf Minuten sollten über ihr Schicksal entscheiden. Sollte sie . . . wirklich dableiben? War die Ungewißheit nicht doch noch erträglicher als völlige Hoffnungslosigkeit?

Nora blieb sitzen wie betäubt. Warum marterte sie sich mit so entsetzlichen Vorstellungen? Ein vorübergehendes Augenleiden brauchte doch nicht hoffnungslos zu sein . . .

Wieder öffnete sich die Kabinettür, und die Stimme des Arztes ertönte hell und scharf:

„Bitte, wer ist jetzt an der Reihe?"

Schwankend erhob sich Nora. Mit einer übermächtigen Anstrengung setzte sie ihr konventionell liebenswürdiges Gesicht auf und ging zur Tür.

„Ah meine liebe verehrte gnädige Frau — habe ich auch einmal das Vergnügen, Sie zu sehen! Nun, was macht der Herr Gemahl? Ist auf dem Kongreß in Berlin, hab' schon gehört — na, der ist auch der würdigste Vertreter seines Fachs in den Ostseeprovinzen!"

Lächelnd und liebenswürdig stand der Doktor vor Nora. Er hielt noch immer ihre Hand.

„Sie sehen ein wenig angegriffen aus, gnädige Frau."

„Mir geht's seit einiger Zeit nicht gut mit meinen Augen, lieber Doktor," sagte Nora mühsam, — „ich hab' sie zwar den ganzen Sommer äußerst geschont, aber besser ist's nicht geworden."

„So, so so?“ sagte der Doktor, „ja, das Rollenstudium greift freilich an. Sie sind vielleicht ein wenig kurzsichtig geworden. Na, wir wollen gleich sehen.“

„Mir ist einmal vor längerer Zeit eine Kulisse auf den Kopf gefallen,“ ergänzte Nora, „seitdem fingen die Augenbeschwerden an.“

Er nahm den Augenspiegel zur Hand und prüfte aufmerksam und gründlich.

„Bitte ein wenig mehr zur Seite,“ sagte er — „so, danke.“

Wieder prüfte er Noras Augen mit äußerster Sorgfalt. Sein gutes joviales Gesicht wurde sehr ernst.

Nora setzte der Atem aus. Die Veränderung in seinem Mienenspiel war ihr nicht entgangen.

„Bitte, Doktor,“ sagte sie heiser, — „sagen Sie mir die volle Wahrheit: was fehlt meinen Augen? Ich bitte Sie dringend um die volle Wahrheit.“

„Sie haben periodische Nebelerscheinungen, ein Flimmern und Funkensprühen — nicht wahr?“

„Ja, ja!“ rief Nora.

„Seit wie lange?“

„Seit etwa drei Monaten! Ich bitte um die Wahrheit, Doktor!“

„Es wäre mir lieber, wenn ich mich zuerst mit meinem Kollegen, Ihrem Herrn Gemahl auseinandersetzen könnte.“

„Doktor,“ sprach Nora in gurgelndem Ton — „foltern Sie mich nicht länger — muß ich blind werden . . .?“

Sie war aufgesprungen, sie stand da weiß bis in die Lippen.

Der Arzt sah sie traurig an. „Ja!“ sprach er endlich leise. „Es ist eine ausgesprochene Atrophie des Sehnervs.“

Nora mußte sich setzen. Ihr Haupt hing ihr kraftlos hintenüber. Sie atmete schwer.

„Wieviel Zeit geben Sie mir noch?“

Der Doktor reichte ihr ein Glas Wasser. Ihre Zähne schlugen an das Glas wie im Fieber. Sie trank hastig.

„Wieviel Zeit geben Sie mir noch?“ wiederholte sie.

„Das kommt darauf an. Wenn Sie Aufregungen vermeiden, kann es ein, kann es zwei Jahre dauern, sonst früher.“

„Und ist keine Rettung, keine Operation möglich?“

Er zuckte schweigend die Achseln.

„Liebe gnädige Frau — ich bitte Sie . . .“

Das Herz tat ihm weh.

Nora blieb noch einige Minuten sitzen. Ihr war, als ob alles Leben in ihr langsam zu Stein erstarrt wäre. Endlich erhob sie sich und machte einige Schritte.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, „aber ich bitte Sie um Ihr ärztliches Ehrenwort, die Sache zu verschweigen."

„Selbstverständlich, gnädige Frau. Aber nein, noch können Sie nicht gehen, ich bitte Sie, strecken Sie sich eine Viertelstunde lang auf meine Couchette hier aus. Bitte, gnädige Frau."

Nora legte sich nieder.

„Ich hätte manchem starken Manne die Seelenstärke gewünscht, die Sie soeben gezeigt haben," sagte der Doktor.

Er beugte sich über Noras eiskalte Hand und küßte sie.

Nora schwieg. Einige Minuten verstrichen.

„Gott sei mir gnädig!" sprach sie endlich laut.

Ihr war so still zumut, als läge sie tief unten im Meeresgrunde, als hörte sie das Brausen der dunkelgrünen Wogen über sich in endloser Ferne, als sei sie längst von allen Lebensstürmen abgeteilt und fern.

„Mir ist, als sei ich versunken!" sagte sie mit erstorbenem Ton — „mein armer, armer Mann . . ."

Sie lag noch einige Minuten still. Dann stand sie auf.

„Ich will Sie nicht länger aufhalten, Doktor, ich danke Ihnen, daß Sie mich der Wahrheit wert hielten."

Sie reichte ihm beide Hände und schritt langsam zur Tür.

„Soll ich Ihnen nicht eine Droschke besorgen?" fragte der Doktor teilnahmsvoll.

„Ich danke. Noch sehe ich genug, um meinen Weg zu finden."

Sie durchschritt das Wartezimmer, sie ging die Treppe hinunter und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Nun stand sie auf der Straße. Mit einer gewissen dumpfen Neugier sah sie sich um.

Also so sah die Welt aus, die sich bald in ewiges Dunkel für sie hüllen würde?

Die Augustsonne schien warm in die Straßen und beleuchtete liebevoll die hohen Häuserreihen.

Nora ging mit zitternden Knien einige Schritte vorwärts. „Also blind!" sagte sie mehrmals halblaut vor sich hin. „Warum nicht lieber tot?"

Sie wurde von einigen Passanten höflich gegrüßt.

„Wißt ihr, meine guten Herren," murmelte sie leise, „daß Nora Selden nächstens blind wird? Blind! Das klingt so ungeheuer einfach, nicht wahr? Es spricht sich so leicht aus — und ist doch ungeheuerlich! . . . Würdet ihr die blinde Nora Selden auch grüßen? Ach nein, das lohnt sich nicht — Gestorbene grüßt man nicht mehr. Merkwürdig — tot sein und doch lebendig — mehr tot als lebendig! Blind sein und sehend . . . es ist eine kuriose Welt. Meine Paradoxen sind schrecklich wahr . . ."

Sie schritt schneller vorwärts.

Dort gegen den blauen Himmel erhob sich leuchtend das Theatergebäude, inmitten grüner Parkanlagen.

Wer wird dann an Nora Seldens Stelle auf den Brettern stehen? Wem wird nun das Publikum zujubeln? dachte sie mit einem seltsamen dumpfen Erstaunen. Nun, ich werde es ja sehen, nein, hören, verbesserte sie sich. Meine liebe heilige Kunst, mein bist du und mein bleibst du, wenn ich dich auch nicht mehr ausüben darf. Tote Künstler sind auch noch Künstler . . . oder sind sie es nicht?

Sie dachte angestrengt nach. Ich werde leben, tot für die Kunst, aber lebendig in der Kunst. Sie bleibt dennoch mein und ich ihr eigen. Aber Hans? . . . Aber Rahel? . . . flackerte es wieder durch ihren Sinn. Solange mich Hans liebt, lebe ich — — „Ja, ich lebe!" sprach sie heiß, energisch vor sich hin.

Da kam ihr eine graugekleidete kleine muntere Dame geschäftig entgegengeflattert.

„Nein, aber welche Freude!" rief eine wohlbekannte Stimme. „Meine liebe Frau Nora Selden, entschuldigen Sie, Frau Doktor Rehder."

Es war Fräulein Klementine Müller.

In der Erinnerung, selbst noch nach vielen Jahren blieb dieser Augenblick wie ein geller Mißton in Noras Gemüt haften. Die Anstrengung, die sie jetzt machte, gab ihr einen Riß durch die wunde Seele.

„Liebes Fräulein Müller," sagte Nora mit zuckenden Lippen, „ich habe Ihnen zu gratulieren. Sie haben eine große Erbschaft gemacht."

„Eine halbe Million!" rief Fräulein Klementine emphatisch. „Und denken Sie nur, zweimalhunderttausend Rubel haben wir schon ausgezahlt bekommen. Ich kann mich noch gar nicht fassen! O, Sie kommen doch heute zu uns, nicht wahr? Sie müssen uns durchaus besuchen. Unser neues schmuckes Quartierchen müssen Sie doch sehen — wir wohnen jetzt Parterre, wissen Sie, in demselben Hause, ach und die Menschen überlaufen uns alle Tage mit Bittschriften und Betteleien. Dem dicken Portier zahlen wir schon wöchentlich ganze fünf Rubel Trinkgeld, nur damit er uns die vielen Menschen vom Leibe hält! Nein aber, Sie kommen doch gleich mit, nicht wahr? Fuhrmann!"*) rief Fräulein Klementine mit spitzer kreischender Stimme. „Wir fahren gleich hin — Mein Gott, was macht mir jetzt eine Droschke aus?"

Sie war ganz außer Atem.

„Ich danke Ihnen herzlich, liebes Fräulein," sagte Nora — „ich bin sehr eilig, ich muß noch heute zurück nach Oger. Ich werde erwartet."

---

*) „Fuhrmann", Bezeichnung für Droschkenkutscher in den Ostseeprovinzen, Provinzialismus.

Fräulein Klementinens Gesicht wurde lang. Die Droschke war inzwischen angerasselt.

„Nein, nein!" rief sie und winkte hastig ab — „es ist nicht nötig."

Der Kutscher fing an zu schimpfen.

„So? nicht nötig?" wiederholte er grob. „Weshalb haben Sie mir denn gewinkt?

Fräulein Klementine suchte aufgeregt nach ihrem Portemonnaie.

„Ach Gott," sagte sie weinerlich, „ich habe bloß große Scheine drin."

Nora zog rasch ihre Börse. „Bitte, verfügen Sie über meine Tasche."

„Nein, aber wirklich, das ist mir äußerst peinlich!" jammerte Fräulein Klementine.

Endlich nach langem Suchen zog sie ein Zehnkopekenstück und reichte es dem Kutscher. Er steckte es brummend ein. Einige Menschen waren lachend auf dem Trottoir stehen geblieben.

„So machen Sie mir wenigstens die Freude und speisen Sie mit mir bei Kroepsch!" rief Fräulein Klementine von einer neuen glänzenden Idee beseelt. „Oder im Hotel de Rome, oben? Wir frühstücken dort alle acht Tage, ja und einmal haben wir sogar Champagner getrunken!" kicherte sie vergnügt.

„Was essen Sie gern? O es ist da fein!" rühmte Fräulein Klementine andächtig. „Hummern gibt's da — nicht eingemachte, nein ganze — so groß" — Klementine zeigte die Größe der Hummern an ihrem nagelneuen grauseidenen Sonnenschirm — „und Kaviar und Meloneneis und Ananas und weiß Gott nicht was noch."

„Ich danke Ihnen wirklich, liebes Fräulein Müller," sagte Nora, „ich habe keinen Appetit, und mein Kopf schmerzt."

„Oh!" Fräulein Klementinens Stimme drückte tiefes Mitgefühl aus. „Da sollten Sie sich aber ein Weilchen bei uns ausruhen, wir haben so ein schönes weiches rotseidenes Couchettchen, ich werd' es Ihnen ganz dunkel machen, so recht gemütlich, wissen Sie . . . Es ist eigentlich jammerschade, daß Sie uns in unserem Dachstübchen nicht gekannt haben, dann erst würden Sie deutlich sehen, wie sehr wir uns verbessert haben. Sie tun mir die Liebe und kommen, nicht wahr?"

„Hilf Himmel und gib Geduld!" flehte Nora in ihrem Herzen. Laut sagte sie:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Fräulein Müller, ich komme ein andermal ganz sicher. Heute bin ich etwas abgespannt."

Endlich ließ das unermüdliche Fräulein Klementine nach und schickte sich nach vielem Händeschütteln und nochmaligem Bedauern zum Weitergehen an. Nach ein paar Schritten kam sie aber wieder zurückgelaufen und rief: „Von nun an gehören wir zu den regelmäßigen Theater-

besuchern. Wir haben eine Loge abonniert, denken Sie nur, und wir freuen uns riesig, Sie so oft als möglich spielen zu sehen."

Nora gaben diese harmlosen Worte einen scharfen Stich ins Herz. Nach nochmaligem intensiven Händeschütteln war sie endlich wieder allein.

Sie preßte ihre Hand aufs Herz und stöhnte: „Zuviel! Großer Gott, zuviel!"

* * *

In aufgeregter Erwartung flossen für Rahel die Stunden dahin. Zwanzigmal wohl war sie ans Fenster getreten, um zu sehen, ob Nora denn noch immer nicht käme. Ihr Entschluß, in den nächsten Tagen abzureisen, stand unweigerlich fest, aber sie fand keine Ruhe in dem bloßen Bewußtsein, daß sie gehen wolle, sie mußte den schweren Stein, den sie immer wieder in Gedanken mühsam den Berg hinaufwälzte, auch Nora gegenüber festlegen, damit er nicht wieder ins Rollen kam. Sie mußte Nora ihren Entschluß sagen — sie wußte, daß sie dann dabei bleiben würde.

Endlich kam Nora. Mit ruhigem müdem Ausdruck trat sie durch die Gartenpforte und kam auf das Haus zu. Rahel war aufgesprungen, setzte sich aber wieder — ihr Herz klopfte gar zu unbändig.

Nora trat ins Zimmer. Ihr Gesicht war seltsam still. Rahel erhob sich und trat auf sie zu.

„Was hat der Arzt gesagt?" fragte sie.

Nora antwortete nicht. Sie legte die Arme um Rahels Schultern und sah sie mit tiefem, weichem Blick an.

„Wie bist du schön, Rahel! Laß mich dich ansehen, lange, lange, damit ich mir deine Züge für alle Zeit einpräge."

Rahel mußte sich sammeln. Auf solch eine Ansprache war sie nicht gefaßt gewesen. In ihren Zügen arbeitete und zuckte es.

„Kind," sagte sie wehmütig, „wir beide haben uns gegenseitig gequält, ich hab' dir wehe getan, ach wie oft! Das darf nicht sein, dazu bist du mir zu lieb, verstehst du? Nun, um es kurz zu sagen," fuhr sie entschlossen fort — „ich will morgen abreisen, mein Entschluß steht fest."

„Du willst . . . fort . . . von uns?" sprach Nora leise.

Sie hatte sich gesetzt und nahm ihren Kopf fest in beide Hände. Sie sah elend und verstört aus. Der Anblick schnitt Rahel ins Herz.

„Es ist besser so" — sagte Rahel — „ich bin eine unruhige, stolze sensitive Natur, wir verstehen uns in manchen Punkten nicht, ich tu' dir oft weh — hab' ich ein Recht dazu? Du warst glücklich in deinem Frieden — ich habe Unruhe und Leid über dich gebracht . . . drum ist es besser so . . . mir fällt es ja auch nicht leicht, glaub mir . . ."

Nora saß ganz still. Ein unsäglich müder Ausdruck lag auf ihrem Gesicht.

„Eine Frage:“ sagte sie leise — „Glaubst du, daß du um deinetwillen fort mußt? Dann reise. Um meinetwillen aber darfst du nicht fort. Ich brauch' dich, Rahel.“

„Du brauchst mich? Was hab' ich denn für dich getan? Das bißchen Vorlesen übernimmt doch wohl jeder an meiner Stelle.“

„Das Vorlesen ist's nicht,“ sprach Nora langsam. „Die Dinge liegen jetzt anders. Rahel,“ Nora stockte atemlos — „ich werde blind! — — Der Doktor hat es mir gesagt.“

Rahel wurde weiß. „Kind, Kind, was sagst du da?“ stieß sie mühsam hervor.

„Es ist so!“ fuhr Nora müde fort. „Ich werde blind. Ich brauche tägliche sorgende Liebe, ich brauche Liebe wie ein hülfloses Kind, das das Gehen lernen soll. Du kannst mir diese Liebe geben, Rahel — von dir würde sie mich nicht drücken, denn ich selbst hab' dich in der Seele lieb. Ich bin nicht zu stolz, dich um deine Liebe zu bitten . . .“

Rahel starrte sie noch immer an wie ein Gespenst. Alles in ihr fing an zu kreisen: Schreck, Entsetzen, grenzenloses Mitleid, Zweifel und Liebe.

Sie, die sich eben von diesen beiden Menschen loslösen wollte, auf immer, sie wurde an sie fester gekettet als je zuvor. Sie, die sich auch dem Kampf gegen ihre Liebe zu Hans hatte entziehen wollen, sie stand nun wieder diesem Kampf gegenüber, Auge in Auge. War es denn noch Kampf angesichts solchen Leides? Sie, die auf Nora herabgesehen, — sie stand da ganz klein vor Noras Selbstbeherrschung und Kraft. Was mußte Nora gelitten haben! Und Nora bat sie um ihre Liebe!

„Nora!“ schrie sie fassungslos. „Das ist schrecklich!“

„Ja, schrecklich, schrecklich!“ wiederholte Nora. „Armer, armer Hans!“

Jetzt brach der ganze Strom von zurückgehaltenem Gefühl bei Rahel aus.

„O du Kind, du Kind mit der großen Liebe des echten Weibes!“ rief sie wieder.

Sie setzte sich zu Nora und nahm ihren Kopf liebkosend in ihre Hände. Sie streichelte sie wie eine Mutter ihr krankes Kind.

„Ich danke dir für dein großes Vertrauen und für deine Liebe,“ sagte sie endlich.

Nora hob den müden Kopf. „Du wirst nicht mehr fort . . .?“

Rahel stieg es heiß in die Augen. „Wie kannst du fragen? Meine Augen gehören fortan dir, Nora.“

So war das Eis gebrochen. Ein großes Unglück, das die eine traf, hatte die beiden Frauen einander endgültig und ganz genähert. Ein großes Unglück war wie ein Wirbelsturm verheerend in unebenes Land

eingebrochen, hatte geglättet und geebnet. Es hatte einen anderen Maßstab gebracht. Was früher groß und bedeutend erschien, war nun klein und nichtig. Ein großes Unglück überbrückte wie eine große Liebe alle Verschiedenheiten und Ungleichheiten ihres Wesens und bereicherte beide. Es liegt Segen und Glück in solch großem Unglück. Es schärft das innere Auge und Ohr und weitet die Seele, nicht plötzlich, aber langsam, allmählich und sicher, und wer Ohren hat, der lernt fein hören und die tiefe Sprache des Unglücks verstehen.

Die vornehme großmütige Seele Rahels wuchs und weitete sich mit der zunehmenden Trübung von Noras Augen, und Nora lernte eine seltsame Lektion: daß das Nehmen ebenso natürlich und selig werden konnte wie das Geben, wenn das Geben, wie hier, mit der stillen zarten Anspruchslosigkeit des Nehmens gab.

So waren die beiden Frauen erst jetzt im eigentlichen Sinne Freunde geworden. Diese Freundschaft aber war unzerreißbar, fest und stark wie der Tod. Beide sahen sie mit der gleichen angstvollen Spannung der Rückkehr von Hans entgegen.

Noras Körperkraft hielt den seelischen Stürmen, die sie durchgemacht hatte, nicht mehr Stand. Sie sah zum Erschrecken bleich und durchsichtig aus und verbrachte viele bittere Nächte schlaflos. Rahel war zu ihr ins Zimmer gezogen und versuchte ihr über die qualvollen Stunden des einsamen Grübelns hinwegzuhelfen. Sie war glücklich, wenn sie Nora am Tage zum Schlafen bringen konnte, und auch heute war es ihr gelungen.

Von Hans kamen täglich Postkarten oder Briefe, und zu Donnerstag — heute war Mittwoch — hatte er seine Rückkehr angemeldet. Nora tat ihr möglichstes, um sich körperlich zu schonen und zu erholen. Hans durfte keinen so schrecklichen Eindruck von ihr erhalten. Er sollte sie gefaßt und ruhig finden.

Rahel hatte sie in den Schlaf gelesen, nun saß sie mit ihrem Buch in der Hand im Nebenzimmer und horchte auf Noras leise Atemzüge. Die Tür zu Noras Zimmer war nur angelehnt.

Da ertönten energische Tritte auf dem Gartenkies. Rahel blickte rasch durchs Fenster und wurde bleich. „Hans!“ rief sie im Flüstertone. Aber schon trat Hans ins Zimmer.

Ihrer Sinne kaum mehr mächtig, streckte ihm Rahel abwehrend beide Hände entgegen.

„Leise, leise!“ rief sie flüsternd. „Nora schläft!“

„Nun, so will ich sie wecken!“ rief Hans mit der ihm eigenen Frische.

Sie fiel ihm in den Arm. Er mißverstand die Bewegung und schloß sie mit einem herzhaft brüderlichen Kuß in die Arme.

„Liebes Kind,“ sagte er. — „Du siehst blaß und abgespannt aus!“

„Still!“ flüsterte sie. Wie sollte sie ihm die gräßliche Wahrheit beibringen? „Wir erwarteten dich erst morgen . . .“

„Ich hielt es ja nicht länger aus,“ sagte er — „aber wo ist . . .“

Sie ließ ihn nicht ausreden. Ihre weitgeöffneten Augen starrten ihn mit dem Ausdruck des Entsetzens an. Er wollte in Noras Zimmer — sie hielt ihn zurück.

„Einen Augenblick noch!“ bat sie. Sie mußte sich am Tisch halten. Er sah, daß sie schwankte, und fing sie in seinen Armen auf. Die Szene im Eisenbahncoupé stand wieder vor seiner Seele. Nein, er sollte sich nichts mehr vorzuwerfen haben.

„Aber Kind, Kind,“ sagte er liebevoll-gehalten. „Was ist denn?“

„Nora geht es nicht gut . . .“ sprach Rahel mühsam weiter. „Sie war beim Augenarzt.“

„Nun und?“ fragte er.

„Ihre Sehkraft ist sehr getrübt.“

So. Nun war es heraus. Rahel sah ihn mit einem erloschenen Blick an.

Er stand da, als hätte er einen Schlag erhalten. Vor seiner Seele rissen nebelhafte Schleier und die heiße Sonne seiner echten großen Liebe brach strahlend hervor.

„Nora, Nora, mein Lieb,“ rief er — „wo bist du?“

Da trat ihm Nora entgegen mit seltsam suchendem Ausdruck voll weher Seligkeit.

„Hans!“ jubelte sie auf — „Bist du endlich da?“ Der Rest erstarb in leisem Schluchzen.

Sie lag an seinem Halse.

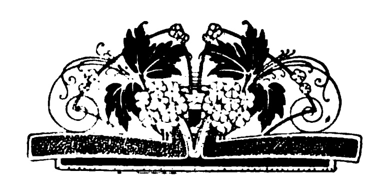
Er preßte sie an sich.

„Ist das wahr?“ keuchte er. „Ist das wahr, Liebling?“

Sie nickte still. „Du wirst bald eine blinde Frau haben, Hans!“ flüsterte sie. — —

Rahel war leise aus dem Zimmer geglitten.

(Schluß folgt.)





Kotzebues Burgtheater-Direktion.

Von

Hermann Kienzl.

— Berlin. —

Die historische Kritik des Wiener Burgtheaters pflegt gemeinhin bei dem großen Reformator Schreyvogel anzusetzen, über alles frühere in auszüglicher Kürze hinwegzugleiten und aus der Vorgeschichte nur Belege für das Reformationswerk zu holen. Schreyvogel hatte Vorgänger: Unmittelbar vor Beginn des 19. Jahrhunderts machten sich am Burgtheater künstlerische Bestrebungen geltend, die freilich nach kurzer Frist ermatten mußten, weil damals die Hindernisse ein gar zu dickes Bündel bildeten; Hindernisse, die in der Kunst dem Neuen immer entgegen starren, Hindernisse außerdem, zu denen sich die schlimmen Dämonen des Theaters unter begünstigenden Umständen regelmäßig zu verdichten pflegen; und schließlich Barrikaden, die die politische und kulturelle Rückständigkeit Österreichs gegen den freien Geist errichtet hatte. Sie insgesamt wegzuräumen, reichte die Kraft und auch die besondere Autorität eines einzelnen Mannes noch nicht aus. Der Geschmack des Wieners war vom Sturme und Drange noch kaum berührt, Lessings Arm, der den Hanswurst erschlug, reichte nicht bis zur Donau, und die bornierte Staatszensur suchte ein harmloses Volk von der geistigen Welt abzusperren. Der Begriff des Schauspielerregimes hat beim Theater immer einen Beigeschmack von Schreckensherrschaft. Der oft krankhaft gesteigerte Ehrgeiz des Schauspielers entartet ohne feste Führung des Institutes leicht zu verheerender Eitelkeit. Wien ist sozusagen ein klassischer Boden dieser Erscheinungen, was mit dem übertriebenen Personenkult, dem das Publikum dort bis zum heutigen Tage huldigt, zusammenhängt. Die überragende Stellung, zu der Bedeutung und Legende gerade den Burgschauspielern verhalfen, hatte

zur Folge, daß die Geschichte des Burgtheaters in allen Teilen von kleineren oder größeren Palastrevolutionen zu erzählen weiß. Schreyvogel und Laube litten unter dieser Eigentümlichkeit nicht minder, als Max Burckhard, der erste Fahnenjunker Ibsens und Hauptmanns, der eigentlich doch nur der Kamarilla hinter den Kulissen zum Opfer fiel. Um das Jahr 1798 wurde das Burgtheater von einem Schauspielerausschusse geleitet. Der Dichter Alxinger war gestorben, und bis zur Berufung eines neuen Direktors führte das Regiekollegium die Zügel. Dadurch gedieh und festigte sich ein anarchischer Zustand, der dem kommenden Manne naturgemäß ungewöhnliche Schwierigkeiten bereiten mußte. Alxingers Nachfolger war August von Kotzebue.

* * *

In der Theatergeschichte behauptet Kotzebue unzweifelhaft einen wichtigen Posten, den das Pauschalurteil der Literatur-Ästhetiker nicht erschüttern kann. Seine Tätigkeit am Wiener Burgtheater stellt nur eine kleine, wenig bekannte Episode seines Wirkens dar, zu deren Beleuchtung hier einiges über Kotzebues Einfluß auf sein Zeitalter vorangeschickt sei.

Von Literaturgeschichte zu Literaturgeschichte, von Lehrbuch zu Lehrbuch vererben sich die einseitigen oder wenigstens nicht unbefangenen Urteile über Kotzebue. Der Kampf, den einst die Romantiker gegen ihn führten, galt dem Schutze unserer dichterischen Heiligtümer gegen die Nüchternheit seiner Welt. Solange sich Kotzebue wehrte, hielt sein beispiellos fruchtbares Talent und sein satirischer Geist die Lacher auf seiner Seite fest. Als er ein stiller Mann geworden war, wandte sich das Glück von ihm ab. Die Heerschar der persönlich Verletzten und auch alle, die noch die Notwendigkeit empfanden, die Bühne von dem Banne Kotzebues zu befreien, hatten nun ziemlich leichtes Spiel bei seiner Vernichtung — zumal der Dichter durch sein tragisches Ende in tiefen politischen Mißkredit geraten war.

Durch mehr als fünfzig Jahre beherrschten die 211 Theaterstücke Kotzebues die deutsche Bühne. Seine Prosaschriften füllen außerdem, in der Leipziger Ausgabe von 1840—43, nicht weniger als 45 Bände. Kotzebues Stücke wurden in alle Sprachen übersetzt und ernteten in Frankreich, Rußland und England Triumphe. In dem Romane: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ schildert Kotzebue seine Verbannung nach Sibirien (1801) und erzählt, wie er in der Stadt Tobolsk, also an der östlichsten Grenze der Kultur, von einer Aufführung seines Schauspiels „Die Sonnenjungfrau“ überrascht wurde. In dem Buche: „Erinnerungen aus Paris im

Jahre 1804" erwähnt Kotzebue — in Übereinstimmung mit Frau v. Staël, — daß Napoleon den Aufführungen seiner Schauspiele in der Comédie Française fast regelmäßig beiwohnte und bei dem Rührstücke „Die Versöhnung" in heftiges Weinen ausbrach. Théophile Zolling erwähnt in seiner 1882 erschienenen „Reise um die Pariser Welt", daß Kotzebues „Menschenhaß und Reue" das einzige deutsche Schauspiel sei, das sich, in Deutschland längst vergessen, auf den Pariser Bühnen dauernd und bis zum heutigen Tage erhalten habe. Kotzebues „Sonnenjungfrau" und „Die Spanier in Peru" wurden von Sheridan übersetzt und sind unter dem Namen „Pizarro" noch gegenwärtig ein englisches Zugstück. In Deutschland beeinflußte „Menschenhaß und Reue" einst sogar die Kleidermode; die Eulalia-Häubchen waren für die Modistinnen ein Terminus geworden, wie für die Heroinen die „Johanna von Montfaucon", für die Naiven die Gurli („Die Indianer in England") und für die Komiker der Pachter Feldkümmel. Goethe, der trotz seines Antagonismus zu dem oberflächlichen Rührstück- und Lustspiel-Dichter doch der letzte war, das Kotzebuesche Talent zu verkennen, führte in Weimar, wie der Studie „Goethe und Kotzebue" des Freiherrn v. Biedermann zu entnehmen ist, in 16 Jahren 69 Bühnenwerke Kotzebues in 410 Vorstellungen auf.

Gegen Goethe richteten sich die persönlichen und schriftstellerischen Intrigen Kotzebues, des geborenen Weimarers, mit Vorliebe. Ein kleinlicher Neid verführte ihn zu den bekannten ohnmächtigen Versuchen, den Freundesbund Goethes und Schillers zu sprengen, und der „Freimütige", den Kotzebue gemeinsam mit dem Journalisten Merkel herausgab, war ein Kampfblatt im Sinn des Nikolaischen Naturalismus. Die Antwort wurde in den „Xenien" erteilt. Trotzdem bewahrte sich der Olympier das unbefangene Urteil über seinen tief stehenden Feind. Kotzebue wäre, lautet ein Ausspruch Goethes, unser bester Lustspieldichter geworden, wenn sein Talent sich gesammelt hätte. „Natur gab dir so schöne Gaben, als tausend andre Menschen nicht haben," beginnt Goethes Xenion „Kotzebue". „Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat," sagte ferner Goethe, „das muß schon etwas sein." Und Riemer überliefert die Äußerung Goethes: „Nach Verlauf von hundert Jahren wird sich's schon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde."

Kaum ein zweiter Schriftsteller ist wie Kotzebue einst durch ein naives Zeitalter so über Gebühr erhoben und dann in den Kot gezogen worden. Seit Vilmar und Julian Schmidt wurde das Verdikt von der historischen Kritik kritiklos übernommen, und erst in jüngerer Zeit unterzogen sich einige berufene Richter (Hermann Kurz) der Mühe, die Werke des Dichters kennen zu lernen und ihnen wieder gerecht zu werden. Gegen den literargeschichtlichen Katechismus hätte doch immer-

hin das Urteil bedeutender Zeitgenossen Kotzebues in die Wagschale fallen sollen; Wieland, Iffland, Seume, Fouqué, Engel, Frau v. Staël und Ramler gehörten zu seinen Bewunderern, und Ludwig Börne schrieb die bekannten Worte: „Welch ein tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune ist Kotzebue! Welch ein wohltätiges Geschenk des Himmels! Bedenkt man, daß seine Lustspiele schon dreißig Jahre alle deutschen Bühnen versorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, niemand ist, den sie nicht ergötzten, zählt man die fröhlichen Stunden zusammen, die sie jedem einzelnen, sowohl beim Lesen als beim Vorstellen, gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einziger Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Mensch ist undankbar, aber der Deutsche ist es am meisten. Wie hätte das Altertum, wie London und Paris einen solchen Mann verehrt!"

Die Ursachen für Kotzebues tiefen Fall sind mannigfaltig. In seiner nachgelassenen Schrift: „Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?" weist er selbst auf einen der Gründe hin, indem er von seiner rücksichtslosen Feder sagt: „Die Satire ist ein Pfeil, der fast immer auf den Schützen zurückfliegt." Befriedigender aber ist es, in der übermäßigen Gegenströmung gegen Kotzebue, der jubilierte, während ein Kleist verzweifelte, die im Grunde gesunde Reaktion des Kunstgefühls gegen den Geschmack der Menge zu erblicken. Von der Zeit des Kampfes her blieben dann die hitzigen Schlagworte übrig, als eine Schädigung der Bühne von der einstigen Präponderanz der Kotzebueschen Stücke längst nicht mehr zu fürchten war und ein objektiver Richter manchen dauernden Nutzen hätte anerkennen müssen, den sie der deutschen Dramatik stifteten. Vor allem aber stammte das Übelwollen der Nachwelt, wie schon erwähnt, von dem Brandmal, das Politik und Geschichte der Stirne Kotzebues aufgedrückt haben. Als angeblicher russischer Spion wurde er von dem Studenten Sand am 23. März 1819 zu Mannheim ermordet.

Es ist dem jüngsten Sohne des Dichters, Wilhelm v. Kotzebue, an der Hand von aktenmäßigen Belegen gelungen, in dem Buche: „August von Kotzebue, Urteile der Zeitgenossen und der Gegenwart" (Dresden, Wilh. Baensch, 1881), zu beweisen, daß der persönliche Ehrenschild seines Vaters unbefleckt ist. Kotzebue stand, wie damals viele patriotische Deutsche, und wie ja auch eine Zeitlang der Freiherr v. Stein, in russischen Staatsdiensten. Vorherrschend waren damals die gegen Napoleon gerichteten gemeinsamen Interessen Deutschlands und Rußlands. Im antifranzösischen Lager war es Kotzebues Zeitschrift „Die Biene", deren Stachel den Franzosenkaiser schmerzhafter als mancher Bardensang verletzte. Auf den Kopf des Dichters hatte Napoleon einen Preis gesetzt. Das sollte man nicht vergessen. Die Dienste, die der russische Staatsrat Kotzebue in gesandtschaftlicher, an den deutschen Höfen akkreditierter

Stellung Rußland leistete, indem er über alle kulturellen Erscheinungen des öffentlichen Lebens Bericht erstattete, hatten mit geheimer Kundschafterei um so weniger zu tun, als ihr Verfasser seine Meinungen und Urteile rückhaltlos auch in deutschen Zeitschriften ausbreitete. Allerdings war aus Kotzebue, dem philosophischen Anhänger des Rousseauschen und Voltaireschen Freisinns, ein erzreaktionärer Feind der jungdeutschen Freiheitsbewegung geworden, für die ihm im Osten das Verständnis verloren ging. In seiner persönlichen Eitelkeit verletzt und gereizt, verfolgte er mit immer schnöderem Spotte deutsche Burschenschaft und Turnerschaft und schärfte so den Dolch des fanatischen Jünglings. Aber ein unehrenhaftes Amt hat Kotzebue nicht versehen. Mag übrigens die Nachwelt wie immer den Politiker richten — was haben Kotzebues Lustspiele mit diesem Urteile zu schaffen?

Mit der Literarhistorie ist es zuweilen ein eigen Ding. Erscheinungen, deren Wirkung schon für ihre Zeit eine prekäre war, werden, um mit Neuem zu prunken, aus dem Moder gezogen, und an überlieferten Irrtümern gehen ganze Generationen von Gelehrten mit übernommenen Phrasen vorüber. Daß viele Bücherwürmer die von den Theaterleuten dankbar gewürdigte lebendige Wirkung Kotzebues auf die Bühne nicht begreifen, ist ja selbstverständlich. Wie aber steht es mit dem Vorwurfe der Immoralität, der mit dem Namen dieses Dichters literarisch verbunden scheint? Es ist ja richtig, daß Kotzebue dem Geiste der Encyklopädisten in seinen Schauspielen Folge leistete, ihn aber in die tiefere Sphäre rührsamer Weinerlichkeit herabdrückte; in seinem Lustspiel: „Bruder Moriz, der Sonderling“ erscheint er uns sogar hinter den nassen Schleiern dieser Sentimentalität als ein vorzeitiger Anwalt der freien Liebe. Wenn man aber heute vor „Menschenhaß und Reue“, beiläufig bemerkt: dem ersten deutschen Ehebruchsdrama, moralische Entrüstung heuchelt, so ist das eine Monstrosität, die jedem wirklichen Leser des philiströsen Schauspiels die Schamröte ins Gesicht treiben müßte. Der nachgebeteten Entrüstung, nicht des Schauspiels wegen! Und was bedeutet im Zeitalter der Demi-vierge die harmlose Frivolität der „Beiden Klingsberg“?! Dennoch sagt B., weil es A. sagt, und C., weil es B. sagt: „Kotzebue war ein unmoralischer Schriftsteller.“

Kotzebues Dramen, von denen heute nur noch einige Lustspiele und Possen hie und da über die Bretter gehen, sind die Produkte eines aktuellen Talentes, das sich zur Vertiefung nicht durchringen konnte. In der Leichtigkeit des Schaffens, in der Ungeniertheit der Ausführung, in der Sensibilität, in Witz und Ton, aber auch in dem Mangel an künstlerischem Gewissen gleicht Kotzebue einigermaßen dem Voltaire, ohne an dessen feinen Geist und Weltanschauung hinan zu reichen. Jean Paul, der einmal sagte, Kotzebue habe zu viel Witz, um ein guter Lust-

spieldichter zu sein, vergleicht ihn mit Molière. Aber dieser Vergleich will nicht taugen. Die Lustspiele des Franzosen haben die ehernen Typen des Menschlichen voraus und können daher nicht veralten. Die Kotzebueschen Stücke sind veraltet. Was überdies ihrer Wiederbelebung im Wege steht, ist, daß sie allen neueren Lustspiel- und Schwankdichtern, von Bauernfeld und Benedix bis Moser, L'Arronge, Blumenthal, Schönthan und Kadelburg, ihre Vorratskammern öffneten. Was der fruchtbare Kopf ersann, haben die Späteren wirkungsvoll verneuert. Dem Publikum ist die neue Auflage lieber als die vergilbte. Im Zeitkostüm behaupten sich noch „Die deutschen Kleinstädter" und „Der gerade Weg der beste"; den „Beiden Klingsberg" verlieh Friedrich Haase, dem „Schneider Fips" Wilhelm Knaack langwieriges Lebenselixier. Im Jahre 1881 veranstaltete das Wiener Stadttheater, unter Bukovics' Leitung, einen Kotzebue-Zyklus und exhumierte außer den hier genannten Stücken auch das „Epigramm", die „Verwandtschaften", den „Rehbock" und die „Armen Poeten" mit Erfolg.

An den Epigonen läßt sich beurteilen, wie nützlich Kotzebue dem deutschen Theater war. Das spricht auch der gute Kenner des Theaters, Heinrich Laube, aus: „Sein Verdienst um das Lustspiel ist nicht gering, der Mangel eines Kotzebue wird am lebhaftesten von den Schauspielern bedauert. . . . Er übertraf alle durch Lebendigkeit, seine Stücke sind alle reich an Einzelleben und Bewegung, und er hat darin manche, uns eigentümliche Schwerfälligkeit beflügelt. . . . Die strudelnde Bewegung, welche er ins Lustspiel gebracht, das er durch wendungskecken, munteren Dialog belebt hat, sie ist der günstigste Punkt, der ihm in unserer theatralischen Geschichte nicht abgesprochen werden darf." Ähnlich urteilt Gervinus.

Von allen Kritikern Kotzebues hat vielleicht nur einer die rechte Mitte gehalten: Kotzebue selbst. Er schreibt in dem 1799 erschienenen Aufsatze: „Betrachtungen über mich selbst bei Gelegenheit zweier Rezensionen in der Jenaischen Literaturzeitung": „Ich glaube, daß die Natur mir ein reiches Maß von Einbildungskraft beschieden hat. In den meisten meiner Schauspiele ist sie unverkennbar. Darum bin ich überzeugt, wenn in fünfzig Jahren auch kein einziges davon mehr gespielt werden sollte, so werden doch die Dichter der Nachwelt noch oft meine Pläne benützen, öfters noch einzelne Situationen herausheben und ihr Publikum dadurch vergnügen. Was die Form meiner Schauspiele betrifft, so mag sie freilich nur in unsere Zeit passen. Daß sie jetzt ansprechend war, hat der allgemeine Beifall bewiesen . . . Die Charakterzeichnung ist richtig, solange mir der Witz keinen Streich gespielt hat. Aber leider ist mir oft widerfahren, daß ich einen witzigen Einfall nicht habe unterdrücken können . . . Ich erkenne daher

den Vorwurf als gerecht, daß nicht selten aus meinen Personen der Verfasser spricht. Den Witz gestehen mir sogar meine Feinde zu."

Damit ist dieses Dichters Wert und Unwert erklärt. Die wahrhaft Großen schufen nicht mit Absicht in den Formen ihrer Zeit, sie beherrschten nicht die Menge, indem sie ihr dienten.

* * *

Kotzebue stand im Zenith seiner Popularität, als er im Jahre 1798 als Theaterdichter, Sekretär, Regisseur und eigentlicher artistischer Leiter des k. k. National-Hofschauspielhauses nächst der Burg nach Wien berufen wurde. Er war damals 37 Jahre alt und hatte seit seinem 19. Lebensjahre in russischen Staatsdiensten gestanden. Seit dem Jahre 1785 (also im Alter von 23 Jahren) war er Präsident des Gouvernement-Magistrates für Esthland gewesen. Vorher hatte er durch zwei Jahre das deutsche Theater in Petersburg geleitet. Mit dem Theater war und blieb er, theoretisch und praktisch, aufs innigste verwachsen. Auf seinen vielen Reisen durch ganz Europa studierte er mit vorwiegendem Interesse die Bühnen. Auch mit dem Burgtheater hatte Kotzebue schon vor dem Jahre 1798 Fühlung besessen; zunächst durch seine Stücke, von denen einige in Wien ihren Ruf gründeten, dann durch die Empfehlung neuer Schauspieler, die später großen Ruhm erlangten. Sein sicheres und geübtes Auge entdeckte manches Talent im Verborgenen. Die große Sophie Schröder ist durch ihn dem Theater zugeführt und frühzeitig dem Burgtheater gewonnen worden.

Der Wiener Intendant Baron Braun räumte Kotzebue ursprünglich die Stellung eines künstlerischen Beirates und Direktionssekretärs ein, mit den besonderen Obliegenheiten, ein kritisches Journal über die Wiener Hoftheater zu schreiben, sowie die Korrespondenz und die Aufsicht über die Bibliothek zu führen. Bald jedoch wurde ihm die Regie und die gesamte artistische Leitung des Burgtheaters übertragen, so daß er in bezug auf Zusammenstellung des Repertoires, Rollenbesetzungen und Neuengagement von Schauspielern volles Verfügungsrecht erhielt. Schon vor seiner Ankunft in Wien war dem Dichter der Ruf vorausgegangen, daß es sich bei seiner Mission um gründliche Reformen der Hofbühne handle, und man sah dem Beginne seiner Tätigkeit in einigen wenigen kunstverständigen Zirkeln mit großen Hoffnungen, in den Kreisen der Schauspieler jedoch mit Bangen und Abneigung entgegen.

Die Wiener Theaterzustände waren zu jener Zeit in der Tat höchst reformbedürftig. Wer das Burgtheater vor Kotzebues Amtsantritt mit dem Institute vergleicht, das er, nach nur achtmonatlichem Wirken, seinem Nachfolger hinterließ, kann die Leistungen seines fortschrittlichen Geistes und seiner Energie bemessen. Das Repertoire war vorher größtenteils

von den Schauspielerstücken der engagierten Mitglieder versorgt worden, die sich wirksame Rollen schrieben und dem herrschenden Geschmacke in allen seinen Unarten bedingungslos hofierten. Eine in der Kulturgeschichte keines Volkes und zu keiner Zeit in solcher geistloser Engherzigkeit wieder anzutreffende Theaterzensur verhütete das Eindringen der dramatischen Produktion aus dem nördlichen Deutschland, und die Werke Goethes und Schillers, die damals, rasch nach dem Entstehen, die Nation in freudige Erregung versetzten, fanden in Wien verschlossene Tore. So degenerierte, verwilderte denn auch das Urteil des Publikums. Über dessen geistige Verfassung schrieb ein Anonymus (oder vielleicht der versteckte Kotzebue?) in einer Einsendung zur ersten Nummer des Kotzebueschen „Wiener Theaterjournals"*) unter anderen zutreffenden Bemerkungen folgendes:

„Die Gründung des wahren Geschmackes halte ich jetzt für unmöglich, denn ich kenne das hiesige Publikum sehr genau und hatte die Gelegenheit, es durch mehrere Jahre zu studieren. Es ist zu bedauern, daß dieses Publikum unsere Dichter, Schauspieler und Romanschreiber, vorzüglich letztere durch schale Ritterromane, Geistermärchen und empfindsame Pinseleien ganz verdorben haben. Nur nach und nach könnte allenfalls eine Reformation in dem herrschenden Geschmack vorgenommen werden; aber hoc opus, hic labor est. Vor allem müßten die seelenlosen Ballette, die noch seelenloseren Opern der Italiener aufhören und die Bühnen der Vorstädte aufgehoben werden. Der Fürst und die Regierung müßten durch geschmackvolle Schauspiele nach und nach das Publikum zur Empfänglichkeit des besseren Geschmackes gewöhnen."

Viel milder urteilt Kotzebue, trotz seiner üblen Erfahrungen, in seiner Schrift: „Über meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienst-Entlassung" (erschien 1799) über das Wiener Publikum; man muß jedoch bedenken, daß ihm am Ende seiner Tätigkeit ein erziehlich-reformatorischer Erfolg nach der Seite des Publikums hin gesichert war, was seine Eitelkeit befriedigte. Er schreibt:

„Wien zählt bekanntlich 300,000 Einwohner, und die meisten derselben, in den vornehmsten wie in den geringsten Klassen, sind Liebhaber des Schauspiels. Was ist wohl natürlicher, als daß dieses Publikum sehr gemischt ist? — Es bewundert Iffland und Schikaneder, es liebt Lange und La Roche [zwei Hofschauspieler aus jener Zeit], es beklatscht Emilie Galotti und Hans Klachl. Nur mit dem großen Unterschiede, daß die Verehrer Ifflands, Langes und Lessings nicht die nämlichen sind, welche Schikaneder, La Roche und Hans Klachl bewundern. Es gibt in Wien einen sehr gebildeten Teil des Publikums, den man, obgleich er seinen Beifall nicht lärmend äußert, doch bei weniger Aufmerksamkeit leicht unterscheidet. Er zeichnet sich aus durch stille Aufmerksamkeit und durch ein leises Bravo, welches ihm bei schönen Stellen gleichsam nur entschlüpft. . . . . Wie oft ich von diesem verehrungswerten und wirklich nicht unbeträchtlichen Teile des Publikums mit Achtung und Liebe gesprochen, ist in Wien allgemein bekannt. Wie oft ich das feine und schnelle Gefühl desselben mit innerem Wohlbehagen bemerkt, wissen meine Freunde, — daß ich aber dann und wann über den Geschmack des großen Haufens gelächelt habe, leugne ich gar nicht."

*) Das „Theaterjournal" erschien nur dreimal, die Probenummer am 7. März 1798; es ist ein selten gewordenes bibliographisches Aktenstück.

Noch weit mehr im argen als das Publikum, lag das Theater selbst. Schon während der letzten Lebenszeit Alxingers, aber noch mehr während des Interregnums nach seinem Tode, hatte sich die Schauspieler-Oligarchie herausgebildet. Die Auswüchse des Histrionen-Cäsarismus wurden durch den Schauspieler-Ausschuß gewissermaßen gesetzmäßig gezüchtet. Dieser Ausschuß nahm die Stücke zur Aufführung an oder verwarf sie, er hütete das Rollen-Monopol für sich und seine Günstlinge und hielt gefährliche Konkurrenzkräfte von der Bühne fern. Unter solcher Pflege schoß die Eitelkeit so sehr in die Halme, daß die bevorzugten Schauspieler der Kritik und auch dem Einflusse der Direktion unnahbar gegenüberstanden. Die von der Hausordnung vorgeschriebene Unbequemlichkeit, alle drei Wochen ein neues Stück auf die Bühne bringen zu müssen, war längst zum alten Eisen gewandert, und auch bei der Auswahl der älteren Repertoirestücke wurde wenig auf Abwechslung geachtet, da es Sitte geworden war, die „Rollen zu vergessen" und man zum Neustudium eine behagliche Spanne Zeit beanspruchte.

Durch dieses Schauspielerregiment wurde das Mittelmäßige gefördert, das junge, aufstrebende Talent unterdrückt und das abgebrauchte und überlebte wie in der Altersversicherung am Platze gehalten. In ihrer wechselseitigen Assekuranz schanzten sich die Auguren alle Vorteile zu (die Aufführung der Schauspieler-Stücke!), und künstlerische Rücksichten waren gewiß die letzten, an die man dachte. Beim harmlosen Publikum durfte man sich ja alles erlauben! Dieses half den Oligarchen das Institut der „beliebtesten Schauspieler" gründen.

Die schauspielerischen Traditionen, an die sich keine berufene Korrektur wagte, arteten auch auf der Bühne häßlich aus. Ein effektsüchtiges „Übertyrannen", das übermäßigste Schreien, Predigen und Pathetisieren erfreute sich voller Zügellosigkeit und des Beifalls der Menge. Der Konversationston war fast vollkommen verloren gegangen. Die kritische Regeneration der Schauspieler, die sich Kotzebue als Regisseur und in seinem Journale zum Ziele setzte, schien unter solchen Umständen die dreizehnte der Herkulesarbeiten zu sein, und der Anonymus des „Theater-Journals" hatte guten Grund, den Unternehmungslustigen zu warnen: „Nützlich sind die Bemerkungen über die Schauspieler, aber Sie stechen in ein Wespennest; selbst die bescheidenste Kritik können diese Herren kaum ertragen. Der geringste unter ihnen dünkt sich oft ein vollendeter Künstler zu sein."

Kotzebues Reformen riefen alsbald einen förmlichen Sturm unter den Schauspielern hervor, wie er bisher in Wien noch nicht vorgekommen war. Kotzebue löste den Schauspieler-Ausschuß auf, was die depossedierten Machthaber unversöhnlich ergrimmte; er anerkannte kein Rollenvorrecht, was die Rollenpächter in Harnisch setzte; er verteilte die großen und

kleinen Rollen allein nach Maßgabe des künstlerischen Bedürfnisses, ohne Rücksicht auf die „großen" und „kleinen" Schauspieler; er engagierte neue, vortreffliche Künstler, die von dem Hasse ihr Teil abbekamen, den die alten Erbhüter ihm, dem obersten Eindringlinge, entgegenbrachten; er setzte der Pflege des „Kollegen"-Stückes Grenzen und ordnete ein umfassendes, auf der Höhe der Zeit stehendes Repertoire, was die „Dichter" unter den Schauspielern wütend machte; er verhielt die Schauspieler zum kontraktgemäßen Studium neuer Rollen, was sie unverständige Überbürdung nannten; und er brachte in die disziplinlose Truppe Manneszucht und Ordnung, was die Gezügelten mit Anspielung auf Kotzebues Wirksamkeit in Rußland als „sibirisches Regiment" verhöhnten. Den heftigsten Widerspruch aber riefen seine, die Direktionstätigkeit ergänzenden, von vorsichtigstem Wohlwollen gesättigten Kritiken im „Theaterjournal" hervor. Kotzebue ekelte das unfruchtbare Mentoramt bald so sehr an, daß er das „Theaterjournal" eingehen ließ; nur widerwillig und auf Befehl des Freiherrn v. Braun übernahm er später nochmals kurze Theateranzeigen in der „Hof-Zeitung". Die Wirkung seiner, dieser ersten Theaterkritiken in Wien — man war dort vordem, trotz Sonnenfels, nur den journalistischen Marktschreier gewohnt — schildert Kotzebue in der bereits angezogenen Schrift drastisch:

„Dem allen ungeachtet erregten die Kritiken einen Lärm, den man selbst mit angesehen haben muß, um ihn glaublich zu finden. Einige Schauspieler glaubten sich längst über jede Kritik erhaben und meinten, sie stünden nur noch da, um den Weihrauchdampf gefällig einzusaugen. Ein jeder hatte seine Partei, die er durch Schreien und Klagen in Bewegung setzte. Man suchte das Publikum zu überreden, ich, ein Fremder, wolle dem Geschmack der Wiener Gesetze vorschreiben; ich, ein Fremder, wolle ihnen fremde Schauspieler aufdrängen und diesen sogar Künstlervorzüge einräumen vor Männern, die doch das große Verdienst hätten, zwanzig und mehr Jahre auf dem Theater gepredigt zu haben. Das Geschwätz fand Eingang, das Publikum wurde wirklich unruhig im Schauspielhause. Es nahm Partei, es klatschte, es zischte, und der Lärm wurde endlich so arg, daß die Direktion es fürs Beste hielt, dem Strome zu weichen und das dem Redakteur der „Hof-Zeitung" getane Versprechen zurückzunehmen."

Der Fall, daß ein Bühnenleiter selbst die öffentliche Kritik über sein Theater führte, war allerdings ein interessantes Unikum. Eine grundsätzliche Unvereinbarkeit der beiden Betätigungen wird keiner behaupten wollen, der in dem Kritiker die ergänzende schöpferische Hilfskraft und nicht den Richter oder Examinator erkennt. Es liegt indessen auf der Hand, daß die Doppeltätigkeit einen mehr als verdoppelten Kampf mit dem Objekte: mit den Schauspielern, entfesseln muß, — und in der realpolitischen Rücksicht ist wohl auch der Grund für die übliche

strenge Sonderung der Wirkungssphären des Bühnenleiters und des Kritikers zu erblicken. Außerdem erfordert es eine nicht eben häufige Selbstentäußerung, soll der Regisseur sich zum unbefangenen Betrachter seines Werkes verwandeln. Selbst ein Immermann konnte gereizte Empfindlichkeit nicht verwinden, als Grabbe, die Absichten der Düsseldorfer Musterbühne durchaus fördernd, die Mängel der Vorstellungen im Zeitungsblatte enthüllte.

Kotzebue legte die Leitung des Burgtheaters nach acht Monaten nieder. Von welcher Art die Kabalen der Schauspieler waren, die ihm die Tätigkeit verleideten, darüber geben die Akten der Disziplinaruntersuchung Aufschluß, die Freiherr v. Braun auf Kotzebues dringendes Ersuchen hin einleitete. Kommentare sind außerdem das Pasquill, das der Hofschauspieler Stephanie im Aprilstücke 1799 des „Berliner Archivs“ gegen Kotzebue erscheinen ließ, und Kotzebues Erwiderung: „Über meinen Aufenthalt in Wien“ (Prosaische Schriften von August von Kotzebue, Leipzig und Wien, Ignaz Klang, 1843, 45. Band).

Ich muß es mir versagen, die protokollierten Aussagen der Schauspieler hier einzeln durchzunehmen. Von den Klagen der neun Unzufriedenen (31 von 40 wußten bei der Untersuchung nichts anzugeben) seien die bezeichnendsten herausgegriffen:

Ein Schauspieler führte Klage, daß er eine Rolle in einem Stücke „von wenig ästhetischem Werte“ für ein oder zwei Aufführungen habe studieren müssen. Die meisten beschwerten sich darüber, daß ihr Rollenmonopol verletzt oder ihnen eine „ihrer unwürdige, kleine Rolle“ zugeteilt worden sei. Der Schauspieler — und dramatische Dichter — Karl Ziegler beklagte sich über Zurücksetzung seiner Dramen. Ein anderer, weil er, mit einer Zwischenpause von zwei Tagen, zwei bedeutende Rollen hatte spielen müssen. Mehrere machten Kotzebue begünstigende Parteilichkeit gegen die neu-engagierten Schauspieler zum Vorwurfe. Einige endlich deponierten, daß sie nicht Zeit genügend hatten, alte Rollen im Gedächtnisse aufzufrischen.

Größenwahn also und Schlendrian. Das Ergebnis der Untersuchung war ein Dekret des Freiherrn v. Braun an „sämtliche Mitglieder der k. k. National-Hof-Schauspieler-Gesellschaft“, worin erklärt wurde, daß die Klagen gegen Kotzebue „gänzlich unstatthaft und grundlos“ seien, und die Schauspieler verwarnt wurden, „daß sie in Zukunft für die Ehre und Ruhe ihrer Mitmenschen mehr Achtung und Gewissenhaftigkeit bezeigen mögen“. Kotzebue aber nahm trotzdem verdrossen seine Entlassung, die ihm nur ungern bewilligt wurde. Er erhielt eine lebenslängliche Pension von jährlich tausend Gulden — unter der Bedingung, daß er seine neuen dramatischen Arbeiten dem Burgtheater vor den anderen Bühnen einreiche.

Daß die Kasse und das Publikum mit Kotzebues artistischer Leitung

zufrieden waren, ist nicht entscheidend. Daß er das Repertoire bereicherte, auch nicht so sehr — er führte in acht Monaten zwanzig neue Stücke auf, von denen nur fünf nicht durchschlugen, während der Schauspieler-Ausschuß im Jahre 1796 bloß zehn Stücke inszeniert hatte, von denen neun durchfielen. Maßgebend für die Beurteilung von Kotzebues Reformtätigkeit ist deren Nachwirkung. Er hat alte Übelstände endgültig abgeschafft und dem Burgtheater den Weg gebahnt zur deutschen Nationalbühne, deren zentrale Bedeutung das Institut später jahrzehntelang behauptete. Er, der heute gesteinigte Thersites Goethes und Schillers, wollte die Wiener Schaubühne zum ersten Male den Genien Goethes und Schillers weihen. Unter seiner Leitung ist die „Iphigenie" in Wien gegeben worden, und die Aufführung der „Mitschuldigen" hatte nur der Zensor verhindert. Ein Brief Schillers an Kotzebue legt dar, daß sich Kotzebue mit der festen Absicht trug, Schillers Dramen in Wien einzuführen.

Kotzebues Direktionstätigkeit in Wien war für das Burgtheater keineswegs so bedeutungslos, daß die Theatergeschichte über sie hinweg zu schreiten berechtigt erscheint.





Vor Paris.

Aus dem Kriegstagebuche des Generalleutnants

Kurt von Einsiedel.*)

IV.



Das Wetter war zwar etwas regnerisch, trotzdem begünstigte es die kleinen Ausflüge, zu denen es uns drängte; denn es war auffallend mild. Der Winter schien vorüber zu sein.

Daß ein Wiedereintreten der Kälte ausblieb, war für uns auch in anderer Hinsicht sehr günstig. Der einzige tatsächliche Mangel, der in Paris zutage getreten war, und der sich, seitdem wir in seinen Rayon getreten, auch bei uns geltend machte, bestand in Brennholz. In Livry hatten wir noch Luxus damit getrieben und, nachdem die Vorräte zu Ende gegangen, nur gutes trockenes Nutzholz verbraucht, welches bei Neubauten und Werkstätten reichlich vorhanden war. So verfeuerte ich z. B. in dem kleinen Ofen, den ich mir, als das Kamin nicht mehr ausreichte, setzen ließ, breite Latten aus hartem Holz, die aus einer Waggonfabrik stammten. Jetzt mußten wir nach Raincy und dem Walde von Bondy zurückschicken, und den Parisern wurde gestattet, unter Aufsicht das von uns gefällte Holz aus den Wäldern zu holen. Zum Transport diente der wieder hergestellte Canal d'Ourcq. — Wegen des Volumens und Gewichtes ist einer an einer Stelle herrschenden Holznot schwerer abzuhelfen, als bei anderen Bedürfnissen. Neben uns, in Sevran, und bei der Garde, war schon in einem zeitigen Stadium Mangel an Brennmaterial eingetreten, so daß man auf unsere Vorräte hingewiesen hatte. Dabei entstanden dann und wann kleine Reibungen; denn die Herren Nachbarn hielten sich nicht gern an das frische Holz, zu dessen Abgabe wir bereit waren. In Livry wurde uns eines Nachts das Billard, welches, da es uns im Platz be-

*) Aus dem Werke: „Tagebuchblätter aus dem deutsch-französischen Kriege, von dem Generalleutnant Kurt von Einsiedel (1870 Major u. Bat.-Komm. i. k. sächs. 8. Inf.-Reg. „Kronprinz" Nr. 102)", das demnächst im Verlage der Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau, erscheinen wird.

schränkte, im Wintergarten stand, entführt, um es als Brennholz zu verwerten.

Am 10. Februar ritt ich mit Hauptmann Hohlfeldt wieder nach dem Bois de Vincennes und durch Charenton nach der Seine. — In der Ruine des Schlosses Montreau, am Fort Rosny, bemerkten wir eine eigentümliche Art von Kunstwerk. In der stehengebliebenen Pförtnerwohnung, welche jedenfalls einer französischen Feldwache zum Aufenthalt gedient hatte, befand sich eine von einem kleinen rauchenden Ofen angeschwärzte Ecke. In diese geschwärzte Wand war mit meisterhaftem Geschick eine liegende Venus eingekratzt. Das Bild, wahrscheinlich das Werk eines Pariser Freiwilligen, hob sich so schön modelliert heraus, daß es im wunderbarsten Gegensatz zu der trostlosen Umgebung stand.

Die Zucht des Spalierobstes an den weißen Steinmauern, welche die Höhen von Romainville und Nogent durchschneiden, bot als etwas, was in der Heimat nur wenig bekannt ist, manches Interesse. In Montfermeil war mir bereits in der Bibliothek des Mr. Rosset ein Werk eines Mr. Lepère in die Hände gefallen; ich hatte aus demselben ersehen, wie viele Sorgfalt und Überlegung diese Zucht erfordert und auf welche Weise man so weit gelangt, diese regelmäßigen Figuren von Bäumen und Ästen zu ziehen, welche Licht, Luft und Wärme, sowie die Triebkraft derartig fördern und ausnützen, daß man die höchsten Ernten erzielt. Ich fand am Fort Rosny einen großen Garten mit Spalierobst, in dem außer den eigentlich nutzbringenden ganz abenteuerliche Formen gezogen waren, z. B. das kaiserliche N. und E., das Kreuz der Ehrenlegion und anderes. Ich frug einen daselbst arbeitenden Gärtner über dies und jenes, und dieser gab sich bald selbst als der bekannte Lepère zu erkennen. Er erzählte mir, daß er alljährlich nach Babelsberg berufen werde, um die dortigen Spaliere zu mustern. Er sagte, daß er zur Heimischmachung seiner Methode in Deutschland auf manche Schwierigkeit stoße, teilweis entgegenstehende Ansichten der Gärtner, zum Teil auch ungünstiger Einfluß des Klimas und anderer materieller Verhältnisse. So machte er mich darauf aufmerksam, daß in Frankreich der junge Zweig nur mit einem kleinen Tuchstreifen und einem Nagel, direkt an der Wand und hart an ihr liegend, befestigt wird, während es in Deutschland, wo es nicht den prachtvoll festen französischen Mörtel gibt, in welchem der kurze Nagel fest wie in Holz sitzt, zur Notwendigkeit wird, Lattenspaliere zu ziehen, welches Verfahren den schwer wiegenden Nachteil mit sich bringt, daß die Zweige von der Wand entfernt werden, wodurch ihnen, besonders in kühlen Nächten, die ausstrahlende Wärme der Wand zum größeren Teile verloren geht.

Den 12. Februar lenkte ich mein Pferd, in Begleitung des Hauptmanns von Schlieben, nach dem Mont Valérien. Wir berührten Asnières, den beliebten Vergnügungsort der Ouvriers und Grisetten, bei dessen Namen man unwillkürlich an Béranger und Paul de Kock denkt. Der

Ort besteht aus vielen Landhäusern bescheidenen Stils und einer Menge Gartenrestaurants; um ihm einen besonderen Reiz abzugewinnen, gehört aber das frische Laubgrün und das Treiben und Leben heiterer Menschen dazu. Wir kamen nach Courbevoie. Hinter dem Orte bezeichnet ein großer Rondpoint das Ende der Avenue de Neuilly und de la grande Armée, man sieht die herrliche breite Straße entlang bis zum Arc de l'étoile. Zahlloses Volk wogte auf und nieder und staute sich schließlich als dichte Mauer an der gesperrten Seinebrücke, welche jenseits französische Gendarmen und diesseits Gardelandwehr besetzt hielten. Auf dem Rondpoint erhob sich ein hohes Piedestal, welches die Reiterfigur Napoleons III. getragen hatte, als Zielpunkt des Blickes vom Platze des Triumphbogens aus. Jetzt war die Statue herabgerissen und verschwunden. Welchen Eindruck müssen solche Vorgänge auf den Soldaten machen, der den Herrn, dem er Treue schwört, bald vergöttert, bald gelästert sieht, dessen Monumente er einweiht, um sich bald darauf bei den Führern des Volkes Lob zu verdienen, wenn er selbst mit Hand anlegt, um sie zu beschimpfen und zu entfernen!

Der sich isoliert erhebende ziemlich regelmäßige Kegel des Mont Valérien wirkt, wie manche derartige Erhebungen, in der Nähe weniger groß, als er aus der Ferne erscheint. Die Befestigungen liegen in der Hauptsache in zwei Etagen übereinander, von denen die untere den eigentlichen bastionierten Wall und die obere das Kasernement und eine Art Reduit bildet. Bei einer Beschießung des Platzes dürfte der enge Raum zwischen den Wällen und dem weiter aufsteigenden Kegel einen ernstlichen Übelstand bilden; jedes Geschoß würde durch Explodieren an dem Hange entsetzliche Verwüstung an Bedienungsmannschaft und Material anrichten. Auf der Bastion gegen Rueil war das Riesengeschütz eingefahren, die Valérie oder St. Joséphine, von dem viel gesprochen und geschrieben wurde. Es war im hohen Grade imponierend, wie hier der Mensch gegen sein Werkzeug verschwand, selbst der Transport und das Einführen des Geschosses erfolgte durch eine besondere Maschine.

Der breite Wall vor der Plattform der Festung gestattet den unbeschränktesten Blick auf die Stadt. Das Bild ist fast überwältigend, auch wenn die Luft die Ferne umschleiert, wie an diesem Tage. Die Seine und das Bois de Boulogne, welches man wie auf der Karte übersieht, bilden den Vordergrund, die Berge von Meudon und Clamart einerseits und von Montmorency anderseits sind die Umrahmung. Alle bedeutenden Gebäude heben sich hervor, besonders auch die lange Linie der Tuilerien und des Louvre und die ehrwürdigen Türme von Notredame.

Wenn die Pariser zurzeit seiner Anlage den Mont Valérien für eine Art Zwing-Uri angesehen haben, so sind sie in ihrer lebhaften Phantasie der Zeit vorausgeeilt, denn mit glatten Geschützen hätte er kaum den nächsten Punkten hinter der Enceinte gefährlich werden können, während wir

heute allerdings mit dem gezogenen Rohr von hier aus die halbe Stadt unter Feuer nehmen dürften.

Auf dem Rückweg fielen mir am Flußufer von Asnières die Posten stehenden stattlichen Landwehrleute der Garde auf. Es ist dies wohl die schönste deutsche Truppe. Durch das reifere Alter haben diese ausgesuchten Leute in ihrer äußeren Erscheinung noch bedeutend gewonnen, während ihre militärische Haltung so vorzüglich ist wie in der Linie.

Wir zählten auf der durchrittenen Strecke nicht weniger als sechs gesprengte Seine-Brücken. Einige von ihnen, deren Gitter unversehrt in das Wasser gestürzt war, hemmten die Strömung, so daß sie wie über ein Wehr dahinbrauste.

Nach Nachrichten in französischen Blättern sind die Wahlen gemäßigt ausgefallen, und die Verlängerung des Waffenstillstandes steht in Aussicht. Man spricht auch von der Möglichkeit eines Einzuges in Paris. — Wir sind indessen auch auf alles andere vorbereitet. Die Forts sind in Stand gesetzt und die Vorbereitung zum Bombardement getroffen. Merkwürdig schien das Interesse, mit dem sich die Franzosen die schweren Batterien besahen, die vor dem Eingange des Fort Romainville erbaut und deren bereits eingefahrene Geschütze schon nach der Enceinte und der Stadt gerichtet waren.

Das am 14. Februar besuchte Fort Montrouge auf der Südseite gewährte einen Anblick gänzlicher Zerstörung. Die Mauer, welche die Kehle schließt, war niedergelegt und der Graben durch die Trümmer angefüllt. Zwei Magazine, welche nächst dem Eingange standen, bildeten wüste Schutthaufen, selbst die Form des Gebäudes ließ sich nicht mehr erkennen. Die ausgebrannten Kasernen waren zusammengestürzt. Die Besatzung, deren Ausdauer größte Anerkennung verdient, ist demnach auf die Kasematten im Wall angewiesen gewesen, die ihrerseits auch schon bedenklich zu leiden angefangen hatten.

Als ich vor dem Fort Bicêtre vorbeikam, war es fast, als befinde sich dasselbe wieder in voller kriegerischer Tätigkeit. Die angeordnete Zerstörung der französischen Geschütze, welche man nicht die Absicht hegte mitzunehmen, war im Gange. Es traf dies alle Stahl- und Eisengeschütze, welche nicht, wie die schweren Marinegeschütze und die wertvollen Bronzerohre als Trophäen nach Deutschland wanderten. Man legte ein breiartiges Präparat auf den vorderen Teil des Rohres und entzündete es. Obgleich vollständig frei brennend, entwickelte sich doch eine so gewaltige Kraft, daß von den stärksten Stahlrohren das Mündungsstück abgeschlagen wurde wie der Hals einer Champagnerflasche. Das übrige nicht verwendbare Material, wie Lafetten und Protzen, verbrannte man im Festungsgraben. Von allen Seiten hörte man kanonieren und sah man Rauchsäulen aus den Forts aufsteigen. In richtiger Würdigung der Verhältnisse wurde diese Zerstörung auf das konsequenteste und schonungsloseste ausgeführt.

Der Waffenstillstand ist verlängert. Die Stimmen für die Fortsetzung des Krieges sind in Frankreich verstummt. Sogar die französischen Zeitungen fangen an, die Möglichkeit eines Einzuges deutscher Truppen ins Auge zu fassen. So bricht sich das Gesetz der Notwendigkeit Bahn!

16. Februar. Eingehende Besichtigung der Kathedrale von St. Denis. Den Rückweg nahm ich über Aubervilliers. Aus Paris kam ein langer Zug französischer Feldgeschütze, die infolge der Entwaffnung nach dem Fort abgeliefert wurden. Die Kanoniere, welche sie brachten, zeigten kein Gefühl gekränkten Stolzes; sie versahen diesen traurigen Dienst mit viel Gleichgültigkeit und gutem Humor, Elsässer begrüßten die deutschen Soldaten in ihrer schwer verständlichen Mundart, und alle nahmen gern die dargebotene Feldflasche an. Auch die Einwohner, welche die Straße vielfach belebten, gaben keinerlei Zeichen besonderer Teilnahme zu erkennen. Die Erregbarkeit der Franzosen wird sicher oft überschätzt. Jedenfalls ist sie stets geringer, als man gern annimmt, wenn das Volk nicht in geschlossener Masse unter wortführenden Schreiern auftritt. An und für sich war dieses Verhalten vollkommen erklärlich, natürlich und richtig; man wundert sich nur aus dem Grunde darüber, weil man den Franzosen im allgemeinen nicht so viel Vernunft zutraut.

Einen befremdenden Eindruck machten die Pferde. Ihnen fehlten sämtlich die Schweifhaare. Sie hatten sie sich gegenseitig aus Hunger abgefressen.

Auf dem Hofe des Forts Aubervilliers, welches geräumiger als das von Noisy und andere ist, waren aus Paris abgelieferte Chassepotgewehre in großen regelmäßigen Haufen aufgestellt. Immer neue Wagenladungen langten an und wurden von preußischen Offizieren übernommen. An fünfzigtausend Stück mochten aufgestapelt sein. Die Offiziere sagten mir, daß die Ablieferung mit großer Regelmäßigkeit und Ruhe vor sich gehe, daß die Zahl sogar oft größer sei als angegeben, und daß sich mutwillig unbrauchbar gemachte Stücke nur selten darunter befänden. —

Die Nationalversammlung zu Bordeaux hat am 17. Februar eine entscheidende Sitzung gehalten. — Thiers ist zum Chef „du pouvoir exécutif“ ernannt, der Waffenstillstand bis zum 24. verlängert. Die Möglichkeit eines Einmarsches in Paris scheint jetzt ernstlich vorzuliegen. Die dem Frieden günstige Zusammensetzung der Nationalversammlung tritt immer sicherer hervor. In Paris und Bordeaux herrscht Ruhe. Die Presse steift sich zwar darauf, daß nur von einem „paix honorable“ die Rede sein könne, und doch wagt der „Gaulois“ die wirklichen Friedensbedingungen ohne weitere Bemerkung zur Kenntnis zu bringen, welche nach französischer Auslegung doch einem schimpflichen Frieden gleichkommen. Allgemeine Entrüstung herrscht in der vernünftigen französischen Presse über die Pariser Wahlen. Die Landeshauptstadt hat sich, nach überwiegend geäußerter Ansicht,

der Führerschaft Frankreichs begeben, da sich das Land unter diese in Paris entrollte Fahne niemals sammeln wird.

24. Februar. Der Waffenstillstand hat eine neue Verlängerung bis zum 26. mitternachts erhalten. Die Verhandlungen werden eifrig, aber sehr geheim betrieben. Die Gewißheit des Friedensabschlusses ist begründet. Ob ein Einzug stattfindet oder nicht, bildet unter uns den Gegenstand von Debatten und Vermutungen.

Am 26. Februar um 10 Uhr abends begann sich in Paris ein auffälliges Getöse bemerkbar zu machen; Hornsignale, Trommeln und einzelne Schüsse wurden vernommen. Die Vorposten meldeten jedoch, daß vor der Stadt vollkommene Ruhe herrsche. Ich hegte keinen Zweifel, daß es sich nur um innere Zerwürfnisse handeln könne. Ich blieb daher nur für meine Person aufmerksam und ließ nicht alarmieren. Um 3 Uhr nachts legte sich der Lärm. Mitternachts traf die Depesche ein, daß die Friedenspräliminarien unterzeichnet seien und die Waffenruhe bis zum 12. März Verlängerung gefunden habe.

27. Februar. Die Pariser Zeitungen brachten heute die bestimmte Mitteilung, daß der Einzug in Paris zu den Friedensbedingungen gehöre. Zugleich gaben sie Nachricht von den Vorgängen der Nacht. Die Nationalgarde von Belleville hatte eigenmächtig Generalmarsch geschlagen und sich in den Besitz einer Anzahl von Geschützen gesetzt, unter dem Vorwande, sie vor der Auslieferung an uns sichern zu wollen. Diese Geschütze — pièces de sept — bildeten überhaupt schon den Gegenstand einer besonderen Frage; sie waren durch Sammlungen hergestellt und für die Nationalgarde bestimmt gewesen. Man versuchte aus diesem Grunde sie als Privateigentum zu reklamieren und darzulegen, daß zur Auslieferung ausschließlich dem Staate gehörige Waffen gelangen könnten. Diese merkwürdige Logik, welche unsererseits natürlich nicht gelten gelassen und auch von der französischen Regierung nicht vertreten wurde, mußte jetzt den Vorwand abgeben, unter dem die schon seit Oktober drohende Partei der Internationalen oder der Kommune die Fahne des Aufstandes erhob, die eigentlichen Absichten noch weislich verschleiernd, um sich zuvor desto sicherer eine größere Aktionspartei gegen die materiell und moralisch durch die Entwaffnung und die Friedensfrage geschwächte Regierung zu bilden. Die von Paris in die Nationalversammlung entsandten Deputierten waren die stillen Führer, um zum passenden Augenblick offen an die Spitze einer starken Macht zu treten.

Passanten aus der Stadt erzählten, daß Maueranschläge unseren Einzug für den 1. März verkündeten.

28. Februar. Wenn auch die Ereignisse vom 26. einen friedlichen Verlauf genommen haben, so beweisen doch die Pariser Zeitungen, daß tatsächlich keine Autorität mehr in der Kapitale besteht. Ein greulicher Mord an einem früheren Polizeiagenten von einer tierischen Menge begangen zeigt die wahre Physiognomie der Zustände. Unser Einzug scheint

mit Thiers verabredet zu sein, um einer ernstlichen Bewegung gegen den Frieden und die gegenwärtige Regierung zuvorzukommen.

Alle französischen Journale bringen heute die Friedensbedingungen in übereinstimmender und richtiger Fassung; nur über die Räumungstermine walten verschiedene Versionen.

Die Bedingungen sind die längst im stillen bekannten: Abtretung von Elsaß ohne Belfort und eines Teiles von Lothringen, einschließlich Metz, 5 Milliarden Franks Kriegsentschädigung und Okkupation bis zu deren vollständiger Abzahlung, sowie Besetzung von Paris bis zur Ratifikation der Präliminarien. Uns deuchte es, als wenn die Bedingungen selbstverständlich gewesen wären vom Tage von Sedan an; ein jeder wußte sie und glaubte sie, ohne daß es diplomatischer Enthüllungen bedurft hätte.

Über 30 französische Zeitungen erklärten, während der Okkupation von Paris nicht erscheinen zu wollen. Es war dies ebenso klug als bequem. Von der schillernden Zaghaftigkeit, welche die meisten Blätter konservativer Richtung vor dem Gespenst der roten Revolution und unserem Einzug erfaßt hatte, machte der Figaro eine glänzende Ausnahme; — er zeigte seinen Landsleuten die ungeschminkte Wahrheit, als ob er Deutsche vor sich hätte.

1. März. Heute erfolgte also wirklich der Einmarsch deutscher Truppen in Paris. Zum dritten Male in diesem Jahrhundert!

Einer besonderen Konvention zufolge sollte die Stärke der einziehenden Truppen 30000 Mann betragen. Um Konflikte zu vermeiden, wurde ihnen der geräumige und schöne Stadtteil nördlich der Seine bis einschließlich der Tuilerien angewiesen. Die Regimenter, welche heute einzogen, waren von dem VI., XI. und II. bayrischen Korps kombiniert. Den dritten März sollten sie durch andere Abteilungen abgelöst werden, und für den fünften bis zum siebenten waren 15000 Sachsen zum Einmarsch bestimmt. Diese Zahl würde dadurch erreicht werden, daß von jedem Regiment nur zwei kombinierte Bataillone zu je 700 Mann marschierten.

Um sofort einzugreifen, falls beim Einzug Reibereien entstehen sollten, blieben wir den Tag in Quartierbereitschaft, und die bei Romainville erbauten Batterien richteten die Geschütze auf die Vorstadt Belleville, um diesen allzeit bereiten Herd des Aufstandes sogleich unter wirksames Feuer zu nehmen.

Der Tag verlief aber ruhig. Die Pariser begnügten sich mit der Faust in der Tasche.

2. März. Nähere Bestimmungen über den Einmarsch wurden bekannt gegeben. Ich sollte die 1., 2., 4. und 11. Kompagnie, Major von d Byrn die 5., 7., 8. und 10. Kompagnie führen, während der Rest des Regiments unter Major von Lentz in den Quartieren zurückblieb.

Nachmittags brachten die französischen Zeitungen jedoch die Nachricht von der Annahme der Friedensbedingungen durch die Versammlung in Bordeaux, und abends wurde der Abgang der Quartiermacher abbefohlen.

3. März. Es ward zur Gewißheit, daß wir nicht einzogen. Es tat uns schmerzlich leid, — und doch mußten wir uns über die Eile freuen, mit welcher die Nationalversammlung die schweren Bedingungen angenommen hatte. Nun erst wußten wir den Frieden und das Resultat des Krieges völlig sicher gestellt. — Das war mehr wert als die Befriedigung militärischer Eitelkeit. —

Wir traten jetzt in neue Verhältnisse. Als Vorläufer zuverlässiger Nachrichten fehlte es nicht an Gerüchten und Kombinationen über die Bestimmung des Regimentes.

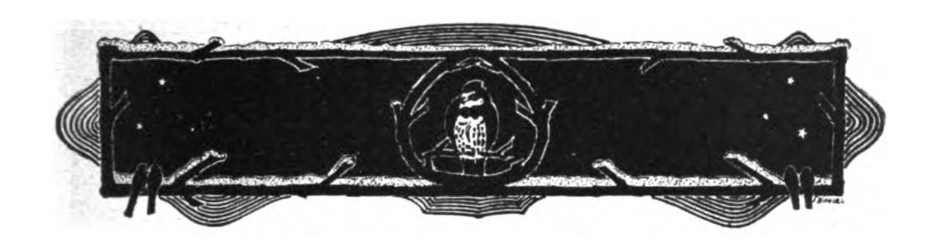
4. März. Recht ergötzlich ist es zu beobachten, mit welcher Einmütigkeit jetzt, nachdem der gesicherte Friede uns weniger gefährlich erscheinen läßt, die Pariser Zeitungen in einen wahren Chorus des Schimpfens und Fluchens gegen uns ausbrechen. Sogar die während der Verhandlungen vernünftig gewordenen Blätter, wie der Figaro, stimmen aus vollem Halse ein. Man will sich vor der Hefe des Volkes, die man jetzt mehr fürchtet als uns, möglichst rechtfertigen, indem man ihrer Denkart schmeichelt. Die Anarchie bereitet sich vor. Es besteht offenbar nicht bloß keine Macht der Regierung, sondern auch keine Macht der öffentlichen Meinung. Die aufständische Nationalgarde von Belleville hat die entführten Geschütze nicht nur in ihrer Gewalt, sondern richtet sich mit ihnen fest auf dem Montmartre ein. Mit ihrer drohenden Haltung wächst stetig ihr Ansehen. Die Lage gibt zu ernsten Befürchtungen Anlaß.

7. März. Bei der heutigen Revue wurde die Aufstellung zwischen Noisy und Villiers, die Front nach letzterem Orte zu, genommen. Das I. bayrische Korps und die Württembergische Division bildeten das erste und zweite Treffen, das sächsische Korps das dritte und vierte. — Um 12 Uhr erschien der Kaiser mit sehr zahlreicher Suite; er wurde mit Hurra begrüßt. Nachdem er die Fronten abgeritten hatte, erfolgte der Vorbeimarsch in Bataillons-Kolonnen mit Zugsfronten. Der Kronprinz führte unser Regiment vor. Der Kaiser sah gealtert aus; er besaß nicht mehr die wunderbar straffe Haltung, die uns vor vier Jahren in Dresden so ungemein auffiel.

Diese Parade bildete die große militärische Abschlußfeierlichkeit des Krieges; wir hatten uns zum letzten Male als vereinigte Masse, als Heer, zusammengesehen. Der Rückblick auf das, was hinter uns lag und erreicht worden, war groß und erhebend.

Am 8. März wurde angeordnet, daß ich mit meinem Bataillon nach Soissons mittelst Eisenbahn vorauszugehen habe, während die anderen beiden Bataillone marschierend nachfolgen sollten.

Nach einem fast halbjährigen Aufenthalt schlug die Abschiedsstunde von dieser Gegend! Die ganze Zeit mit ihren Leiden und Freuden ging noch einmal am inneren Auge vorüber. Wir konnten ihrer dankbar gedenken.



November.

Von

M. Beerel.

— Hirschberg. —

Ein trüber Abend. Draußen heult der Sturm,
Wirft Regenschauer an die Fensterscheiben
Und läßt den Wetterhahn am alten Turm
Mit heisrem Knarren Kreis um Kreis beschreiben.

Beim Schein der Lampe sitz' ich still zu Haus.
Trüb blickt auch hier des Lichts gedämpfter Schimmer —
Die Einsamkeit, die graue Fledermaus,
Schlägt ihre dunklen Flüchten um das Zimmer.

Da nehm' ich leis' ein altes Buch zur Hand —
Nicht Text, nur Bilder sind darin gebunden
Von all den Lieben, die ich je gekannt —
Ich blättre gern darin in stillen Stunden.

Was spricht nicht alles von vergangner Zeit
Aus diesen lieben, mir vertrauten Zügen!
Wie wird das Herz erinn'rungsfroh so weit!
Doch will sich Wehmut zu der Freude fügen.

Denn ach! von Allen, die der Kreis umschloß,
Darin ich Liebe gab und Lieb' empfangen,
Mit denen ich der Jugend Glück genoß,
Sind mir die meisten schon vorangegangen.

Die Kreuze mehrten sich von Jahr zu Jahr
An meinem Lebenswege, und geblieben
Ist nur noch eine kleine, treue Schar —
O haltet aus, ihr, meine letzten Lieben!

Im Geist versammle ich euch um mich her,
Und ob das Wetter draußen stürm' und brause,
Fort, Fledermaus! nicht einsam bin ich mehr —
Licht ward's und warm in mir und meiner Klause! —



Alfred Mombert.

Von

Hans Benzmann.

— Wilmersdorf-Berlin. —

Daß unsere Zeit in hohem Maße von Suggestionen beherrscht wird, scheint mir namentlich in der willkürlichen Bewertung literarischer Erzeugnisse und in dem oft unbegreiflichen Vertrauen des Publikums zu der allzu selbstbewußten Kritik zum Ausdruck zu kommen. Es gibt moderne Dichter, denen nichts so fern liegt als ein origineller Gedanke und eine echte Empfindung, und die es dennoch verstanden haben, sich mit ihrer kleinen, empfindungsarmen und geistlosen Kunst ins rechte Licht zu setzen, andere, die für gewisse Tendenzen Propaganda machten und dabei ihrer abstrakten und rhetorischen Kunst am meisten dienten, und wiederum andere, die dadurch, daß sie sich von ihren Genossen abschlossen und sich scheinbar der Kritik und dem Publikum gegenüber gleichgültig, ja ablehnend verhielten, in den Ruf vornehmster Kunstpflege gelangten und auf diese Weise für sich die wirksamste Reklame gemacht haben. Im allgemeinen jedoch ist die kritiklose und allem wirklich Originalen hilflos und ratlos gegenüberstehende Kritik und sogenannte Literaturwissenschaft unserer Tage schuld daran, daß einzelne Dichter über Gebühr geschätzt werden. Selbst kritisch begabte Leute lassen sich in einseitiger Weise von gewissen Kunstrichtungen, insbesondere rein artistischer Art, beeinflussen. Es ist so weit gekommen, daß unfertige und wirre Poeten wie Peter Hille, Dauthendey, Paul Scheerbarth, Stefan George und auch der Dichter, den ich heute kritisieren möchte, Alfred Mombert, als die eigentlichen deutschen Lyriker unserer Zeit, als Propheten und künstlerische Vertreter der Zukunft gepriesen

werden.*) Man hat diesen Dichtern Ideen und künstlerische Prinzipien untergeschoben, gleich als wenn sie ein neues Zeitalter der Poesie einleiteten. Alles übrige, was sich nicht in wirren, krausen und entlegenen Visionen, in prunkenden Wörten und stammelnden Rhythmen erging, wurde als epigonenhaft kurz abgetan. Einer solchen Kritik gegenüber lohnt es sich auch gar nicht, darauf hinzuweisen, daß alle echte und fruchtbare Kunst einfach und klar ist, daß es ein Grundprinzip der Kunst wie der Natur immer gewesen ist und bleibt, symmetrisch und rhythmisch-harmonisch zu gestalten, daß individuelle, stark persönliche und somit originale Kunst nicht zu verwechseln ist mit einer in exaltierten Stimmungen und Posen, in stilistischen Manieren und bizarren Formen sich ergehenden. Ich möchte diesen Kritikern, die für eine doch rein zeitliche Kunst Stimmung machen und mit dazu beitragen, daß das Echte und wirklich Originale unterdrückt wird, nur die Frage zurufen: Was ist an Goethe, was an Mörike, an Eichendorff, Lenau, Storm, Keller, C. F. Meyer dunkel und bizarr, und was ist aus jenen in der Vergangenheit geworden, die exaltiert und bizarr waren, z. B. aus den Romantikern zweiten und dritten Grades, den Zacharias Werner, Graf Loeben u. a.?**) Ich wiederhole, daß auch die lebendige Kunst der Zukunft einfach und klar sein wird — wie etwa das Volkslied, Goethes Liebeslyrik, Goethes Epigramm — und in Empfindungen, nicht in vagen und wirren Vorstellungen wurzeln wird.

Trotzdem müssen wir den sogenannten „Neutönern" unserer Zeit, soweit sie, abgesehen von der behexten Kritik, sich in ihrer Art redlich bemühen und auch in partieller Weise neue Werte schaffen, gerecht zu werden versuchen. Meines Erachtens ist z. B. Alfred Mombert mehr zu respektieren, — weil er weniger anspruchsvoll und prätentiös auftritt und andrerseits weil seine Lyrik immerhin interessante seelische und gedankliche Vorstellungen und sinnliche Vorgänge erschließt, — als der rein formale und sich seiner Nichtigkeit so wenig bewußte, prätentiöse Stefan George.

Momberts Kunst zeigte sich in ihrer Entwicklung immer mehr als eine imaginäre, in vagen Vorstellungen sich auflösende, als eine Kunst ohne rhythmische Kraft und Gliederung, als eine von zufälligen Bildern, die dem Dichter in großer Fülle vorschwebten, abhängige, als eine form- und ideenlose, sinnlose. Was der Dichter bei der Konzeption empfand und dachte, das wird dem Leser in den seltensten Fällen klar. Anscheinend

*) vgl. z. B. das Werk „Die Moderne Literatur" von Arthur Moeller-Bruck. Schuster und Löffler, Berlin 1902.

**) Bemerkt sei hierbei, daß z. B. die Lyrik Stefan Georges und seiner Jünger in ihrer abstrakten und gesuchten Sprache und in ihrer empfindungsarmen unpoetischen Symbolik in auffallender Weise den hochfahrenden, doch geist- und gefühlsarmen Poesien der Gebrüder Schlegel ähnlich ist.

offenbart sich in einer derartigen, negativen Kunst, wenn auch gerade kein pathologisches, so doch ein individuell beschränktes Empfinden, denn man kann nicht annehmen, daß es die Absicht der Dichter ist, den Leser durch wirre Ideosynkrasien und Phantasmagorien zu düpieren. Nehmen wir also Mombert als einen ehrlich sich mühenden, wenn auch sehr eigensinnigen und sehr „individuellen" Dichter, so müssen wir seine Kunst als eine der Halluzinationen und Traumerlebnisse ansehen. Dem Dichter scheint nur daran zu liegen, sich von diesen die Seele aufregenden und peinigenden Bildern, vagen Ideen und sinnlosen Träumen durch die direkte sprachliche Wiedergabe zu befreien. Wie diese Vorstellungen, die er doch durch die Veröffentlichung der Gedichte aller Welt preiszugeben sich nicht geniert, auf andere wirken, darnach scheint er nicht zu fragen. Doch wir wollen uns diese Willkür einmal gefallen lassen im Interesse für das psychologische und ästhetische Problem, das zu lösen ist, — aber in dem Bewußtsein, daß das, was tausend vernünftige, was viele künstlerisch empfindende Menschen nicht verstehen, höchstens teilweise sich zurecht denken, jedenfalls aber nicht als Kunst genießen können, eben keine Kunst, sondern totgeborene Phantasterei ist!

Zuerst also werden Momberts Dichtungen jedem Leser wie ein Chaos von wirren Bildern und seltsamen, z. T. häßlichen und unsinnlichen Visionen erscheinen. Auch die, die sich mit Liebe in diese merkwürdige Poesie vertiefen, werden fortwährend auf Stellen stoßen, die ihnen durchaus unverständlich bleiben. Und den besten Freunden des Dichters mag es so gehen. Jedoch der liebevolle Leser wird jedenfalls auch durch die Lektüre gefesselt werden. Es lebt nämlich eine eigentümlich bannende, wenn auch infolge ihrer unkünstlerischen Konzeption quälende Stimmung in manchen dieser ungeformten Vorstellungen. Solche Vorstellungen erleben wir übrigens alle, wenn Unbewußtes in uns bewußt wird, wenn Einfälle und Eindrücke sich in uns zu Empfindungen, Vorstellungen, Träumen, Ideen, langsam oder plötzlich verdichten, wenn nur das vegetative, noch kaum vom Willen gezügelte Triebleben der Seele sich regt und aus geheimnisvollen schöpferischen Gründen Bilder, Gestalten, Visionen magnetisch, willenlos emporzieht. . . . Wer in dieses Chaos hinabzutauchen vermag, dem werden Momberts Poesien immerhin auch psychologische Offenbarungen gewähren, dem einen diese, dem andern jene. Nur von diesem Standpunkte aus wird man den Dichter einigermaßen verstehen und auch würdigen können, nur insofern bringt er Neues, stellt er Empfindungen dar, die bisher wenigstens noch nicht dargestellt worden sind, ist seine Lyrik wertvoll und interessant. Objektiv genommen: seine Kunst ist, wie ich schon andeutete, werdende Kunst. Wo die Vorstellungen selbst noch wirre, halbwache, kommende und schwindende sind, da kann natürlich auch die Form nur eine unvollkommene, brüchige, unharmonische sein.

Momberts Kunst gewährt vielleicht Einblicke in eine ganz persönliche sich in steter Entwicklung befindende Weltanschauung. Sie ist vielleicht das fortwährende Werden einer Weltanschauung selbst. Diese scheint mir in der Überwindung des Todes und des Lebens durch die schöpferische Phantasie und Intelligenz zu gipfeln, in der Illusion, daß nur der Mensch kraft seines bewußten Denkens und unbewußten mystischen Fühlens, kraft seiner alle Reiche der Vergangenheit und des Lebens, Zeit und Ewigkeit durchfliegenden, das tote starre Sein eigentlich erst belebenden Phantasie, Schöpfer und Erhalter der Welt, ihres Seins und Sinns ist. Erst dieses schöpferische, sich selbst gestaltende Leben ist das Heimatland des „Glühenden“, erst die immer vollkommen werdende Selbsterkenntnis, das tiefste Sichselbstempfinden. So gelangt auch Mombert, um dies gleich vorweg zu nehmen, wie andere moderne Dichter und Denker, zum Monismus. Freilich seine Wege hierin sind die des sich vorwärts Fühlenden, Tastenden, des willenlos traumhaft Getriebenen, des Elementargeistes, die jener dagegen sind die kluger Intelligenzen. Hierin liegt, so könnte man sagen, ein weiterer Wert der Mombertschen Poesie, im Elementaren, das in diesem Falle noch nicht Kunst geworden ist.

* * *

Einen verhältnismäßig reinen künstlerischen Genuß gewähren noch Momberts erste Gedichte, die in den Bänden: „Tag und Nacht“ und „Der Glühende“ enthalten sind, namentlich das zuerst genannte Buch enthält Gedichte von großer Stimmungstiefe.

Das Pfründnerhaus.

's ist Dämmerzeit. Ich steh' am Fenster
und schau' ins Pfründnerhaus hinüber.
An jedem Fenster ein Mütterchen.
Das eine webt mit seinem Schädel.
Das eine ringt die welken Hände.
Das eine stützt das scharfe Kinn.
Und mählich flort die Dämmerung
um all' die seltsamen Gestalten
und schlürft sie auf. Und es ist Nacht.

In einem Zimmer wird es Licht.
Das Wärtermädchen bringt die Lampe
und stellt sie schraubend auf den Tisch.
Im nächsten Zimmer so. Und weiter.
Es ist das Totenhaus beleuchtet.
Von jedem Fenster trippelt jetzt
ein Mütterchen zu seinem Licht . . .

Winterabend.

Die sinkende Sonne weint blutig auf starren Schnee.
Leise, leise höre ich dich singen, Sancta Maria . . .

„Mein Mund ist wund und weh, ich hab' ihn geküßt.
Mein Leib ist krank und kalt, ich hab' ihn gewärmt.
Mein Herz ist hohl und tot, ich hab' ihn geliebt" . . .
Leise im Traum hör' ich dich singen, Sancta Maria . . .

Aber Mombert selbst will dies nicht mehr als seine Kunst anerkennen. Er ist der Dichter der „Schöpfung" und des „Denkers". Er wurde es durch den „Glühenden".

Schlafend trägt man mich
in mein Heimatland.
Ferne komm ich her,
über Gipfel, über Schlünde,
über ein dunkles Meer
in mein Heimatland.

Wer singt dies? Klingt es nicht wie eine uralte Weise, wie ein Volkslied? Das singt der „Glühende", der Dichter, der in das stille Land seiner Sehnsucht von Traumesschwingen getragen wird, aus dem Lande der Menschen, der Larven und Gespenster, dem Lande der Fremden, aus dem Elende . . . Bis zum Wahnsinn trieb ihn dieser Druck und Drang. Fiebergesichte sah er nur, als befinde er sich ewig in einer kleinen, dunklen, dumpfen Stadt.

Schlafkrankheit hat Mombert selbst diesen vorbereitenden Zustand genannt. „Alle seine Aussagen sind die Monologe eines Bestürzten," sagt ein Erklärer von ihm. (Paul Wiegler im Literarischen Echo, V. Jahrgang, Nr. 9.) „Doch regt sich in Mombert daneben die Sehnsucht nach den Erregungen des Lichts, eine extreme Sehnsucht, die in diesem Angehörigen deutscher Kunst eine auffällige Steigerung erfährt, wie sie unter den Franzosen Rimbaud, Claudel und andere offenbaren (ich füge Verhaeren hinzu). Es liegt etwas Harmonisches darin, wie er sein „Gehorcht dem Strahl" ruft, ihn als Gold auf die Riesenkuppel des Domes schüttet und Karossen mit weißen Hengsten über den von Fabrikqualm schwarzen Himmel sprengen läßt."

Doch fühle ich jetzt: das ist nur Überflor.
Selig, selig, du mein urtiefes Herz!
Am Mutterstrom des Lebens in seliger Ruh',
blutend rauschst du Grundmelodien empor —
Selig, selig in deiner Tiefe du!

Und nun „dichtete" er seine „Schöpfung". In dieser und den folgenden Dichtungen zeigt sich nun leider Momberts Unfähigkeit, künstlerisch zu gestalten und Ideen und innere Erlebnisse originell lebendig darzustellen, in immer hellerem Lichte. Und gerade von diesem Werke sowie von dem nächsten Momberts „Der Denker" reden neuere Kritiker in stammelnden Superlativen, ohne doch recht auf den Inhalt, den nur sie zu verstehen scheinen, einzugehen. So sagt Moeller-Bruck, ein Kritiker, der für alles Übermoderne und Hysterische ein besonderes Verständnis zu haben scheint, von der

Schöpfung folgendes: „In Momberts drittem Buch „Die Schöpfung" und in seinem vierten: „Der Denker" ist der Kontakt mit dem Stofflichen dann vollständig gelöst. Im „Glühenden" waren wenigstens noch Beziehungen vorhanden, die der Dichter zu seinem eigenen leiblichen Leben fand. Nun zeigte es sich, daß dies Buch nur die Manifestation einer notwendigen Übergangsperiode war. Sie bildete in der Seele Momberts Entwicklungskräfte aus, die er brauchte, um die Kreise, die er in „Tag und Nacht" gezogen hatte, weiter und weiter auszudehnen und um schließlich das ganze All mit ihnen zu umschreiben. Als er zu schaffen begann, begriff er das Übersinnliche so, daß er es als Symbol des Sinnlichen, Sinnfälligen nahm. Nun aber geht er ganz im Übersinnlichen auf: das Sinnfällige ist ihm nichts als Stoff und Form gewordener Geist. Alles Fleischliche ist von seiner Psyche abgefallen. Frei, ein konkretes Abstraktum, schwebt sie im Luftmeer der Unendlichkeiten und kündet die Geheimnisse der ewigen Nacht, unter der düster die Erde ruht . . . ." (!)

Moeller-Bruck sagt dann weiter mit Recht: eine große Dunkelheit liegt so über den Offenbarungen. Und mit Emphase klettert er an folgenden Phrasen empor: „Aber allenthalben blitzt es auf und ein grelles Licht öffnet klaffende Spalten, durch die man das vibrierende Nervensystem des Weltalls sieht. Auf Sekunden ist alles klar. Lichtüberschüttet gewahrt man die große Rätsellösung." Ich möchte diesen Kritiker bitten, mir zu erklären, wie und wo Mombert die große Rätsellösung vorgenommen hat. Im Ernst: Ich sehe in Momberts Schöpfungsgedichten nicht die Wunderwerke eines „Gotteszeugen", wie Moeller sagt, ich höre in ihnen nicht das „heilige Lallen der delphischen Pythia" oder das „geistbesessene Zungenreden der Jünger Christi am Pfingstfeste" (welche Blasphemie wider den heiligen Geist!); — ich sehe und höre vielmehr nur unorganische, oft ganz seelen- und formlose, rhythmisch wenig gestimmte, symbolisch wenig suggestive Wortgebilde, von denen ich nicht bestimmt weiß, ob sie ein von unsinnlichen (unmenschlichen) Vorstellungen verblendeter Geist oder ein überaus kluger Prophet zusammengefügt hat. Ich bedauere jedenfalls, daß so viel Phantasie einem ungeordneten Kopfe, einem unlebendigen Geiste zum Opfer fiel. Und zugegeben, daß ein kosmisches Empfinden, ein kosmischer Wille sich in diesen chaotischen Vorstellungen offenbaren möchte: welch eigentliches Schöpferprinzip ist das seine oder entwickelt sich aus seinem Chaos? Wie denkt er sich den Wandel der Dinge, die sichtbar nach Harmonie streben? Wen müßten wir nicht alles Schöpfer und was nicht alles Schöpfung nennen, wenn ein rastloses Erzeugen von wirren und zumeist unschönen und geschmacklosen Phantasieen, Visionen und Bildern zu diesem Berufe genügt!?

Eine derartige „Kunst" ist nicht nur kunstwidrig, sondern

naturwidrig. Sie läßt das erste Gesetz, das allem Leben und deshalb auch aller Kunst, allem Schöpferischen zugrunde liegt, vermissen: Die Kraft zu gestalten, Gestaltungskraft. Diese allein fruchtbare künstlerische Fähigkeit, deren Ziel Klarheit in Tiefe ist, besitzt Mombert gar nicht. Sein Herz ist nicht nur empfindungsleer, ohne schöpferische Wärme, sein Geist ist auch bar der ersten künstlerischen Fähigkeiten. Deshalb ist seine „Kunst" nur „werdende Poesie". Man könnte sie richtig geistlose, seelenlose, rein materielle Phantasieproduktion nennen, die vergeblich der Befruchtung harrt. So erklärt sich des Propheten Ideen- und Formenflucht.

Erklärlich ist es nun auch, daß alle seine Dichtungen so erschreckend gleichförmig, gleich unverständlich wie unpoetisch wirken. Man mag die „Schöpfung" lesen oder „Den Denker" oder „Die Blüte des Chaos". Selten versteht man den Dichter, fast nie ist zu erkennen, welcher Idee er in diesem, welcher in jenem Werke folgt, niemals entwickelt sich etwas. Immer das gleiche Auf- und Niederfluten der Phantasieen und Bilder, kosmischer Vorstellungen individuellster Art; dazwischen lächerlich prosaische großsprecherische, aber zumeist geistlose, wenn nicht sinnlose Phrasen, die die hilflose Impotenz des Autors am besten bezeugen. Ein gar geschmackloses Konglomerat von unpoetischen Vorstellungen und unsinnlichen Sinnbildern ist des Propheten letzte Offenbarung: „Der Sonne-Geist". Dieses Erzeugnis wird hoffentlich selbst den Freunden des priesterlichen Sängers beweisen, daß ihre Bewunderung Einbildung war, ihre Weisheit Schwäche.

Und hier zum Schluß ein paar charakteristische Proben aus den letzten Büchern Momberts. Ich habe solche gewählt, die schöne Einzelbilder enthalten und bei denen ich mir „noch etwas denken" konnte. Vielleicht sagt mir dieser und jener Leser, was er sich dabei gedacht hat.*)

Aus „Die Schöpfung".

Um eine dunkle Felswand biegend,
in meines Lebens träumendem Irregang
fand ich ein Weib auf grüner Wiese liegend,
bei träumendem Gesang
die Sonnekugel in dem Schoße wiegend.
Und all der Fels erklang.
Und langsam meine Starrheit niedersiegend
trat ich herzu, und drang
langsam in ihre Seele ein.

*) Sämtliche Dichtungen sind übrigens bei J. C. C. Bruns, Minden in Westfalen, erschienen, mit Ausnahme des Buches „Der Sonne-Geist", das bei Schuster & Löffler, Berlin, zu haben ist.

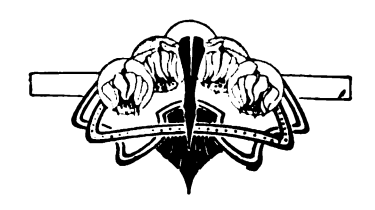
Und saß auf abgestürztem Felsgestein.
Bis ich zuletzt nur noch die Sonne sah,
und das Weib ist nicht mehr da.
Auf der Stirn ruht träumend meine Hand.
Es ist hoher Sonnestand.
Es muß hoher Mittag sein.
Es ist ganz still. Ich bin allein.

Aus „Der Denker".

In der Nacht überschritt ich den Gebirgspaß
und gelangte an einen See,
da der Mond rot untersank.
Am Ufer stehend,
und schöpfend aus der stummen Flut,
hing mein Traumblick
an meiner trankgefüllten Hand.
Da sah ich wie im Spiegel einen dastehn
am Rande eines ungeklärten Chaos;
dunkel Gewölk war vor seinem Antlitz,
die Hand hielt er hinausgestreckt,
drin ruhte alles uferlose Meer,
aus der Tiefe aufgeschöpft.
Und seltsam war's, daß jener ganz mir glich,
unzertrennbar, ja schier eins mit mir.
Nur daß Er fernerher noch,
traumstärker noch
in seine trankerfüllte Hand starrte.

*

Ich lieg in einem weit- und dunklen Dome.
Neben mir steigt einer,
ein Glühender,
eine Wendeltreppe auf.
Und immer liegt sein Blick auf mir
in tiefen Gedanken,
und sieht mein weißes Haar,
mein verzehrt Gebein,
und alles, was mit mir geschehen ist.
Und über mir hält ein Schritt;
oftmals — —
als wär's mein eig'ner Geist . . .





Politischer Monatsbericht.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —



Glück zu ertragen, sollen nur wenige Menschen verstehen — nämlich das Glück der andern. Hieraus erklärt es sich, daß sich die internationale Politik andauernd mit England befaßt, weil man seine Erfolge mit menschlicher Besorgnis beobachtet. Erst hatte es sich den dekorativen Scherz der sogenannten Abrüstung erlaubt, und der „Observer" hatte dann von uns verlangt, daß wir seine Nation in diesem Punkte außergewöhnlich ernst nehmen sollten, im andern Falle würden wir demnächst in diplomatische Behandlung genommen werden. Das war das Vorspiel, das übrigens durch die Rede des Kriegsministers Haldane in Haddington plötzlich abgebrochen wurde mit den Worten, man habe genug abgerüstet, jetzt möchten die andern fortfahren. Es war das Vorspiel für die britische *Bündnisaktion*, ein Vorspiel im Scherzcharakter, dem eine viel bedeutungsvollere Tat gefolgt zu sein scheint, nämlich die *Militärkonvention* zwischen *England* und *Frankreich*. Sie ist an Stelle der losen Entente getreten und ist ergänzt durch die Verlängerung des Bündnisses mit Japan, wonach bei einem Kriege Englands mit einer andern europäischen Macht Japan verpflichtet sein soll, die außereuropäischen Besitzungen Großbritanniens zu besetzen und England einen Teil seiner Flotte zur Verfügung zu stellen. Es wird dann, das ist die andere Seite des Vertrages, Japan ungestört im Besitz der von ihm beschlagnahmten Kolonien bleiben. Das kann man Rücken- und Flankendeckung auf einmal nennen, und man darf das Ganze wohl als eine geschickte Politik bezeichnen, bei der die an sich überstarke britische Seemacht sich eine kleine Pause im Flottenbauprogramm schon gestatten kann. Selbstredend richten diese Bündnisse ihre Spitzen gegen

uns, wenn sie auch und gerade wenn sie von den Komparenten als bescheidene Abwehrmaßregel gegenüber deutschen „Invasions“-Plänen hingestellt werden. Diese Verbindungen sollen uns mehr und mehr isolieren und zu solch außerordentlichen Rüstungen provozieren und zwingen, daß wir ihnen finanziell und parlamentarisch womöglich nicht mehr gewachsen sind. Darum auch die fortgesetzten Bemühungen Englands, mit Rußland ebenfalls ins Einvernehmen zu kommen und dann mit Energie die persische Frage aufzurollen.

An sich ist die englisch-französische Militärkonvention freilich keine Friedensbedrohung, wie ja auch das russisch-französische Bündnis und der Dreibund tatsächlich den Frieden nie gestört haben; indessen sie trübt doch wieder den internationalen Himmel, der nach der Cronberger Zusammenkunft einen Schimmer von Freundlichkeit erhalten hatte. Der preußisch-deutsche Norden soll aber keinen „unbewölkten Zeus“ erleben, sondern er soll sich in Kleidung und Rüstung stets auf Gewitter und Stürme vorbereitet halten, das mahnt auch wiederum die britische Bündnispolitik.

Jedoch auch England hat seine Sorgen und wird vermutlich bei seinem japanischen Bundesgenossen noch einige Überraschungen erleben. Der russisch-japanische Krieg hat den Asiatismus geweckt, jenen Haß gegen Europa, dessen kräftigster Träger naturgemäß Japan ist und wovon die Chinesen, Indochinesen und Indier mehr und mehr erfaßt werden. In Westasien panislamitische Bewegung und in Ostasien die japanische Agitation, sie sind durch die Zurückdrängung des russischen Einflusses mächtig gestärkt worden, und es ist klar, daß hier Großbritannien als größte asiatische Kolonialmacht am stärksten engagiert ist. Der veränderten Lage in Asien hat England sich für den Moment durch seine Verständigung mit Japan gewachsen gezeigt; indem es sich den Seeweg nach Ostindien durch das Rothe Meer sichert und indem es seine Politik auf Erwerbung der heiligen Stätten des Islam in Arabien einrichtet, setzt es dann systematisch und folgerichtig den Ausbau seiner Weltpolitik fort. Also für den Moment hat es Ruhe und Sicherheit, um sich für die Zukunft freilich durch eine Vielzahl asiatischer Probleme eine Unzahl von unruhigen Tieren in den Pelz zu setzen.

Einigermaßen tröstlich ist es, daß es außer den internationalen Betätigungen des Machthungers auch noch Weltbestrebungen gibt, die der allgemeinen Kultur und sozialen Wohlfahrt dienen wollen. Die internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, die in diesen Tagen in Genf versammelt war, ist eine solche Kulturmacht, bei deren Bestrebungen und Erfolgen man Genugtuung empfinden darf. Gegenwärtig ist die Organisation, der fast alle europäischen Staaten außer Rußland angehören, mit der Durchführung desjenigen Teiles des Arbeiterschutzes beschäftigt, der u. a. die industriellen

Gifte, Nachtarbeit jugendlicher Arbeiter, Heimarbeit und Versicherungswesen betrifft. Darauf ist jedoch die anregende und vermittelnde Tätigkeit der Vereinigung nicht beschränkt. Ja man kann sagen, wenn man die Veranstaltungen, Publikationen, Enqueten ꝛc. überschaut, die von diesen Stellen ausgehen, daß ihr nichts Menschliches auf dem Gebiete der Sozialpolitik fremd ist. Solche Tätigkeit ist unbedingt notwendig, damit die auf dem Weltmarkte konkurrierenden Völker beim Arbeiterschutz möglichst einheitlich und übereinstimmend vorgehen, damit sie angefeuert werden, wo sie rückständig sind und wo sie durch ihre Rückständigkeit den vorgeschrittenen Nationen unlautern Wettbewerb bereiten. Im gewissen Sinne ist hier freilich auch eine Zentralstelle für noch ungeborene Wünsche der Arbeiterfürsorge geschaffen, es ist ein Altar für den unbekannten Gott errichtet, was natürlich auch sozialen Enthusiasten und Utopisten gefährlich werden kann. Für die praktische Politik liegen hier Gefahren kaum vor, vielmehr bürgt die wissenschaftlich geschulte Führung, welche die Deutschen übernommen haben, in Gemeinschaft mit der Mitwirkung von Praktikern aller Staaten dafür, daß kein kornleeres Stroh gedroschen, sondern brauchbare Arbeit geleistet wird.

Fortdauernde Aufmerksamkeit verlangt die kirchenpolitische Lage Frankreichs. Die französische Liga der Katholiken hat einen Satzungsentwurf für die künftigen Kultusgenossenschaften entworfen, wonach diese Vereine die Vermittlung zwischen Staats- und Kirchenpolitik nach der Trennung von Staat und Kirche versuchen sollen. Es wird von den Assoziationen „Unterwerfung unter den Glauben und die dogmatische Lehre der katholischen, apostolischen und römischen Kirche" verlangt, es wird aber auch zugleich gefordert, dem Gesetz vom Dezember 1905 Folge zu leisten, also durch die associations cultuelles die Kirchen und Kirchengüter verwalten zu lassen, indem diese den Bischof Ordinarius der Diözese auffordern, für den priesterlichen Dienst in der Kultusgenossenschaft Sorge zu tragen. Zwei oder drei katholische Kultusgemeinschaften sind bis Anfang des Monats als zu Recht bestehend vom Staate anerkannt worden, ohne daß sie das Einverständnis der Bischöfe erzielt oder erstrebt haben; in diesen Fällen sind die Pfarrer von der Diözesanverwaltung als ihres Amtes verlustig erklärt worden, was Interpellationen in der Kammer zur Folge haben wird. Diese Schwalben machen noch keinen Sommer, und man muß den weiteren Verlauf der Kulturkonflikte in Frankreich abwarten.

Deutschland ist gegenwärtig mit der Lösung einer größeren politischen Frage beschäftigt. Das ist der Ausgleich der Differenzen zwischen Preußen und der jüngeren Linie des braunschweigisch-welfischen Herzoghauses, der Differenzen zwischen Legitimität und Reichsinteresse, zwischen Volksempfinden und wirtschaftlicher und politischer Notwendig-

keit, mit andern Worten: wir sollen, nachdem sie während der zweiundzwanzigjährigen Regentschaft des Prinzen Albrecht latent gewesen ist, die braunschweigische Thronfolgefrage, die jetzt nach dem Ableben des Regenten brennend wurde, womöglich endgültig aus der Welt schaffen. Der braunschweigische Landtag hat beschlossen, daß nicht sofort zur Wahl eines neuen Regenten geschritten, sondern daß die gegenwärtige Sachlage dazu benutzt werden soll, um der „ungewissen Fortdauer des im Regentschaftsgesetz von 1879 vorgesehenen Provisoriums, das dem inneren Frieden und der Wohlfahrt des Herzogtums nicht förderlich ist", ein Ende zu bereiten. Der Reichskanzler ist als Vorsitzender des Bundesrats ersucht worden, „die zur Beseitigung der bezeichneten Gegensätze geeigneten Schritte zu tun". Mit andern Worten: an Stelle der Regentschaft soll wieder ein Herzog gekürt werden nach Wunsch des Landtages, hinter dem bei der einmütigen Beschlußfassung des braunschweigischen Parlaments auch die Bevölkerung steht, soweit sie eben Interesse an der Frage nimmt. In erster Linie kam hier das angestammte Herrscherhaus, die Cumberländsche Familie, in Betracht, und man scheint an den jüngeren Sohn von Ernst August, den 19 jährigen Ernst August gedacht zu haben, nachdem natürlich ein bündiger Verzicht auf alle Ansprüche an Hannover, als einen Teil des benachbarten Bundesstaates Preußen, ausgesprochen sein würde. Von nicht braunschweigischer Seite ist freilich eine Liste anderer Thronfolger vorgezeigt worden, weil es politisch bedenklich ist, das Herzogtum Braunschweig zum Mittelpunkt welfischer Umtriebe sozusagen mit Reichsunterstützung zu machen. Formelle Verzichte des Cumberländers sollen für leidenschaftliche welfische Parteigänger geringe Verpflichtungen mit sich führen, und Preußen will sich einen solchen Zersetzungsherd nicht in den eigenen Staatskörper einlagern, ein Standpunkt, für den man vom Reichsinteresse aus volles Verständnis haben muß. Zur nordschleswigschen Frage und permanenten Polenverschwörung auch noch verstärktes Welfentum im Deutschen Reiche, das wäre eine politische Komplikation, die durch ein Legitimitätsprinzip, das durch zweiundzwanzigjährige Regentschaft sowieso den nationalen und wirtschaftlichen Bedürfnissen zuliebe durchbrochen ist, allein nicht geordnet werden mag. Die endgültigen Entscheidungen stehen zur Zeit, wo dies geschrieben wird, noch aus; ob sie bald erfolgen, ist fraglich, daß sie zugunsten der Cumberländer ausfallen, mehr als unwahrscheinlich.

Der Mannheimer sozialdemokratische Parteitag hat eine Klärung der Gegensätze im sozialistischen Lager nicht gebracht. Die Revolutionsromantik ist vorübergehend zum Schweigen gebracht und der jahrelange Streit zwischen den Gewerkschaften, die in Köln den Massenstreik verworfen, und der Partei, die in Jena denselben Massenstreik nicht nur zur Verteidigung des Reichstagswahlrechts,

sondern auch zur Eroberung eines neuen Landtagswahlrechts in Preußen als Angriffswaffe empfohlen hatte, ist aus der Welt disputiert worden. Man hat sich zu solchen Kompromissen verstanden, die man bürgerlichen Parteigruppen nie verzeihen würde, und das ist geschehen, um den organisierten Genossen eine Einigkeit vorzutäuschen, die sie 1908 bei den neuen Reichstagswahlen zum Siege führen soll. Dabei mußten selbstredend die Orthodoxen vom Schlage Kautskys und Mehrings in die Versenkung verschwinden, und Bebel mußte einem Opportunismus huldigen, der das Schlußwort Singers, die bürgerliche Welt würde vor den Mannheimer Beschlüssen erzittern, nicht rechtfertigt. Die taktische Beweglichkeit der Partei und ihrer Führer, namentlich Bebels wird man anerkennen müssen, ebenso die Geschicklichkeit, mit der der Brand im „Vorwärts" ausgestampft wurde. Mit einer leichten Handbewegung wurden die Anarchosozialisten und radikalen lokalistischen Gewerkschaften einem gewissen schwarzen Herrn übergeben, der mit ihren Seelen zum Schornstein hinausfliegen kann. Aber es wird sich fragen, ob auf die Art alle unruhigen Geister gebannt werden und die Lust zu revolutionären Entladungen und zu marxistischem Entwicklungsradikalismus von der nüchternen Gewerkschaftsarbeit auf die Dauer niedergezwungen werden wird. Der Standpunkt zur Massenstreikfrage wurde, das ist das politische Ergebnis der Tagung, mit großer Mehrheit so eingenommen, daß die organisierte Sozialdemokratie einen Massenstreik nur dann beginnen will, wennn Wahlrecht oder Koalitionsrecht geraubt werden sollen. Da beide Eventualitäten aber von keiner vernünftigen bürgerlichen Politik in Angriff genommen werden können, so hat nach dem Mannheimer Beschluß der Massenstreik kaum eine sicherere Aussicht als ein allgemeines Erdbeben in Deutschland.

Die fortdauernde Steigerung der Fleischpreise muß unter diesen Umständen als eine wichtigere innerpolitische Frage aufgefaßt werden als die Streiktheorien der Sozialdemokratie. Es waren zunächst für die Preissteigerung das Anwachsen des Fleischverbrauchs und die schlechten Futterernten der Vorjahre verantwortlich gemacht worden. Das konnte ja seine teilweise Richtigkeit haben, wurde aber neuerdings und zwar von den Statistiken des letzten Jahres bestritten. Die amtliche Schlachtvieh- und Fleischbeschau für das erste Vierteljahr 1906 hat festgestellt, daß an Ochsen, Jung-Rindern (über 3 Monate alt), Schweinen, Schafen weniger Tiere beschaut worden sind als im letzten Vierteljahre 1905. Danach sind also die Einschränkung der auswärtigen Zufuhren aus sanitätspolizeilichen Gründen und der erhöhte Zollschutz mittelbar die Gründe für die stark fühlbare Verteuerung der Lebensmittel. Zur Zeit stehen zum Beispiel in Berlin die Großhandelspreise — wonach sich die Kleinhandelspreise richten — für Brotgetreide um 10 v. H., für Kartoffeln um 20 v. H., für Butter um

10 v. H. und für Schlachtvieh um 30 bis 40 v. H. höher als im Durchschnitt der Jahre 1900/04. Was bedeutet dagegen der Preisrückgang für Zucker und Reis, zumal da neben den Nahrungsmitteln auch Bekleidung und Wohnung die Tendenz der Preissteigerung aufweisen. In diesem Tempo und Umfange der Preiserhöhungen sind aber die Löhne nicht gestiegen und sind die Gehaltsaufbesserungen der kleinen und mittleren Beamten nicht gefolgt, und gerade weil im letzten Jahrzehnt eine allgemeine Besserung des standard of life in allen Volksschichten eingesetzt und der Konsum sich gehoben und verfeinert hat, so wird jetzt die Teuerung besonders stark empfunden. Denn Rückschritte, welche diese ihm zumutet, werden am schwersten gemacht. Neben leidenschaftlichen Anklagen tauchen natürlich Besserungsvorschläge auf, die sich einmal auf die unzureichende Fleischversorgung des Volkes richten, dem Zwischenhandel zu Leibe gehen, das Kommissionsgeschäft kritisieren und die Produktivität der Landwirtschaft anregen. Aber darüber hinaus verlangt man Öffnung der Grenzen, namentlich der dänischen, Errichtung von Schlachthäusern an den Grenzen, wo das Vieh im geschlachteten Zustand in den deutschen Konsum übergeführt werden könnte, und wenn alles das noch nicht hilft, soll die Fleischeinfuhr erleichtert werden, um unser Volk von der Teuerung und Unterernährung zu befreien. Die Fachkenner von der andern Seite bestreiten die Wirksamkeit solcher Maßnahmen, da auch das Ausland eine viel zu geringe Produktion an Vieh entfalte, um uns ausreichend versorgen zu können. Daneben erhebt sich die große Gefahr für unsere Volkswirtschaft, daß unser nahezu seuchenfreier Viehstapel wieder von Maul- und Klauenseuche, von Rotlauf und ähnlichen Krankheiten befallen werde. Haben wir doch in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gegen 800 Millionen Mark an der Viehsterbe verloren. Somit ergeben sich für Volkswirtschaft und Regierung sehr schwierige Aufgaben, denen offenbar das reichlich sorglose Temperament des preußischen Landwirtschaftsministers nicht gewachsen ist. Seine Prophezeiungen sind sämtlich vorbeigeraten, und seine treuesten Anhänger müssen allmählich an ihm irre werden. Jedenfalls ist seine scheinbar feste Position im preußischen Kabinett auch aus andern Gründen kein gutes Fundament für die Gesamtpolitik, und die Staatsleitung wird seinetwegen noch einige sehr bewegte Stunden erleben.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Romane.

Max Geißler: „Die goldnen Türme.“ — Georg Engel: „Hann Klüth, der Philosoph.“ — Ludwig Finckh: „Der Rosendoktor.“ — „Biskra.“ — Georg Speck: „Am Rheinfall.“ — „George.“ — Paul Ernst: „Der schmale Weg zum Glück.“ — Karl Emil Franzos: „Der Pojaz.“ — „Ein Kampf ums Recht.“ Hans von Hoffensthal: „Maria Himmelfahrt.“ — Franz Odermatt: „Hartes Holz.“ — Ompteda: „Normalmenschen.“ — Max Grad: „Djayi.“ — P. O. Höcker: „Dodi.“

Wenn man Max Geißlers Schaffen überblickt, muß ein Umstand nachdenklich stimmen. Seinen schönsten und stärksten Erfolg errang der Dichter mit seinem Kulturroman: „Das Moordorf“, in dem Land und Menschen des Teufelsmoores bei Bremen gestaltet sind. Den Schauplatz seines darauf folgenden Romans: „Hütten im Hochland“ verlegte er in den Böhmerwald. Aus den Verlagsanzeigen ersehe ich, daß er außer diesen einen Halligroman: „Jochen Klähn“ geschrieben hat und eine Dorfgeschichte: „Am Sonnenwirbel“, die im Erzgebirge Heimat hat. Der neueste Roman, von dem ich heute sprechen will, führt uns wieder an die Grenze des Teufelsmoores und läßt Scholle und Menschen vor uns lebendig werden, die uns durch das Moordorf bereits vertraut geworden sind. Es ist selbstverständlich: wer in dieser Weise in der Welt umherwandert, bald von hier und bald von dort seine Geschichten erzählt, kann mit den Menschen eines Bodens nicht völlig verwachsen. Wie will er, der Ruhelose, die Tiefen ihrer Seelen ausschöpfen, wie will er restlos ihr Wesen gestalten können, das Licht und Luft und Scholle der Heimat erzeugt haben, daß sie Menschen ihrer Erde geworden sind? Wohl ist Max Geißler keiner dieser Ruhelosen, und sein Umherwandern hat andern Grund, aber das, was sie scheinen wollen, Menschen ihrer Scholle, sind seine Menschen nicht. Man kann sich leicht täuschen lassen, wie ich mich auch getäuscht habe, als ich nur die „Hütten im Hochland“ kannte und meinte: diese Menschen könnten nur in den Bergen, vielleicht gar nur in diesen Bergen wachsen. Nachdem ich das Moordorf und nun auch den neuen Roman gelesen habe, muß ich bekennen, andrer Ansicht geworden zu sein. Wenn ich die Menschen dieser drei Romane gegeneinander abwäge, so muß ich sagen, daß ich keinen Wesensunterschied in ihnen entdecken kann. Die Bewohner der Berge geben sich nicht viel anders bei Geißler als die Bewohner des Teufelsmoores. Der Wenz am Kreuz hätte, statt in den Bergen des Böhmerwaldes, gut auch im Teufelsmoor bei Ham Rugen wohnen können. Es ist nicht ohne Grund, wenn man sagt: lieben kann man die Menschen der ganzen weiten Gotteswelt, aber verstehen, bis in die Wurzeln ihres Wesens hinein begreifen, nur die Menschen der eigenen Heimat. Nun ist es wohl richtig: Heimatrecht kann man auch erwerben, und nicht immer ist unsre Heimat da, wo unsre Wiege stand. Aber es genügen dazu doch nicht die zwei Jahre des Gesetzes, und selbst nach dem Gesetz ist es nicht möglich, Heimatrecht an drei, vier Orten zu gleicher Zeit zu erwerben.

In seinem Roman „Hütten im Hochland“ beginnt Geißler fast jedes Kapitel mit einer Naturschilderung. Ich sagte bereits im Januar, als ich diesen Roman besprach, es sei dies kein Zufall, auch kein Mangel, vielmehr bewußte Einseitigkeit; meinte allerdings: aus der Natur, in der sie leben, die sie täglich sehen, die auf sie wirkt bis ins innerste

Herz hinein, mit der sie kämpfen, die sie glücklich macht — aus dieser Natur heraus seien seine Menschen ganz zu verstehen. Und nun will mir scheinen: Geißler gibt nicht die Natur um der Menschen willen, weil sie ihre Wesensart bestimmt und erklärt, er gibt vielmehr die Menschen um der Natur willen, um diese zu vervollständigen, ganz lebendig zu machen. Geißler sieht eben nur die Natur und die Menschen nur, soweit sie zu dieser Natur gehören. Ich kenne Geißlers Schaffen nicht ganz, nur die drei genannten Romane sind mir bekannt, aber ich bin überzeugt: er ist nicht imstande, auch nur einen Großstadtmenschen ganz auf die Beine zu stellen, d. h. einen Menschen, dessen Wesen wirklich durch die Großstadt bedingt und geworden ist. Er sieht die Menschen in der Natur und durch die Natur und ist darum auch imstande, ihnen etwas von dem Wesen ihrer Scholle und eine gewisse Bodenständigkeit zu geben; aber weil ihm die Menschen nicht Hauptsache sind, weil vor allem das äußere und innere Leben der Natur ihn lockt, weiß er trotz allen Mühens zu den Wurzeln ihres Wesens nicht vorzudringen, es kommt immer etwas Fremdes in sie hinein, das ihr Eigenleben zerstört, etwas, was ihrem Wesen eine merkwürdige Zwiespältigkeit gibt.

Geißler hat nicht nur ein sehr feines Gefühl für die Schönheiten der Natur, er vermag wie nur wenige ganz in der Natur aufzugehen, er lebt in ihr und mit ihr. Durch sie sieht er, wie ich schon sagte, die Menschen und sieht darum in ihnen ein Stück der Natur, die sie geschaffen. So kommt es, daß etwas Echtes und Bodenständiges im Wesen seiner Menschen ist, daß sie so tun und handeln, wie Menschen dieser Natur tun würden. Solange man ihrem Treiben zusieht, ist auch alles gut, aber sobald man sie reden hört, verschwindet der Zauber, den ihre Heimat über sie gebreitet hat. Dann redet nicht ihr Wesen aus ihnen und nicht ihre Heimat, dann redet mit ihrer Zunge und aus ihrem Herzen heraus nur noch Max Geißler zu uns. Nicht etwa weil der Dichter den Dialekt verschmäht und ihre Rede hochdeutsch wiedergibt; das Wie ist es nicht allein, das diesen Vorwurf begründet, es ist vor allem das Was! Redet nicht Ham Rugen im „Moordorf" manchmal ganze kulturgeschichtliche Abhandlungen? Wo haben Boi Ber und Friech Ebe und Fidde Voß die hohen und weiten Gedanken her, die der Dichter sie sagen läßt, wo diese Bilder und Ausdrücke, die nur ein Dichter findet? Es ist nicht anders: was die Menschen reden und auch wie sie es reden, ist nicht der Ausdruck ihres Wesens, es ist, was Geißler ihnen einbläst. Dies tritt besonders stark im „Moordorf" und in dem neuen Roman hervor, weniger, stellenweise sogar gar nicht in den „Hütten im Hochland", und mir will darum scheinen, als wenn der Dichter in den Bergen bei dem Wenz am Kreuz im Königreich und bei dem Wenz vom Wege mehr Heimatrecht erworben hätte, als bei Ham Rugen im Moordorf und am Heiderand auf dem Lohhofe.

Aber das muß wahr sein: es ist ein Stück deutscher Natur und deutschen Wesens, das Max Geißler in seinen Romanen eingefangen hat, und er weiß es mit warmer Innigkeit darzustellen und Sehnsucht nach Frieden und Fröhlichkeit und einem stillen, starken Menschentum in den Herzen zu wecken.

Alle Fehler und auch die Vorzüge seiner Eigenart spiegeln sich in dem neuen Roman: „Die goldnen Türme" (Leipzig, Verlag von L. Staackmann) wider. Wir begegnen Menschen, die wir nach Stand und Art schon aus dem „Moordorf" kennen, nämlich: Kord Kück und Arp Tietjen. Aber Kord Kück ist noch ein Junge, und wir hören, wie seine Mutter ihn bekam und was das der Magd auf dem Lohhofe für Not und Jammer brachte, und Arp Tietjen ist noch ein Mann in den besten Mannesjahren. Es ist, als hätte der Erfolg des Moordorfes dem Dichter den Gedanken nahe gerückt, einen zweiten Roman aus dieser Gegend und von diesen Menschen zu schreiben. Man wird in dieser Annahme noch bestärkt, wenn man erwägt, wie wenig ausgereift die Dichtung ist, als wenn sie niedergeschrieben wäre, noch ehe der Dichter sich völlig klar über Handlung und Menschen gewesen. Wohl hören wir von guten und tüchtigen Menschen, wir sehen sie auch und erleben sie auch, und ihr Leben und Tun wird uns vertraut. Sie haben uns aber nichts Neues zu sagen und erschließen uns keine neuen Tiefen ihres Wesens. Der ganze Roman wird recht mühselig von einer Idee zusammengehalten, die an sich wohl recht schön ist, aber hier doch nicht so Leben gewonnen hat, wie sie es hätte gewinnen können und müssen. Sie liegt im Titel ausgesprochen: die goldnen Türme sind das Sinnbild eines Zieles, dem die Menschen des Romans nachgehen. Einem stehen sie jenseits der Grenze dieses Erdenlebens und sind die Türme des himmlischen Jerusalem, dem andern stehen sie diesseits dieser Grenze, aber immer ist dieses Ziel ein Ideal, dem die Ferne goldnen, lockenden Glanz gibt, und immer ist dieses Ideal nach Veranlagung, Individualität und Temperament verschieden. Darum auch stehen mehrere Personen im

Mittelpunkt der Erzählung, und so kommt es, daß sich in dem neuen Romane Geißlers eine Formlosigkeit breit macht, wie bisher in keinem der andern Romane, die ich kenne. Die Episode herrscht, von einer straffen Komposition ist nichts zu spüren. Die Idee muß eine einheitliche, stetig fortschreitende Handlung ersetzen; sie könnte sie ersetzen, aber sie ist nicht lebendig genug geworden. Man kann über viele, viele Seiten hin lesen und dabei sie ganz aus den Gedanken verlieren. Darum erscheint mir der neue Roman Geißlers nur der Keim einer Dichtung zu sein, aus dem sich ein volles und reifes Werk hätte entwickeln können, wenn der Dichter ihm Zeit gelassen hätte.

Man hat Georg Engel und seinen Roman: „Hann Klüth, der Philosoph" (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin) viel gelobt, Liliencron hat in der Zukunft einen kurzen Aufsatz darüber veröffentlicht, der ihn nicht genug rühmen konnte. Aber auch, wenn man in das allzu begeisterte Lob nicht mit einstimmen kann, wird man doch zugeben müssen, daß Engel eines vor Geißler voraus hat: Geißler dichtet in die Menschen hinein, Engel aber aus ihnen heraus. Hohe Gedanken und große Worte gibt er ihnen nicht in den Mund, oder doch wenigstens sind ihre Gedanken nicht höher, als ihr geistiger Blick reicht, und die Worte nicht größer als ihr Verstand. Hann Klüth weiß manches Kluge und Gute, aber es ist ihm aus seinem Leben erwachsen, und wenn er eine Weisheit sagt, die nicht jeder Fischer am Ostseestrande und auch sonst nicht gerade jeder Mensch sagen würde, so glaubt man ihm doch, daß er sie gefunden hat, nicht auf der Straße oder in einem Buche, wo ja Weisheiten auch manchmal zu finden sind, vielmehr zu unterst in seinem Herzen.

Hann Klüth, der dritte und anscheinend etwas unkluge Sohn eines Ostseefischers am Greifswalder Bodden, weiß sich mancherlei Gedanken über Gott und die Welt, über Menschen und Leben zu machen; aber er redet nie von ihnen, denn selten findet der Unbeholfene Worte für das, was er in seiner herben, verschlossenen Seele wälzt. Es ist bewundernswert, mit welcher Konsequenz der Dichter die Entwicklung dieser seltsamen Psyche dargestellt hat, die sich unbeholfen und zag von Erkenntnis zu Erkenntnis allmählich ins Licht tastet. Nicht alle Gestalten sind so herb und schwer wie die Hann Klüths des Philosophen, aber alle sind voll und plastisch gegeben und tragen Leben und Blut in ihren Adern, selbst der Bösewicht dieser Erzählung, der Bruder Hann Klüths, Bruno, der seine Pflegeschwester verführt, seinen Prinzipal bestiehlt und nach Amerika durchgeht. Es ist mancherlei Beiwerk, das den Roman in die Breite zieht und seine Tiefenwirkung beeinträchtigt, auch stoffliche Wirkungen hat der Dichter mitunter nicht verschmäht, und dem Theatralischen hat der Bühnendichter nicht ganz aus dem Wege zu gehen vermocht. Aber dennoch freut man sich, dieses Buch gelesen zu haben, denn es ist ein gutes und starkes Buch, erfüllt von einer warmen und starken Liebe zu den Menschen und ihren Schicksalen.

Ludwig Finckh, der Dichter der „Rosen", die ich im Maiheft besprach, hat einen knappen Roman geschrieben: „Der Rosendoktor" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), der der Schlüssel zu Finckhs Rosenliedern, zu seinem ganzen Wesen ist. Der Roman ist Hermann Hesse gewidmet, und da er mit dem „Peter Camenzind" dieses Dichters mancherlei Verwandtschaft zeigt, die auf eine Wesensähnlichkeit der beiden Dichter deutet, läge es nahe, Parallelen zu ziehen. Ich möchte davon ganz absehen, ich meine, wir werden gerade der Art dieses Poeten näher kommen, wenn wir ihn ganz für sich betrachten, rein aus seinen Werken heraus sein Bild widerstrahlen lassen. „Rosen" nannte Finckh den Gedichtband, von dem ich schon sprach, und stellte ihm Martin Schongauers „Madonna im Rosenbusch" voran, den Rosendoktor nennen die Leute den Helden seines Romans, weil er sich ganz der Rosenzucht widmet und sein Häuschen wie in einem Rosenmeere steht. Rosen kaufte eben dieser selbe Held, als er noch ein armer Student der Medizin war, für die letzten Groschen, die er sich abdarbte, um sie der Geliebten schicken zu können. So steht die Rose als höchstes und einziges Sinnbild im Banner dieses Dichters. Sie ist ihm nicht nur das Sinnbild der Schönheit und des Lichtes, in ihr verkörpert sich ihm auch die Liebe und das Leben. So singt er im ersten seiner Rosenlieder:

„Ungebundner heiliger Schöne
Heller Kämpfer will ich sein.
Leben golde meine Töne,
Und die Liebe sing' darein!"

Schönheit und Liebe, beides verkörpert sich diesem Rosendichter in der Frau. Otto Julius Bierbaum sagt in seiner Einleitung zu den Rosenliedern von ihm: „Es ist ihm Bedürfnis, etwas zu verehren, und er kann nicht leben ohne Schwärmerei für etwas." Aus diesem Bedürfnis heraus setzte er, überwältigt von ihrer Anmut und Schönheit, den

Frauen die Krone auf die Stirnen und umgab sie mit einem unirdischen Glanze. Aber als er reifer ward, fand er, daß ihnen diese Krone nicht gebühre um ihrer Schönheit und Anmut willen, sondern weil sie gütig und tapfer, stark und stille, klug und von Herzen demütig sind. So wurde der Rosendichter zum Frauenlober. Wohl muß der Rosendoktor seiner Liebe entsagen und die Geliebte einem andern gönnen, aber diese Entsagung erst macht ihn zu dem treuesten und begeistertsten Verehrer der Frau; denn er hat in der Geliebten das starke, treue, tapfere Frauenherz erkannt, das sie zwang, dem Liebsten zu entsagen und ihre Liebe einem andern zuzuwenden, der ohne sie nicht leben konnte, einem, der unglücklich war, weil er noch nicht an das Leben und an die ewige Güte im Menschenherzen glauben gelernt hatte.

In dieser Begründung der Frauenverehrung seines Rosendoktors offenbart sich ein Wesenszug des Dichters. Von dieser einen schließt sein Held, schließt auch Finckh selbst auf alle und sieht nun an allen Frauen nur die guten Seiten der Weibnatur. So wird er zum modernen Frauenlober, der an den Schluß seines Romans einen wundervollen Hymnus an die Frau stellt, einen Hymnus, der hell durchglüht ist von jener echten, tiefen Begeisterung, die aus dem Herzen eines Idealisten lodert, der nur das Reine, Gute und Schöne in der Welt sieht und so gar kein Organ für das Dunkle und die Dissonanzen des Lebens hat. Liebend hebt er alles, was ihm begegnet, aus Staub und Niedrigkeit in Reinheit und Licht empor. Das macht: er liebt das Leben! Wie er an der Geliebten keinen Flecken und Mangel sieht, so auch nicht am Leben. Die Rose ist ihm auch für dieses das rechte Sinnbild, und rosenfarben sieht er die Welt. Selbst der herbste Schmerz kann ihn nicht beugen und brechen: der seiner Liebe entsagende Rosendoktor verzehrt sich nicht in Klagen um sein zerbrochenes Glück, still und mutig, fast freudig nimmt er das Leben auf seine Schultern und wird ein Frauenlober und werktätiger, hilfsbereiter Menschenfreund.

So durchklingt den ganzen Roman die Welt- und Lebensauffassung Finckhs; es verschmilzt sich in ihm nicht die Fülle der Weltbeobachtung mit der Tiefe seiner Welterkenntnis, denn von Weltbeobachtung weiß dieser Dichter nichts, er ist ganz Lyriker, auch in seinem Roman, und wie in diesem so in einem andern Werk, das ebenso rein und klar sein Wesen spiegelt wie der „Rosendoktor". Dieses Werk heißt: „Biskra. Ein Oasenbuch." (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Es bringt stimmungsvolle Schilderungen von dem „duftenden Eilande" Korsika und der Oase Biskra am Wüstensaum. Dieses vornehm ausgestattete Werkchen ist das Reisebuch eines echten Dichters, und wer lernen will, wie ein Dichter sieht und erlebt, der nehme es oft zur Hand.

Den größten Gegensatz zu Ludwig Finckh bildet Georg Speck, ein junger Dichter, nach dem ich mich im Kürschner vergeblich umgesehen habe. Zwei Bücher hat er, soviel ich weiß, bis jetzt veröffentlicht: „Am Rheinfall" (Verlag von Arnold Bopp, Zürich) und „George" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Da das erstgenannte Werk in einer „Neuen Sammlung schweizerischer Autoren" erschienen ist, es auch in der Schweiz auf Burg Laufen am Rheinfall spielt, so ist wohl anzunehmen, daß Speck Schweizer ist. Das ist aber auch das einzige, was ich von seinem äußeren Leben weiß. Und doch wäre es wertvoll zu wissen, was er ist und wo er lebt und was er treibt, vielleicht würde man dadurch ein klareres Bild von seinem Wesen, seiner Persönlichkeit gewinnen. Die beiden Bücher Specks („Am Rheinfall" ist wohl der Erstling) sind nicht bloß in der ganzen Art der Darstellung voneinander verschieden, sie sind es auch in der Welt- und Lebensauffassung — und das ist eben das Merkwürdige. In seinem ersten Buche erzählt der Dichter die Geschichte eines jungen Mönches, der an dem Konflikt zwischen Liebe und Pflicht zugrunde geht. Er erzählt sie in einer etwas unpersönlichen glatten Art, die konventionelle Bilder und eine mitunter etwas schablonenhafte Charakteristik nicht verschmäht, aber doch getragen ist von einer starken Liebe zum Leben und durchdrungen ist von einer hohen und freien Auffassung vom Leben, die alles Lebensfeindliche verneint. Vielleicht wäre diese Weltanschauung noch stärker zum Ausdruck gekommen, wenn er dem jungen Priester einen stärkeren Willen zum Leben und seinem Kampf siegreichen Ausgang gegeben hätte. An einem Übermaß des Gefühls und einem Mangel an Willen zum Leben geht auch George, der Held des zweiten Buches, zugrunde. Es müssen Jahre, oder doch wenigstens große Strecken der Entwicklung zwischen den beiden Büchern liegen; wäre nicht die eben angedeutete, allerdings recht verschieden zum Ausdruck kommende Ähnlichkeit im Wesen der beiden Helden, wären nicht einige, in ähnlicher Fassung wiederkehrende Bilder und Ausdrücke, ich würde starke Zweifel hegen, daß beide Werke von einem Autor stammen.

Ich sagte, daß Georg Speck den größten Gegensatz zu Ludwig Finckh bildet. Er gehört zu denen, die nicht imstande sind, die Fülle ihrer Weltbeobachtung mit einer tiefen und klaren Welterkenntnis zu verschmelzen. Wie Finckh so gar kein Organ für das Dunkle und die Dissonanzen des Lebens hat, so fehlt Georg Speck das Organ für das Lichte und Liebe, für die Schönheit und Harmonie des Lebens. Darum fehlt dem Weltbilde, das der scharf und bis ins einzelne genau beobachtende Dichter in seinem Roman: „George" gibt, alles Licht und alle Harmonie, und dieses grau in grau gemalte Bild wirkt um so peinlicher, weil man fast von der ersten Seite an Selbsterlebtem und Selbsterlittenem, vielleicht sogar bis in die grobäußeren Geschehnisse hinein Selbsterlebtem und Selbsterlittenem gegenüberzustehen scheint. Speck nennt dies: die Wahrheit sagen und vergißt dabei, daß auch Licht und Harmonie, Schönheit und Güte, Glauben an das Gute und ein alles überwindender Wille zum Leben Wahrheiten sind. Er will keine Zugeständnisse machen, er will die Wahrheit sagen, „eine Wahrheit, die die große Herde kränken wird", und aus lauter Wahrheitsfanatismus wird er unwahr. Es ist leicht zu finden, daß Zola Vorbild und Meister dieses jungen Dichters gewesen ist; eines aber hat Speck von seinem Vorbild nicht gelernt: auch unter Staub und Schmutz, unter Elend und Verkommenheit das menschliche Herz zu sehen. Das Volk ist eine Bestie, ja, aber diese Bestie hat auch eine Seele, in der Großmut und Güte, Mitleid und Liebe wohnen können — versteckt und verschüttet vielleicht, aber wenn der Dichter ein rechter Schatzgräber ist, muß er dieses Gold zu finden wissen. Georg Speck sollte — ich sage dies, weil ich ihn nach der Talentprobe, die er mit seinem zweiten Buche abgelegt hat, hochschätze und viel und Bedeutendes von ihm erwarte — er sollte uns, sage ich, mit einem neuen Buche erst kommen, wenn er dieses Schatzgraben gelernt hat, dann erst wird die Wahrheit, die er zu sagen hat, den, „der einsam seine eignen Wege geht, der groß und gut ist, weil er unglücklich war," erlösen, und er wird eine Dichtung schaffen, die nicht mehr im Milieu stecken bleibt, wie sein Lebensbild von George, sondern wird Wege zu weisen vermögen, in die Zukunft hinaus, zu Höhen der Entwicklung empor. Allen aber, denen das Wohl unsrer deutschen Dichtung am Herzen liegt, möchte ich warm ans Herz legen, diesen Dichter nicht zu vergessen, ich weiß, er wird erfüllen, was er in „George" versprochen hat.

Das Gefühl, das in Ludwig Finckhs und in Georg Specks Helden übermächtig war, erscheint bei einem andern, bei Paul Ernst gebunden durch einen großen, edlen Willen zum Guten, schön gebändigt durch eine edle und strenge Form. Das gibt seinem Roman: „Der schmale Weg zum Glück" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) jene marmorne Kühle, der jede Leidenschaftlichkeit, ja fast jedes Temperament fremd ist. Dazu kommt noch: der Dichter erzählt das Leben seines Helden in novellenartigen Abschnitten, die oft genug noch von andern Novellen unterbrochen werden, daß man nicht selten seinen Hans ganz aus dem Sinn verliert. So bekommt die ganze Dichtung etwas Schweres, Langsames. Und auch das muß noch gesagt werden: manche der Menschen sind mehr Schatten, als warmblütige, lebendige Menschen. Man sieht sie nicht, man hört sie nur reden und erfährt von ihrem Tun, was uns mitunter nicht sonderlich das Herz berührt. Und solche Schemen stehen neben Prachtgestalten, bei denen uns das Herz aufgeht vor Freude.

Dennoch sind im letzten Jahrzehnt nicht viele biographische Romane von gleichem Wert erschienen. Worin dieser Wert begründet liegt, sagt am besten der Dichter selbst. Als er diesen Roman schuf, hatte er die Absicht, „in einem Kunstwerk durch rein künstlerische Mittel als die allein tauglichen im Leser eine Richtung zum Schönen, Edlen und Freudigen zu stärken, nicht Subjektives auszudrücken, sondern Objektives zu wirken." Es ist in dem Dichter eine Liebe zu allen Dingen, und diese Liebe läßt ihn alles aufnehmen, das Gute und das Häßliche, und in seinem Herzen verklären mit Freude, Hoffnung und reinem Willen zum Guten; dann stellt er es heraus, daß die Menschen anschauen, was ihn erfüllte und bewegte, und glücklicher und besser werden. So stellt er selbst auf einer Seite seines Romans die Aufgabe des Dichters, und dieser Aufgabe ist er gerecht geworden. So hat er nicht nur einen der besten deutschen Romane geschaffen, es ist auch einer der deutschesten Romane geworden, die wir besitzen, aus dessen wirrer Fülle eine weise, innige, reine Seele, eine deutsche Seele spricht.

Am 28. Januar 1904 starb K. E. Franzos und hinterließ im Manuskript einen Roman: „Der Pojaz" (Stuttgart, J. G. Cotta), den er schon 1893 vollendet hatte. Er nennt ihn selbst sein Lebenswerk. Mit dieser Dichtung kehrt er auf das Gebiet zurück, das er bereits mit seinen ersten Schriften der Literatur erschlossen hat, sie hat Heimat im Osten Galiziens, unter den Juden dieses Landstriches, im Ghetto. In diesem seinem

künstlerischen Testament faßt Franzos noch einmal alle seine Erinnerungen an die Heimat seiner Jugend zusammen und läßt sie in charakteristischen Gestalten lebendig werden. Alte Sitten und Gebräuche, wie sie heute noch im ostgalizischen Ghetto leben, harmlose und schlimme Vorurteile, die guten und die bösen Seiten des Judenvolkes, besonders des noch in tiefster geistiger Nacht verharrenden Judenvolkes in Galizien weiß er in plastischen, lebendigen Szenen zu schildern, und alles gruppiert sich um die warm und tief empfundene Gestalt eines jungen Juden, den die Leute Pojaz nennen um seiner absonderlichen Gabe willen, allen, die ihm in den Weg laufen, nachzuahmen, mit jedem Scherz zu treiben. Mit einer wundervollen Ruhe, der aber echte Herzenswärme nicht fehlt, und feinem Humor weiß der Dichter dieses Lebensbild zu erzählen.

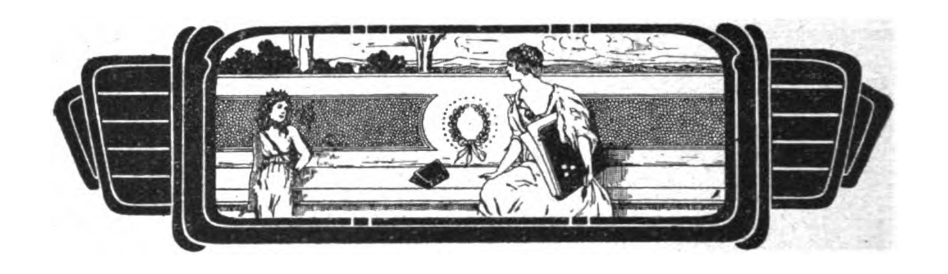
In seiner Vorrede zum „Pojaz" bezeichnet Franzos selbst als die Grundzüge seines Wesens sein Pflichtgefühl und seinen Gerechtigkeitssinn. Dieser Gerechtigkeitssinn findet überaus beredten und plastischen Ausdruk in einem seiner Romane, der bereits in 5. Auflage vorliegt: „Ein Kampf ums Recht!" (Stuttgart, J. G. Cotta.) Ich kann auf diese prächtige, bis in die letzten Konsequenzen streng durchgeführte Seelenschilderung eines Naturmenschen, dem die Gerechtigkeit über allem steht, nicht näher eingehen, kann es aber nicht unterlassen, dringend darauf aufmerksam zu machen.

Einen recht zwiespältigen Eindruk macht das Erstlingswerk eines vermutlich noch recht jungen Dichters: Hans von Hoffensthal, der seinen Roman „Maria-Himmelfahrt" (Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin) genannt hat. Der etwas breite, oft recht unlebendige, manchmal sogar unbeholfene Stil würde die Meinung aufkommen lassen, man habe es mit einem warm und starkfühlenden, künstlerisch aber wenig bedeutend veranlagten Dilettanten zu tun, wenn nicht hier und da ein Wort, ein Bild, eine Schilderung, eine Charakteristik von verblüffender Schönheit und Echtheit auftauchte, die wieder versöhnt und Hoffnungen für die Zukunft erwekt. Auch sonst erscheint der Roman in Anlage und Durchführung noch recht unbeholfen. Hoffensthal wollte ein hohes Lied der Heimatliebe und vor allem wohl das hohe Lied seiner wunderbar schönen Heimat (Südtirol) singen, aber dieses Motiv, das den ganzen Roman durchzieht und immer wieder hell und schön aufklingt, ist nur äußerlich, nicht organisch mit den Geschehnissen (einem Eheschicksal) verbunden. Doch ist der Roman, der manche schönen Einzelheiten besonders in den Natur- und Heimatschilderungen bringt, ein gutes Versprechen für die Zukunft.

Auch einen Roman aus den Bergen, eine Erzählung aus der Urschweiz, bringt das Buch von Franz Odermatt: „Hartes Holz" (Arnold Bopp, Zürich). Manches ist in diesem Erstling noch unbeholfen, besonders die Charakterisierung der Menschen, und erinnert an uralte Schablonen der Dorfgeschichtenliteratur, und es wird großer Arbeit an sich selbst bedürfen, wenn der Verfasser sich zu einem echten Gestalter auswachsen will.

Wie in jedem Jahr, so bringt auch in diesem Ompteda wieder ein neues Buch auf den Markt; anders macht er es nicht: jedes Jahr eins, und wenn er besonders fleißig war, zwei. Diesmal ist's wieder ein Roman: „Normalmenschen" (Egon Fleischel & Co., Berlin), und der Dichter versucht, das normale Leben und Treiben von Dutzendmenschen zu schildern, von solchen Menschen, die nie und nimmer riskieren, sich von der Herde zu trennen, von der breiten Straße der Alltäglichkeit abzuweichen, die ja sagen, wenn die andern ja sagen, und i-a, wenn das so Mode werden sollte. Es liegt etwas von der geistigen Leere, der öden Monotonie dieser „Normalmenschen", vom Staub und Schweißdunst des Alltags über dem Roman. Hier aber ist dies kein Vorwurf, wenn es vielleicht auch manchen, der in der Lektüre die geistigen Erregungen sucht, die er in seinem „normalen" Alltagsleben nicht finden kann, von dem Buche abhalten wird. Es ist vielmehr ein Zeichen reifer Künstlerschaft, wenn ein Dichter nicht nur imstande ist, seelische Höhepunkte, sondern auch das Triste, das Herdenmäßige, das „Normale" darzustellen und so darzustellen, wie es Ompteda hier getan hat.

Zum Schluß möchte ich noch kurz auf zwei Bücher hinweisen, die zwar in feinsinniger, künstlerischer Weise Lebensschicksale von guten und prächtigen Menschen mit starkem Empfinden gestalten, aber doch nicht bedeutend oder eigenartig genug sind, um eine eingehende Besprechung notwendig zu machen. Es sind dies: „Djavi" von Max Grad (Egon Fleischel & Co., Berlin) und „Dodi" von Paul Oskar Höcker. (Gebrüder Paetel, Berlin.) Sie gehören aber dennoch nicht zu der Dutzendware, die man liest und vergißt, die Lebensschicksale der Menschen dieser beiden Bücher sind so ergreifend und mit solcher Wärme gestaltet, daß man sie lange nicht aus der Seele verliert.



Illustrierte Bibliographie.

Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Von A. Freih. von Schweiger-Lerchenfeld. (In 40 Lieferungen.) Lieferung 1—13. Wien, A. Hartlebens Verlag.

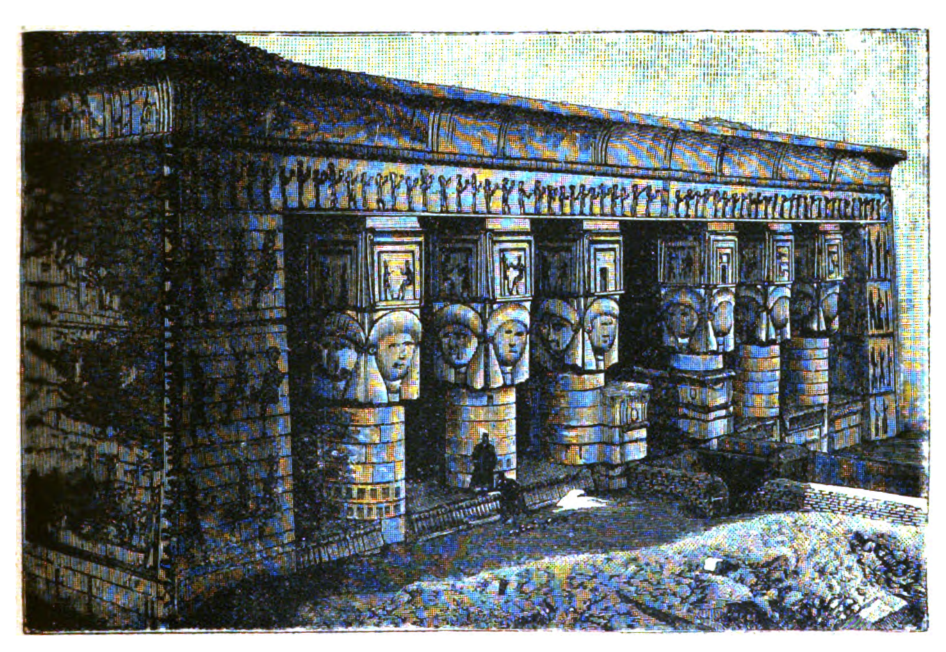
Erst vor kurzem hatte Ref. an dieser Stelle Gelegenheit darauf hinzuweisen, wie nunmehr in weiteren Kreisen das Interesse für ideale Wissenschaft, für sogen. humanistische Kenntnisse wieder im Wachsen begriffen ist, und wie diese Tatsache in dem Erscheinen größerer populär gehaltener Werke historischen und philologischen Inhaltes ihren Ausdruck findet. Als ein weiteres Fortschreiten auf diesem erfreulichen Wege kann das vorliegende Werk, die „Kulturgeschichte“ von Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld, mit Genugtuung begrüßt werden. Die hier zur Besprechung stehenden 13 ersten Lieferungen behandeln in zwei Haupt-Abschnittten den „hamito-semitischen“ und den „altarischen Kulturkreis“, während der dritte Abschnitt, dessen Anfang noch gegeben ist, dem „atlantischen Kulturkreis“, also den europäischen Völkern gewidmet ist. — Die große Schwierigkeit, die sich einem kulturgeschichtlichen Buche entgegenstellt, nämlich das richtige Verhältnis zwischen der Schilderung der politischen Vorgänge und der rein kulturellen Entwickelung zu treffen, ist hier mit Geschick überwunden worden: die äußere Geschichte der verschiedenen Völker wird nur in knappen, präzisen Umrissen gezeichnet, ohne andererseits von den für das allgemeine Verständnis unbedingt erforderlichen Grundlagen etwas vermissen zu lassen. Dagegen ist Verf. einer anderen Schwierigkeit nicht ebenso gut Herr geworden: wir meinen die Ungleichmäßigkeit des zur Verfügung stehenden Materials, der Quellen, die bald in reicher Fülle fließen, bald nur spärlich sickern oder ganz versiegen. Sie hat in einer merkbaren Ungleichmäßigkeit der Darstellung ihre Spuren hinterlassen, die stellenweise so weit geht, daß man eher den Eindruck einzelner, lose verknüpfter Skizzen als den einer in stetem Flusse dahingleitenden Erzählung gewinnt.



Kopf einer assyrischen Königin (Museum in Turin). Aus: „Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben.“ Von A. Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Wien, A. Hartlebens Verlag.

Es tritt dies namentlich bei Babylonien, wo der Kodex Hammurabi alles andere weitaus beherrscht, als auch bei Ägypten hervor, wo die eingehende Behandlung von Wissenschaft und Literatur mit der kärglichen Kürze über die ägyptische Kunst scharf kontrastiert, ohne daß hier sogar in der quantitativen oder qualitativen Verschiedenheit des Materials oder in seinem kulturellen Werte eine genügende Motivierung läge. Daher erscheint die Höhe der altägyptischen Kunst durchaus nicht in der richtigen Perspektive. Es läßt sich überhaupt eine gewisse Bevorzugung der Literatur der Völker nicht verkennen, eine Vorliebe, der wir allerdings so prächtige Abschnitte wie über die althebräische Literatur, über den persischen Avesta, über die indischen Veden und das Mahabharata verdanken.

Oft genug sind aber die uns überkommenen Denkmäler der Kunst und des Kunsthandwerks die einzige Quelle, die über eine verschollene Nation, über einen ganzen, Jahrhunderte langen Zeitraum Aufschluß gewährt. In das Dunkel der vorderasiatischen Verhältnisse während des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr. (vgl. S. 165) hätte Verf. vielleicht



Tempel der Hathor zu Denderah.
Aus: „Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben." Von A. Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Wien, A. Hartlebens Verlag.

noch weitreichendere Lichtblicke, als es ihm bei seiner in anerkennenswerter Weise vorsichtigen Methode gelungen ist, gewinnen können, wenn er jener Quelle mehr nachgegangen wäre. Die den Phöniziern zugewiesene hervorragende Rolle (S. 139 ff.) beginnt erst gegen Ende des 2. Jahrtausends. Was vorher liegt, knüpft sich, nach den Ergebnissen der neuesten Funde, nächst Ägypten vornehmlich an den Namen von Kreta und an den der Hethiter. Was der Verf. über die Hethiter ausführt (S. 162 ff.), ist gewißlich sehr treffend und richtig; man vermißt jedoch eine ausreichende Würdigung der damaligen engen kulturellen Beziehungen zwischen Ägypten, Kleinasien und den Inseln des ägäischen Meeres, die neben den Tell-el-Amarna-Briefen durch die archäologischen Funde der jüngsten Ausgrabungen in Kreta, wie in Ägypten bezeugt werden, und die des Verfassers Worte (S. 170): „Im übrigen waren auch im Altertum die Völker nicht von Palissaden umpfercht" überraschend illustrieren. — Daß die Entscheidung der ethnologischen Fragen für Kleinasien schwierig und bei dem heutigen Stande des Materials kaum möglich ist, dieser Erkenntnis hat sich

auch der Verfasser nicht verschlossen; und wenn er gleichwohl die Etrusker, eine uralte Anschauung wieder aufnehmend, aus Lydien stammen läßt (S. 325), so hat er sich die Sache doch gar zu leicht gemacht. Die Herkunft der Etrusker bleibt „noch so dunkel wie zuvor". Und daß die Pelasger, die hier wieder stark herumspuken, nichts mit den Philistern und Hyksos zu tun haben und nicht semitisch waren, wie der Verf. will (S. 167; 325), ist absolut sicher.

Zu dergleichen Irrtümern ist er, trotz seiner staunenswerten Belesenheit, die allenthalben zutage tritt, vielfach durch etymologische Argumente gelangt. Etymologische Forschungen erfordern aber, wie nicht oft und scharf genug hervorgehoben werden kann, die allergrößte Selbstbeherrschung; sonst führen sie in die Irre, wofür aus vorliegendem Buche als abschreckendstes Beispiel nur die Ableitung des römischen Capitolium („Kapetolion") von ägypt. „Keb" genannt sein möge (S. 235). Hierzu kommt seine oft unkritische



Ein Hirtenvolk Asiens in seine Niederlassung in Ägypten einziehend. (Wandgemälde aus den Gräbern der 12. Dynastie.)
Aus: „Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben." Von A. Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stellung der Überlieferung gegenüber. Dann ist es natürlich nicht wunderbar, wenn er den Auszug der Israeliten aus Ägypten genau auf das Jahr 1437 v. Chr. zu fixieren vermag (S. 177: „Es ist mit apodiktischer Sicherheit nachgewiesen worden, daß der Auszug aus Ägypten im Jahre 1437 stattfand".) —

Doch genug der Einzelheiten. Wo keine der erwähnten Fallstricke drohten, wo zusammenhängendes und gesichertes Material vorlag, hat es Verf. wohl verstanden, prächtig, scharf gezeichnete Bilder von den Kulturzuständen der Völker zu geben. Wir hatten schon auf die vorzügliche Verwertung der altägyptischen Literatur hingewiesen; insbesondere sind die Ausführungen über den ursprünglichen Monotheismus der Ägypter beachtenswert, wie wir denn überhaupt der hohen Anerkennung, die er der Zivilisation dieses Volkes zollt (z. B. S. 205: „von den Ägyptern, dem humansten Volke im antiken Gesichtskreis, konnten die Hebräer derartiges nicht gelernt haben"), nur beipflichten können. Gut sind ferner die Abschnitte über die altassyrische und persische Kunst, über die älteste indische Kultur, und

geradezu mustergültig der über die Sasaniden. Und da, in je spätere Zeiten wir kommen der Stoff um so geeigneter wird, die Vorzüge des Verfassers hervortreten zu lassen, so können wir dem weiteren Fortschreiten der Arbeit mit höchsten Erwartungen entgegensehen. Jedem Leser wird das Werk eine Fülle von Belehrung und Anregung gewähren, um so mehr, als die Darstellungsweise im großen und ganzen eine flotte, fesselnde und leichtverständliche ist, frei von aller wissenschaftlichen Langweiligkeit und Schwerfälligkeit, und gewürzt durch eine Reihe treffender Bemerkungen (z. B. S. 274).

Unterstützt wird die Darstellung durch zahlreiche gut ausgeführte und bis auf einzelne, die mit dem Text nur in sehr losem Zusammenhange stehen, auch passend und glücklich ausgewählte Illustrationen. Die Ausstattung der Lieferungen ist in jeder Beziehung lobenswert. S. B.

Geschichte der deutschen Literatur. Von Eduard Engel. 2. Bände. Leipzig, G. Freytag. — Wien, F. Tempsky.

Der so vielseitig tüchtige Gelehrte hat uns jetzt eine in aller Stille lang und sorgfältig vorbereitete Hauptleistung dargereicht, eine deutsche Literaturgeschichte, die von warmer Liebe zu seinem Volk beseelt, klug, säuberlich und voraussetzungslos, als eine wahrhaft vorbildliche Leistung zu betrachten ist. — Das Werk ist umfangreich, und doch scheint mir sein Hauptvorzug in der äußersten Zusammendrängung der ungeheuren Stoffmasse zu liegen. Freude wird im Leser erregt, wenn er entdeckt, wie überall, in der Anordnung des Ganzen, der wohlüberlegten Einteilung in zahlreiche Bücher (37) und Kapitel, in der umsichtigen Auswahl der Lesefrüchte, den Winken, Ratschlägen und Warnungen, der liebevollen Teilnahme und Begeisterung hier, der fröhlichen Derbheit und Entrüstung dort, sich ein mannhafter guter Wille erfolgreich betätigt. Starkes Wollen von A bis Z, ein ewig waches Auge, das allen unnützen Schlendrian sofort verbietet, ein stetes sprungbereites gegen sich selbst bis an die Zähne gewappnetes Urteil, das streng und unerbittlich jeder persönlichen Liebhaberei den Garaus macht, das sind die starken Helfer dieses Künstlers, dessen Arbeit denn auch schlank emporgewachsen ist als das stolze Wahrzeichen zielbewußten, unablässigen Strebens.

„Wo immer es anging," schreibt Engel in seinem herrlichen Vorwort, „ließ ich die Literatur selbst ihre Geschichte erzählen. Wertvoller als jedes Urteil von Literaturforschern sind Worte und Werke der Schriftsteller selbst. Die längste Auseinandersetzung über Opitzens, Lenzens, Hölderlins, Grabbes, Dehmels Dichtungsart kommt nicht gleich der Überzeugungskraft einer einzigen kurzen Dichtungsprobe. Man kann Farben nicht durch Worte schildern, man muß sie dem Auge zeigen. Und auch da, wo geurteilt werden muß, lasse ich wo nur möglich den Künstlern ihr unveräußerliches Recht, von ihren Gleichen, ihren Kunstgenossen gerichtet zu werden. Daher außer den vielen, mir noch immer nicht genügenden, nur durch den Zwang des Raumes beschränkten Proben die vielen wörtlichen Anführungen aus Urteilen der Schriftsteller über die Schriftsteller." Dies von Engel beobachtete Verfahren verleiht seinem Werke in höherem Maße, als das sonst wohl zutrifft, den Ausdruck des Sachlichen und im edlen Sinne: Unpersönlichen. Es scheint diesem Forscher gar nichts daran zu liegen, geistreich Eignes zu bringen. Er will ein nützliches Nachschlagebuch schreiben. Um einen witzigen Einfall anzubringen, macht er auch nicht den kleinsten Schritt abseits von der vorgezeichneten Bahn. Er gehört zu den wenigen witzigen Köpfen, die ihren Witz unterdrücken können. Eine Eigenschaft, die zur Macht führt! Denn wem die Wirklichkeit der Geschichte so wert und teuer ist, daß er sich ihr gegenüber keiner Frechheit fähig fühlt, der wird in einem höheren, tausendfältigen Leben die Erlebnisse der Besten seines Volkes und der Menschheit miterleben. So wahr ist es, daß gerade die nicht dem Persönlichen nachjagen, allen echten Zauber unnachahmlicher Persönlichkeit am reinsten entfalten.

Engels deutsche Literaturgeschichte ist als eine zusammenhängende Einheit behandelt. Schon ein Blick in das am Schlusse angebrachte, überaus geschickt angelegte Namenverzeichnis läßt erkennen, wie das Ganze gearbeitet ist, daß nämlich die Erwähnungen späterer Dichter schon auf den Blättern, die eine frühere Zeit schildern, reichlich zu finden sind. Statt bloße Seitenzahlen massenhaft anzuhäufen, die den Suchenden viel unnütze Mühe kosten, hat Engel bei einzelnen, besonders natürlich bei dem allumfassenden Goethe, eine durchsichtige Anordnung knapper Inhaltsangaben getroffen. Er hat das Verzeichnis von

allem wertlosen Ballast frei gehalten. Man empfängt die Wohltat eines klar und unzweideutig unterrichtenden Führers.

Ich erwähne diese Einzelheiten als bezeichnend für Engels Arbeitsweise. Er bringt alles ins Helle. Was sonst wohl in falscher Vornehmheit gelegentlich von einem Gelehrten verachtet wird, die Fürsorge für die Bequemlichkeit seiner Leser, — Engel hält es nicht unter seiner Würde, dafür Sorge zu tragen. Die vollendete Zweckmäßigkeit des Ganzen geht aus dieser scharfen Aufmerksamkeit auf Großes wie Kleines hervor. —

Engels Buch, das in der Hauptsache doch auch ein Nachschlagebuch sein will, nicht bloß ein Schmuckkästchen mit Ansichten, bringt in selbständiger Weise soviel Richtigstellungen untriftiger Behauptungen herbei, daß es schon darum Anerkennung von wissenschaftlicher Seite verdiente. So wird z. B. der Nachweis geführt, daß es unbillig ist, vom „Verfall" der Literatur des vierzehnten Jahrhunderts zu sprechen, gegen die Verleumdung der Literatur in den siebziger Jahren zu Felde gezogen, ferner die geringe Verbreitung der sog. „herrschenden Strömungen", z. B. der Sigwartströmung, nachgewiesen, dagegen dem Eindringen der englischen Literatur und ihren umwälzenden Einflüssen (besonders Shakespeare) ein besonderes Kapitel gegönnt. Auch „Sturm und Drang" wird als im Grunde nur eine „Literaten-Literatur" gekennzeichnet. — Viel Neues findet sich über die ältesten deutschen Wochenschriften. — Bisher Übersehene, z. B. Roffhack, werden vielfach vom Verfasser nach Verdienst hervorgehoben. Denn Engel läßt sich nicht durch prahlerisches „Getue" verblüffen, sondern sieht lediglich auf die Leistungen. Dabei ist sein Urteil, besonders gegen Lebende, schonend und nicht gern absprechend. — Auf weitere Einzelheiten, die der Verfasser selbst hie und da an den betreffenden Stellen dankenswert kenntlich gemacht hat, will ich hier nicht näher eingehen, weil ich da schwer ein Ende fände. So mancher Verkehrtheit, die sich durch die Bücherwelt wälzte, ist von diesem Drachentöter der Todesstoß versetzt worden. Wohl selten kann der Leser ein Buch in die Hand bekommen, zu dessen Herstellung so viel und so verständig bis in die bescheidensten Einzelheiten hinein gedacht worden ist. Hier ist alles überlegt, sozusagen nichts dem blinden Zufall, der Laune überlassen. Klug ist das Buch, als hätte die Göttin Athene mit ihren Eulenaugen in alle dunklen Winkel lichtsendend gespäht wie eine Hausfrau, die in ihrer Wirtschaft auch nicht die geringste Gedankenlosigkeit durchgehen lassen will. H. L.

Bibliographische Notizen.

Vom Leben und vom Tode. Ein Kapitel aus der Lebenskunde. Von Dr. E. Teichmann. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Stuttgart, Franckh.

Nach einer Einleitung, in der der Verfasser auf die Zwecke der Biologie oder Lebensforschung hinweist, behandelt er in vier Kapiteln nachstehende Themata: „wie sich das Leben äußert, wie sich dasselbe erhält, wie Leben geworden ist und wie es vergeht." Am Schluß wird festgestellt, welcher Platz dem Tode in der Reihe der Lebensanschauungen anzuweisen ist, insbesondere wird erörtert, ob es überhaupt einen natürlichen Tod als Eigenschaft der lebenden Substanz gibt. Es ist eine interessante und anziehend verfaßte Studie. K.

Das Liebesleben der Pflanze. Von R. Francé. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Stuttgart, Franckh.

In höchst anziehender und anregender Weise behandelt der Verfasser in dem vorliegenden Buch an zahlreichen Beispielen die Fortpflanzung im Pflanzenreich, den Bau und Zweck der Blumen, die Beziehung zwischen Insekten und Blumen, sowie die wunderbaren Schutzmaßregeln, wie solche an den Blüten wahrzunehmen sind. Das mit sehr hübschen Abbildungen ausgestattete Buch sei nicht nur dem Botaniker, sondern jedem Naturfreunde warm empfohlen; er wird seine Freude beim Lesen dieser fesselnd geschriebenen Arbeit haben. K.

Das Überwinden von Wasserläufen in kriegstechnischer Hinsicht. Von W. Stavenhagen. Aus der illustrierten Wochenschrift „Prometheus", herausgegeben von Dr. Otto Witt. Nr. 859/60/61. Berlin, Mückenberger.

Der Verfasser gibt eine interessante, durch Abbildungen erläuterte Darstellung von der Überwindung der durch das Wasser gebildeten Hindernisse bei militärischen Operationen. Wenn auch zumeist seitens der Truppen das Überschreiten der Flüsse auf den vorhandenen Brücken erfolgen wird, so kann es doch auch vorkommen, daß letztere aus besonderen militärischen Gründen ge-

mieden werden müssen. Für diesen Fall muß die Truppe mit verschiedenen Hilfsmitteln ausgerüstet sein, um zu jeder Jahres- und Tageszeit auf dem Marsche Wasserläufe aller Art zu überschreiten. Was in dieser Beziehung vorgesehen ist, setzt der Verfasser des näheren auseinander, wobei er nicht unterläßt, in anerkennenswerter Weise auf kriegsgeschichtliche Daten Bezug zu nehmen.
K.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowsky, Königlich Preuß. Hauptmann a. D. — Mit Karten und Skizzen. 6. (Schluß) Heft. Berlin, Liebel.

Das vorliegende Heft enthält im wesentlichen „einen Rückblick, den Feldzug 1905 in der Mandschurei, die Schlachten bei Sandepu und Mukden, einen Rückblick auf die maritime Lage, die Seeschlacht bei Tschuschima, Friedensverhandlungen und eine Übersicht über die wichtigsten Ereignisse des Krieges." — Leider war es dem Verfasser nicht vergönnt, das Werk noch bis zum Schluß fertig zu stellen. Am 1. Oktober 1905 erlag er einem schweren, inneren Leiden. Das Material zu dem Schlußheft hatte er zwar bereits gesammelt, die weitere Sichtung und Bearbeitung hat jedoch eine dem Verfasser nahestehende hohe, militärische Persönlichkeit vorgenommen. Dem Heft ist am Schluß ein Abschiedswort beigegeben. Es ist im höchsten Maße anzuerkennen, wie der nunmehr verstorbene Verfasser, bei seinem leidenden Körper, die Bearbeitung des vorliegenden Werkes durchgeführt hat. Dasselbe, das jetzt abgeschlossen vorliegt, ist als eine wertvolle Bereicherung der Literatur über den russisch-japanischen Krieg zu bezeichnen.
K.

Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung, dargestellt von Immanuel, Major, zugeteilt dem Großen Generalstabe. 4.—5/6. (Schluß) Heft. Mit Kartenskizzen 2c. — Berlin, Schröder.

Im Heft 4 gibt der Verfasser eine sorgfältige Darstellung des Kampfes um Port Arthur (mit Plan) und zieht hieraus, soweit nach Klärung der einzelnen Phasen dieses Kampfes schon jetzt möglich ist, wichtige bemerkenswerte Schlüsse. Das Heft ist in vier Hauptkapitel gegliedert: „Die Festung selbst, der Anmarsch der Japaner gegen dieselbe und die Kämpfe gegen die vorgeschobenen Stellungen, der Kampf zur See und die Niederlage des russischen Port Arthur- und Wladiwostok-Geschwaders, und schließlich der Verlauf der Belagerung bis zur Übergabe der Festung." Aus dem Schlußheft (Heft 5/6) sind besonders die Schlacht bei Mukden und die Seeschlacht bei Tschuschima hervorzuheben. Der Friede, sowie Rückblick und Ausblick bilden den Schluß. Wie bei den früheren Heften muß die sorgfältige und gewissenhafte Schilderung des Verfassers, sowie sein klares Urteil ganz besonders anerkannt werden.
K.

Erlebnisse zweier Brüder während der Belagerung von Paris und des Aufstands der Kommune 1870/71. Von Feldmarschall-Leutnant Alexander Graf Hübner. Berlin, Gebr. Paetel.

Wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, beabsichtigt er nicht, etwa bisher unbekannte Ereignisse des deutsch-französischen Krieges 1870/71 zu schildern, er will vielmehr nur in schlichter Weise das erzählen, was zwei Brüder als Augenzeugen während der Herrschaft der Kommune in Paris 1870/71 erlebt haben. Der Verfasser war damals österreichischer Husarenrittmeister, sein Bruder Mitglied der österreichischen Gesandtschaft in Paris. Die aus Briefen zusammengestellten Schilderungen des Verfassers beanspruchen allgemeines Interesse.
K.

In der Heimat Mirza-Schaffys. Kulturbilder aus dem Kaukasus. Von Stanislaus Lucas. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Diese Reisebilder sind nicht uninteressant; sie handeln vielfach von dem wilden Lieben und Hassen jener Völkerschaften, denen Rußland die Kultur brachte und denen die großartige Natur ihrer Heimat tief im Blute steckt.
M. Kr.

Reuters Werke. Herausgegeben von Wilhelm Seelmann. 6. und 7. Band. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut.

Die beiden Schlußbände von Reuters Werken vervollständigen die „Große Ausgabe": Band 6 enthält „Dörchläuchting", bearbeitet von E. Brandes, und „De Reis' nach Konstantinopel", bearbeitet von Borchling; Band 7 bringt „Kein Hüsung" (von E. Brandes), „De Urgeschicht van Meckelnborg" und „Kleine Schriften", beides von Seelmann bearbeitet. Einleitungen und Anmerkungen stehen auf derselben Höhe wie in den früher erschienenen Bänden. Die Bearbeiter haben mit unermüdlichem Eifer alles durchforscht, was Aufklärung über Personen und geschilderte Vorgänge liefern kann, denn Reuter hat ja das mit Goethe gemeinsam,

daß in allen seinen Schriften ein Kern von Selbsterlebtem enthalten ist. Wenn Refer. etwas auszusetzen hat, so ist es nur das eine, daß er unter den „Kleinen Schriften" Reuters Streitschrift gegen Klaus Groth, den immer noch vielfach überschätzten Gegner Reuters, vermißt. Alles in allem jedoch verdient die nunmehr vollendete Ausgabe uneingeschränkte Anerkennung; wer Reuter nicht bloß lesen, sondern völlig verstehen will, kann jene nicht entbehren. H. Sch.

Fontane-Brevier. Von Olga und Heinrich Spiro. 2. Auflage. Berlin, Fontane & Co.

Die Volkstümlichkeit der Schriften Fontanes ist so unbestritten, daß jedes weitere Wort darüber überflüssig erscheint. Doch denkt man dabei zunächst an seine Romane, der Journalist und Kritiker Fontane ist dagegen nur wenig bekannt. Es ist daher besonders anzuerkennen, daß die Herausgeber des Breviers auch diesen Teil von Fontanes Schaffen, wie auch seine Familienbriefe berücksichtigt haben. Das ganze geschickt zusammengestellte Brevier gibt uns eine klare Darstellung von den Anschauungen des Dichters über Religion, Leben und Kunst. Eine recht übersichtliche Anordnung des Stoffes setzt den Leser in den Stand, fast augenblicklich zu finden, was der Dichter über diese oder jene Frage, z. B. der Politik, der Kunst, der Kritik u. s. w. geäußert hat, und kommt somit der Brauchbarkeit des Buches sehr zu statten, die auch schon durch die notwendig gewordene vorliegende zweite Auflage bestätigt wird.
H. Sch.

Totengespräche. Von Fritz Mauthner. Berlin, Schnabel.

Es kommt dem Verfasser darauf an, mit echter Dichterkraft die Persönlichkeiten großer Geister der Vergangenheit zu veranschaulichen. Es kommt ihm ferner darauf an, Fragen der Gegenwart oder auch Ewigkeitsfragen mit hellem, klarem Kritikerverstande zu beleuchten. Beides erreicht er mit bezaubernder Anmut und Schönheit. Er läßt die Alten sich über das Neue und die Besonderen sich über das Allgemeine mit solcher Schalkhaftigkeit und Tiefe unterhalten, daß es gelingt, bei jedem Satze dreifach zu charakterisieren, erstens das Besprochene, daß es wie ein geschliffener Edelstein Glanz gewinnt, zweitens die eingeführten Redner, daß wir uns ihres Blutes und Lebens dankbar bewegt erinnern, drittens — in herrlichster Unabsichtlichkeit — sich selbst als einen wonnereichen Künstler. H. L.

Lo Micó. Roman von E. Vely. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Es gewährt dem Kritiker und besonders dem weiblichen hohe Befriedigung, sich neidlos der Erfolge von Mitschwestern zu erfreuen und ihr Lob zu künden. Ich habe mehrere Jahre nichts aus der rastlos schaffenden Feder der begabten Schriftstellerin gelesen, und ich konstatiere sehr gern: ihr Können ist gewachsen. Ist auch die Fabel des vor uns liegenden Romans etwas kühn erfunden, die Gegensätze, die exzentrische amerikanische Sängerin und die bescheidene, poesieumflossene deutsche Schauspielerin, die beide Fürsten zu fesseln wissen, sind ebenso interessant als wirkungsvoll. Die spannende Handlung des reizvollen Buches wird aber durch die Feinheit der Schilderung von Leben und Menschen der kleinen Residenz noch bei weitem übertroffen. R. N.

Wahre Schönheit. Roman von Martin Bauer. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Aus der fleißigen Feder der bekannten schlesischen Schriftstellerin, die sich unter dem männlichen Pseudonym verbirgt, liegt ein spannender Roman vor uns, den wir gern als angenehme und fesselnde Unterhaltungslektüre empfehlen. Die Schilderung des Kleinstadtlebens wie des Lebens auf dem herrschaftlichen Landsitze ist anschaulich nahe gebracht, und die in diesem Rahmen auftretenden Personen sind Menschen von Fleisch und Blut, insbesondere die Heldin Melanie, deren Wandlung von der mit ihrer Schönheit einen wahren Kultus treibenden Weltdame zu der liebenswerten Frau, deren innere Schönheit die verlorene äußere bei weitem übertrifft, mit Glück durchgeführt ist. R. N.

„Zur Freiheit." Roman von Paul Oskar Höcker. Berlin-Leipzig, Verlag W. Vobach u. Co.

Zur Freiheit ringt sich eine Sängerin durch: das ist das Motiv und der Inhalt dieses Romans. Das Milieu ist Berlin, das große, tolle, wilde Berlin. Gewiß: nichts schädigt das Urteil mehr als die „vergleichende Kritik", das Parallelenziehen von einem Werk zum andern — und Aufgabe einer echten Kritik ist es: in das schöpferische Werk schaffend einzudringen, es aufzunehmen in seiner ganzen Abrundung, es auf sich wirken zu lassen und nach den Maßstäben, die im Werke selbst liegen, in

der Welt- und Lebensanschauung des Autors, zu urteilen — aber P. O. Höcker darf wohl mit seinem feinen Buche „Frühlingsstürme" zum Vergleich herangezogen werden. Und dann sagt man: Das ist ein Künstler, der den tiefsten Seelenproblemen nachspürt — hier, gewiß ein Künstler, der ehrlich schafft und gestaltet, aber auch ein Romancier, der auf die Wirkung, auf einen Abschluß sinnt.

Trotzalldem: das Buch ist gut und gesund geschrieben und ist lesenswert.

A. Halbert.

Ida Sofie. Roman von Johanne Madsen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Der Roman der dänischen Schriftstellerin, Johanne Madsen, wirkt in der trefflichen Übersetzung von Mathilde Mann wie ein Originalwerk. Die Verfasserin erinnert in der Milieuschilderung an die besten Vorbilder in der dänischen Literatur, ihre Detailmalerei läßt Personen und Sachen plastisch hervortreten. Es ist ein Bild von der Schattenseite des Lebens, welches sie von der in der Dekadenz befindlichen Familie Blaase entwirft, der Vater kämpft mit dem Ruin, die Mutter, eine ehemalige Schauspielerin, leidet an hoffnungsloser Gemütskrankheit, die zweite Tochter an einem schweren Nervenleiden. In dieser Umgebung wächst die älteste Tochter, Ida Sofie, heran, voll Glückshunger und Verlangen nach Sonnenschein und Lebensgenuß. Der Zufall gewährt ihr auch einen kurzen Glücksrausch, den sie mit einer bitteren Enttäuschung bezahlen muß. Wenn sie das Leben nicht von sich wirft, wie sie gewollt, sondern die Bürde des Daseins weiter auf sich nimmt, der Schwester zuliebe, so wirkt diese Tat auch nicht befreiend auf den Leser, man fühlt förmlich, wie grau und farblos das Alltagsleben sein wird, welches ihrer nun wartet. Die Charakteristik der handelnden Personen, sowie aller Nebenfiguren ist durchaus überzeugend, Johanne Madsen schreibt ohne Schönfärberei, aber auch ohne Übertreibung; Ida Sofie ist eine von den vielen, die mit Verzweiflung um einen Platz an der Sonne kämpfen und in dem Kampfe unterliegen. mz.

Aus einer andern Welt. Novelle von Maria Brie. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Die feinsinnige Erzählung enthält die Lebensschicksale eines Kunsthandwerkers aus dem 15. Jahrhundert, eines Holzschnitzers, der sich aus einem versonnenen, von den Seinigen für einen Dummkopf gehaltenen Knaben zu einem anerkannten und hochgeachteten Künstler entwickelte. Die zeit- und kulturgeschichtlichen Schilderungen, obgleich mit genauer Sachkenntnis dargestellt, treten nicht aufdringlich in den Vordergrund, die Verfasserin beschäftigt sich mehr mit den allgemein menschlichen Zügen, die im Wechsel der Jahrhunderte immer die gleichen bleiben, und zeigt uns, wie der Meister, dem das Schicksal ein schweres Los beschieden, sich durch seine Kunst siegreich über alles Erdenleid hindurch ringt. Die Erzählung ist in einer durchaus vornehmen Sprache geschrieben. mz.

Der alte Major. Novellen von Gabriele von Lieres-Wilkau. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Das hübsch ausgestattete Buch handelt von Liebe und ist mit Liebe geschrieben. Nicht mit der unglücklichen Liebe des Dilettanten, die bei der Kunst keine Gegenliebe findet, sondern mit der glücklichen, schöpferischen, deren Lebenswärme neues Leben keimen und reifen läßt. G. v. L.-W. scheint in Offizierkreisen heimisch zu sein; alle ihre Helden gehören diesem bevorzugten Stande an. Sie folgt aber nicht berühmten Mustern, sie gibt vielmehr Eigenes und bringt es in gemüt- und humorvoller Art menschlich nahe. Am besten ist ihr dies gelungen in „Lys und Bocki", der ersten der vier Erzählungen, und in der letzten, dem im Februarheft dieser Zeitschrift bereits abgedruckten, ergreifenden Lebensbilde: Der alte Major. Das dem Buche beigegebene Porträt der Dichterin zeigt, daß ihren liebenswürdigen seelischen Eigenschaften auch die äußeren entsprechen. N.

Durchlebtes, nicht Erlebtes. Novellen von Else Wenzig. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Skizzenhafte, kleine Erzählungen und doch fast eine jede in scharfer Beleuchtung ein Schicksal oder mindestens einen Seelenkonflikt widerspiegelnd. Am meisten angezogen fühlt sich die Verfasserin von den sensitiven, differenziertesten weiblichen Charakteren, sie verfolgt deren Seelenregungen mit der Kenntnis einer scharfblickenden Psychologin und zeigt uns das Gesetz von der Attraktion der Kontraste. Eine malende, farbenreiche Sprache erhöht den Reiz der kleinen Novellen, welche der Beachtung zu empfehlen sind. mz.

Die goldene Kette und andere Erzählungen. Von Marga von Rentz. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Die Kollektion Schottlaender vermittelt uns in Marga von Rentz die Bekanntschaft

mit einer Schriftstellerin, deren vielseitiges Talent sich auf den verschiedensten Gebieten mit Erfolg betätigt. In der goldenen Kette folgen wir mit Grauen den Wegen ihrer Phantasie, es ist ein schauerliches Bild menschlicher Verworfenheit, welches sie hier schildert; dann folgen harmlose Erzählungen, die zeigen, daß ihr auch der Humor nicht fremd ist. In einer längeren Dorfgeschichte aus dem Riesengebirge schildert sie schlesische Eigenart, und wie der Moralbegriff in diesen Naturmenschen lebt und sich äußert.

Die schlichte, feinsinnige Darstellungskunst der Verfasserin wird auch anspruchsvolle Leser nicht unbefriedigt lassen. mz.

Jesus. Epos von Hermann Kroepelin. Im Selbstverlag, Malchow i. Meckl.

Hermann Kroepelin hält sich nicht streng an die Evangelisten und wiederholt nicht die bekannte biblische Lebens- und Leidensgeschichte. Als Poet schafft er neue Gestalten und wählt zu ihrer Charakteristik mit Vorliebe die Form des Zwiegespräches. Sein Epos besteht nur aus zehn lose zusammenhängenden Bildern, gibt aber die markantesten Züge des Helden getreu wieder. N.

Vor den Toren der seligen Gärten. Gedichte von Hans Buchhold. Jauer, Oskar Hellmann.

„Im ewigen Licht geboren, aus der Heimat Reich verbannt, wir Träumer und wir Toren haben hier kein Vaterland. Wir finden nicht wie die andern auf Erden Heim und Ruh', wir müssen immer wandern den seligen Gärten zu.“ So sagt und singt H. B. in seinem poetischen Vorwort. Er zählt zu den Sehnsüchtigen, zu den Suchenden, denen ein unfaßbares seltsam süßes Lied in den Ohren liegt, das Zauberlied von dem verlorenen Paradiese, „wo die heiligen Bäume singen und die Rosen leuchten wie Blut und der schwere Duft der Syringen auf stillen Steigen ruht.“ — Kurz und gut: er ist ein Poet. Das schwache, nur 72 Seiten umfassende Büchlein ist stark an echter Leidenschaft, reich an farbenprächtiger Malerei, voll von leuchtender Schönheit. Es erfüllt durchweg die Bedingung, die Th. Storm an alle wahre Lyrik stellt: wie die Blüte aus der Frucht, so ergibt sich aus der sinnlichen Wirkung die geistige. N.

Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen von Heinrich T. Finck. Deutsch von Georg von Skal. Zweite Auflage. Mit einer Vorrede und einem Porträt von Richard Wagner. 2 Bände. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Fincks in handlichem Format gedrucktes Buch hält die richtige Mitte zwischen den vielbändigen Wagner-Biographien, deren Lektüre eine zeitraubende und anstrengende Arbeit bildet, und den kurz und knapp gefaßten Schriften, die gewöhnlich nicht mehr als dürftige Skizzen über den Bayreuther Meister und seine Werke enthalten. Finck gibt, gestützt auf langjährige und sorgsame Quellenstudien, nicht nur eine vollständige Biographie Wagners, sondern auch eine kritische Analyse aller Wagnerschen Werke, in der Weise, daß er einerseits Wagner häufig wörtlich zitiert, und andererseits Wagners Gegner und Widersacher ebenso zu Worte kommen läßt, wie dessen Freunde und Bewunderer. — Dankenswerte Beigaben sind ein ungemein sorgfältig angelegtes Namen- und Sach-Register und ein Verzeichnis sämtlicher literarischer und musikalischer Werke Wagners. eb.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Barbey d'Aurevilly (1808–1889). Von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Aus fremden Zungen. XVI (1906), 17.

Bulgarien und seine Heereseinrichtungen. Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen. Deutsches Offizierblatt 1906, 34 und 35 (23. u. 30. August).

Deutsches Kaiserschloss in Apulien, Ein. Von F. Biehringer. Die Grenzboten 65, 37 (13. September 1906).

Dramatischen Unterricht, Über. Von Adolf Winds. Bühne und Welt VIII, 22 (August 1906).

Feuerbach, Anselm. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Die Kunst VII, 12 (September 1906).

Feuerbach. Von Karl Scheffler. Kunst und Künstler. IV, 12 (September 1906).

Gedichtsammlungen, Die Anordnung von. Von Rudolf Krausz. Das literarische Echo VIII, 23 (September 1906).

Hille, Peter. Von F. Ernst. Das literarische Echo VIII, 23 (September 1906).

Ibsen, Zur Erinnerung an. Von K. Bruchmann. Die Grenzboten 65, 36 (6. Sept. 1906).

Ideal-Theater, Vom. Von Kurt Walter Goldschmidt. Der Osten 32, 9/10 (September-Oktober 1906).

(Jesaia.) — Die Religion des Propheten Jesaia. Von Hans Schmidt. Deutsche Rundschau 32, 12 (September 1906).

Kampf um die Familie, Der. Von P. U. Illiteratus. Monatsschrift für Christliche Sozialreform. 28, 9 (September 1906).

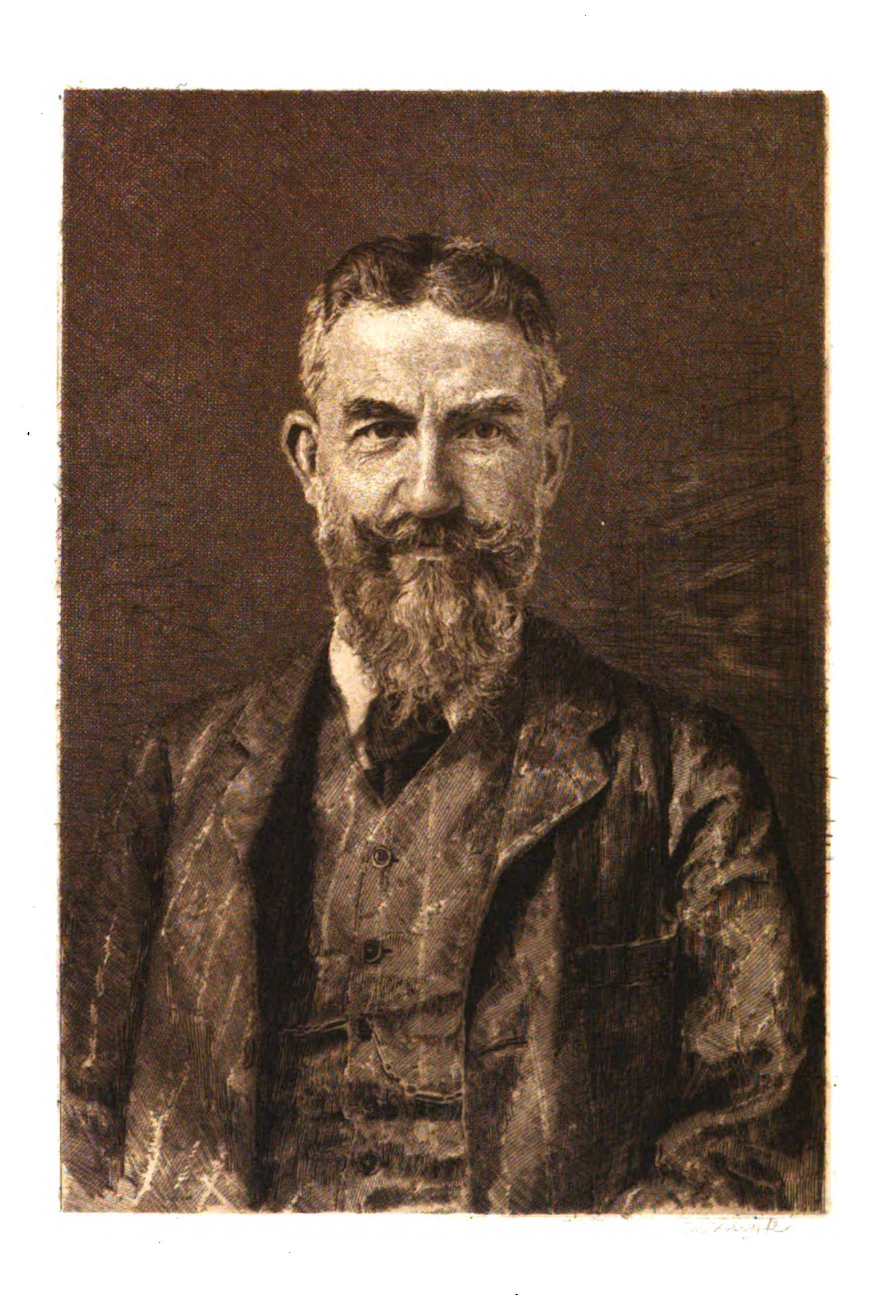
Knoop, Gerhard Ouckama. Von Richard Schaukal. Das literarische Echo. VIII, 24 (September 1906).
Maillol, Aristide. Von Maurice Denis. (Schluss.) Kunst und Künstler IV, 12 (Sept. 1906).
Maria Stuart, Königin in Schottland. 1561—1566. Von Lady Blennerhassett. Deutsche Rundschau 32, 12 (Sept. 1906).
Meer als Quelle der Seemacht und Staatengrösse, Über das. Von W. Stavenhagen, Hauptmann a. D. Die militärische Welt 1906, Septemberheft.
Montenegro und sein Heerwesen. Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen. Die Gegenwart 35. 37 (15. Sept. 1906).
Natur im Licht der Religion, Das Wesen der. Von W. von Schnehen. Preussische Jahrbücher 125. 3 (September 1906).
Nietzsche, Friedrich, der moderne Mensch. Von E. Pfennigsdorf. Heimgarten 30, 12 (September 1906).
Paulsen, Friedrich. Von Theodor Kappstein. Deutsche Rundschau 32, 12 (Sept. 1906).
Reflex, Der. Von Willy Pastor. Kunstwart 19. 24 (September 1906).
Schicksalstragödien. Von Adolf Grabowsky. Das literarische Echo. VIII, 24 (Sept. 1906).
(Shakspere.) — Was erkennen wir von Shakspeares Wesen in seinem Brutus? Von Hermann Conrad. Preussische Jahrbücher 125, 3 (September 1906).
(Stolberg-Stolberg.) — Briefe des Grafen Christian zu Stolberg-Stolberg aus der Zeit der Befreiungskriege. (1812—1815). Mitgeteilt von Hans von Olfers. Deutsche Rundschau 32, 12 (Sept. 1906).
Theater, Das, während der französischen Revolution und des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Von Tony Kellen. Bühne und Welt. VIII, 22 (August 1906).
(Wagner.) — Die Natur bei Richard Wagner. Von Dr. Paul Schubring. Die Propyläen III, 49 (5. September 1906).
Whistlers Radierungen. Von R. E. D. Sketchley. Kunst und Künstler IV, 12 (September 1906).

Eingegangene Bücher. **Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.**

Absatzquellen für Schriftsteller. (Schriftstellerbibliothek Nr. 2.) Berlin, Federverlag. (Dr. Max Hirschfeld.)
Braune-Rossla, Rudolph Bräunchen. Humoresken. Hamburg, Carl Stöckicht.
Brunegg, Olgerd von, Der Kantor von Streufdorf. Epische Dichtung in fünfzehn Gesängen. Ein Stein zum Völkerschlachtdenkmal. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Doflein, Dr. Franz, Ostasienfahrt. Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in China, Japan und Ceylon. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 18 Tafeln sowie mit 4 Karten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
Dostojewski, F. M., Die Dämonen. Roman in zwei Teilen. Übertragen von E. K. Rahsin. Mit einer Einleitung von Moeller van den Bruck. 2 Bände. München, R. Piper & Co.
Engel, Eduard, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. 2 Bände. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky.
Flugschriften des deutschen Monistenbundes. Herausgeber: Dr. Heinrich Schmidt-Jena. Heft 1. Ernst Haeckel, Monismus und Naturgesetz. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach.
Führer, Illustrierter, durch Dalmatien (Abbazia-Lussin) längs der Küste von Albanien bis Korfu und nach den Jonischen Inseln. Mit 8 Separatbildern, 88 Abbildungen im Texte und 14 farbigen Karten und Plänen. Siebente Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Ganghofer, Ludwig, Gesammelte Schriften. Volksausgabe. I. Serie. Lieferung: 17 bis 23. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Band 21 und 24. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Guhn-Moyn, Helmuth, Graumulus oder das Salzfass. Eine Dressurparodie in vier Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen mit der Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins. Englisch. II. Kursus. Brief 21—25. Leipzig, E. Haberland.
Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen mit der Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins. Französisch. II. Kursus. Brief 21—25. Leipzig, E. Haberland.
Hessen, Dr. Robert, Reinlichkeit oder Sittlichkeit? Ein Junggesellenprotest. München, Albert Langen.
Hirschfeld, Georg, Das Mädchen von Lille. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag.
Illustrierte Weltgeschichte. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Lieferung 18—21. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.
Jugend- und Volks-Bibliothek, Naturwissenschaftliche. Bändchen 31, 32, 33 34. Mit Illustrationen. Regensburg, G. J. Manz.
Kaiser, Isabelle, Vater unser. . . . . Roman aus der Gegenwart. Köln a. Rh., J. P. Bachem.
Knudsen, Jakob, Anders Hjarmsted. Roman. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Mit einem Geleitwort von Sven Lange. Leipzig, von Schalscha-Ehrenfeld.
Lasius, Maria Lina, Die Schrift im Sarge. Aufzeichnungen einer Schiffbrüchigen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Leixner, Otto von, Das Apostelchen. Humoristischer Roman. (Meyers Volksbücher Nr. 1465, 1466.) Leipzig-Wien, Bibliographisch. Institut.
Li-Tai-Pe,, Gedichte. Aus dem Chinesischen. Aus fremden Gärten. Metrische Übertragungen von Otto Hauser. Grossenhain, Baumert & Ronge.
Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur. Herausgegeben von Hans Kraemer. Lieferung 5 bis 7. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Michael, Hugo, Die Heimat des Odysseus. Ein Beitrag zur Kritik der Dörpfeldschen Leukas-Ithaka-Hypothese. Mit 1 Bild und 1 Kartenskizze. Jauer, Oskar Hellmann.
Mörike, Eduard, Gedichte. (Meyers Volksbücher Nr. 1457—1459.) Leipzig-Wien, Bibliographisches Institut.
Musik-Mappe, Die. Mit vier Gratis-Notenbeilagen. Band I. Heft 24 Liederheft. Leipzig, W. Vobach & Co.

Ostwald, Hans, Männliche Prostitution. Leipzig. Walther Fiedler.
Panorama von der Schmittenhöhe bei Zell a. See. 1968 m. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Peters, Dr. Carl, Die Gründung von Deutsch-Ostafrika. Kolonialpolitische Erinnerungen und Betrachtungen. Mit 1 Kunstbeilage, 14 Abbildungen und einem Faksimile. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.
Prossnitz, M., Funken unter der Asche. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.
Reuter, Fritz, Kein Hüsing. (Meyers Volksbücher Nr. 1460, 1461.) Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut.
Roehdenns, Frank, Erles Rekord. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.
Rose, John Holland, Litt. D., Napoleon I. Unter Benutzung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv. Autorisierte deutsche Übersetzung von Prof. Dr. K. W. Schmidt. Mit vielen Karten und Plänen, einem Faksimile-Briefe und einem Bildnis Napoleons in Photogravüre. Band I. und II. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Rung, Otto, Der letzte Kampf. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag.
Schott, Anton, Der Hüttenmeister. Novellen. 2. Auflage. Köln a. Rh., J. P. Bachem.
— Der Königsschütz. Aus der Art geschlagen. Zwei Novellen. 2. Auflage. Köln a. Rh., J. P. Bachem.
Schröder, Hermann, Ton und Farbe. System einer Charakteristik der Töne und der Tonarten übertragen auf das Gebiet der Farben und eine hieraus entstehende neue Farbenharmonie mit sieben Farbentafeln. Gross-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg, G. m. b. H.
Schweiger-Lerchenfeld, A. Freiherr von, Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Mit mehreren hundert Abbildungen im Texte und 40 Tafeln. Lieferung 21—25. Wien u. Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Stein der Weisen, Der, Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. 1906. Heft 18. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Das Tagebuch eines glücklich Verheirateten, unterschlagen und mitgeteilt von Karlchen. Mit Umschlagzeichnung von Paul Rieth. 4. Aufl. München, Georg Müller.
Thoma, Ludwig, „Peter Schlemihl." Gedichte. München, Albert Langen.
Tritschler, Heinrich August, Liebe und Leben. Dresden, E. Piersons Verlag.
Volksbücher, Religionsgeschichtliche, herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Marburg. II. Reihe, 8. Heft. Elias, Jahve und Baal, von D. H. Gunkel-Berlin. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Warte, Die. Monatsschrift für Literatur und Kunst. Herausgeber: Dr. Jos. Popp. VII. Jahrgang. 1906. Heft 11 u. 12. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
Wassermann, Jakob, Die Juden von Zirndorf. Roman. Neubearbeitete Ausgabe. Berlin, S. Fischer, Verlag.
— Die Schwestern. Drei Novellen. Berlin, S. Fischer, Verlag.
Weise, Professor Dr. O., Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. 2. verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.
Werth, Peter, Die Sühne. Hamburger Drama. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Wie bringe ich mein Drama an? (Winke für Dramatiker.) (Schriftstellerbibliothek Nr. 6.) Berlin, Federverlag (Dr. Max Hirschfeld.)
Wolff-Hamburg, Johanna, Die Meisterin. Schauspiel in vier Akten. Berlin u. Leipzig, Schuster & Loeffler.
Wychrgam, Jakob, Die deutsche Volksdichtung und das deutsche Volkstum. (Meyers Volksbücher Nr. 1462—1464.) Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut.
Zivilprozessordnung für das deutsche Reich. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen u. Sachregister. (Meyers Volksbücher Nr. 1451—1456.) Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



G Bernard Shaw

Nord und Süd.

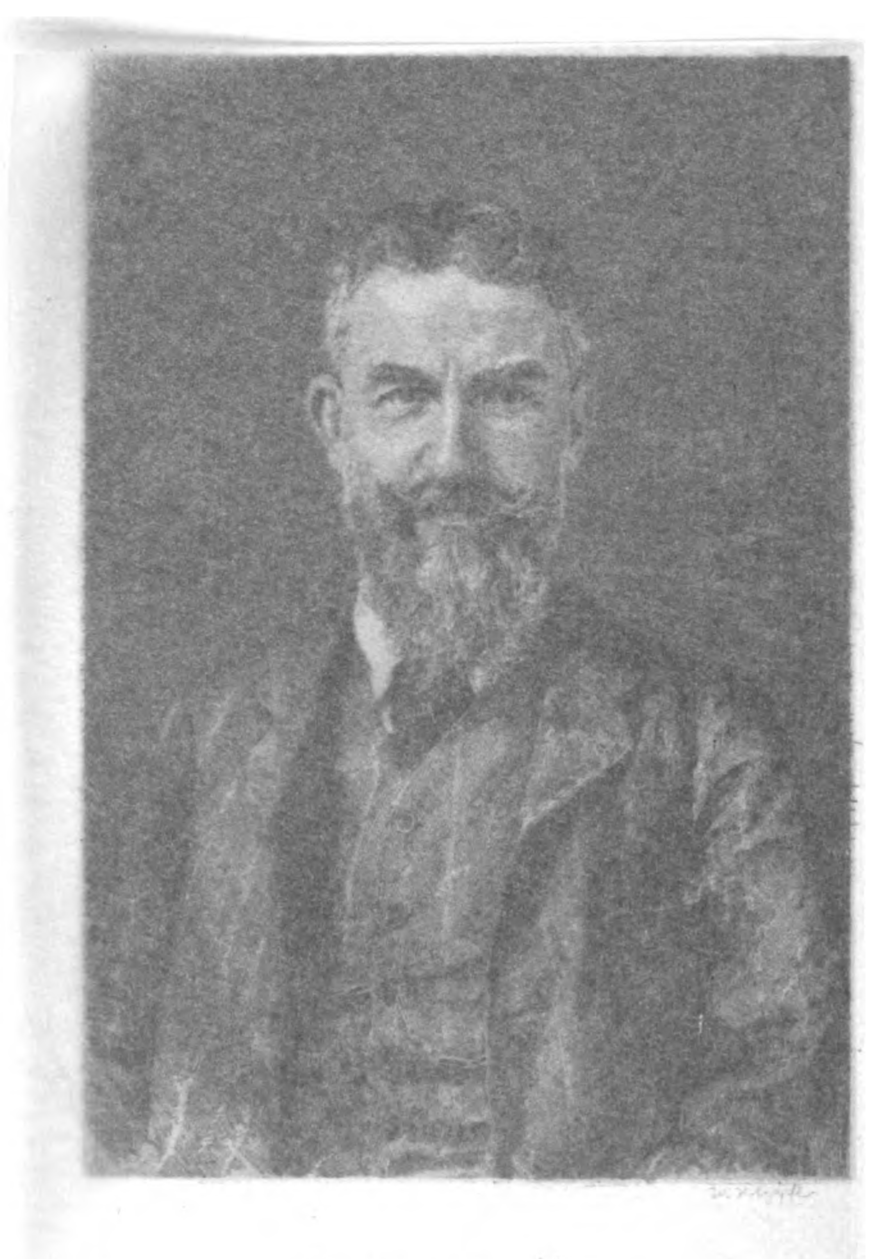
Eine deutsche Monatsschrift.

CXIX. Band. — Dezember 1906. — Heft 357.

(Mit einem Portrait in Radierung [illegible])



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



G Bernard Shaw

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXIX. Band. — Dezember 1906. — Heft 357.

(Mit einem Portrait in Radierung: Bernard Shaw.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Aus dem Kriegs= und Friedensleben eines preußisch=württembergischen Offiziers.

Von

Edm. Miller.

— Riedlingen. —

Der Vater des württembergischen Kriegsministers Albert von Suckow, Oberst Karl von Suckow, hat eine mehr als 60 jährige militärische Laufbahn zurückgelegt. Er war 1787 in Mecklenburg geboren und ist mit 13 Jahren in das preußische Heer eingetreten, aber schon 1807 führten ihn die weltbewegenden Ereignisse in württembergische Dienste. Er hat fast sämtliche Feldzüge für und gegen Napoleon mitgemacht. Leider ist es ihm nicht vergönnt gewesen, 1870/71 zu erleben und so die Erfolge zu schauen, welche die Württemberger in erster Linie seinem berühmten Sohne danken müssen.

Der Held unserer Erzählung, Oberst Karl von Suckow, starb als Mitglied des Ehreninvalidenkorps zu Stuttgart, etliche Jahre bevor sein Sohn Albert jene hohe militärische Stufe Schwabens erklommen hatte. Aber er hat noch die Anläufe gesehen, die dieser genommen, und erkannt, daß er zu Außerordentlichem berufen sein müsse.

Was nun der Oberst uns berichtet, ist doppelt interessant; denn er berichtet als Mithandelnder, als einfacher Soldat und nächster Augenzeuge. Wenn wir uns in diese schlichten Relationen vertiefen, so können wir nur aufrichtig bedauern, daß gerade Überlieferungen dieser außerordentlich zuverlässigen Art so selten sind; denn erst bei ihrem Studium lernt man die wahren Verhältnisse tatsächlich kennen und würdigen.

Die Ereignisse jagten sich förmlich; niemand hatte Muße zur Schriftstellerei. Wie viele überlebten länger ihre Taten und ihr Unglück? Schreckliche Ernte hielt der Tod unter den Kämpfern jener Tage. Suckow hat alle seine Kameraden überlebt. Indem er auf seine vielbewegte Vergangenheit zurückblickt, spricht er den Wunsch aus, daß für

unser teures deutsches Vaterland nie wieder eine Zeit kommen möge, wie jene, in der sein Mark und seine Kräfte und das Blut seiner Söhne dem Ehrgeiz und der Ruhmbegierde eines fremden Eroberers geopfert werden mußten.

So einfach der alte gediegene Soldat aus dem Schatze seiner vielen jahrzehntealten Erinnerungen erst kurz vor seinem Tode schöpfte, so interessant sind, so ergreifend wirken seine Schilderungen.

I.

Vom mecklenburgischen Elternhause in die preußische Armee. 1800 bis 1806.

Das Jahrhundert hatte gewechselt, als Karl von Suckow 13 Jahre alt geworden war und daran dachte, in Berlin in ein Regiment einzutreten.

Verstand es sich doch ganz von selbst, daß jeder kriegslustige Jüngling es für die höchste Ehre hielt, in das preußische Heer eingereiht zu werden. Karls Eltern hatten daher schon den Konfirmationsanzug des Knaben als blauen Frack, sowie weiße Inexpressibles anfertigen lassen, um diese Kleidungsstücke gleich nachher in die Interimsuniform des künftigen Herrn Regimentskadetten umschneidern zu können. Auch war man frühzeitig auf die Schaffung eines sicheren Anhaltspunktes für den unerläßlichen Zopf mit seiner bleiernen Kugel bedacht, damit derselbe ja recht wagerecht über die Schultern herabhänge. Man schonte daher beim Haarschneiden die Stelle für den notwendigen Anknüpfungspunkt und ließ ein sich nicht gerade besonders schön ausnehmendes Büschel stehen.

Nachdem die erste Ausrüstung so weit gediehen war, nahm der 13jährige Knabe schweren, aber kühner und fröhlicher Ideen vollen Abschied vom geliebten Elternhause, das er erst nach sechs Jahren wiedersehen sollte; nur zertrümmerte Hoffnungen bedeckten den Boden bei seiner Heimkehr.

Mit einer mecklenburgischen Landpost fuhr der junge Suckow Tag und Nacht gen Berlin, wo er von einem braven Verwandten, Leutnant von Arnim, empfangen und sofort dem General von Götz vorgestellt wurde, damit er ihn in seinem Regimente als Kadetten aufnehme.

Dieser Herr galt in der ganzen Armee als seltener Sonderling — schon deswegen, weil er der einzige war, der mit königlicher Ermächtigung Kopfleidens halber keinen Zopf trug und auch sonst die tollsten Einfälle hatte. In dem damals meist aus Fremden und Geworbenen zusammengesetzten Heere gab es viele Deserteure. Diese Bummler und Eckensteher machten aus dem „Handgeldnehmen" ein förmliches Gewerbe. Man traf deswegen strenge Kontrollmaßregeln, namentlich wenn Sonntags die Berliner ausflogen und die Ringmauern durch die Wach-

tore passierten. Jene Strolche mischten sich daher gern in Zivil unter die Passanten, um möglichst bequem zu entwischen. Die wieder Eingefangenen mußten nachher immer gestehen, durch welches Tor sie geflohen waren; so konnte man den wachthabenden Offizier leicht ermitteln. War der nun vom Regiment Götz, dann war der General über die mangelhafte Beaufsichtigung jedesmal äußerst ungehalten. Suchte der gerüffelte Leutnant seine Unschuld darzutun mit dem Einwand, er dürfe doch keinen Bürger verhaften, so erwiderte Götz: „So, Sie dürfen Leute in Zivil nicht verhaften? Jetzt will ich Ihnen sagen, wie ich es machte, als ich als Leutnant noch Wachtdienst tat. Jedem ohne Unterschied rief ich zu: Will sich der Schlingel nicht bei mir melden? Lautete nun die Antwort: Herr Leutnant, das verbitte ich mir, ich bin kein Schlingel, dann war es ein Berliner Bürger, erschrak aber der Angeredete, dann war es ein Deserteur, und dann ließ ich ihn arretieren."

So war es auch gar nicht zu verwundern, daß dieser 72 Jahre alte Herr Regimentskommandeur dem jungen Suckow sehr mißmutig den Befehl erteilte, vorher noch um einen halben Kopf zu wachsen und dann wiederzukommen. Das war ein niederschmetterndes Verlangen. Doch fand der unglückliche Junge bald seine ganze Energie wieder und ging mit dem Herrn Vetter zu dem General von Larisch, einem freundlichen Greis, ebenfalls von mehr als 70 Jahren. Auch dieser lehnte zuerst ab, weil Suckow zu klein sei. Aber Herr von Arnim versicherte, sein Cousin werde sich gewiß alle Mühe geben, möglichst viel und rasch zu wachsen. Da mußte der General lachen, wobei ihm ein goldener Zahnstocher entfiel, den Suckow gewandt auffing und mit der graziösesten Verbeugung, die ihm sein Tanzmeister auf dem heimatlichen mecklenburgischen Landsitze gelehrt hatte, Herrn von Larisch überreichte. „Der kleine Flachskopf hat doch Lebensart; ich will ihn nehmen als überkompletten Junker." Das war nun allerdings keine übermäßig hohe, aber eine um so merkwürdigere Charge. Der überkomplette Junker wurde bei irgend einem verheirateten Soldaten, der ihn überwachen mußte, einquartiert; er hatte weder auf Löhnung noch Verpflegung Anspruch, dagegen auf eine Kommißuniform, wofür er die Unteroffiziere in allen Dienstzweigen gratis zu vertreten hatte. Aber was bedeuteten alle diese mißlichen Umstände gegen die eine Tatsache, daß unser junger Held jetzt wenigstens der preußischen Armee angehörte.

Er kam in die Kompagnie des Hauptmanns von der Goltz, eines schon bejahrten und wohlbeleibten Herrn, der den neuesten Zuwachs seiner Truppe dem Korporal Meritz in der Stadt übergab, dessen Gattin, mit jedem Zoll eine echte und rechte Berlinerin, sich als perfekte Köchin vorstellte, die lange einen Kriegsrat sogar mit ihrer Kunst erfreut habe.

Wir können den eigenartigen Haushalt nicht mit gänzlichem Stillschweigen übergehen. Neben dem einzigen Raume für alles befand sich

noch eine kleine Kammer, in der zwei Betten standen; das eine war für Suckow bestimmt, das andere für den Flügelmann der Kompagnie, der seines Zeichens ein ganz liederliches Subjekt, auch Musiker war und stets berauscht vom Aufgeigen bei Tanzmusiken heimkehrte. Bei diesem langen Musiker schlief noch ein Knirps, ein polnischer Tambour, Sauhirte von Beruf, und nach seiner eigenen Meinung bedeutender Taktiker und Stratege. Mit Stolz erzählte er niemals etwas anderes, als die ganz dem Reglement entsprechenden Sicherungsmaßregeln, durch welche er seine Lieblinge, die Schweine, vor den heimtückischen Angriffen der raubgierigen Wölfe zu schützen verstanden hatte.

An diesem Orte also wurde Suckow von dem Korporal Meritz eingekleidet und ausgebildet und zeigte sich dabei so fleißig, daß er bald als tauglich zum Diensttun erklärt werden konnte. Mit brennender Sehnsucht erwartete er den Augenblick, wo er sich zum ersten Male in Uniform dem erstaunten Berlin würde zeigen können. In den Kasernen hatte man damals nur die Unvertrauten untergebracht, die übrigen dagegen, die Vertrauten, mit mäßiger Kontrolle bei den Bürgern. Nach dem Zapfenstreich rief ein Unteroffizier von der Straße oft drei bis vier Etagen hoch hinauf; erfolgte kein „Hier!", so galt der Angerufene als über Urlaub ausgeblieben, was jedoch selten vorkam, denn im Notfalle antwortete des Soldaten bessere Hälfte mit Stentorstimme.

Es sei schon, sagt Suckow, für den Sohn aus guter Familie keine Kleinigkeit gewesen, mit solchen Soldaten zusammen zu leben und namentlich ihre Unterhaltung anzuhören; denn die meisten waren Ausländer, aus allen Ecken und Enden Europas zusammengewürfelt, wahre enfants perdus.

Wie hat sich dieses alles jetzt geändert, wo in keiner anderen Armee ein höherer Grad von sozialer und selbst wissenschaftlicher Bildung auch unter den Soldaten zu finden sein dürfte, als in der deutschen.

Anders lagen aber damals schon die Dinge im Offizierskorps, welches meist nur aus Landeskindern und Deutschen bestand. Sein „esprit de corps" und die aus diesem hervorgehende freundschaftlichste Kameradschaft machten den Dienst sehr angenehm, ganz abgesehen davon, daß diese militärische Tugend den größten Einfluß auf die Disziplin, ja selbst auf die kriegerischen Leistungen einer Truppe übt. Wir müssen nach Suckows Schilderungen das preußische Offizierskorps mit den Fasces der Römer vergleichen; nur wenn sie zusammenhalten in Not und Tod, sind sie stark, und der Erfolg ihrer gemeinschaftlichen Leistungen muß immerdar ein unzweifelhafter sein.

Von dem vielbeschrieenen Luxus aber weiß unser Held nirgends etwas zu erzählen; er spricht im Gegenteil von dem einfachen Leben in den Familien- und Gesellschaftskreisen der Armee. Bei Gastmählern selbst wurde nur einfaches Kottbuser und Fredersdorffer Gebräu ge-

schenkt. Auch das Spiel wurde lediglich in den bescheidensten und nur erlaubten Grenzen gepflegt. Verpflanzt wurde dieses nach Preußen durch aus Mecklenburg, dem Lande des Kartenspiels, wie Suckow seine engere Heimat nennt, gekommene Offiziere. L'hombre vertrat damals die Stelle des heute so beliebten Skats.

An Dienst hat es für Offiziere und Junker nicht gefehlt. Ihrer Ausbildung wurde große und gewissenhafte Aufmerksamkeit geschenkt. Namentlich der Unterricht im Kadettenkorps war sehr umfassend und belehrend; die gelehrtesten, vielleicht nur zu gelehrte Offiziere gingen aus ihm hervor. Die Lehrstühle waren mit berühmten Kräften besetzt.

Diese von Friedrich Wilhelm I. 1717 zu Berlin gegründete Bildungsanstalt hat von Anbeginn ihres Bestehens an sich des höchsten Ansehens in allen militärischen Kreisen ganz Europas erfreut. Heute ist sie in Großlichterfelde — garnisoniert.

Nicht so günstig stand es um die Mannschaft. Sie bildete zwei Klassen. Es bestand damals schon so etwas wie eine Konskription aus Landeskindern mit einer Rekrutenschule vom 15. März bis 23. Mai jeden Jahres. Sie endete mit einer Besichtigung vor dem König und einem Manöver in der Nähe von Berlin gegen einen supponierten Feind. Darauf wurden die Leute, mit Ausnahme der zu Unteroffizieren beförderten, wieder in die Heimat beurlaubt. Die präsente Mannschaft dagegen bestand nur aus Geworbenen. Aber auch diese genossen keine Ausbildung und Instruktion in unserem modernen Sinne; man befahl eben dem Soldaten, und er gehorchte, das genügte. Hatte er nur gewandte Handhabung des Ladestocks erlernt, so war es gut. Was Suckow uns von diesen Schlußmanövern berichtet, ist freilich nicht geeignet, uns zu beruhigen; wir können es unmöglich als eine hinreichende Vorbildung für einen Kampf gegen die himmelstürmenden Franzosen ansehen. Alles ging langsam, gemessen, in geschlossenen Gliederungen, ob groß oder klein; die so überaus wichtige und notwendige, die Grundlage des ganzen Soldaten darstellende Einzelausbildung gab es nicht. Wenn nur alles zusammen klappte, dann herrschte eitel Freude. Das ist gewiß sehr gut, ja, heute sogar noch unbedingt notwendig, aber es hätte auch damals schon doch nur die Vorstufe der Ausbildung einer Truppe sein sollen, welche aufgelöst ebenso wie geschlossen Feuerdisziplin bekunden und in der Hand des Führers bleiben muß. Doch von den Mannschaften schon zu den Unteroffizieren fehlte jeder gesunde Übergang. Die einen wurden, wie wir gehört, nach diesem kurzen Drill entlassen; eine dreivierteljährige Waffenruhe trat ein.

Die Unteroffiziere dagegen waren sehr lang gediente, alte Leute, zu Roß wie zu Fuß gleich unbeweglich; ihr Dienst beschränkte sich neun Monate lang im Jahr nur auf Wache, sonst mochten sie ihrem bürgerlichen Beruf leben und neben der vollen Löhnung ein nettes Stück Geld

verdienen. So fremdartig uns Kindern des 20. Jahrhunderts diese Zustände auch erscheinen mögen, bei ihrer Beurteilung und bei Vergleichen mit unserer glücklicheren Gegenwart dürfen wir ja nicht in den Fehler verfallen, den modernen Maßstab anzulegen, sonst werden wir uns immer falsche Ansichten über die Geschehnisse jener traurigen Zeiten bilden. Die Wurzel alles Übels lag eben, wie wir in der Folge noch manchmal sehen werden, darin, daß man den gewiß rühmenswerten Grundsatz altpreußischer Sparsamkeit übertrieben hatte. —

Bei der angeborenen militärischen Veranlagung des jungen Suckow schritt die dienstliche Ausbildung so sicher und rasch voran, daß er bald auf Wache ziehen konnte. Das galt gleichsam als die Feuertaufe im Frieden. Mit Stolz zog der Junker unter dem Kommando des Leutnants von Mecklenburg auf eines der Ringwalltore, durch welches von allen Himmelsrichtungen die Straßen nach Berlin hineinführten. Suckow mußte dem Offizier behülflich sein, alle ein- und auspassierenden Fremden auf das genaueste zu examinieren. Dieser Dienst verschaffte dem Jüngling das Glück, einen Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen, der schon damals als einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Armee bekannt war, wenn man auch seine dereinstige ruhmvolle Laufbahn noch nicht vorhersehen konnte. Oberst von York, Kommandeur des in Mittenwalde oder Fürstenwalde garnisonierenden Fuß-Jäger-Regiments, war es, der auf einfachem Jagdwagen das Tor passierte — ein ernster Mann, der die von dem Leutnant gestellten Fragen kurz beantwortete. Er, der Helden einer, wie sie im Laufe der Befreiungskriege aus der preußischen Armee hervorgingen, ahnte damals wohl selbst nicht, daß sein Name ein Jahrzehnt später als einer der hellsten Sterne am deutschen Horizont glänzen sollte, welcher auch in der spätesten Zeit von jedem Vaterlandsfreund mit dankbarer Verehrung genannt werden würde. Das war ein aufregender Tag für unseren jungen Helden gewesen, der die Nacht in der Offizierswachtstube zubringen durfte. Entzückt ob solchen Entgegenkommens seines Leutnants wünschte er dem Herrn von Mecklenburg, nachdem dieser den Lehnstuhl und er selbst die hölzerne Pritsche okkupiert hatte, recht gute Nacht und wohl zu schlafen. „Aber, Junker, wie können Sie sich erlauben, mir wohl zu schlafen zu wünschen? Merken Sie sich, auf der Wache schläft man nicht!"

Doch entsetzlich hört er schnarchen
Alsbald den Wachmonarchen.

Das Jahr 1804 brachte Suckow das Offizierspatent, welches den Jüngling gewiß mehr beglückt, als den Greis die Verleihung des Feldmarschallstabes.

Peinlich hütete sich Preußen, an den Welthändeln teilzunehmen, wie andererseits mit dessen achtunggebietender Armee den Tanz zu wagen, sich auch Napoleon sorgsam zu überlegen schien. Aber schon 1805 zeigte sich, daß ein Ausweichen kaum mehr möglich war. Bernadotte war gegen alles Völkerrecht durch das Ansbachische gezogen, worauf sich in Preußen im Volke womöglich eine noch kriegerischere Stimmung fühlbar machte, als im Heere selbst. Man sah nur zu deutlich, daß der Korse keine politische Selbständigkeit mehr neben sich duldete und Verträge wie Völkerrecht mißachtete. Der König befahl daher, um gegen die gefährlichsten Überraschungen wenigstens gewappnet zu sein, eine teilweise Mobilisierung der Armee.

Haben wir bisher schon manches gehört, was an dem hereinbrechenden Unglück mitschuldig gewesen, so lernen wir von nun an noch verderblichere Übel kennen. Selbst dem jüngsten Fähnrich der Fußtruppen wurden zwei Pferde gestellt, eines davon für seine Bagage. Zur weiteren Feldausrüstung gehörten ein Bettsack mit vollständigem Bett, Koffer, Zelt, Feldstuhl, Feldtisch und Stallrequisiten. In keiner Armee führt heute der Offizier eine bescheidenere und zweckmäßigere Feldausrüstung mit sich, als in der deutschen; trägt er doch selbst einen Tornister, und sein Koffer läßt sich fast mit leichtem Griffe handhaben. Jene gewaltige Bagage wurde zum großen Gaudium der Berliner Rangen durch die Straßen der Residenz „eingefahren". Die Packtiere glichen Kamelen, die Arabiens und Ägyptens Sandwüsten durchziehen. Die Verpflegung der Truppen ließ zu wünschen übrig; man verließ sich zu sehr auf das Entgegenkommen des Quartiergebers, und die Bekleidung war aus zu geringem Material gefertigt. Die Berliner Bürgerschaft lieferte den Ausmarschierenden grauleinene Hosen, sehr weit gefertigt, damit die Soldaten dieselben zum besseren Schutze gegen die Witterung über die ärarischen Pantalons ziehen konnten. Auch hier sehen wir ein verhängnisvolles Sparsystem walten, das nur zu bald schreckliche Folgen zeitigte.

Die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz war geschlagen; Napoleon gab Hannover, welches durch den Vertrag zu Wien gegen Abtretung von Ansbach, Naumburg und Cleve an Preußen gefallen war, dem Engländer zurück. Da reichte der König dem Kaiser Alexander über dem Sarge Friedrichs des Großen die Hand zum Bunde und erklärte am 8. Oktober 1806 an Frankreich den Krieg.*) Heer und Volk jubelten. Vom ältesten General bis zum jüngsten Musketier zweifelte niemand, daß der Feldzug nur die ruhmreichsten Folgen für die Armee haben,

*) Dieser in der Nacht vor Alexanders Abreise stattgehabte Vorgang forderte den besonderen Zorn Napoleons heraus.

sowie für Preußen die günstigste Entscheidung aller politischen Fragen herbeiführen müsse. Daß es anders gekommen, wissen wir. Warum es anders gekommen, steht auf einem anderen, nicht so einfach zu enträtselnden Blatte. Suckow faßt die Übelstände dahin zusammen: Bekleidung, Verpflegung ungenügend, große Hin- und Hermärsche, grundlose Wege, zahlreiche Erkrankungen der konskribierten, nur kurz gedienten Inländer, Massendesertionen der geworbenen Ausländer — in einer einzigen Kompagnie fehlten am Morgen oft ein Dutzend solcher Strolche. Kein Soldat hatte einen Mantel. An allen Ecken und Enden sah man nur zu schreckliche Folgen eines kleinlichen Sparsystems. Wäre dieses nicht gewesen, hätte die Doppelschlacht immerhin verloren sein mögen, ihre Wirkung jedoch hätte niemals so verderblich werden können.

Da kam die niederschmetternde Kunde von dem unglücklichen Ausgang des schon zwei Tage nach erfolgter Kriegserklärung stattgehabten Gefechtes bei Saalfeld. Die dort kämpfende preußische Vorhut ward zersprengt, die Geschütze und die Kriegskasse wurden verloren. Was aber weit niederdrückender wirkte, Prinz Louis Ferdinand, ein Neffe Friedrichs des Großen, welcher gleich seinem Bruder August Ferdinand, dem noch eine ruhmvolle Laufbahn winkte, zu den Lieblingen von Heer und Volk zählte, war auf der Wahlstatt geblieben. Mit dem Heldentode hatte er seinen tollkühnen Wagemut und seinen Feuereifer besiegelt und damit auch das Königshaus an der Blutsteuer für die Sache des Vaterlandes seinen Tribut entrichtet. Die Leiche des im Tode wie im Leben gleich schönen Prinzen beraubten die Franzosen und warfen sie dann völlig entkleidet aus dem Fenster in den Hof eines Gebäudes, in welches der gefallene Held von seinen Getreuen getragen worden war. **Mauvais augures!**

Als der 14. Oktober 1806 anbrach, herrschte fast undurchdringlicher Nebel. Von Erfurt erwartete, sehr notwendige Lebensmittel waren in den grundlos gewordenen Wegen stecken geblieben; die Soldaten waren halb erfroren und fast ausgehungert. Die Reservearmee stand zu weit, weit hinter Halle, zurück. Furchtbar wurde bei Jena und Auerstädt in den beiden Schlachten gerungen; die geworbenen Ausländer allein rissen in Massen aus und konnten schwer nur und vereinzelt wieder zum Stehen gebracht werden. So richteten sie große Verwirrung an. Die preußische Tapferkeit aber zeigte sich in ihrem glänzendsten Lichte. Daran zu zweifeln, ist Komödie. Mit Mühe ward Friedrich Wilhelm dem wildesten Kampfesgetümmel entrissen; drei seiner Generale, der Herzog von Braunschweig, Schmettau und Möllendorf, hatten tödliche Wunden empfangen, unverhältnismäßig viele Offiziere ihr Leben gelassen; ein Drittel der Armee war

vernichtet, überrannt von einem übermächtigen Gegner, der seit vierzehn Jahren fast ununterbrochen gefochten und in dem kaum zu verwüstenden Stamm der alten bourbonischen Königstruppen eine ausgezeichnete Grundlage gefunden hatte.

Suckow hat wenige seiner Regimentskameraden wiedergesehen, sechzehn waren gefallen, darunter der Oberst von Walther und Kronegk an der Spitze des Regiments. Der Sohn, ein fünfzehnjähriger Junker, rettete des Vaters Leiche auf dem Pferde, das der gefallene Held in der Schlacht geritten, nach Erfurt.

Dem jähen Schlage vom 14. folgte rasch der vom 17., wo Eugen von Württemberg trotz aller persönlichen Tapferkeit 22 Geschütze und 4000 Gefangene verlor. Der kurze, aber entscheidende französische Siegeslauf von 1806 zeigte nur zu deutlich, daß Napoleon von langer Hand her alle Vorbereitungen zur Überraschung und Niederwerfung Preußens insgeheim und unter den freundschaftlichsten Friedensbeteuerungen getroffen hatte. Suckow, welcher zuletzt die Regimentsbagage, 30 Wagen und 60 Pferde, retten sollte, marschierte, um Umgehungen zu hindern, auf Nebenwegen unter strömendem Regen auf Magdeburg zu. Glücklich erreichte er das Ziel, zog aber bald weiter in der Richtung auf Berlin und schloß sich am Ende Blücher an, der ihm als engerer Landsmann und Hausfreund gut bekannt war. Der berühmte Feldherr marschierte weiter gen Norden nach Mecklenburg. An dessen Grenzen standen überall hohe Pfosten mit der Warnung: „Pays neutre du duc de Mecklenbourg“, wovon aber die Franzosen am wenigsten Notiz nahmen. Nach sechs Jahren sah der nun 19jährige Leutnant von Suckow das elterliche Haus bei Wismar wieder. Nach kurzer Begrüßung ging es weiter nach Lübeck. Senatus populusque protestierte vergebens gegen den Einmarsch Blüchers, der von der alten Hansestadt aus in schwedischen Schiffen nach Preußen übersetzen wollte. Aber Gustav IV. trat dem entgegen und lieferte sogar bei Lauenburg ein kleines Gefecht.

Die Truppe, bei welcher Suckow war, wurde in dem Vorwerk Dänschenburg untergebracht. Das Triumvirat Soult, Murat, Bernadotte nahte. Mit Ungestüm warfen diese Generale ihre große Übermacht in die Stadt, wo sich ein äußerst blutiger Kampf entspann. Blücher, ohne Brot, Munition und Fourage, kapitulierte, die Schweden mit ihm, aber unser Suckow war bei der Kapitulation vergessen worden und somit französischer Kriegsgefangener. Trotz energischen Protestes wurde ihm der Degen abgenommen, worauf der Franzose das Portepee daran abknöpfte, in die Tasche steckte und die Waffe selbst in den Fluß warf. Die Kriegsgefangenen wurden in einem elenden Raum untergebracht und scharf bewacht, aber ohne jede Verpflegung gelassen, so daß ihre Lage bald eine sehr kritische geworden war.

Endlich erschienen einige Händler und brachten Brot und Geld

gegen etwaige Wertgegenstände, welche bei der sonst sehr gründlichen Ausplünderung der Gefangenen noch unentdeckt geblieben waren. Nach einigen Tagen wurde die Bürgerschaft von Lübeck vorstellig und erhielt von den Marschällen die Erlaubnis, die gefangenen Offiziere zum Essen zu laden.

Suckow traf glücklicherweise einen Bekannten, der ihm auch zu reichen Barmitteln verhalf. Heinrich Tiedemann, mit dem Suckow die Domschule zu Schwerin besucht hatte, verbürgte sich bei dessen Quartierherrn, Bankier Genseland, für Suckow auf eine ansehnliche Summe. Der dadurch überaus Glückliche hatte erfahren, daß die Franzosen in Berlin Pässe verschacherten, in deren Besitz man einer Transportierung zu Fuß nach Frankreich entgehen konnte. Suckow gelang es, dahin zu kommen, nachdem eine große Zahl seiner mitgefangenen Kameraden ihn um seine Vermittelung gebeten hatten; nur die geborenen Polen zogen französische Gefangenschaft und in der Folge auch Dienste Napoleons vor, da sie von dem „unüberwindlichen Sieger" die Wiederherstellung Polens erhofften.

Mit Hilfe seiner Friedrichsdors erhielt Suckow in der Hauptstadt von einem Fourier des französischen Kommandanten Hulin 41 Pässe und alle Offiziere, auf deren Namen sie lauteten, auch ihre Freiheit. Die anderen mußten bis zum Tilsiter Frieden in traurige französische Gefangenschaft wandern. Als unser Held die Reise in die Heimat antreten wollte, erkrankte er plötzlich und gelangte deswegen nur bis Reinickendorf bei Berlin. Das konnte für ihn gefährlich werden, denn kein aktiver preußischer Offizier durfte sich bei Nacht in der Gegend aufhalten. Selbst dem Herzog von Braunschweig hatte Napoleon verweigert, seine schweren Wunden, denen er dann bald erlag, auf dem väterlichen Schlosse zu pflegen und ärztlich behandeln zu lassen. Suckows Paß lautete auf das väterliche Rittergut Niendorf. Der französische Inquisitor fand aber nach einigem Studium keinen Unterschied zwischen Reinickendorf und Niendorf und ließ Suckow ungeschoren. Endlich erreichte dieser das Vaterhaus, das einer französischen Kaserne glich, so wimmelte es von Einquartierung.

Schrecklich saugten der General Laval und der Intendant Bremont Mecklenburg aus. Auch Spanier waren als Hilfstruppen Napoleons da, unter dem Kommando des Marquis von Romana, der mit seinen Soldaten auf einem sehr guten Fuß zu stehen schien; denn er nahm häufig dem einen oder anderen die Zigarette aus dem Munde und transferierte sie in den eigenen. Was aber die französische Einquartierung in vielen, namentlich den besseren, Häusern besonders beschwerlich machte, lag daran, daß sehr viele der höheren Offiziere ihre Frauen und Kinder und sonstiges Gefolge mit sich führten.

Inzwischen war der unglückliche Friede von Tilsit geschlossen worden. Alle Anstrengungen Preußens, Jena und Auerstädt wett zu machen, waren vergeblich geblieben. Die Truppen hatte man zwar in eine bessere Verfassung gebracht, konnte aber in der Eile doch nur ein Korps, das Lestocqsche, zeitgemäß ausrüsten und mobilisieren. Eine ihm angemessene Armee durfte Preußen nicht mehr halten; sein heldenhaftes Offizierskorps wurde zum größten Teile aufgelöst. Gleich zahlreichen Unglücksgefährten war Suckow um seine Stellung gekommen. Was sollte der 19jährige Jüngling beginnen? Ein Mann muß arbeiten. Dank der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der herzoglich-mecklenburgischen Familie und dem russischen Kaiserhause erhält er eine Offiziersstelle in einer sibirischen Garnison. Auf Nimmerwiedersehen hat er von den Seinen, hat er vom Vaterlande Abschied genommen. Da begegnet er, schon aufgebrochen vom stillen, trauten Vaterhause, auf der Landstraße dem Major von Pentz, einem Jugendfreund des Vaters, der als Kommandeur der württembergischen Garde du Korps mit dem Befehle König Friedrichs nach Norddeutschland entsandt worden war, preußische Offiziere zum Eintritt in württembergische Dienste aufzufordern. Zufällig erkennt Herr von Pentz den jungen Suckow an der Familienähnlichkeit und hält ihn an. Nach kurzem Wortaustausch macht er den neugebackenen Russen mit seiner Mission bekannt und weiß nicht Rühmendes genug von dem schönen Lande am Neckar zu erzählen, von den prächtigen, tapferen Truppen, von dem glänzenden, heiteren Hofhalte. Freudig greift Suckow zu und schlägt in die Hand des seltenartigen Werbers. „Den Schnee- und Eisgefilden Rußlands war ich entflohen; einem deutschen Fürsten wenigstens durfte ich dienen.“ Sechzig Jahre lang ist er in Schwaben gewesen. Bewegt, aber ehrenvoll und glänzend war seine Laufbahn, überaus glücklich sein Familienleben. Aus seiner Ehe mit Emma, geb. von Calatin, die als hochgeachtete Schriftstellerin — Pseudonym Emma von Niendorf — 1876 in Rom gestorben, ging sein berühmter Sohn Albert hervor, der nicht viel über 40 Jahre alt als württembergischer Kriegsminister dem Schwabenlande wie dem gesamten deutschen Reiche in kritischer Zeit unschätzbare Dienste geleistet hat.

Im Sommer 1807 traf unser junger Held in Ludwigsburg ein. Das waren traurige Zeiten in Deutschland, namentlich im Süden, wo der Druck Napoleons und die Ohnmacht der Regierungen, diesem zu widerstehen, unser braves Volk zu einem ebenso unnatürlichen, wie vom patriotischen Standpunkte aus verwerflichen Bündnis mit Napoleon zwangen.

Den Höhepunkt der ganzen Misere darf man jedenfalls in das Jahr 1809 verlegen. Damals kämpften ganz Süddeutschland und Sachsen mit den Franzosen gegen Österreich. Leider folgte dem Schlage von Aspern nicht ein zweiter gleich ruhmreicher, sonst wäre es jetzt schon um Napoleon geschehen gewesen.

Suckow hat an dem Feldzuge 1809 nicht teilnehmen dürfen; er mußte vielmehr gegen die aufständischen Vorarlberger und Tiroler ziehen. Was er über die Zeit von 1807 bis 1812 berichtet, hängt weniger mit seinen persönlichen Erlebnissen zusammen und bietet des Wissenswerten mehr dem engeren Kreise Schwabens. Das Traurigste und Schlimmste, aber auch das uns Interessanteste harrte noch seiner in Rußland, wohin sein Schicksal ihn nun doch noch führte, freilich so ganz anders, als er sich damals gedacht, bevor er dem Major Penz begegnete.

II.

In Rußland.

Zweimal schien Napoleon I. von der gigantischen Idee befallen, nach Asien zu dringen und von Indien aus der englischen Macht den Todesstoß zu versetzen. Das eine Mal scheint er den Gedanken in Ägypten Ende des 18. Jahrhunderts schon erfaßt zu haben. Damals aber waren ihm die Hände noch gebunden; jetzt als Alleinherrscher konnte er unumschränkt schalten und walten.

König Friedrich von Württemberg kannte die Verhältnisse in Rußland von Grund auf; er hatte als Generalleutnant unter Katharina II. dort lange gedient. Die Kaiserin Maria Feodorowna, Pauls I. Gemahlin, war seine Schwester, und mit dem regierenden Kaiser Alexander I., seinem Neffen, stand er auf sehr intimem Fuße. So mußte seine eindringliche Warnungsstimme doppeltes Gewicht haben. Aber Napoleon konnte und durfte nicht stille stehen. Griff er nicht an, dann mußten alle andern über ihn herfallen. Denn nur die kleinste Ruhepause, die der Korse dem von ihm mißhandelten Europa gönnte, wäre als Schwäche ausgelegt worden.

Die Jahre 1810 und 1811 waren, abgesehen von den Kämpfen in Spanien, allzu süße Friedensjahre gewesen. Napoleon hatte die Engländer in die Kämpfe auf der pyrenäischen Halbinsel zu verwickeln verstanden. Der Marquis von Romana, den wir schon früher kennen gelernt haben, war von Dänemark mit seinem ganzen Korps geschickt entwichen, und das Ansehen Napoleons hatte bei Aspern einen furchtbaren Stoß erlitten. Das alles sollte der Triumphzug von Paris über Moskau nach Indien verwischen. Immer weiter wollte Bonaparte gegen Morgen dringen und das verhaßte Albion mitten in das Herz treffen. Die Völker von den Pyrenäen bis an die russisch-türkische Grenze, von der Eider bis Malta, 130 Millionen Menschen damals

umfassend, mußten ihre ganze wehrfähige Mannschaft stellen; und wie leicht war Rußland in Polen, das freudig für Napoleon kämpfte, zu verwunden!

Außer Besatzungstruppen für norddeutsche Festungen stellte Württemberg ein Hilfskorps von 16 000 Mann und 3500 Pferden, über welche König Friedrich in düsterer Stimmung bei Öhringen Heerschau hielt.

Suckow marschierte mit seinem Regiment durch Franken und Sachsen zunächst nach Brandenburg, wo er von einem Teil seiner alten Bekannten etwas scheel angesehen wurde, weil er nicht jenen preußischen Offizieren gleich gehandelt hatte, die in englische Dienste getreten waren, um nicht unter einem Napoleon gegen Rußland fechten zu müssen. Die Württemberger bildeten die 25. Division der „Großen Armee“ und wurden dem III. Armeekorps unter Marschall Ney zugeteilt, der dem Kronprinzen Wilhelm versicherte, mit den 16 000 Schwaben stets 40 000 Russen zu schlagen.

Von Brandenburg ging der Marsch weiter über Frankfurt a. d. Oder durch Polen, dessen christliche Bevölkerung dermaßen verarmt war, daß man nur an israelitische Quartiere denken konnte, wo man aber niemals etwas anderes hörte, als: „Wenn der Herr wird haben Geld, wird er bekommen zu essen; wird er nicht haben Geld, wird er nichts bekommen!“

So mußte man oft viel Geld bezahlen, nur um den Hunger zu stillen. Auf dem Rückzuge vollends war die Prellerei erst recht empfindlich, da man gar keine andere Wahl mehr hatte, als um jeden Preis zu nehmen, was diese Schacherer boten. Überall in Polen zeigte sich, wie dieses von der Natur verschwenderisch gesegnete Land unter den Folgen einer jahrhundertelangen Mißwirtschaft zu leiden hatte. So häßlich und verkommen aber die Dörfer auch sein mochten, so schön waren die Wälder, so saftig die Wiesen, so reich die Fruchtfelder; dies war lediglich den viele Jahre früher eingewanderten Deutschen, darunter besonders vielen Schwaben, zu danken, und es war ergötzlich, die nach mehreren Generationen noch entsprechend erhaltenen schwäbischen Dialekte mitanzuhören. Würden die Bewohner Polens den Boden rationeller nützen, dann zählte das Land zu den wohlhabendsten Gegenden des Kontinents.

Napoleon, von seinem Gesandten in Petersburg, Caulincourt, auf das gröbste getäuscht, hatte seinen Zug nicht genügend vorbereitet und es namentlich an der nötigen Sorgfalt für die Verpflegung der Armee fehlen lassen, ganz abgesehen davon, daß er den Vormarsch mit seinen Völkerscharen viel zu spät angetreten hatte.

Die württembergische Generalverwaltung, die von Anbeginn der

französischen Intendantur nicht recht traute, hatte so lange, als möglich, Proviant und Fourage nachführen lassen. Mit dem weiteren Vormarsch hörte auch dieses auf; zudem waren viele Transporte in die unrechten Hände gefallen. Von den gemeinsamen Armeemagazinen mußte man, wenn man nicht Franzose war, jedes Stück Brot erstreiten. Auf dem Schlachtfelde dagegen hatten die Deutschen immer den Vorrang. War Suckow doch Ohrenzeuge, wie ein französischer General unserem Kommandierenden erklärte: Napoleon beabsichtige, die deutschen Truppen noch möglichst zu verwenden, da er wohl wisse, daß er nicht mehr lange über sie verfügen könne, worauf Offiziere und Soldaten dem Wegreitenden Erdschollen nachwarfen, ein beredtes Zeichen dafür, wie es mit der Waffenbrüderschaft unter den Alliierten stand. Die Äußerung, unter allen anderen Umständen ein mehr als einfältig-naives Geständnis, spricht Bände und beweist, daß Napoleon nur aufbaute, um immer furchtbarer zu zerstören.

Da es mit der Verpflegung immer schwieriger wurde, mußten die Kompagnien von Thorn bis Warschau einzeln marschieren, wodurch der Zweck jedoch nicht nur nicht erreicht wurde, sondern die Truppen sich auch auf ganz ungeheure Distanzen verzettelten. Die Verbände waren jetzt schon äußerst geschwächt; sie hatten vier Fünftel ihres Bestandes verloren; die stärksten Kompagnien zählten noch 38 Gewehre. Unfern Warschau mußte die Kompagnie des Hauptmanns und späteren Obersten von Klapp, bei welcher Suckow stand, das Schloß des Marschalls Soult, eine kaiserliche Dotation aus dem Jahre 1807, förmlich stürmen, da der Schloßherr und „Herzog von Dalmatien“ seinen Alliierten das Quartier verweigerte. Klapp führte eine besonders konstruierte Axt mit sich; die Soldaten nannten sie den Kompagnieschlüssel, mit dessen Hilfe die festesten Schlösser und Türen ganz leicht gesprengt wurden.

Am 24. Juni 1812 war die russische Grenze erreicht; die Marketender verlangten für ein Stück Brot einen Taler. Die Russen hatten sich vom Niemen zurückgezogen. Unheimliche Stille. Keine Spur vom Feinde. Gleichwohl hörte man viele Schüsse fallen, die alle die traurigste Aufklärung fanden. Jedesmal meldete die Patrouille: „Ein Franzose“ oder „Ein Alliierter hat sich erschossen!“ Überall trat der von den Franzosen hochmütig konstruierte Unterschied zwischen „Franzosen“ und „Alliierten“ hervor. Die Selbstmorde nahmen kein Ende. Aber weit mehr Opfer forderten Ruhr und Typhus, und besonders große Niedergeschlagenheit unter den Schwaben rief die schwere Erkrankung des Kronprinzen Wilhelm in Breslau hervor. Endlich kam es zum ersten großen Kampfe bei Smolensk, wo die Württemberger furchtbare Verluste erlitten und viele von ihnen die allgemeine Verwirrung, die sich des Kaisers und seiner Marschälle bemächtigt hatte, mit dem Leben bezahlen mußten.

Nach Einnahme der eigentlichen Stadt war noch die durch den Fluß getrennte Vorstadt zu stürmen. Bis an den Hals im Wasser, wateten die Unseren hindurch; die zur Deckung kommandierten Portugiesen schossen zu kurz und verwundeten und töteten viele der Württemberger. Als die Vorstadt endlich genommen war, schossen sie die Russen in Brand und zwangen so die Sieger zu eiligem Rückzuge; abermals ging es durch den kalten Fluß. Dem schrecklichen Tage folgte eine noch schrecklichere Nacht. Furchtbar gelichtet, ausgehungert, todmüde, verwundet, mit Erschießen bedroht, wenn Soldaten ein wärmendes Feuer anzünden wollten, lagen die Truppen auf der nackten, feuchten Erde. Hier fragte ein General einen jungen Leutnant, der vor dem Ausmarsch aus Württemberg gemeint hatte: „So einen russischen Feldzug mache ich mit, wie ich ein Butterbrot esse," und dem der General damals erwidert hatte: „Herr Leutnant, ich werde Sie an dieses Butterbrot erinnern," „Nun, wie schmeckt das Butterbrot?" Die Antwort blieb aus. Der Gefragte drückte sich verlegen.

Der Armeebefehl Napoleons, der den nun raschen und ungestörten Einzug in Moskau und behagliche Winterquartiere verhieß, erwies sich als trügerisch; denn schon im „Heiligen Tale", durch welches die große Heerstraße in die alte Krönungsstadt der Zaren führt, kam es zu einem heftigen zwölfstündigen Kampfe. Die Württemberger hatten hier den seltenen Genuß, dieser Schlacht von den umliegenden Höhen aus zuzusehen. Ein furchtbares Chaos herrschte im Grunde, jede Leitung fehlte, Kommandos erschollen in einem Dutzend Sprachen; unaufhörlich wirbelten die Trommeln, schmetterten die Trompeten, knatterte das Gewehrfeuer, erdröhnte der Geschützesdonner, und Pulverdampf und Staubwolken hüllten die Kämpfer in undurchdringliche Schichten. Die Musikkorps spielten: „Freut euch des Lebens".

Plötzlich wurden auch die Würftemberger mit einem Hagel von Granaten überschüttet. Der Oberleutnant Baumann war auf seinem Schimmel aus dem schützenden Waldsaum herausgeritten und tummelte sein Roß. Als dies die Russen bemerkten, vermuteten sie starke Reserven im Walde und begannen, ein verheerendes Feuer auf ihn zu richten, welches den Schwaben wiederum große Verluste brachte.

Der überaus blutige Kampf im „Heiligen Tale" brachte die Alliierten auf längere Zeit zum Stehen, und statt der Winterquartiere mit den von Napoleon verheißenen reichen Genüssen durfte man ununterbrochen biwakieren und sich glücklich preisen, wenn man ein Stück Pferdeleiche und eine Wassersuppe, mit Unschlitt geschmalzt und mit Pulver gesalzen, erhaschen konnte.

Nach der Schlacht im „Heiligen Tale" kam es zu Differenzen zwischen Napoleon und dem württembergischen Oberkommando. Bonaparte löste das Armeekorps auf und wandelte es in drei Bataillone um,

die er mit den noch felddienstfähigsten Offizieren besetzte. Die württembergischen Generale protestierten zuerst hiergegen und wünschten die Genehmigung des Königs vorher einzuholen, entschlossen sich aber schließlich für die klügere Seite, nämlich zum Nachgeben. So organisiert zogen die Schwaben, noch 1300 Mann stark, in die blutigste Schlacht des neunzehnten Jahrhunderts, in die Schlacht von Mosaisk oder Borodino. Während des ganzen Tages kamen sie nicht aus dem feindlichen Feuer, nahmen eine Redoute von entscheidender Wichtigkeit und retteten den König Joachim Murat vor der Gefangenschaft und dem Marschall Ney das Leben. Drei Jahre später starben beide, Murat und Ney, den Tod des Verräters. Der französische General Marchand, ein ritterlicher Soldat des ancien régime, frei von allem Lumpentum, das den Generalen der Revolution und Napoleons so oft auf der Stirn geschrieben stand, der an Stelle des erkrankten Kronprinzen Wilhelm getreten war, sprach den Württembergern seine größte Anerkennung aus. Ihr Verlust betrug 40 Offiziere und 639 Mann. 20000 Alliierte waren in der Mordschlacht gefallen. Im Kreml zu Moskau dankte der Kaiser nochmals den Schwaben, nahm den Kommandierenden ihrer Infanterie, den bei Borodino verwundeten General von Scheler unter die französischen Reichsgrafen auf und dotierte ihn mit einer Jahresrente von 20000 Franks, welche aber nach dem Sturze Napoleons, wie alles andere, fiel.

Bis dahin hatte man die Verwundeten auf dem Schlachtfelde liegen lassen; ein jeder mochte sehen, was aus ihm wurde. Am glücklichsten noch die Toten! Nach dem Tage von Borodino aber errichteten die Württemberger selbständig ein Spital. Suckow wurde mit dieser schwierigen Aufgabe betraut, zu deren Lösung er das Dorf Selso Carachin wählte. So mangelhaft die Einrichtungen auch nur sein konnten, gerettet wurden doch viele. Den Schwerverwundeten war freilich nicht mehr zu helfen, da es am Allernötigsten fehlte. So fanden täglich Aussetzungen statt; zu Beerdigungen hatte man keine Zeit. Luft und Würmer versahen die Stelle des Totengräbers. Nach einigen Wochen konnten die leichter Blessierten das Spital verlassen und gegen Moskau nachziehen. Da die württembergische Intendantur rastlos tätig war, hatten die Truppen wenigstens bis Wilna regelmäßig Sold und einzelne höchst willkommene Liebesgaben aus der Heimat erhalten. Jetzt aber hörte auch dieses auf. Der Marketender Reuß gab Suckow ein Darlehen gegen Wechsel, den die Kriegskasse 1813 pünktlich einlöste, aber einzuziehen versäumte. Dreißig Jahre später besuchte Herr Bankier Reuß aus Rathenow den längst zum Stabsoffizier Avancierten und händigte ihm das am einstigen Zahltag quittierte Dokument aus, das das einzige tragbare Andenken des Obersten an das schreckliche Jahr 1812 bis an sein Ende geblieben ist.

Am 14. September hatte das Heer von Bergeshöhen die ehrwürdige Stadt erblickt. „Moskau! Moskau!" durchlief ein Freudenruf die dem Tode geweihten Scharen. Moskau erschien so glänzend und gebietend, wie sonst. Die Türme seiner 300 Kirchen und deren goldene Kuppeln funkelten im Scheine der Sonne; seine zauberischen Paläste ruhten in Baumpflanzungen und Gärten, und majestätisch stieg der Kreml, die Zarenburg mitten aus dem Walde von Gebäuden und Pflanzungen empor. „Da ist denn endlich die berühmte Stadt!" rief voll Entzücken Napoleon. Am 15. langte er vor den Toren an — sie standen offen. Erstaunt harrte er mit seinen Marschällen, ob nicht die Behörden und das Volk zu einem feierlichen Empfange erscheinen würden. Niemand zeigte sich. Schauerliche Grabesstille herrschte. Volle 2 Stunden wartete der Kaiser, bis er endlich in die menschenleere Stadt einzog, deren Gebäude sämtlich dicht verschlossen waren. Unheimliches Grauen überfiel das Heer. Da plötzlich in der Nacht vom 15. auf den 16. schlugen hier und dort lichte Flammen auf. Der Gouverneur Rostopschin hattte überall brennbare Stoffe aufgehäuft, die Löschwerke aber weggeführt und zu diesem Zwecke alle Gefangenen losgelassen; manche Franzosen schürten noch in zerstörendem Unwillen. Am 16. September erhob sich ein wütender Sturm. An unzähligen Stellen schlugen die Flammen himmelan, so daß die Stadt nur noch einem wogenden Feuermeer glich. Fürchterlich war das Getöse und Gedränge der Menschen und Tiere, das Wutgeschrei der Sieger, die Angst der Fliehenden, das Geächze der Sterbenden, während in den prasselnden Flammen die Giebel krachend zusammenstürzten und das Blei zischend von den Türmen herunterfloß. Selbst den vom Kaiser bewohnten Kreml ergriff die vom Sturm getragene Flamme. In Wut und Entsetzen rief er: „Das sind ja Scythen!" War er besser? In ein benachbartes kaiserliches Lustschloß entkam er mit Not und Mühe. Endlich hatten die Flammen ausgetobt. Da ließ der Scythe des 19. Jahrhunderts seine Scharen zur Plünderung los, zuerst die Garden, dann seine Linientruppen, die Hilfsvölker sollten die Nachlese erhalten. Vierzehn Tage dauerte das Rauben und Zerstören; ungeheure Schätze wurden, namentlich in den Gewölben, gefunden. So lag die unermeßliche Stadt, das „französische Winterquartier", in Schutt und Asche. Doch ihr Brand war gleichsam die Morgenröte der wiederkehrenden Freiheit Europas. Aber alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten nützten nichts; es fehlte an Brot. Napoleon bot jetzt den Russen den Frieden, aber Alexander antwortete mit stolzer Kälte: „Erst jetzt wird der Krieg für die Russen beginnen!"

In dieser Zeit war Suckow mit einigen Dutzend Rekonvaleszenten in Moskau eingetroffen; er fand die Stadt niedergebrannt und von 40 000 verwilderten Soldaten ausgeplündert. Nahrungsmittel und Fourage fehlten so gut wie gänzlich. Luxusartikel, wie Kaffee, Schokolade, Liqueur und ähnliches dagegen gab es in Fülle.

Da proklamierte der Kaiser:

„Soldaten, Freunde, Franzosen!

Wider die Natur und Barbarei kann ich, könnt ihr nicht fechten. Die Reste meiner Armee soll mein vielgeliebter Schwager, der König von Neapel, in die wohlverdienten Winterquartiere führen. Freundschaftlich gesinnte Völker, die wir befreit und glücklich gemacht haben — er meinte damit die Polen — werden uns mit Liebe empfangen und mit Wohltaten überhäufen. Finde ich die Russen auf meinem Wege, so werde ich sie schlagen; finde ich sie nicht, desto besser für sie!"

Stolze Worte. Aber die Russen hatten den Kaiser längst gefunden und Kosaken ihn, ehe er in Moskau einmarschiert war, im Rücken bedroht.

Spät, sehr spät, erst am 19. Oktober, verließ die Armee die größtenteils in Ruinen daliegende Kaiserstadt. 500 Württemberger noch von den 16 000 zogen unter dem Grafen Scheler aus und, angeblich um die Russen zu täuschen, zunächst südlich nach Kaluga, und damit nur tiefer in das Innere des Riesenreiches, in Wirklichkeit aber, um eine weniger ausgehungerte Rückzugslinie zu gewinnen. Doch schon bei Tarutino bestand der König von Neapel ein unglückliches Gefecht, und am 24. Oktober ward der Kaiser auf den alten Weg gedrängt.

Das nun hereinbrechende Elend war namenlos. Kein Beispiel gleicher Gräßlichkeit hat die Weltgeschichte aufzuweisen. Suckow verdankte die Rettung des Lebens seinem Kompagniechef, Hauptmann von Klapp, der jeden Bissen mit ihm teilte, aber auch seinem eigenen, niemals versiegenden Humor. Einen grauenvollen Anblick boten die wieder betretenen, vor wenigen Wochen erst verlassenen Schlachtfelder, die ihre Nähe, lange, ehe das Auge sie erblickte, einem anderen der fünf Sinne bemerkbar machten. Auf diesem in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Rückzuge wechselten Szenen des größten Heldenmutes und edelster Kameradschaft mit den wüstesten und wildesten Vorgängen. Fast alle Verbände waren aufgelöst. Als ein französischer General von seinen Leuten einen Platz am Biwakfeuer verlangte, trotzten sie ihm: „Jetzt gibt es keine Generäle mehr; jetzt gibt es nur noch Unglückliche!" Ein württembergischer Soldat, ganz entsetzt über solche Disziplinlosigkeit, bot ihm seinen Platz am Feuer.

Bei Wjäsma verteidigten sich die Schwaben, jetzt noch 300 Mann stark und in zwei Züge formiert, nochmals gegen die Kosaken. Hier verlor Suckow sein Tagebuch. Erst fünfzig Jahre später begann er

wieder, den dringenden Bitten von Freunden und ihm stets gespannt lauschenden Bekannten nachgebend, auf Grund seines unverwüstlichen Gedächtnisses, von neuem Aufzeichnungen zu machen.

Wehe dem, der zu schwach war, die Kleider auf dem Leibe zu schützen. Als ein Gardist einen im Verscheiden liegenden General seiner Stiefel berauben wollte, rief der Sterbende: „Ich bin noch nicht tot, Soldat!“ „Ich werde warten, General!“ war die Antwort.

Ein andermal traf Suckow Soldaten, die hinter einer schützenden Aufbauung von Hölzern ein wärmendes Feuer sich angezündet. Plötzlich schien die Luft wie verpestet. Die Schutzwand bestand nicht aus Hölzern, sondern aus eingefrorenen und tief überschneiten Leichen. Immer größer wurde das Elend. Unzählige fielen unter den Lanzen der Russen, den Keulen der ergrimmten Bauern. Noch trauriger gestaltete sich das Los jener, die in Gefangenschaft gerieten und in russische Spitäler kamen. Fast die meisten starben ohne Pflege; die Leichen warf man oft nach Tagen erst zum Fenster hinaus, ohne den Tod amtlich festgestellt zu haben. Häufig verkauften die Kosaken ihre Gefangenen, statt sie den Vorgesetzten abzuliefern, pro Kopf um einen Silberrubel an die Popen. Bei 16 Grad Kälte, halbverhungert, Kleider und Stiefel zerrissen, unter Schneegestöber und Kosakenhetzereien zog Suckow mit dem Hauptmann von Ringler nach Smolensk. Trotz allen Elendes fehlte es auch an heiteren Szenen nicht. So fanden sie an einem Biwakfeuer einen Hauptmann, der einigen Franzosen, die natürlich kein Wort davon verstanden, ganz begeistert von Gmünd erzählte: „Ich setze mich im Gasthof zur Post oder zum Rad an einen schön gedeckten Tisch, verlange von einem Kellner die Speisekarte und wähle das Delikateste aus. Dazu einen Schoppen Uhlbacher. Sie kennen ja alle diesen vortrefflichen Rebensaft. Vor allem muß mir meine Frau, sowie ich nach Hause komme, einen Zwiebelkuchen backen.“ Der Ärmste wurde gefangen und starb zu Wilna.

Kurz darauf stießen Suckow und Ringler mit dem Generalauditeur und späteren Minister Kapf zusammen. Alle drei waren in trostlosester Lage. Plötzlich schlugen urbayrische Laute an ihr Ohr: „Aber dös is ä Sauleben. Jetzt möcht' ich nur beim Storchenwirt sitzen in Augsburg. I wollt' amol gar nix sagen vom Storchenwirt, wann i no beim Bräu säß.“ Es waren Chevauxlegers, die nun gutmütig mit dem halberfrorenen Kleeblatt ihr Feuer teilten. So oft später Suckow dem Minister Kapf begegnete, rief dieser ihm zu: „Wenn i no beim Bräu säß!“ —

In Smolensk hatte Napoleon gefüllte Magazine und gute Quartiere in Aussicht gestellt. Viele fanden unmittelbar vor der hochgelegenen Stadt den Tod, weil sie nicht mehr imstande waren, sich den steilen und glatten Weg hinauf zu schleppen. Zwölf württembergische Offiziere

quartierten sich in einer zerfallenen Scheune ein, die bald von Franzosen zu dem gleichen Zwecke belagert wurde. Die braven Verbündeten bestiegen den First und begannen das Strohdach abzudecken, wurden aber von den Insassen heruntergestochen und -geschossen, bis sie schließlich abzogen. Aus den Magazinen erhielten die Unsrigen fast nichts, die Franzosen oft die zehnfache Ration; so waren Mord und Totschlag um einen Laib Brot an der Tagesordnung; man wußte niemals, ob geplündert oder ausgeteilt wurde.

Graf Scheler hatte sein Hauptquartier in einer Vorstadt bezogen und dort ein eigenes Magazin errichtet; mit Mühe nur schlug er die fortwährenden räuberischen Angriffe der Franzosen auf dasselbe zurück. Major von Lützow meldete sich bei ihm mit seinem noch 12 Reiter starken Regiment ohne Pferde.

Bei Krasnoi kam es wieder zu einem Gefecht, an welchem zum ersten Male auch die französischen Garden teilnahmen, nachdem sie bisher allen Schlachten nur zugesehen hatten, um als letzter Trumpf ausgespielt zu werden. So glänzend der Sieg am 12. August auf demselben Boden gewesen, so schrecklich war jetzt die Niederlage der Garden. Mit Mühe entging in diesem Gefechte Suckow der Gefangenschaft. Er zog nun einige Zeit ganz allein und bald darauf mit dem Generalarzt Köllreuther weiter.

Streng hatte bisher Napoleon alle Nachrichten nach Westeuropa unterdrückt. Selbst um diese Zeit noch glaubten die verbündeten Regierungen und Völker den Kaiser in siegreichem Vordringen und als unumschränkten Gebieter in Rußland. Sogar die Nachschübe aus der Heimat, die längst die russische Grenze überschritten hatten, meinten dasselbe. So begegneten Suckow und Köllreuther nachts 12 Uhr im Walde einem zur Verstärkung nach Smolensk marschierenden Artillerietrain, dessen Führer um das Neueste von den siegreichen Franzosen bat. „Sie befinden sich auf der brillantesten Retirade, wovon dieser Wald morgen schon Zeuge sein wird." „Das ist nicht wahr, ich muß dieses Geschütz doch nach Smolensk bringen." „Die Russen werden Ihre Sendung mit großem Vergnügen in Empfang nehmen." „Unsinn! Franzosen retirieren niemals."

Suckow hat nimmer den Humor verloren und manchen Kameraden durch sprudelnden Witz und lustige Weisen, die er seiner Gitarre entlockte, aufgerafft und gerettet. Vor dem Ausmarsch in Schorndorf hatte er seinen Regimentskommandeur gebeten, die Laute mitnehmen zu dürfen, sie werde sicher gute Dienste leisten.

Nach mehrtägigem Marsche trennte der Generalarzt Köllreuther sich von ihm, um kranken und elenden Soldaten seine Hilfe zu bieten, ein ebenso heroischer, wie aufopfernder Entschluß.

Endlich war die Beresina erreicht, jenes schmähliche nasse Grab für

Tausende. Zwei Brücken waren geschlagen, alle Bagage vorher verbrannt worden. Zwanzig Grad Kälte. Das Ganze bot ein gräßliches Bild mit tausenderlei Szenen des Jammers und herzzerreißenden Elends. Da, inmitten ungeheurer Verwirrung, erschien der Kaiser. Der große Feldherr, der ohne Erbarmen und Gewissen ungezählte Hekatomben für seine ehrgeizigen Zwecke dahinschlachten ließ, hatte in diesem Augenblick Mitleid mit einem armen Hündchen und bat den württembergischen Jägermajor Grünberg, es ihm zu überlassen. „Wollen Sie mir das beklagenswerte Geschöpfchen nicht abtreten? Es ist gut bei mir untergebracht!" „Sire! Dies Hündchen hat alle Leiden des ganzen Feldzuges mit mir geteilt; es ist mir ein wertes Andenken an denselben, und deshalb möchte ich es wohl bewahren. Doch wenn Eure kaiserliche Majestät es zu besitzen wünschen, so steht es Ihnen zu Befehl!" Sichtlich gerührt erwiderte der Schlachtencäsar: „Ich begreife Ihre Anhänglichkeit an dieses kleine Geschöpf und ehre dieselbe. Behalten Sie es, ich darf Sie dessen nicht berauben." Grünberg rettete sich zwar über die Beresina, starb aber in der Gefangenschaft im Spital zu Wilna.

Der Kaiser überschritt langsam den Fluß mit Gefolge. Am jenseitigen Ufer sah man ihn unter den Klagen, Verwünschungen und Flüchen, aber auch unter Gebeten und Segenswünschen, wie Ausbrüchen heroischer Begeisterung und heißen Treuschwüren seiner Armee davonsprengen.

Wie Xerxes einst, der Führer von Millionen, aus Griechenland fliehend, in einem Kahne in seinem Asien wieder anlangte, so durchjagte jetzt in einem elenden Schlitten Napoleon, den Trümmern seines Heeres voraus, die öden Schnee- und Eisfelder Rußlands, nach Wilna und von da über Warschau, Dresden und Mainz in gefährlicher Fahrt über den hochgehenden Rhein — meist unerkannt — nach Paris.

Am 27. November 1812 hatte er, die Hoffnungslosigkeit der Dinge einsehend, die Seinen an der Beresina verlassen.

Kaum war er dem Gesichtskreis entschwunden, als Geschützesdonner die vollzogene Umklammerung der Fliehenden durch Kutusoff, Tschitschakow und Wittgenstein ankündigte; von drei Seiten der Feind, vor der Front die Beresina (von Miller, Feldzug 1812).

Das Gesamtbild, wie es sich damals vor den beiden eben erbauten Brücken, die jeden Augenblick zusammenzustürzen drohten, entrollte, ist bei dem kühnsten Fluge einer noch so lebhaften Phantasie keiner Übertreibung mehr möglich.

Marschall Viktor und General Dombrowsky hatten am 28. November das letzte Nachhutgefecht verloren. Immer gewaltiger fluteten die Massen; es war ein förmliches Kunststück auf eine der Brücken zu gelangen. Alles weinte, schrie und fluchte; am schrecklichsten war der Untergang von Frauen und Kindern mitanzusehen. Dabei war der

Fluß nicht breiter, als der Neckar bei Cannstatt oder die Donau bei Ulm. Den Boden berührte man selten, denn ihn bedeckten Menschen und Tiere tot und lebend; man wurde über entsetzlich jammernde Gefallene fortgeschoben, gestoßen, getragen. Nur der Mangel an Raum verhinderte, daß nicht noch mehrere zu Fall kamen. Vom Boden ertönten durch Mark und Bein gehende Rufe: „Ach, haben Sie Mitleid mit mir!" So war Suckow Zeuge eines besonders herzzerreißenden Auftritts. Noch bevor er in den eigentlichen vor den Brücken zusammengepreßten Menschenhaufen geriet, sah er eine elegante, dem allgemeinen, von Napoleon befohlenen Autodafé glücklich entronnene Equipage anfahren. Darin saß eine Dame mit zwei Kindern. Plötzlich zerschmetterte eine feindliche Geschützkugel eines der beiden Pferde. Die Frau sprang heraus, die Kinder auf den Armen, flehte weinend die Vorübereilenden um Schutz und Hilfe an. Aber keiner von allen der in panischem Schrecken Davoneilenden nahm sich auch nur Zeit, ihr einige Trostesworte zu sagen, viel weniger die geringste Hilfe zu leisten. Rasch verstummte ihr weinendes und jammerndes Flehen, und als Suckow sich teilnehmend nach ihr umsah, waren Frau und Kinder verschwunden — von den stürmend Fliehenden zu Boden geworfen, zerquetscht und zertreten. Über die Pferde fielen die Heißhungrigen her und rissen ihnen das Fleisch stückweise vom Leibe.

Da stürzte auch Suckow und hatte schon Abschied vom Leben genommen, als er instinktmäßig den Mantelkragen eines himmellangen französischen Kürassiers erwischte und sich so emporziehen ließ. Wütend schlug dieser mit einem mächtigen Prügel nach rückwärts, traf aber andere, weil Suckow sich zu dicht an ihn gehängt hatte. Schließlich sprang er trotz 20 Grad Kälte in den Fluß und erkletterte vom Wasser aus die Brücke; so nur gelangte er endlich auf dieselbe und schließlich auf das andere Ufer. Von da aus konnte er erst die Massen, zu einem endlosen Klumpen zusammengeballter, durch Schrecken halb wahnsinnig gewordener Unglücklicher ruhig übersehen. Auch seinen Kürassier sah er langsam über die Brücke sich wälzen und wollte ihm danken; der erwiderte: „Ich höre an Ihrem Akzent, daß Sie Deutscher sind. Ich bin Ihr Landsmann, ein Hamburger, heiße Schmidt und bin Kapitän im 3. französischen Kürassier-Regiment. Es freut mich, daß ich, wie Sie mir sagen, zu Ihrer Rettung beigetragen habe. Adieu!" Auch heitere Bilder gab es trotz allen Jammers an der Beresina. Zwei von Suckow als Chevauxlegers erkannte und begrüßte bayrische Reiter dankten schlagfertig: „Ja, legers san mer schon, aber ohne Chevaux!" Kurz darauf stieß Suckow mit einem preußischen Kameraden auf die nur aus Offizieren aller europäischen Alliierten formierte „Heilige Eskadron". Der Chef derselben rief dem noch berittenen preußischen Husarenoffizier zu: „Schließen Sie sich uns an; wir sind die heilige Eskadron, gebildet zur

persönlichen Verteidigung des Kaisers." Die beiden Deutschen leisteten um so weniger Folge, als sie wußten, daß Napoleon schon einige Tagemärsche voraus war, was dem heiligen Schwadronchef unbekannt zu sein schien. „Ich will dem Kerl den Teufel tun und ihm seinen — — auch noch verteidigen helfen." Der Husar ritt weiter, Suckow aber wurde fußkrank und konnte kaum mehr vorwärts kommen. Doch auch dieses Mal verließ ihn sein gewohntes Glück nicht. Der Kommandeur der württembergischen Kavallerie, ein Prinz des königlichen Hauses, — die Kavallerie existierte freilich nicht mehr — gab ihm in einer elenden Bauernhütte warmes Quartier und Verpflegung.

Am 5. Dezember hatte Napoleon bei Smorgoni an die Trümmer seines Heeres den letzten Abschiedsbefehl gerichtet. Immer trauriger gestaltete sich die Lage der Fliehenden. Allgemeine Teilnahmlosigkeit gegen alle anderen erfüllte jeden, der nicht selbst dem sicheren Tode verfallen wollte. Viele stolperten nur noch im Zustande des Blödsinns einher. In Wilna traf Suckow wieder mit seinem Kompagniechef, Hauptmann von Klapp, zusammen. Nach langer Zeit fanden sie zum ersten Male wieder ein frugales Mahl, bei dem sie sich nicht dadurch stören ließen, daß unter ihrem Tische die Leiche eines Franzosen lag. „Ist gesterbt, weil hat getrinkt so ville Branntwein," erklärte der Wirt, den sie zuerst in schlimmem Verdachte gehabt hatten..

Tausende und aber Tausende Wehrloser und Unbewaffneter fluteten nach Wilna, damals russisch-polnische Hauptstadt, herein.. Der Kaiser hatte bei Smorgoni die Auserlesensten der Seinen mitgenommen und die große Armee der Kälte, dem Hunger, Elend und sicherem Verderben skrupellos ausgesetzt, kaltherzig im Stiche gelassen. Aber Moskaus Brand war der Scheiterhaufen seiner Macht und Größe. Jene sechs verhängnisvollen Monate hatten über 300 000 Menschen und 150 000 Pferde gekostet. Im Jahre 1813 verbrannte man in Rußland noch 200 000 Leichen. Das niedergebeugte Europa sah in jenem grausigen Untergange das Strafgericht Gottes selbst und erhob sich in kühner Begeisterung für die Wiedereroberung seiner Freiheit.

Abgesehen von der ungeheuren moralischen Schuld, die Napoleon durch den sinnlosen und übermütigen Zug nach Rußland auf sich geladen, treffen ihn die schwersten Vorwürfe wegen der Art, der leichtsinnigen Gewissenlosigkeit, mit welcher er das Unternehmen geleitet, der geradezu verbrecherischen Außerachtlassung der einfachsten militärischen Maßnahmen. Als er von Westen her auf das rechte Ufer der Beresina kam, mußte er sich doch sagen, daß er mit dem damals schon so sehr zusammengeschmolzenen und zerrütteten Heere nimmer nach Asien dringen und England zerschmettern, daß er sich vielmehr glücklich preisen konnte, wenn er überhaupt Moskau erreichte und dort sich hielt. Ein guter General denkt auch an den Rückzug; so mußte der Kaiser gleich beim ersten

Passieren des Flusses für gut gebaute, einigermaßen befestigte und hinreichende Brücken über die Beresina Sorge tragen. Dann hätte die ganze Armee, soweit sie damals noch vorhanden, auf ihrem Rückzug genügend Zeit gefunden, überzusetzen; die hierauf in die Luft gesprengten Brücken hätten die weitere Verfolgung durch die Russen bedeutend erschwert und tagelang hintangehalten. Einem halben Hunderttausend Menschen mehr wäre das Leben gerettet worden, und ihm selbst damit viel Kraft und Nachdruck erhalten geblieben. So aber konnten selbst die noch zusammengehaltenen französischen Verbände nur deswegen übersetzen, weil der Pioniergeneral Eblé den Marschällen Viktor und Oudinot durch Aufhäufung von Leichen, Sterbenden und Geräten zu beiden Seiten ein passierbares Defilée schuf. Die Brücken waren so elend gebaut, daß sie wiederholt erneuert werden mußten.

Den paar Dutzend Württembergern, die von den 16 000 jetzt noch am Leben waren, ward von nun an vortrefflich geholfen. Gleichzeitig mit den Trümmern des Heeres aus dem Innern Rußlands fand sich der Kriegskommissär Schönlin, von Stuttgart entsandt, mit einer wohlgefüllten Kasse ein, aus welcher er einem jeden eine Anzahl Dukaten ausbezahlte. Alle konnten sich nun besser ausrüsten. Trotzdem ist Wilna das Grab für viele Schwaben geworden. Auch General von Röder starb dort. Die aber, deren unverwüstliche Gesundheit immer noch keinen Schaden gelitten, begannen bald ein heiteres Leben und Treiben. Alles Ungemach war nach echter und rechter Soldatenart sofort vergessen; die Württemberger errichteten in einem Restaurant ein Kasino, in welchem auch die Franzosen besonders gern verkehrten, aber bald in förmlichem Kampf hinausgeworfen werden mußten, da sie das ganze große Unglück des sinnlosen Feldzugs lediglich den Deutschen in die Schuhe schoben und die anwesenden, teils selbst fürstlichen Offiziere auf das unverschämteste insultierten. Das Kasino mit seinem regen Leben und Treiben bot in jenen Tagen ein anschauliches Bild. Der kunstfeinen Hand des verstorbenen Generals von Faber ist es gelungen, eine treffliche Wiedergabe davon zu schaffen, von welcher Kopien heute noch in ganz Schwaben zerstreut sind.

Lange währten jedoch Ruhe und Freude auch in Wilna nicht. Eines Morgens ward Suckow mit Fußtritten geweckt. Er hatte unter dem Billard geschlafen und war so von seinen vor den anstürmenden Kosaken fliehenden Kameraden vergessen worden. „Hinaus, du deutscher Hund!“ brüllte der Wirt, der soeben noch unter tiefen Bücklingen den Offizieren viel Geld abgenommen hatte. „Mache, daß du hinauskommst, deine Kameraden sind alle davongelaufen und werden wohl jetzt schon draußen auf der Straße von den Kosaken gehörig in Empfang genommen worden sein.“ Suckow bat noch um einen Trunk Wasser. „Du deutscher Hund brauchst kein Wasser, die Kosaken da draußen werden dich schon gehörig

waschen." Was aber die Einbildung nicht alles tut! Diese schrecklichen Kosaken, der panische Schrecken vor ihnen bleibt unbegreiflich. Vor einem Musiker aus Schorndorf, der mit dem Fagott auf sie anlegte, rannten ihrer sechse davon. 1814 lud derselbe Kosakengeneral von Platow die meisten jener Offiziere, welche er zwei Jahre früher in Wilna verjagt hatte, in Frankreich zu einem Prunkmahl, bei welchem die Unterhaltung eine weniger fließende, aber um so flüssigere gewesen ist. Russische Worte nämlich waren für die Schwaben, und deutsche und französische Ausdrücke für die Russen exotische Laute. Darum wurde nur gelacht und nichts gesprochen, aber viel getrunken und namentlich der Champanskoi Vino nicht gespart.

Vom 3. bis 9. Dezember 1812 herrschte die größte Kälte während des ganzen Feldzuges, 30 Grad Reaumur, welche die Truppen furchtbar dezimierte. Ein aus Württemberg unter dem Obersten von Berndes mit 1360 Mann und 18 Wagen Lebensmitteln nachgesandtes Regiment hatte Smorgoni erreicht und zählte fünf Tage später in Wilna noch 60 Mann. Im Grenzstädtchen Kowno hatte Suckow sein letztes Quartier auf russischem Boden. Wenige Schritte davon führte die Brücke über den festgefrorenen Niemen. Sie zu passieren, war bei dem furchtbaren Andrang nur wenig Aussicht; auch hatten sich die Eisschollen übereinander geschoben, so daß fast nur ein Jünger der Seilkunst die Eisfläche des Flusses selbst überwinden konnte. Suckow war schlecht zu Fuß und wäre wohl an der Grenze noch erfroren, wenn ihm nicht der Fußartillerist Kesselhut aus dem Hohenlohischen auf allen vieren aus Rußland hinausgeholfen hätte. Nachdem sie so aus Kowno glücklich entkommen waren, erteilte ein französischer Offizier Befehl: „Alles vom III. Korps geht rechts!" Da meinte Kesselhut: „Herr Leutnant, wo der Franzos uns na'schrein will, isch't's g'wiß am schlechteschte, mir gange lieber links." Das war kein schlechter Gedanke. So trafen sie den noch gut berittenen Hauptmann von Lesüire vom württembergischen Generalstab. Im nächsten Dorfe kauften sie einen Schlitten und Kesselhut kutschierte beide Offiziere flott der Heimat entgegen.

Die Norddeutschen nahmen alle Alliierten, nur die Franzosen nicht, freundlich auf. Suckow und Lesüire erreichten bald Inowrazlaw, wo die Trümmer des württembergischen Heeres sich sammelten. Auch dahin hatte der König Kommissäre mit Geld und Lebensmitteln gesandt. Daß im Verhältnis so viele Offiziere mit dem Leben davonkamen, rührt von deren großer Jugend her. Hauptleute, Stabsoffiziere und Generäle waren 20, 25 und nicht viel über 30 Jahre alt. Mit solchen Kräften läßt sich etwas ausrichten; sie können einen Puff ertragen.

Auch in Inowrazlaw entwickelte sich bald ein reges gesellschaftliches Leben. Ein königlicher Ordonnanzoffizier, Rittmeister von Graff, brachte die Ordre zum Heimmarsch. Graf Scheler hatte noch 182 Mann und

100 Infanterieoffiziere; er formierte zwei Kompagnien und wählte als Chargen die sieben felddiensttüchtigsten Offiziere aus. Auch Graf Normann-Ehrenfels war im Städtchen. Derselbe, welcher, endlich müde, für fremde Knechtschaft sich hinschlachten zu lassen, in der Völkerschlacht bei Leipzig mit seinen beiden Kavallerie-Regimentern unter furchtbarem Feuer der ringenden Völker zu den Verbündeten überging. Es mag ihm dabei York in Tauroggen vorgeschwebt haben. Normann schied schließlich aus württembergischen Diensten aus; später erwarb er sich in den Freiheitskriegen des hellenischen Volkes einen bedeutenden militärischen Namen, der überall mit Achtung genannt wurde. Aus der noch bis nach Inowrazlaw entkommenen württembergischen Kavallerie ließ sich gerade ein Zug bilden.

Die nach Inowrazlaw gebrachte königliche Ordre zum Heimmarsch ward wieder aufgehoben, die Truppen kamen als Besatzung nach Küstrin und waren somit dem VIII. französischen Korps unter Junot, Herzog von Abrantes, unterstellt. Hier ward ihnen ein in der Kriegsgeschichte der ganzen Welt einzig dastehendes Schicksal zuteil. Sie kämpften auch nach Anschluß Württembergs an die deutsche Allianz mit den Franzosen, ihren nunmehrigen Feinden, gegen die sie belagernden Preußen, ihre nunmehrigen Freunde, und gegen ihren eigenen König und Kriegsherrn, ohne in ihrer völligen Abgeschlossenheit von der Außenwelt eine Ahnung zu haben von dem Wechsel in der Politik, von dem sie spät erst durch einige bei einem Ausfall gemachte Gefangene Kenntnis erhielten. Major Gaupp verlangte von dem französischen Kommandanten unter Berufung auf das Völkerrecht und ihren Eid freien Abzug, der aber verweigert wurde. Eine Massenflucht war unmöglich. Hauptmann von Enzberg und ein Leutnant flohen in dunkler Nacht aus der Festung, nachdem sie den Wachtposten niedergeschlagen und über den Wall hinuntergestürzt hatten.

1815 hatte Herr von Enzberg als Major und Platzkommandant von Moulins die Pässe der entlassenen und heimkehrenden Soldaten — Louis XVIII. hatte die nach Niederwerfung Napoleons noch hinter der Loire aufgestellte französische Armee sofort aufgelöst, wodurch die Landstraßen, Städte und Dörfer von Passanten förmlich überschwemmt wurden — visierend, eine seltsame Begegnung. Einem Briefe des Grafen Lippe entnehmen wir: Enzberg: „Warum fixieren Sie mich so auffallend?“ Grenadier: „Kommandant, ich glaube, Sie schon irgendwo gesehen zu haben.“ Enzberg: „Wo?“ Grenadier: „In Küstrin im Jahre 1813, wo ich in jener Nacht auf dem Walle der Festung Schildwache stand, in welcher Sie mit noch einem Offizier aus derselben entflohen und mich, der ich Sie an Ihrer Flucht hindern wollte, in den Wallgraben hinabstießen.“ Hocherfreut bewirtete und beschenkte Enzberg den Grenadier reichlich.

Kehren wir wieder zu Suckow zurück. Die von Inowrazlaw nicht

nach Küstrin gekommenen Württemberger marschierten in die Heimat zurück, wo auf Befehl Napoleons sofort ein neues Armeekorps aus der Erde gestampft werden mußte.

Beinahe wäre Suckow vor den Pforten des Paradieses noch gestorben; er erkrankte in Sachsen schwer an Typhus; aber nach vier Wochen hatte er auch diese Gefahr glücklich überstanden. Zu Freiberg war er von der Familie Papitzky treu gepflegt worden, ebenso von seinem Burschen Mack, der sich viel darauf einbildete, gleichwie Schiller in Marbach geboren zu sein, sonst aber mit seinem großen Landsmann weiter nicht viel gemein hatte. In Plauen verlor Suckow seine ganze Barschaft. Über Nürnberg erreichte er Ellwangen und machte als einer der Fröhlichsten gleich am Abend den Museumsball mit. Die jungen Damen wollten alle mit dem „Rußländer" tanzen. Am andern Tage traf er in Schorndorf ein. Zwanzig Offiziere waren von dort ausgezogen, vier kehrten wieder zurück. Außer Suckow noch die Hauptleute von Klapp und Brecht und der Oberleutnant Baumann. Von den zwanzig Gmünder Offizieren hat keiner das Vaterland wiedergesehen.

Niemals gehört hat man mehr von 73 Offizieren, 11 Auditeuren und Regimentsquartiermeistern, 5 Ärzten und 3 Feldpredigern. Sie waren und blieben vermißt. Gegen alle die Not und den Jammer und das Blut und gegen die Trümmer zerstörter Städte und Dörfer bot Schorndorf in seinem fruchtbaren Remstale ein stilles Bild des Friedens.

Bei dem Kommandeur des neuformierten Regiments, dem Prinzen Karl von Hohenlohe-Kirchberg, meldete sich der 25jährige Hauptmann von Suckow.

Hier brechen seine Aufzeichnungen ab. Er sagt zwar im Laufe seiner Erzählungen, über die ferneren Feldzüge, die Befreiungskriege werde er seine Erinnerungen ebenfalls niederschreiben. Aber leider ist es nicht mehr dazu gekommen. Der Tod ereilte ihn in dem Augenblicke, als er sich an diese letzte Arbeit machen wollte.

Er war der letzte der russischen Veteranen Schwabens gewesen.

Niemals wieder möge die Vorsehung dem deutschen Volke ähnliche Schmach auferlegen, daß es die habsüchtigen Zwecke eines einzigen ehrgeizigen Menschen durch das vergossene Blut seiner Söhne fördern helfen müßte. Muß es vergossen werden, dann fließe es für die Wohlfahrt des gesamten deutschen Vaterlandes, dessen Wahlspruch immerdar sein möge:

Groß und frei, den Gesetzen, dem Kaiser und den Fürsten treu!



Bernard Shaw.

Von

Dr. Max Krieg.

— Freiburg i. Br. —

Die deutschen Bühnen brachten in der letzten Zeit mehrere, nicht immer besonders glücklich ausgewählte Stücke des geistvollen Iren, dem das Londoner Theaterpublikum nun schon seit Monaten trotz all seiner Bosheiten mit unermüdlicher Begeisterung zujauchzt: Es ist immerhin ein gewisses Wagnis, über Shaw zu schreiben, man sollte zu diesem Ende eigentlich etwas wie ein zweiter Shaw sein und seine leichtbeschwingte, in schwer zu fassender Weise zwischen Ernst und Scherz schwebende Art besitzen. Der Vorwurf, den er einem bekannten deutschen Gelehrten machte: „Sie haben mich zu ernst genommen!" würde diesen meinen Auslassungen schwerlich erspart bleiben, wenn Shaw sie zu Gesicht bekäme, und der gefeierte Dramatiker würde vielleicht ein wenig boshaft über den schwerfälligen Deutschen lächeln, der die feinen, schillernden Gebilde seines satirischen Humors mit plumper Hand zu greifen sucht.

Was er will und anstrebt, wie er die Aufgabe der Kunst versteht, hat uns Bernard Shaw wiederholt und ausführlich gesagt. Er hat, entsprechend seiner vorwiegend intellektuellen Veranlagung, entschieden eine Leidenschaft für das Auseinandersetzen, Erklären, Dozieren. Er liebt es, seine Dichtungen selbst reichlich zu kommentieren. Und da werden wir denn mit einer seltsamen Kunsttheorie bekannt gemacht, die Shaw allerdings in seinen Dichtungen teilweise wieder verleugnet, glücklicherweise, denn sonst wäre er schwerlich der erfolgreiche Dramatiker, der er ist. Shaw sagt uns unverhohlen, daß er um der Kunst allein willen nicht einen Finger rühren würde. Den Schwerpunkt der Kunst in die Form zu verlegen, ihr Ziel in der Schönheit zu sehen, das sind ihm die verderblichsten Ketzereien. Höchst bezeichnenderweise faßt er ihre Aufgabe wesentlich didaktisch: sie hat in gefälliger, fesselnder Form

Überzeugungen, Ideen mitzuteilen, für eine bestimmte Welt- und Lebensanschauung Propaganda zu machen. Daher sind die einzigen Künstler, die Shaw „ganz ernst nimmt", die „Künstler-Philosophen". Dichter ersten Ranges wie Shakespeare und Dickens werden von ihm als Nicht-Philosophen ruhig in die zweite Reihe gestellt. So etwas tut er, ohne mit der Wimper zu zucken, ja offenbar mit Genuß, allen „bardolaters" zum Trotz. Eine solche Konsequenz hat ja immerhin etwas Achtunggebietendes.

Also Shaw proklamiert das „Ideendrama". Was nun die Ideen selbst angeht, so hat er enthusiastischen Kritikern und Verehrern gegenüber selbst darauf hingewiesen, daß sie keineswegs auf Originalität Anspruch machen können. „I am a crow, who have followed many ploughs". Seine „Metaphysik der Geschlechtsliebe" ist von Schopenhauer entlehnt. Am meisten aber verdankt er Nietzsche. Sein energischer Individualismus, sein Haß gegen die Romantik, sein Kampf gegen konventionelle Moral und Moralität, sein ungestümes Rufen nach einer wahrhaft naturwissenschaftlichen Psychologie und nach einer „realistischen" Moral, sein Glaube an die Möglichkeit einer allgemeinen menschlichen Rassenerhöhung, sein begeisterter Lebenskultus — das ist natürlich alles Nietzsche. Zugleich ist Shaw bekanntlich Sozialist und eifriges Mitglied der Fabian Society. Neuerdings freilich verzweifelt er an dem sozialistischen Credo von der Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Er verlangt jetzt als einziges Rettungsmittel eine „Vergesellschaftung der menschlichen Zuchtwahl". „**The only fundamental and possible Socialism is the sozialisation of the selective breeding of Man.**"

Der anonyme Verfasser eines höchst verständigen und interessanten Aufsatzes über Shaw im Februarheft des „Cornhill Magazine" sagt nun aber mit vollem Recht, daß Shaw mit diesen „Ideen" allein, so modern und fortschrittlich sie auch sein mögen, schwerlich seine überwältigenden Erfolge erzielt hätte, ohne seine glänzende Begabung als Bühnenschriftsteller, Humorist und Satiriker. Daraus folgert dieser Kritiker weiterhin ebenfalls mit Recht, daß wir auf Shaws wundersame neue Ästhetik leider keine Rücksicht nehmen können und daß er es sich schon gefallen lassen muß, wenn er von der Kritik eben in erster Linie nicht als „philosopher", sondern als „artist" beurteilt wird wie andere Dramatiker auch, und wenn an sein „Ideendrama" genau dieselben kritischen Maßstäbe angelegt werden wie an andere Dramen auch.

Während wir Shaws vielgepriesene und bewunderte Originalität in seinen Ideen nicht finden können, müssen wir sie für seine Manier, für seine literarische und dichterische Persönlichkeit sicherlich gelten lassen. Jeder, der zum ersten Male unbefangen an die Lektüre eines Shawschen Stückes herantritt, wird sich von vornherein in seltsamer Weise gefesselt fühlen, wird die Empfindung haben, daß ihm hier etwas durchaus Neues,

Unvergleichbares entgegentritt. Shaw besitzt in außerordentlichem Maße die Kunst, ein Problem, eine dramatische Situation schnell und lichtvoll zu entfalten, das gespannteste Interesse rasch zu erregen und unentrinnbar festzuhalten; selbst wenn der Dialog in „Talk“ ausartet, bleibt er meist so amüsant, daß man nicht leicht ungeduldig wird.

Sein spezifisch dramatisches Talent ist ungewöhnlich, die Sicherheit, mit der er die Bedingungen der Bühne überschaut und beherrscht, verblüffend. Stücke wie „**Widowers Houses**“ oder „**Candida**“ zeigen einen tadellos straffen Aufbau.

Ein böser Mangel haftet dem Bühnendichter Shaw allerdings unleugbar an, der sein Talent für die Lösung wirklich großer dramatischer Aufgaben wohl ein für allemal ungeeignet erscheinen läßt, ich meine seinen absoluten Mangel an Pathos. Es ist ja natürlich eine Übertreibung, wenn man Shaw für einen ausschließlichen „Gehirnmenschen“ erklärt und gesagt hat, daß er sich durchaus nur an den Intellekt wende und so tue, als ob der Mensch weder Gefühl noch Willen habe. Daß er auch Herzenstöne anzuschlagen, unser Empfinden zu engagieren, Mitgefühl für seine Figuren zu wecken weiß, hat er in Stücken wie „Candida“ oder „You never can tell“ gewiß bewiesen. Daß er es nicht oft tut, ist freilich wahr. Den Hauptfaktor in Shaws Begabung bildet eben neben einer höchst beweglichen, lebhaften Phantasie offenbar ein ungewöhnlich scharfer Verstand, der auch seinen hochentwickelten Sinn für das Lächerliche, Widerspruchsvolle in Leben und Menschen erklärt. So ist er denn für die satirische Komödie trefflich ausgerüstet; nur darf man, wenn man ihn mit Aristophanes vergleicht, nicht vergessen, daß dem großen Attischen Komiker das Pathos keineswegs fehlte. Shaw weiß zu amüsieren, zu fesseln, zu spannen, manchmal auch zu ergreifen, aber zu erschüttern und fortzureißen vermag er nicht. Pathos ist ihm offenbar fatal; es riecht ihm nach Romantik, nach Theatralik, nach Rhetorik, obgleich ja das echte mit allen dreien in Wirklichkeit nichts zu tun hat.

Der Verfasser jenes schon erwähnten Aufsatzes im „Cornhill Magazine“ macht die feine Bemerkung, Shaw sei der erste, dem es gelungen sei, reine Bühnenpuppen wie natürliche Menschen reden und sich bewegen zu lassen bis zur vollendeten Täuschung. Auf manche seiner Figuren paßt das zweifellos; wer möchte z. B. Tavy in „**Man and Superman**“ als wirklichen Menschen gelten lassen? Man kann es Constance A. Barnicoat nicht so sehr übel nehmen, wenn sie in einem Artikel in der „Fortnightly Review“ entrüstet gegen Shaws Frauentypen protestiert, die sie teilweise geradezu monströs findet. Nun sei aber gleich hinzugefügt, daß Shaws Mißgriffe auf dem Gebiet der Charakteristik keineswegs etwa auf Unvermögen zurückzuführen sind. Wenn es ihm darum zu tun ist, schafft er Meisterstücke. Aber seine leidige Ästhetik steht ihm im Wege. Wir wissen ja, daß ihm in der

Kunst das Bilden und Gestalten merkwürdigerweise durchaus sekundärer Natur zu sein scheint. Die Hauptsache sind doch die Ideen, die Theorieen, die gepredigt werden sollen! Nun sind aber z. B. nach Shawscher Theorie die meisten Frauen durchaus nichts anderes als Männerjägerinnen im Dienste der „Lebensmacht" („Life Force"). Wie Spinnen sitzen sie im Netz und lauern auf Beute. Dabei halten jedoch die schwer bedrohten Männer, um sich gegenüber jenen Furien noch eine einigermaßen erträgliche Existenz zu sichern, die konventionelle Fiktion aufrecht, daß dem Manne allein bei der Werbung die Initiative zukomme. Die männergierigen Weiber sind also auf Kniffe und Pfiffe, auf systematische Lüge und Verstellung angewiesen, um bei diesem gesellschaftlichen Zustand ihre Zwecke zu erreichen, die die Zwecke des Lebens sind.

Welche Typen herauskommen müssen, wenn der Autor sich für verpflichtet hält, an seinen Frauengestalten der Hauptsache nach diese Theorie zu exemplifizieren, ist leicht zu sehen. Hier opfert eben Shaw, der radikale Realist, die Lebenswahrheit unbedenklich der geliebten Theorie! In völliger Reinkultur hat ja Shaw sein „realistisches" Frauenideal nur in Ann Whitefield („Man and Superman") gegeben, und selbst da kann ich es nicht so absolut abstoßend finden, wie manche es hinstellen. Aber immerhin: man begreift die Entrüstung einer Frau! Vergessen wir dabei nicht, daß Shaw auch eine Figur wie Candida geschaffen hat, so anmutig natürlich in jedem Wort, in jeder Bewegung! Denn daß sie nun durchaus auf die verliebte Sekretärin eifersüchtig sein müßte, sie, die ihrer selbst und ihres Mannes so vollkommen sicher ist, davon hat mich Constance A. Barnicoat bei allem schuldigen Respekt vor ihrer Überlegenheit in Fragen weiblicher Psychologie doch nicht überzeugen können. Eine Blanche Sartorius, eine Mrs. Warren mag man so unsympathisch finden, als man will, die Echtheit der Charakterzeichnung wird man schwerlich in Zweifel ziehen können.

Manchmal hat sich Shaw einfach von seiner Vorliebe für possenhafte Karikatur verleiten lassen, so im Falle des majestätisch-grotesken Bohen in „You never can tell". Auch die Kleopatra der beiden ersten Akte von „Caesar and Cleopatra" ist doch zu sehr das „naughty girl". Warum Marchbanks, der übersensitive Poet in „Candida", sich durchaus als komische Figur präsentieren und sich bei jeder Gelegenheit unrettbar lächerlich machen muß, habe ich nicht begriffen.

Ein besonders interessantes und glänzendes Experiment Shaws auf dem Gebiet dramatischer Charakteristik ist sein Cäsar in der historischen Komödie „Caesar and Cleopatra". Er will hier den Typus des geborenen, „natürlichen" Heros, wie er ihn versteht, in einer welthistorischen Persönlichkeit ausgeprägt, dem falschen, künstlichen ritterlich-romantischen und christlich-asketischen Heldenideal gegenüberstellen.

Cäsar, als „natürlicher“ Held, ist nicht groß durch Selbstverleugnung, sondern durch „Selbstsucht“, durch die einfache Behauptung seiner Individualität. Indem er einfach seiner Natur folgt, macht er den Eindruck der Größe. Abgesehen von manchen längeren Reden, in denen wir zu deutlich Shaw seine Lieblingstheorien predigen hören, ist dieser Cäsar eine Figur aus einem Guß, machtvoll, imposant und sympathisch. Die historisch beglaubigten Züge und die Resultate moderner Geschichtsforschung sind mit großem Geschick verwertet. Roms gewaltigster Sohn wird in Shaws Komödie wirklich lebendig. Cäsars geniale Nüchternheit ist dem irischen Realisten ja entschieden geistesverwandt, insofern war es ein höchst glücklicher Griff, ihn zum Helden zu nehmen.

In Shaws Brust wohnen verschiedene Seelen. Dem Dichter und Künstler lauern da einerseits der Theoretiker und Philosoph, andererseits der Spaßmacher und Satiriker auf. Shaw besitzt entschieden in hohem Grade die Gabe eines natürlichen Dialogs. Leider kann er jedoch immer weniger der Versuchung widerstehen, eine seiner Personen plötzlich aus der Rolle fallen, an die Rampe treten und eine Predigt über irgend eins seiner Lieblingsthemen halten zu lassen. Manchmal nehmen solche Auseinandersetzungen, die aus dem Rahmen des Stückes völlig herausfallen, auch dialogische Form an: Talk! In „Man and Superman“ ist das mit Tanner schon ziemlich schlimm. Sein neuestes Stück, „Major Barbara“, das mir nicht zugänglich ist, nennt Shaw selbst „a discussion“. Das ist sehr bös! Eine Diskussion ist kein Theaterstück und gehört nicht auf die Bühne. Aber wenn es Shaw hauptsächlich darauf ankommt, für seine Ideen Propaganda zu machen, so ist sie vielleicht ein geeigneteres Mittel als ein dramatisches Kunstwerk. Shaw wird sich zuletzt entscheiden müssen: Entweder predigen oder gestalten! Beides zugleich geht nicht.

Oft genug gewinnt auch der Spaßmacher über den Künstler die Oberhand. Es fällt Shaw irgend ein Witz, ein Kalauer, ein beißendes Aperçu ein — heraus muß es, er kann es nicht verbeißen! Ob die betreffende Wendung sich organisch in den Zusammenhang einfügt, ob sie vielleicht geeignet ist, den Zuhörer irre zu führen, wird nicht so genau genommen. In „You never can tell“ hat Shaw ein hochinteressantes, tiefernstes Problem in einer Weise aufgerollt, daß wir auf die Lösung mächtig gespannt sind. Wie wird sich dieser Vater mit seinen ihm entzogenen und entfremdeten Kindern und mit der Frau, die sie ihm entfremdet hat, wie werden sich die Kinder mit dem Vater auseinandersetzen, wie viel Recht und wie viel Unrecht ist auf beiden Seiten ꝛc. Wir warten auf Antwort. Statt dessen bringt uns der letzte Akt eine tolle Harlekinade. Der Dichter läßt sein Problem vollständig fallen, um — den Clown zu machen. Dies ist Shaw, wie er leibt und lebt.

Darum ist man aber noch lange nicht berechtigt, Shaw mit der Be-

zeichnung „irischer Literaturclown" abzutun und sich zu gebärden, als sei das eben erwähnte Stück nichts als eine Serie von schlechten Witzen, zu denen eine sogenannte Handlung nur den Vorwand abgebe. Trotz aller wunderlich-grotesken Seitensprünge seines Humors hat Shaw das wohlerworbene Recht, ernst genommen zu werden. Seine Verdienste um die englische Bühne der Gegenwart können gar nicht hoch genug angeschlagen werden, von allem anderen abgesehen schon deshalb, weil er neben Granville Barker und vielleicht Sutro der einzige ist, der dem modernen englischen Drama, zu dessen Schöpfern er in erster Linie gehört, den echten Geist Ibsens eingehaucht hat.*) Unleugbare Talente wie Pinero und Henry Arthur Jones sind beim redlichsten Bemühen, aus dem greulichen alten Schlendrian von Melodrama und Farce herauszukommen, im Grunde doch wesentlich konventionell und nicht selten banal. Shaw dagegen wirft mutig und entschlossen den ganzen Plunder konventioneller Moral und gesellschaftlicher Heuchelei hinter sich und schließt sich denen an, die neue Wege, neue Ziele, einen neuen Lebensinhalt, eine neue Ethik suchen.

Man mag Shaw so einseitig und wunderlich finden, als man will, die Frische, die Ehrlichkeit, die sieghafte Energie, den idealen Ernst, womit er seine Welt- und Lebensanschauung vertritt, wird kein gerechter und einsichtsvoller Beurteiler verkennen. Kein Kundiger wird sich durch Shaws scheinbaren Zynismus täuschen lassen; im Grunde ist der Zerstörer der „Ideale", der Bilderstürmer einer abgelebten geistigen Kultur selbst ein Idealist reinsten Wassers und ein entschieden positiver Geist. Man lese doch den wundervollen (nicht für die Bühne bestimmten) dritten Akt von „**Man and Superman**", den glänzenden „Shavio-Sokratischen Dialog", in welchem Don Juan mit der Statue, Donna Anna und dem Teufel über die höchsten Dinge philosophiert. Von dem wundersamen Stimmungszauber, womit Shaw diese einzige Szene umkleidet hat, zu reden, ist hier nicht der Ort. Aber man besehe sich doch einmal die Anschauungen, die Don Juan, der alte Götterfeind, gegen den Teufel, den Vertreter der Sentimentalität, der Romantik, der Konvention, des genußsüchtigen Ästhetentums, kurz alles Falschen, Unechten, Unwirklichen verficht. Die Hölle, in der er sich nun schon seit Jahrhunderten unerträglich langweilt, und der den Rücken zu kehren er fest entschlossen ist, die Hölle ist das Reich des gedankenlosen Genießens, des leeren Spiels, der Lüge und Verstellung, der kleinen, armseligen rein persönlichen Zwecke, kurz das Reich des Unwirklichen. Der Himmel aber, dem Don Juan jetzt zustrebt, ist das Reich des Denkens und Betrachtens,

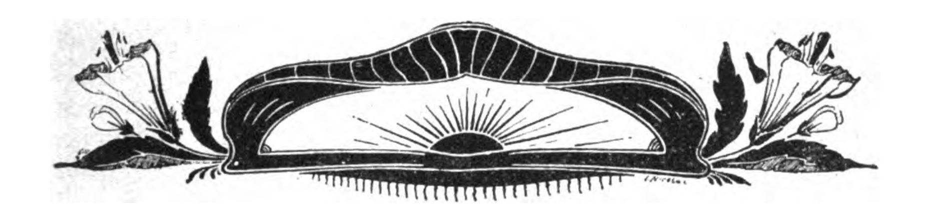
*) Man mißverstehe mich nicht. Ich rede vom Geist Ibsens, nicht von seiner spezifischen Eigenart. Es fällt mir nicht ein, Shaw als eine Art „englischen Ibsen" zu bezeichnen.

des Handelns, des Kampfes und der ernsten Arbeit im Dienste einer großen Idee, kurz das Reich des Lebens und der Wirklichkeit. Sich als Naturkraft fühlen, den Weltzweck fördern, im Dienste der Lebensmacht stehen, dieser gewaltigen aber blinden Gewalt in seinem Gehirn zu immer hellerem Bewußtsein und Verständnis ihrer selbst verhelfen, das ist es allein, was das Leben lebenswert macht. Die bloße Jagd nach persönlichem „Glück", das kindische Spielen mit der Schönheit läßt die Seele leer und endet in unsterblicher Langweile. Dies ist in nuce Shaws Lebensanschauung — und gleicht sie im Prinzip nicht auf ein Haar derjenigen aller großen Menschen aller Zeiten? Wenn das nicht „Idealismus" im besten Sinne, eine starke, tapfere, freudige, zukunftsvolle Lebensanschauung ist, dann weiß ich wirklich nicht mehr . . . Der fröhliche Lebensglaube, die Kampfesfreude des Zarathustra jauchzt uns daraus entgegen!

Im übrigen hat Shaw vielleicht nicht so unrecht, wenn er meint, es komme nicht so sehr darauf an, was für Anschauungen ein Schriftsteller oder Dichter habe, sondern darauf, daß er überhaupt welche habe. Shaws Stärke liegt in der Tat darin, daß er eine Weltanschauung hat, einen Glauben. Und seiner einseitigen Ästhetik liegt die unbestreitbare Wahrheit als richtiger Kern zugrunde, daß eine große, schlichte, gesunde, mächtige Kunst ohne eine Weltanschauung, ohne metaphysische Grundbegriffe, ohne eine bestimmte Vorstellung vom Sinn des Lebens nun einmal nicht möglich ist. Woher der rohe Empirismus (Naturalismus), woher der verkünstelte Ästhetizismus im Kunstleben unserer Zeit? Doch daher, daß wir eben philosophisch, metaphysisch im Dunkeln sitzen.

Die Menge freilich wird in Shaw wohl für immer den Spaßmacher, den Verfertiger witziger, rücksichtsloser, mitunter auch frivoler und zynischer Theaterstücke sehen, in denen aller Welt in der amüsantesten Weise Grobheiten und Bosheiten gesagt werden. „How clever!" Das ist ihr ganzes Urteil. Und „Go on talking!" rufen sie ihrem Liebling zu, wie Ann dem armen Tanner.

Da wird es denn wenig helfen, wenn Shaw auch in Posaunenstößen redet und die „Heftigkeit seiner Sprache" verzehnfacht statt sie zu „verdoppeln". Der Menge wird er darum nicht verständlicher werden. Sie wird dem Modeautor gedankenlos zujauchzen wie bisher, ohne von seinen Kampfesfanfaren, von seinen wütenden Herausforderungen die mindeste Notiz zu nehmen. Nein, mit dem „Martyrium" ist es wirklich nichts. Shaw wird sich schon mit seinen Tantiemen und Lorbeerkränzen begnügen müssen. Statt immer lauter zu schreien, immer dicker aufzutragen, würde er besser tun, der künstlerischen Seite seiner Aufgabe wieder größere Aufmerksamkeit zu schenken und nicht zu vergessen, daß ein dramatischer Dichter in erster Linie eben ein Dichter und nicht ein Agitator oder Volksredner sein sollte.



Die Völkerwanderungen der Neuzeit.

Von

Willi Morgenroth.

— Cöln a. Rh. —

> In die Welt hinaus! Außer dem Haus
> Ist immer das beste Leben.
> Wem's zu Haus gefällt, nicht für die Welt
> Mag er leben!
>
> (Goethe.)

s ist eine seltsame Erscheinung, aber gewiß kein Zufall, daß an der Schwelle fast aller Hauptepochen der Wirtschaftsgeschichte tiefgehende Veränderungen in der Siedelung der Völker stehen, und daß die Wanderungen großer Menschenmassen gleichsam die Einleitung zu jeder neuen Kulturperiode bilden.

Vor alters gelangt mit der Einwanderung der Juden nach Palästina das Land zu hoher wirtschaftlicher Blüte; aber auch ebenso rasch zerfällt diese wieder nach der gewaltsamen Fortführung des Volkes. Der Beginn der großartigen Kultur Griechenlands und Roms ist nach Geschichte und Sage auf fremde Einwanderung zurückzuführen, und an zahlreiche Stellen ihrer zerfallenden Wirtschaft setzen wiederum von fernher kommende Fremdlinge die ihnen eigene neue Kultur. Im nördlichen Europa hebt vor 1500 Jahren mit der großen „Völkerwanderung" die glänzende Geschichte der germanischen Rasse an, in deren weiterem Verlaufe ebenfalls die Bewegung großer Volksmengen in enger Beziehung steht zu zahlreichen Abschnitten der wirtschaftlichen Entwickelung: So der über 200 Jahre andauernde Zug Deutscher in die slavischen Länder östlich der Elbe und ihre Germanisierung; die Kreuzzüge; die Einwanderung der Hugenotten und Salzburger nach Preußen; endlich die jahrhundertelange Massenauswanderung aus Europa nach den Ländern der neuen Welt und deren Erschließung, Besiedelung und Kolonisation.

Aber auch im Innern jedes Volkes selbst vollziehen sich Änderungen des Wirtschaftslebens in der Regel nicht ohne große Wanderungen. So umfaßt der Übergang der deutschen Volkswirtschaft zur mittelalterlichen Stadtwirtschaft eine lange Periode fortgesetzter Zuwanderungen in die Städte, und die weitere Entwickelung zu unserer heutigen Volkswirtschaft bringt noch viel gewaltigere, nach den günstigsten Produktionsstätten des Landes, nach den Städten und den Industriebezirken, ziehende Volksmassen in Fluß. Schon rein logisch ist ja auch der Übergang eines Volkes von einer Wirtschaftsstufe zur andern, vom Agrarstaat zum Industrie- und zum Handelsstaat, oder — wie andere es ausgedacht haben — von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft und zur Kreditwirtschaft, oder auch von der Hauswirtschaft zur Stadtwirtschaft und zur Volkswirtschaft, nur denkbar in Verbindung mit tiefgehenden Umwälzungen in der Besiedelung des Landes.

Die außerordentliche Bedeutung, die nach diesen wirtschaftshistorischen Erfahrungen den Wanderzügen der Menschen beizumessen ist, kommt den neuzeitlichen Wanderungen in kaum geringerem Maße zu als denen der Vorzeit. Freilich haben sie heute einen ganz anderen Charakter und vollziehen sich in ganz anderen Formen als früher. Damals waren die Wanderungen der Völker große, das Ganze oder Teile einer Stammesgemeinschaft umfassende, kriegerischen Eroberungszügen gleichkommende Massenbewegungen, heute gehen sie in der Regel unorganisiert, fast unmerklich vor sich, ergreifen immer nur einzelne, die sich freiwillig zu ihnen entschließen, und ihr Zweck ist auf friedlichen Erwerb gerichtet. Trotz dieser Verschiedenheit bringen sie kaum geringere Volksmengen in Bewegung; denn während sie ehedem meist mit einem Male gewaltige Umsiedelungen hervorriefen, sind sie heute auf längere Zeiträume verteilt und erzielen damit in aller Stille durch ihr ständiges Anhalten so gewaltige Resultate, daß man nicht mit Unrecht in ihnen die uralte Erscheinung der Völkerwanderung in modernen Formen wiedererkennt.

Das zeigt schon ein kurzer Überblick über den Umfang und die Bedeutung der Hauptwanderungen der letzten paar Menschenalter.

Was zunächst die internationalen, von einem nach dem anderen Lande gerichteten Wanderzüge, die Fremdwanderungen, betrifft, so zieht sich der stärkste Strom derselben von Europa nach den Vereinigten Staaten von Amerika; mehr als 22 Millionen Europäer sind seit 1800 diesen Weg über den Ozean gezogen und haben dort in kürzester Zeit ein Gemeinwesen geschaffen, das heute schon in der ersten Reihe unter den Kulturstaaten der Welt steht. Zeitweilig anschwellend und wieder abflauend, zog dieser kolossale Wanderstrom zum Beispiel in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, zur

Zeit der stärksten Auswanderung, allein 5,3 Millionen, im Durchschnitt der Periode 1900 bis 1903 jährlich 665 000 Menschen dorthin. Von den 22 Millionen, denen so die Vereinigten Staaten eine zweite Heimat wurden, kamen 5 Millionen aus Deutschland, 4 Millionen aus Irland, $2^3/_4$ Millionen aus England und je $1^1/_2$ Millionen aus Italien, Österreich-Ungarn, Rußland und aus Schweden-Norwegen. In neuester Zeit ist freilich der Zuzug der germanischen Völker, die hiernach das weitaus größte Kontingent zur nordamerikanischen Einwanderung gestellt haben, sehr zurückgegangen, und die Romanen und Slaven überwiegen heute darunter bedeutend. Von 1900 bis 1903 wanderten nur noch 30 000 Deutsche, 31 700 Iren und 14 000 Engländer nach den Vereinigten Staaten, dagegen 181 700 Italiener, 109 600 Russen und Polen und 163 700 Österreicher und Ungarn.

Neben den Vereinigten Staaten hat Kanada eine große Einwanderung aufgenommen — von 1870 bis 1900 rund $1^1/_3$ Million Menschen, von der freilich ein großer Teil in das Gebiet der ersteren weiter gezogen ist. Ein starker Strom ergoß sich ferner aus Europa, insbesondere aus Italien, Spanien und Portugal, nach den Staaten Südamerikas. So sind seit 1870 rund 1,8 Millionen Menschen nach Brasilien eingewandert, $2^1/_2$ Millionen nach Argentinien, 400 000 nach Uruguay. Endlich ragt noch Australien als Einwanderungsgebiet für Europäer sehr hervor; seit 1870 hat es etwa $1^1/_3$ Million Fremde in sich aufgenommen. Viele andere Teile der Erde haben außer den genannten Haupt-Einwanderungsländern in den letzten Menschenaltern einer großen Zahl Europamüder Unterkunft gegeben, wie Chile, Mexiko, Südafrika, Indien, Ostasien u. a. m., ohne daß der Umfang dieser Wanderzüge zahlenmäßig festgestellt werden kann.

Von geringerer Bedeutung als die überseeischen internationalen Wanderungen sind die auf dem europäisch-asiatischen Kontinent. Sie zeigen zwei Hauptströme. Der eine führt östlich, aus Rußland nach Sibirien und den von China abgetretenen Gebieten und umfaßte zum Beispiel 1892 über 100 000, 1896 und 1897 je 150—200 000, 1898 über 60 000 Menschen. Schon frühzeitig hat die russische Rasse sich hierhin ausgebreitet und hat kolonisatorisch in diesen Gebieten Erstaunliches geleistet. Der andere Hauptstrom geht von den östlichen nach den westlichen Ländern Europas; ihm ist es zuzuschreiben, daß in den westlicheren Ländern stets mehr Angehörige der östlichen wohnen als umgekehrt, daß zum Beispiel mehr Deutsche in Frankreich und England leben, als Franzosen und Engländer in Deutschland, mehr Russen in Deutschland als Deutsche in Rußland und so weiter.

Das Maß, in welchem die Länder Europas durch die Wellen der internationalen Wanderungen, insbesondere des Auswanderungsstromes, nun betroffen werden, ist sehr verschiedenartig. So wird Frankreich im

Vergleich zu anderen Ländern nur sehr wenig von der Auswanderung berührt, ja, hier ist sie sogar das ganze verflossene Jahrhundert hindurch von einer viel größeren Einwanderung übertroffen worden. Von 1840 bis 1900 hat Frankreich im internationalen Bevölkerungsaustausch 559000 Menschen gewonnen. Dagegen büßten in demselben Zeitraume ein: das Deutsche Reich 4,8, Österreich 1,4, die skandinavischen Länder 1,5 Millionen Menschen. Ferner betrug der Bevölkerungsverlust durch Wanderungen in Italien von 1860 bis 1900 rund 2,8, in Spanien von 1880 bis 1900 zirka 1,3, in Ungarn von 1870 bis 1900 zirka 0,6, in Rußland von 1890 bis 1900 zirka 2,6 Millionen. England und Wales haben seit 1870 eine Mehrauswanderung von rund 1 Million Menschen gehabt; vordem gewannen sie durch die Wanderungen an Bevölkerung. Ähnlich ist es in Belgien. Dagegen ist Schottland von jeher Auswanderungsland gewesen und noch mehr Irland, das klassische Land der Auswanderung überhaupt. Von 1860 bis 1900 verlor das letztere die Hälfte seiner heutigen Bevölkerung, das heißt rund $2^1/_2$ Millionen, durch die Auswanderung. Hier war der Wanderungsverlust stärker sogar als die natürliche Volksvermehrung und führte zu einer ständigen Abnahme der Bevölkerung. Alle anderen Staaten konnten den Verlust durch die menschenerzeugende Kraft ihrer Bevölkerung, durch den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle, decken.

Was den zeitlichen Verlauf der europäischen Auswanderung betrifft, so war sie bei den nordeuropäischen Völkern schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr stark; in Südeuropa, Italien, Österreich, Ungarn sowie in Rußland beginnt die überseeische Auswanderung erst in den achtziger und neunziger Jahren bemerkenswerter zu werden. Die achtziger Jahre treten allgemein als eine Periode sehr starker Auswanderung hervor, und zwar wurden namentlich die Völker germanischer Rasse sehr von ihr ergriffen. In den neunziger Jahren schwächt sie sich bei ihnen wesentlich ab, in Deutschland zum Beispiel so sehr, daß hier von 1895 bis 1900 sogar (zum ersten Male seit dem Bestehen des Reiches) 100000 Menschen mehr einwanderten als wegzogen; dagegen steigert sie sich in den slavischen Ländern, in Böhmen, Galizien, Ungarn sowie in Italien zu kolossaler Ausdehnung, die heute noch beständig im Wachsen ist. Die Auswandererschiffe in Bremen und Hamburg, wo sich die Hauptmasse dieser Auswanderer einschifft, vermochten im letzten Jahre ihre Mengen zeitweilig kaum zu fassen.

Lange nicht die Aufmerksamkeit wie den internationalen Wanderungen hat man den im Innern jedes Landes fortgesetzt stattfindenden Binnenwanderungen zugewendet, obschon sie weit mehr Menschen mit sich fortreißen und in vieler Beziehung bedeutsamer sind als die Auswanderungen. So hat in Deutschland mehr als die Hälfte der Bevölkerung in ihrem Leben mindestens einmal ihren Wohnsitz gewechselt,

und wie Professor Bücher schätzt, ist die Zahl der heute lebenden Bewohner Europas, welche ihren zeitigen Wohnort nicht der Geburt, sondern der Wanderung verdanken, auf weit über 100 Millionen zu veranschlagen. Mögen immerhin unter diesen Zahlen viele unbedeutende Nahwanderungen mit enthalten sein, so geben sie doch einen Begriff davon, um welche kolossalen Massenbewegungen es sich hier handelt.

Von Land zu Land zeigen diese Binnenwanderungen außerordentliche Verschiedenartigkeiten. Nur ein Zug ist ihnen überall gemeinsam: Die ständige, hier schneller, dort langsamer voranschreitende Wanderung vom platten Lande nach den größeren Orten und das damit verknüpfte immer stärkere Anwachsen der Städte. So trifft das Deutsche Reich heute bereits jeden sechsten Einwohner in einer seiner dreiunddreißig Großstädte von mehr als 100 000 Menschen an, während bei seiner Gründung, im Jahre 1871 erst jeder zwanzigste in einer solchen wohnte. Viele Städte haben in dieser Zeit ihre Bevölkerung mehr als verdreifacht. Düsseldorf, das 1816 ein Städtchen von kaum 14 000 Einwohnern war, zählte z. B. 1871 schon 69 000 und 1905: 253 000 Menschen, Berlin vermehrte seine Bevölkerung seit 1871 von 826 000 auf mehr als 2 000 000, Ludwigshafen hatte 1840 nur 1500, am Ende des Jahrhunderts aber rund 62 000 Einwohner. Bei alledem sind die Städte nur als politische, nicht als wirtschaftliche Einheiten betrachtet; ihr Wachstum hat sich zumeist aber bereits weit über die politische Grenze hinaus erstreckt. Betrachtet man, um die hieraus entstehenden Fehler zu vermeiden, die im Umkreise von 10 Kilometer vom Mittelpunkt jeder Stadt wohnende Bevölkerung, so erscheint die Zusammenballung derselben an einzelnen Punkten noch viel gewaltiger. Großberlin in diesem Sinne zählt über 3 Millionen Einwohner, Hamburg erreicht über 1 Million, die dann drittgrößte Stadt Deutschlands: Essen a. d. Ruhr hat über $^3/_4$ Millionen Einwohner, und Dresden, Leipzig, München zählen je mehr als eine halbe Million.

Rascher noch als in Deutschland ist in den Vereinigten Staaten von Amerika die Großstadtbildung vor sich gegangen; hier ist $^1/_5$ der Bevölkerung in den 38 Großstädten des Landes ansässig. In England, wo sie am frühesten begonnen hat, wohnt schon nahezu $^1/_3$ des ganzen Volkes in Großstädten. Verhältnismäßig langsam ist der Zuzug nach den Großstädten in Frankreich, das jetzt deren 15 mit $^1/_8$ der Bevölkerung hat. In Österreich-Ungarn ist die Zahl der Städte von mehr als 100 000 Einwohnern bis heute auf 8 mit $^1/_{10}$ der Bevölkerung, in Rußland auf 19 mit $^1/_{20}$ des gesamten Volkes gestiegen. Hier hat die städtische Zuwanderung bei weitem noch nicht die Ausdehnung angenommen, wie in den erstgenannten Staaten.

Neben dem Zuge vom Lande nach der Stadt, der in allen Ländern den Hauptstrom der inneren Wanderungen bildet, finden überall weitere

Wanderzüge in den verschiedensten Richtungen statt. In Deutschland charakterisieren sie sich zur Zeit als ein gewaltiger Massenzuzug aus den landwirtschaftlichen Gebieten nach den Standorten der Industrie und des Handels, deren glänzenden Aufschwung sie immer großartiger gestalten. So lebten 1900 im industriereichen Rheinlande 575 000 Menschen, die anderwärts im Deutschen Reiche geboren waren. Rechnet man die von dort Weggezogenen ab, so bleibt ein Gewinn von 292 000 Menschen durch die Binnenwanderungen. Ebenso hatte Westfalen einen Zuzugsgewinn von 260 000 Menschen zu verzeichnen, das Königreich Sachsen von 254 000, Brandenburg mit Berlin von 977 000. Die meisten dieser Zuwanderer kamen aus dem preußischen Osten, wie überhaupt der Hauptstrom der deutschen Binnenwanderung die Richtung von Osten nach Westen hat. So hat Schlesien im letzten Menschenalter durch die inneren Wanderungen 441 000 Menschen eingebüßt, Ostpreußen 452 000, Posen 322 000, Pommern 219 000, Westpreußen 185 000. Die Landwirtschaft allein vermag eben den Arbeiter nicht mehr an die Scholle zu fesseln. Nur da ist die Landflucht schwächer, wo, wie in Teilen West- und Süddeutschlands, bei mittlerem und kleinem Landwirtschaftsbetrieb viele durch den Besitz im Lande gehalten werden, wo die sozialen Unterschiede zwischen Herr und Knecht keine großen sind, oder, wo die Industrie auch auf die Dörfer dringt und vielgestaltigere Erwerbsgelegenheiten schafft. Immer unaufhaltsamer aber fließt der Strom der Abwanderer aus den ländlichen Gegenden, die der Industrie entbehren, nach dem schon übervölkerten Westen und in die Großstädte, und aus dem slavischen Osten, aus Polen, Rußland, Böhmen, Galizien sowie aus Italien rücken Wanderarbeiter nach, um die entstandenen Lücken zu füllen. Sie arbeiten meist in der Landwirtschaft, aber auch die Industrie beschäftigt solche in steigender Zahl. Bei der großen Mehrzahl von ihnen handelt es sich auch nur um periodische, zeitweilige Wanderungen, die die Arbeiter für die Saison, für den Herbst oder Sommer, heranzieht und sie dann wieder zurückkehren läßt; viele von ihnen bleiben aber auch dauernd in der Gegend sitzen. Weit über 100 000 sogenannte Sachsengänger ziehen Sommer für Sommer aus dem preußischen Osten nach den westlichen Provinzen; die polnischen Landesteile Galiziens und Rußlands entsenden gegenwärtig ungefähr 180 000 Sachsengänger oder „Preußengänger" nach Deutschland und Dänemark; mindestens 50 000 Tschechen werden in guten Jahren in Sachsen beschäftigt. An die 80 000 Italiener überschwemmen alljährlich im Frühjahr wie eine Flut den Süden Deutschlands, besonders Baden, Lothringen, die Rheinlande und Bayern, um dort den Sommer über zu arbeiten. Wie seine Vorfahren, die vor zwei Jahrtausenden nach dem rauhen, unfreundlichen Germanien zogen, treibt es heute wieder des Südens sonnverbrannten Sohn über die Alpen; aber nicht zu kriegerischer Eroberung wie jene mit Schwert und Schild zieht er einher, sondern mit

Hacke und Schaufel, um den wirtschaftlichen Fortschritt eines mächtigen Reiches fördern zu helfen. Eine recht große Armee fremder Arbeiter nimmt so infolge der inneren Wanderungen ihr Brot vom Tische des deutschen Arbeitsmarktes. Kleine Züge der italienischen Wanderarbeiter gehen ebenso alljährlich nach Österreich, der Schweiz und nach Frankreich.

Wie in Deutschland, so nehmen auch in Österreich die Binnenwanderungen in der Hauptsache die Richtung von Osten nach Westen; vornehmlich aus den tschechischen und slovenischen Teilen des Landes nach den entwickelteren Industriegegenden Böhmens, Nieder-Österreichs, Nordsteiermarks und Vorarlbergs. In Rußland überwiegen, abgesehen von der Preußengängerei und von den periodischen Arbeiterwanderungen, die jedes Frühjahr riesige Massen russischer Bauern in die Industriebezirke des eigenen Landes, besonders nach dem großen Moskauer Bezirke führen, die Wanderzüge nach dem Osten und nach dem Süden hin. Nur gering sind die Bewegungen der Bevölkerung in Frankreich, wo sie eine bestimmt hervortretende Tendenz kaum erkennen lassen; insbesondere haben hier die industriellen Gebiete des Nordens und Ostens merkwürdigerweise keinen nennenswerten Zuzug zu verzeichnen. In Großbritannien geht der Hauptstrom der Binnenwanderungen von Schottland und Wales aus nach Südengland und dem mittleren Industriegebiet. In den Vereinigten Staaten von Amerika drängen von jeher gewaltige Massen in die unkultivierten Gegenden des Westens; nach dieser Richtung verschiebt sich der Schwerpunkt der Bevölkerung fortgesetzt weiter; die Neger konzentrieren sich mehr und mehr nach den südlichen Territorien.

Überblickt man nun diese Hauptströme der neuzeitlichen Wanderungen, neben denen sich noch eine Unzahl minder wichtiger Zweigströmungen finden, zeitweilig entstehen und vergehen, und unter denen auch alle die mit keiner dauernden Umsiedelung verbundenen Wanderungen der Erholungs-, Geschäfts- und Vergnügungsreisenden hier nicht mit berücksichtigt worden sind, so wiegt gegenwärtig fast überall die Tendenz der Westwanderung sehr vor. Man hat sie deshalb vielfach mit dem Schlagworte des „Zuges nach dem Westen“ charakterisiert und hat darin wohl auch ein allgemeines Gesetz zu erblicken geglaubt. Davon kann natürlich nicht die Rede sein, sondern es handelt sich hierbei lediglich um einen augenblicklich gerade stärker hervortretenden Zug, der mit der Zeit wieder ebenso verschwinden kann. Neben den Wanderungen nach dem Westen gab es große Volksmengen, die nach dem Süden gezogen sind, zum Beispiel aus Europa nach Südafrika, oder nach dem Osten, zum Beispiel nach Sibirien und der Mandschurei, oder nach China und Japan, wohin gerade in neuester Zeit viele Tausend Europäer gegangen sind. Bei den deutschen Binnenwanderungen beherrscht das Bestreben, wieder mehr Deutsche nach dem Osten des Reiches zu ziehen, die heutige Politik.

Auch die Kennzeichnung der modernen Wanderungen als den „Zug nach der Industrie“ oder den „Zug nach der Stadt“ kommen über die Bedeutung von Schlagworten kaum hinaus und reichen nicht hin, ihr Wesen und ihre eigentlichen Ursachen zu charakterisieren. Es sind ebenfalls nur augenblicklich vorherrschende, vorübergehende Erscheinungen.

Die eigentlichen inneren Gründe der Wanderungen, die zugleich ihre Richtung, ihre Ausgangspunkte und Ziele bestimmen, sind vielmehr rein wirtschaftlicher Art. Religiöse und politische Bedrückung, die früher häufig Ursachen der Auswanderung gewesen sind, kommen heute kaum mehr in Betracht. Die Grundregel, welche die meisten Wanderungen der Neuzeit beherrscht, ist vielmehr eine Magenfrage ersten Ranges geworden; die großen Massen der Wandernden wenden sich dahin, wo ihnen ein besserer Erwerb, bessere Arbeitsgelegenheit und höhere Lebensführung winkt oder zu winken scheint, und verlassen die Plätze schwierigeren Fortkommens. Ubi bene, ibi patria, das scheint unbewußt der Hauptgrund zu sein. Unternehmungsgeist und Wanderlust, Ehrgeiz und Gewinnsucht kommen dabei freilich ebenso mit in Frage, wie üble wirtschaftliche Verhältnisse, gescheiterte Hoffnungen, gesellschaftliche Deklassierung und so weiter.

Man erkennt in der Statistik der modernen Wanderungen deutlich, wie sie sich der Gunst oder Ungunst der wirtschaftlichen Lage jeweils anpassen; und zwar üben dabei günstige Verhältnisse eine viel größere Anziehungskraft aus als ungünstige sich abstoßend erweisen. Die Hoffnung treibt die Menschen dabei mehr als die Not. Sie veranlaßt die meisten Wanderzüge, die so oft ins Ungewisse unternommen werden, und hinter deren Reitern die atra cura selten fehlt. Man kann an zahlreichen Beispielen beobachten, wie die Verschlechterung der wirtschaftlichen Konjunktur in einem Lande die Auswanderung verstärkt, die Verbesserung derselben sie abschwächt, wie zum Beispiel an dem wirtschaftlichen Aufschwung der 1890er Jahre, der die deutsche Auswanderung von mehr als 100000 auf wenig über 20000 zurückgehen ließ. Aber noch viel deutlicher sieht man die Anziehungskraft günstiger Verhältnisse wirken. So hatten die Vereinigten Staaten von Amerika von 1870 bis 1873 bei guter Konjunktur eine starke Einwanderung, die mit der wirtschaftlichen Depression von 1874 bis 1878 einen kolossalen Rückgang erfuhr und in der hierauf folgenden Aufschwungsperiode wieder riesige Menschenmengen ins Land zog. Nach der großen amerikanischen Wirtschaftskrisis zu Beginn der neunziger Jahre ging die Einwanderung ebenfalls sehr zurück, um unter der neuen Hochkonjunktur im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts von neuem stark anzuschwellen. Ein anderes Beispiel bietet das wohlhabende Frankreich, das von jeher eine starke Fremdenzuwanderung ge-

habt hat. Auch in Deutschland erlebten zu Beginn des 19. Jahrhunderts die landwirtschaftlichen Gebiete, insbesondere der ganze preußische Osten und Mecklenburg, eine erhebliche Zuwanderung statt der heutigen Abwanderung, weil in jene Zeit noch die völlige Besiedelung und landwirtschaftliche Erschließung jener Gegenden fiel, und damals die Landwirtschaft auch noch die verhältnismäßig besten Aussichten im Erwerbsleben bot. In der Folge aber hat sich diese Bewegung dort fortgesetzt verlangsamt, in dem Maße, wie man sich der Grenze einer genügend ertragreichen Ausbeutung des Bodens näherte und damit die Erwerbsverhältnisse schwieriger wurden, und in dem Maße, wie nach und nach eine starke deutsche Industrie emporwuchs, welche die Möglichkeit eines günstigeren Erwerbs, bessere Lebensbedingungen und ein höheres Kulturleben bot. Heute strömt deshalb die Bevölkerung den augenblicklich gesegneteren Standorten der Industrie massenhaft zu und bewirkt das schnelle Anwachsen der Bevölkerung dort, sowie in den Großstädten, die als Sitze vieler Exportindustrieen und eines blühenden Handels fortgesetzt Tausende gut bezahlter Hände suchen. Hört dies einmal auf, so ist kein Zweifel, daß eben diese Massen die Städte und Industriebezirke verlassen und sich wieder anderen Gegenden und Beschäftigungen, wenn sie gewinnbringender und besser sind, zuwenden werden. Ebenso sicher ist aber auch, daß die Städte noch riesenhaft weiter wachsen werden, je mehr das städtische Kulturleben der Entwickelung des ländlichen vorauseilen und je mehr Annehmlichkeiten es den breiten Volksmassen durch Erhöhung der Löhne, Verbesserung der Wohnungen und ähnliche sozialpolitische Maßnahmen vor dem Lande voraus bieten wird. Eine gründliche ländliche Sozialpolitik oder die Versetzung und möglichst weitgehende Verteilung gewisser Industrieen auf das platte Land könnten dem freilich auch sehr entgegenwirken und den Zuzug nach den Städten, deren Wachstum hier und da schon recht wasserkopfartig zu werden droht, wieder etwas Einhalt tun.

Jedenfalls ist der Zug nach den Städten und den Industriezentren, wenngleich er in der nächsten Zukunft aller Voraussicht nach weiterhin anhalten wird, keine für immer andauernde Erscheinung, sondern auch sie wird wieder einmal vergehen. Es heißt gewiß das Wesen der neuzeitlichen Wanderungen durchaus verkennen, wenn der Münchener Nationalökonom Professor Brentano von ihnen behauptet hat: „Trotz aller romantischen Begeisterung für Land und Landwirtschaft werden die Menschen zur Stadt und Industrie getrieben. Und so wird es bleiben, solange die **dira necessitas** des Menschen Schicksal bestimmt." Ist es denn wirklich die Not in erster Linie, welche die Wanderungen der Menschen veranlaßt? Ist die Aussicht darauf, sich immer noch verbessern zu können, nicht eine viel stärkere Triebkraft? Was zöge zum Beispiel den Menschenstrom so rapid dorthin, wo unerwartet reiche Bodenschätze

entdeckt werden, wie seiner Zeit in Kalifornien oder in Südafrika, wenn nicht das Streben nach größerem Gewinn so machtvoll mitwirkte!

Muß man so die Besserungsmöglichkeit der wirtschaftlichen, rechtlichen oder sozialen Lage des Einzelnen als Hauptgrund aller Wanderungen erkennen, so haben zu ihrer Zunahme doch noch zahlreiche andere, äußere Ursachen mit beigetragen. Vor allem hat die Ausgestaltung der modernen Transportmittel sie sehr erleichtert, ihre heutige Massenhaftigkeit und ihre Entfernungen ermöglicht und hat ihnen eine außerordentliche Beweglichkeit verliehen. Ein mächtiger Hebel war ferner die Legalisierung der größtmöglichen wirtschaftlichen Freiheit des einzelnen: die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Loslösung der Bauern und Landarbeiter von der Scholle, die Einführung allgemeiner Freizügigkeit und Gewerbefreiheit. Seit der Beseitigung dieser Schranken, die durchaus noch nicht so sehr alt ist, — in Preußen wurden zum Beispiel erst 1867 die Zuzugsgelder der Städte aufgehoben — ergoß sich der Bevölkerungsstrom erst in ungehinderte Bahnen.

Es ist natürlich, daß die geschilderten großen Wanderbewegungen auch wirtschaftliche Folgen der tiefgehendsten Art nach sich ziehen müssen. Zahlreiche neue Probleme sind durch sie hervorgerufen worden, und es gibt gegenwärtig nur wenige wirtschafts- oder sozialpolitische Fragen, die nicht durch sie berührt oder beeinflußt würden.

Die Auswanderungen zunächst bedeuten für das Mutterland in der Regel durch die Verringerung der Bevölkerung eine Schwächung seiner Produktivkraft, für das neue Heimatland dagegen eine ebenso große wirtschaftliche Kräftigung. Wenn sie lange in gleicher Richtung andauern, verschieben sie die Machtverhältnisse und Einflußsphären der Staaten zueinander. Denn das eifrige Bestreben der Mutterstaaten, die Auswandernden der eigenen Nation zu erhalten, gelingt oft nur in geringem Maße. Besonders sind die großen Massen der deutschen Auswanderer, soweit sie nicht die heimischen Exportindustrieen als Abnehmer noch fördern, dem Reiche leider verloren gegangen und haben den Horazischen Satz: Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt! an sich zuschanden gemacht. Wenn man bedenkt, daß heute rund 82 Millionen Deutsche auf der Erde leben, darunter ungefähr 60 Millionen im Deutschen Reiche, so erhält man eine Vorstellung von der Größe dieses Verlustes für unser Volk. Ein weiterer Nachteil für das Mutterland liegt darin, daß die Auswanderer in der Regel die heimischen Fertigkeiten und Industrieen mit ins Ausland übertragen und so dem Gewerbefleiß des Mutterlandes eine unangenehme Konkurrenz schaffen. Hin und wieder mögen freilich die Folgen der Auswanderung auch nicht unwillkommen sein, nämlich insofern, als sie bei übergroßer Volkszahl und wirtschaftlicher Notlage des Mutterlandes die Bevölkerung etwas

lichten und mehr Platz und Nahrungsspielraum für die Zurückbleibenden schaffen.

Anders geartet und noch vielseitiger sind die Folgen der Binnenwanderungen. Mit der Besiedelung des Landes werden zugleich seine Wirtschaftsverhältnisse durch sie fundamental geändert. Im Deutschen Reiche führt diese Entwickelung zum Beispiel vom Agrarstaat mehr und mehr zum Industrie- und Handelsstaat hinüber. Das platte Land wird durch die Wegzüge immer mehr entvölkert, es entsteht dort die Frage des ländlichen Arbeitermangels und ruft eine akute Kalamität in der Landwirtschaft hervor. In den Grenzgebieten gewinnt die Nationalitätenfrage größere Bedeutung; im preußischen Osten wächst das Polentum rasch an, und der nationale Besitzstand wird durch die als Ersatz anrückenden fremdländischen Arbeiter ernstlich gefährdet; im Westen des Reiches, im Elsaß, macht indessen die Germanisierung fortgesetzt bessere Fortschritte. Für die Industriebezirke erwächst die Sorge, die eng zusammengedrängten Volksmassen, deren Lebensbedingungen im Fabrikatenexport nach fremden Ländern wurzeln, durch Sicherung der Absatzmärkte und Teilnahme an der Weltpolitik dauernd zu beschäftigen und angemessen zu ernähren. Auf der anderen Seite erscheint es wiederum erfreulich, daß durch die Exportindustrieen viele Deutsche im Reiche behalten werden konnten, die sonst ausgewandert und ihm sowie dem deutschen Volkstum verloren gegangen wären.

Die mannigfachsten sozialen Folgen zeitigt die Großstadtbildung. Die Wohnungsnot wird zu einer sozialpolitischen Frage ersten Ranges; dem Hygieniker erscheint diese sowie die Ansammlung zu Millionen als eine Gefahr für die Volksgesundheit, als günstiger Nährboden vieler Krankheiten; den Nationalgesinnten schreckt die abnehmende Zahl der Geburten und die hohe Sterblichkeit der Großstädte; der Moralist erblickt in ihnen Stätten des Lasters, in ihren feineren aber auch verdorbeneren Sitten im Gegensatz zu der Einfachheit und dem Glück der Landbewohner Anzeichen des Zerfalls; mit Schrecken sieht der Konservative die Herde der Sozialdemokratie von Jahr zu Jahr wachsen und so weiter.

Gemeinsam sind den internationalen wie den inneren Wanderungen die Erscheinungen der Vermischung der Neuankommenden mit der eingesessenen Bevölkerung, ein langdauernder mit zahllosen Reibungen und Kämpfen verknüpfter Akklimatisationsprozeß der oft an Sprache, Sitte, Kultur, Religion verschiedenen Volksbestandteile. Bis zum gänzlichen Ausgleich der Gegensätze und zur völligen Anpassung der verschiedenen Elemente aneinander sind zahlreiche politische Probleme der mannigfachsten Art zu lösen.

Es fehlt hier an Raum, den vielen Folgen der Wanderungen im einzelnen nachzugehen. Wägt man, um wenigstens ein Gesamturteil über sie zu gewinnen, ihre wirtschaftlich günstigen und ungünstigen

Wirkungen gegeneinander ab, so kann freilich die Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Trotz der vielen Nachteile, welche sie für die Volkswirtschaft jeweils mit sich zu bringen pflegen, überwiegen doch ihre vorteilhaften Folgen bedeutend; denn in welcher Richtung sie sich auch immer bewegt haben mögen, in der Hauptsache haben sie die große Masse der Wandernden besseren Existenzbedingungen zugeführt, als diese in der engen Heimat hätten finden können; Millionen haben sie so den wirtschaftlichen Daseinskampf erleichtert und größere Annehmlichkeiten des Lebens verschafft. Indem die neuzeitlichen Wanderungen so ein Mittel darstellen, die Menschheit dem Ideal jeder Volkswirtschaft näher zu bringen, bilden sie ein heilsames Glied im gegenwärtigen Kulturfortschritt.





Drei Menschen.

Psychologische Novelle

von

Frances Külpe.

— Nervi. —

(Schluß.)



Es war ein kühler trüber Herbsttag. Naßkalte gelbe Blätter rieselten unaufhaltsam von den Syringenbüschen über den Gartenkies. Es tröpfelte stetig vom grauen Himmel und gedämpft rauschten die Kiefern.

Rahel war zur Stadt gefahren, um an Noras Stelle den Umzug zu leiten. Die Tage des Landaufenthalts hatten sich ihrem Ende zugeneigt. Morgen schon sollten Rehders nach Riga ziehen.

Hans und Nora saßen beieinander auf der Veranda. Er hielt ihre Hand.

„Mir ist, als ob ich schon gestorben wäre," begann Nora leise. „Worauf kann ich noch hoffen? Ich möchte dann gern auf einem einsamen hellen Stern sein und auf euch herabschauen dürfen, wie sich euer Leben weiter gestalten würde."

„Gib dich nicht mit solchen Gedanken ab, Herz," sagte Hans — „sie sind unfruchtbar."

„Es könnte doch sein, daß ich früher dahinginge, Hans," fuhr sie fort. „Weißt du, was mir dann ein lieber Gedanke wäre?"

„Nun?" fragte er.

„Wenn du Rahel heiraten würdest!"

Da war es heraus, das Ergebnis ihrer qualvollen krankhaften Grübeleien, die Entsagung, zu der sie sich in dem unnatürlich gesteigerten Seelenzustande in so vielen schlaflosen Nächten hindurchgerungen hatte.

Hans stand hastig auf und begann mit langen Schritten auf und abzugehen. Wie kam Nora auf diesen Gedanken? Hatte er es an

Liebe fehlen lassen? Ahnte sie etwas von jenem momentanen unbeherrschten Ausbruch?

„Deine Frage ist verletzend, Kind," sagte er. „Weißt du nicht, daß ich dich liebe, dich, dich und nur allein dich?"

Er hatte sich wieder neben sie gesetzt.

„Ach Hans," begann Nora wieder und legte ihren Kopf an seine Schulter. „Ich bin ja nur noch halb für dich da, und das wird noch schlimmer werden. Da habe ich mir denn gedacht, daß ich auf den Tod nicht zu warten brauchte — nein, laß mich ausreden," fuhr sie fort, als er sich heftig bewegte — „sieh, ich hab' dich lieb genug, um zurückzutreten und in deinem Glück glücklich zu werden. Dein Leben an meiner Seite ist fortan nur Qual. Ich kann das nicht ertragen, Hans. Ich bitte dich, ich flehe dich an — gib mich frei!"

Er sah sie mit schmerzlichem Vorwurf an.

„Und heirate Rahel? Nicht wahr?" fuhr er bitter und gehalten fort. „O Kind, Kind! Und das nennst du Liebe?"

„Das ist Liebe!" sprach sie stark.

Er beugte sich über sie und nahm ihren Kopf zärtlich in seine beiden Hände.

Verdient, verdient! mußte er sich sagen. Jetzt durfte er, jetzt mußte er reden. Und er erzählte, treu und ehrlich, wahrheitsgemäß ohne zu beschönigen, noch zu entschuldigen.

„Das war meine Schuld, Nora!" schloß er, „und vielleicht war es auch noch Schuld, daß ich Rahel trotzdem bat, zu uns zu ziehen."

Nora hatte still zugehört. Ihr war, als sähe sie schon von dem glänzenden Stern auf das Tun und Treiben ihrer Lieben herab, an dem sie keinen Teil mehr hatte. Die Wogen des Lebens brausten von ferne, erreichten sie aber nicht mehr.

„Ich finde alles so natürlich, so begreiflich, so selbstverständlich," sagte sie müde — „von Schuld kann kaum die Rede sein."

„Doch!" sprach er weich. „Soll denn der Mensch von vornherein auf Kampf verzichten? Aber auch deine Seele ist auf Irrwege verfallen, Lieb!"

„Auf Irrwege?" Nora schlug die Augen groß und weit auf. „Ist denn mein Vorschlag so unsinnig, Hans?"

„Ganz unsinnig und schwächlich dazu. Stelle dir doch den umgekehrten Fall vor: Ich würde blind und ich bäte dich, dich von mir zu trennen und einen anderen zu heiraten . . . Was würdest du tun?"

„Das ist etwas ganz anderes," rief Nora aus ihrer Apathie erwachend. „Rahel ist aber nicht gleichviel wer, Rahel ist eben Rahel. Sie liebt dich — sie würde dich glücklich machen!"

Hans war bleich geworden. Noras Beharrlichkeit tat ihm weh.

„Ja, Rahel ist das A und O meiner Gedanken!" spottete er bitter.

„Noch nicht, aber sie könnte es werden, wenn ich nicht im Wege stände!"

Wenn ich nicht im Wege stände! War es so weit gekommen in Noras kranker, wunder Seele?

Tiefes Schweigen. Leise rieselte der Regen nieder und aus der vollen Dachrinne plätscherte es klatschend in einen Blecheimer. Nora hörte ihr Herz pochen.

„Wir reden über diese Angelegenheit nie wieder," sprach Hans mit zitternder Stimme. „Ich will dir aber eins sagen: Nicht du stehst unserm Glück im Wege, sondern Rahel, wenn du bei solchen Gedanken bleiben kannst."

„Rahel? O nein!" rief Nora erschreckt.

„Dein armer kluger Kopf hat sich eine schöne Theorie ausgeheckt — sie stimmt aber nicht. Wir sind hier nicht auf dem Theater, Nora, sondern stehen im wirklichen ernsten Leben. Nicht Großmut hat dir diesen Gedanken eingegeben, sondern Kleinmut, das glaube mir."

„Ich kann aber eure Großmut nicht ertragen!" weinte Nora.

„Siehst du wohl! Großmut nennst du einfache Liebe! Gibt es etwas Größeres und Einfacheres und Selbstverständlicheres als Liebe? Liebe will lieben, will geben — weiter nichts. Liebe denkt weder an Opfer noch Großmut, weil sie entgegenzunehmen oder zu üben etwas Selbstverständliches ist. Liebe ist frei, Liebling. Du aber bist unfrei. Werde frei!"

„Das wollt' ich ja doch!" klagte Nora.

Er lächelte. „Mein armes, armes, geliebtes Kind, wir müssen alle noch viel lernen vom Leben, wir sind Anfänger der großen Lebenskunst, aber wir sind ehrlich strebende Menschen. Wenn ich dich, Nora Selden, nicht liebte, sieh, dann könntest du von Großmut und Opfern reden, dann würde auch ich die Großmut deines Vorschlages bewundern — so aber . . ."

„Ja, liebe ich dich denn nicht?" rief Nora fassungslos.

„Ja, du liebst mich — aber du liebst mich nicht so sehr, daß du völlig eins mit mir bist. Wenn du ganz eins mit mir wärst, könntest du dich nicht von mir reißen wollen, denn damit reißest du mich selbst eben auseinander."

Nora schlug die Hände vors Gesicht. Ihr schwindelte. Langsam flossen ihre Tränen. Sie schmiegte sich dicht an Hans. Wie viel hatte sie noch zu lernen!

Ja, sie hatte noch viel zu lernen. Sie war noch am Anfange der großen Lektion, daß Liebe alle Gegensätze ausgleicht. Was sie als Kraft des Entsagens in sich empfand, das war im Grunde — Schwäche. Zur rechten Kraft mußte sie sich noch durchringen. Viele Meilensteine gab es zu passieren, viele Stationen zu erreichen. Zu einem großen Opfer, das

wie ein Einschnitt ihr Leben plötzlich veränderte, dazu war sie bereit. Aber daß das größte Opfer in dem täglichen Aufgeben aller Ansprüche besteht, auch des Anspruchs auf Eingriffe in ihr Schicksal — das hatte sie noch zu lernen.

Sie weinte heiß und still vor sich hin, und Hans hielt sie fest umschlungen.

Eine Gestalt verdunkelte den Eingang zur Veranda. Jakob Schauer stand da und zupfte schweigend an seiner Mütze.

„Was wollt Ihr?" fragte Hans freundlich.

„Ich kann nicht fort von hier," murmelte Jakob Schauer, „ich möchte gern hier bleiben."

„Das geht aber nicht, lieber Freund," sagte Hans. „Wir ziehen morgen zur Stadt."

„Dann möchte ich mit nach Riga," sagte Jakob Schauer hülflos — „ich hab' die Frau Nora lieb . . . ich muß sie sehen."

„Was wollt Ihr denn in Riga?"

„Die Minna hat mir gesagt, daß der Herr Doktor einen Garten hat, den könnt' ich bestellen, und im Winter könnt' ich das Schneiderhandwerk wieder treiben."

„Ja aber, lieber Freund," sagte der Doktor — „wo wollt Ihr denn wohnen? Wir haben in der Stadt keinen Platz für Euch."

„Die Minna hat mir gesagt, daß Sie eine Waschküche haben, da könnt' ich wohnen," fuhr Jakob Schauer hartnäckig fort, und seine Lippen zitterten. „Ich hab' die Frau Nora lieb . . . wenn sie mich anschaut, reden alle Blumen lauter."

Hans sah Nora an. Sie lächelte wehmütig.

„Nun so kommt mit," sagte er. „Aber im Garten muß rechtschaffen gearbeitet werden. Frau Nora liebt keine Unordnung."

„O ja!" sagte Jakob Schauer strahlend. „Ich will schon arbeiten, und die Dohle und die lahme Katze nehme ich auch mit."

Damit machte er Kehrt und ging seelenvergnügt davon.

„Halt!" rief Hans. „In der Stadt müßt Ihr Euch anständiger kleiden. Ich hab' da einen getragenen Anzug von mir, den müßt Ihr ein wenig ändern, dann wird er Euch passen."

Schauer kam wieder zurück und sah die beiden freundlich an.

„Will ihn schon tragen — zur Ehre Gottes," sagte er feierlich.

Er beugte sich vor und sah Nora tiefsinnig an.

„Alles, was wir tun, sollen wir zur Ehre Gottes tun," sprach er, „leiden und lieben, und sich freuen und preisen und danken."

Dann ging er.

„Der Mann hat recht," sagte Hans ernst, „und wie recht! Da siehst du vor allem ganz klar, wie tauglich du bist, denn er liebt dich von Woche zu Woche mehr und so rein, so blumenrein, daß ich mindestens eifersüchtig werden müßte."

Nun mußte Nora lächeln, unter Tränen lächeln. Sie starrte in die regengraue Ferne, wo die rauschenden Föhren sich leise auf und nieder bewegten.

In dieser Nacht hatte Nora einen seltsamen Traum:

Sie steht am Meeresufer. Die Luft ist schwer und dumpf Schweres schwarzes Gewölk ballt sich am Horizont zu phantastischen Formen zusammen, und wie eine heiße Bleiplatte liegt unbeweglich das Meer. Nur ein fahler orangegelber Streif am Horizont und im Wasser kündet, daß die Sonne untergegangen ist. Und sie fühlt ein Sausen und Dröhnen in der Luft — in der Erde — überall, ein Dröhnen und Erzittern, als ob etwas Furchtbares sich vorbereitet . . .

Und das Furchtbare — es kommt — es kommt.

Eine Woge, riesengroß und breit wie ein Wall — bis in den Himmel hineinragend — zeigt sich am Horizont und saust mit erschreckender Geschwindigkeit über das unbeweglich brütende Wasser . . . sie saust heran mit grausigem Geheul, und Nora steht wie gebannt — immer näher, immer gewaltiger türmt sich die furchtbare zackige Wasserwand — und nun packt sie das zitternde Menschenkind und wirbelt es mit sich empor in die schäumende Flut und trägt es auf ihrem Rücken dahin, und eine Posaunenstimme dröhnt mit weithin schallendem Ton: Liebe ist frei. Du aber bist unfrei! Werde frei!

„Ich will, ich will!“ schreit Nora und ist erwacht.

Und sie sieht Licht schimmern in der Kammer und fühlt Hans' beruhigende Liebkosung und hört seine angstvolle zärtliche Stimme: „Mein einzig teures süßes Lieb!“

Und Nora weint, wie sie noch nie geweint hat, und schläft endlich wieder ein wie ein hilfloses kleines Kind.

* * *

Solange Nora noch sehen konnte, wollte sie ihrer Kunst angehören.

Nie war ihre Kunst größer gewesen als jetzt, wo Nora täglich Abschied von ihr nahm. Sie spielte wie eine gottbegnadete Künstlerin, spielte eigenes Leid aus sich heraus und spielte sich in fremdes Leid hinein. Sie spielte nicht mehr — sie lebte ihre wunde Seele aus, und ihre Darstellungen wurden von unheimlich packender Lebenswahrheit. Grillparzers Esther, Hebbels Judith, Ibsens Frau vom Meer und Nora und Maeterlincks Monna Vanna waren ihre Lieblingsrollen, und immer klarer prägte sie sich als große Tragödin aus. Nie hatte Riga unter den ständigen Bühnenkräften eine glänzendere Vertreterin des tragischen Fachs gehabt.

Rahel begleitete sie jetzt alle Abende ins Theater und wurde von der Gewalt ihres Spiels fast wider Willen ergriffen. Gerade weil Nora es lernen mußte, sich von den äußeren Einwirkungen abzuschließen, er-

langte ihr Spiel Vertiefung, Verinnerlichung und eine fast dämonisch wirkende Kraft. Rahel fühlte es selbst bei Noras leise gesprochenen Worten eiskalt über den Rücken rieseln, und besonders das Grauen vor dem unabänderlichen herannahenden Schicksal und die siegreiche Gewalt einer alle Hindernisse beherrschenden Liebe wußte Nora meisterlich darzustellen. Die Einfachheit und Größe ihrer Empfindungen hatten Nora mit einer Skala von mannigfachsten Mitteln bereichert; sie lernte sie durch Vertiefung und Verinnerlichung ihres Wesens wie von selbst gebrauchen und instinktiv in große Wirkungen umsetzen. Sie lernte begreifen, daß im ungesuchten Wechseln der Empfindungen Kraft und Größe liegt, daß die Kraft des Ausdrucks in der Einfachheit und in solchem Wechsel, — in der Kontrastwirkung ruht. Die Keuschheit ihres künstlerischen Empfindens schützte sie vor Übertreibung — so bewahrte sie sich das rechte künstlerische Maß.

Ihren Kollegen konnte es kein Geheimnis mehr bleiben, daß Nora an den Augen litt, aber niemand ahnte nur entfernt, daß sie ihre Sehkraft allmählich ganz einbüßte. Nora beherrschte die Situationen so völlig und klagte nur zuweilen über vorübergehende Sehstörungen, daß alle Kollegen ihr in jeder Weise liebenswürdig entgegenkamen, ohne viel Gewicht darauf zu legen. Die größte Aufmerksamkeit wandte sie der Stellung der Möbel und Kulissen zu, die sie nur noch mühsam in einem schwimmenden Nebel unterschied.

So blieb allen verborgen, wie schlimm es um sie stand, und die Abende brachten immer neue glänzende Überraschungen. Nora rang mit ihrer Kunst, mit der Sehnsucht und der Ekstase des Trennungsschmerzes, und die Kunst segnete sie. Man staunte über Noras Spiel, man berauschte sich an der Wahrheit und Größe ihrer Auffassung, und man wußte nichts von der selig bitteren Qual ihres Kämpfens und Leidens.

Auf der Straße wie überall war Rahel Noras treue Begleiterin. Sie hatte ihre Augen völlig in Noras Dienst gestellt, und Nora nannte sie in wehmütigem Scherz ihre „objektive Sehkraft“.

Rahel hatte ein Stichwort erfunden, um Noras Aufmerksamkeit zu erregen, falls sie gegrüßt wurde, und Nora verdankte Rahels wachsamer und geschickter Fürsorge, daß sie es lernte, sich mit einiger Sicherheit zu bewegen.

„Nun hab' ich doch einen Lebenszweck,“ sagte Rahel zu Nora — „du großes Kind bist jetzt in Wahrheit mein Kind, und in gewissem Sinne bin ich die Großmutter deiner Kunst!“ fügte sie scherzend hinzu.

„Wenn die Rigenser das wüßten!“ seufzte Nora. „Jede einzelne Rolle verdanke ich jetzt dir. Ich kann ja bald nichts mehr ohne dich.“

„Du kannst das Größte, was ein Mensch erreichen kann,“ sprach Rahel ernst — „du kannst groß leiden und groß lieben, und beides völlig ohne mein Zutun.“

Noras Lippen zuckten. Sie wußte wohl, daß sie noch viel zu lernen hatte, ehe sie „groß liebte und litt". War sie nicht noch vor wenigen Wochen bereit gewesen, auf Hans zu verzichten, zum Teil weil sie sich dem „Nehmen" nicht gewachsen fühlte? Sie wußte, was ihr fehlte, hatte sie es doch oft ausgesprochen: wir brauchen Verinnerlichung und Vertiefung, wir brauchen Wahrheit, wir brauchen eine große Seele.

In dieser ehrlichen Selbsterkenntnis aber dehnte sich ihre zitternde zaghafte Seele und nahm zu an Kraft und Schwung, und sie allein merkte es nicht.

Hans und Rahel aber sahen mit freudigem Staunen, wie Noras Kraft wuchs und sich entfaltete, und beide traten einander in der sorgenden Liebe um Nora näher als je. Leise und unmerklich war Nora das Band geworden, das die beiden fester vereinigte, als jemals eine Leidenschaft gekonnt, und aus der siegreich bezwungenen Liebe Rahels zu Hans wuchs still und mächtig eine andere Liebe empor — die treue und zarte Freundschaft einer starken Frauenseele.

Rahel war in den Irrtum geraten, daß sie selbst Hans mehr sein könnte als Nora — nun aber waren ihr die Augen aufgegangen — sie hatte ihren Irrtum erkannt. Sie hatte verstehen gelernt, daß Noras Liebe zu Hans, anders geartet als ihre eigene, nichtsdestoweniger tief und groß war. Sie hatte erkannt, daß Nora durch ihre nahende Erblindung an innerer Schönheit gewonnen hatte; sie fühlte deutlich, daß Nora auch als völlig Blinde Hans bereichern und beglücken würde, denn sie besaß in Wahrheit eine große Seele. Das hatte Rahel den stolzen Frieden wiedergegeben.

So wurden die drei Menschen Freunde im schönsten und edelsten Sinne. Jedes von den dreien trug mit an dem Leid und der Last der beiden andern, und jedes erstarkte in dieser Gemeinsamkeit und empfand das eigene Kreuz leichter.

Herbsttage waren gekommen. Der rauhe Oktoberwind strich durch die Straßen und fegte die letzten wirbelnden Blätter von den Bäumen. Noras Dienstagabende, die zweimal monatlich stattfanden, hatten den Kreis ihrer alten Freunde um sie versammelt, und Rahel hatte sie alle kennen gelernt, den wehmütigen Konsul mit dem Pergamentgesicht, Isidor Merker, den Übermenschen Redakteur Theophil Müller, den gründlichen Kandidaten der Theologie, Amandus Philippi, und den liebenswürdigen Naturburschen Baron Berg.

Auch die beiden Fräulein Müller, das gewichtig gewordene Schwesternpaar, hatte Rahel kennen gelernt; ihr angeborener Hang zur Ironie fand reichliche Nahrung in dem Verhalten dieser Herrenwelt zu den grauen Möttchen, die so ganz ohne ihr Zutun zu goldstrotzenden Schmetterlingen geworden waren.

Ungezwungen und natürlich verhielt sich nur Baron Berg zu den

beiden alten Dämchen. Alle übrigen waren mehr oder minder von dem Umschwung in ihren Verhältnissen beeindruckt und äußerten das in ihrer Weise. Konsul Isidor Merker würdigte die Fräulein Klementine und Nadine Müller besonders wehmütiger Versicherungen seiner Hochschätzung; der Redakteur Theophil Müller vergaß ihnen gegenüber sein Übermenschentum und stellte sich ihnen als Namensvetter und Viertelverwandten vor, und Amandus Philippi leistete sich ein korrektes Satzgefüge wohlklingender Phrasen, die seine Ergebenheit ausdrücken sollten.

Die alten Schwestern wurden zum erstenmal in ihrem stillen Altjungferndasein von der Männerwelt bemerkt und ausgezeichnet und fanden das außerordentlich interessant und belustigend.

Sie schwammen in einem Meer von Seligkeit und Wohlwollen und versanken dabei in einem Teich von Weltunkenntnis und Harmlosigkeit.

Die arme halbblinde Nora und die allzu scharfsichtige Rahel hatten ihren Spaß daran. Das alte Schwesternpaar schwärmte in jugendlicher Weise für Nora und Rahel und brachte es durch wiederholte Bitten dahin, daß die beiden Damen einst ihren Besuch in Aussicht stellten.

Immer aber wenn Nora mit Fremden in Berührung kam, fühlte sie, daß sie zu ihnen nicht eigentlich hinpaßte. Sie war im Verkehr mit Fremden nicht sie selbst, nicht die offene zugängliche Natur, als welche sie sich zu Hause Hans und Rahel gab. Sie war stolz und verschlossen und behielt ihr Bestes für sich und in sich. Zu Hause aber blühte sie auf in Wärme und Innigkeit, wie eine schöne und seltene Blume, in deren dunklem geheimnisvollen Kelch das Wunder einer leise reifenden Innerlichkeit schwieg und träumte.

* * *

Die goldene Sonne lachte herzlich vom blauen Himmel in die weiße verschneite Stadt hinein.

Geschäftig sausten Einspänner und zweispännige Schlitten mit dem lustigen Schellenton durch die Straßen, und überall hasteten paketbeladene Menschen mit vergnügten Gesichtern vorbei. Das Weihnachtsfest war gekommen.

„Ob ich den Kerzenglanz noch sehen werde?“ hatte Nora gefragt.

Hans und Rahel überboten einander in geheimnisvollen Vorbereitungen zum Fest. Nora, ihr geliebtes gemeinsames Sorgenkind, wenn auch nur auf Augenblicke froh zu sehen, war ihr einziger Gedanke. Nora war still und weich und ließ alles über sich ergehen. Es war, als schwebe ihr eine heimliche Frage auf den scheuen Lippen.

Was wußte die graue altkluge Welt von dem Leben dieser drei Menschen? Sie lebten ein eigenes stilles Liebesleben dahin, voll sehnender Träume, voll bitterschmerzlicher Wirklichkeit, voll ahnender liebender Angst. Sie waren der Welt und ihrem lauten Treiben fremd geworden.

Und nun brannte der Weihnachtsbaum.

„Noch sehe ich die Kerzen leuchten," sprach Nora wehmütig, „aber den Baum selbst kann ich kaum unterscheiden."

„Liebling, mein Liebling!" flüsterte Hans.

„Und doch bin ich heute fast glücklich," fuhr Nora fort. „Mir ist so feierlich still zumut. Ich ahne den Frieden von ferne, Hans, der aus dem Überwinden entspringen kann. Ich habe Augenblicke, wo meine Seele leicht und mächtig sich über all unser Leid emporschwingt wie ein freier wilder Vogel. Das ungeheure Lebensmeer liegt dann wogend und dennoch überwunden unter mir, und ich beginne es zu fassen und zu begreifen."

„Nora!" rief Hans. Seine Stimme brach.

„Ich bin mit Heimweh geboren," fuhr Nora träumerisch fort. „Meine zerpflückten Tage, meine ruhlose zerbröckelte Vergangenheit, die nackte Einsamkeit meiner dunklen Stunden lehren mich das. Es gibt eine tiefere heiligere Sehnsucht als die nach der Kunst, Hans, die Sehnsucht nach freiem Menschentum, und die kann mir die Blindheit nicht rauben. Ihr lieben zwei, fühlt ihr mir das nach?"

Rahel schlang ihren Arm um Nora. In ihren schönen Augen schimmerten Tränen. Ein feiner Schmerz und eine stolze Freude hatten sie gepackt.

„Du meine süße Schwesterseele, mein ganzer Freund," flüsterte Nora.

„Die Kunst wird mir genommen und ein anderes Heiligtum dafür gegeben," fuhr sie fort. „Bin ich solchen Schatzes wert? O Leben, Leben, wie spielst du Fangball mit deinen Geschöpfen!"

Die drei Menschen hielten einander fest umschlungen.

Die erhabene heimliche Heiligkeit, die innige Feier, die verklärte wehmütige Stille dieses Weihnachtsfestes leuchtete und strahlte in den Herzen der drei. Sie fühlten sich einander unauflöslich verbunden.

In der Tat war es ein eigentümlicher Weg, den Nora zurückzulegen hatte. Die fertige Künstlerin erlitt durch den Segen des Leides die Entwicklung zum reifen Weibe. Die blinde Künstlerin war ein sehender Mensch geworden. Mit dem inneren Auge des Geistes sah sie über abgrundweite Tiefen hinweg in die strahlenden Fernen der Unendlichkeit hinein, und Liebe erleuchtete ihren dunklen Pfad.

Es lag in Noras Natur, ernste Dinge ernst zu nehmen. Sie hatte sich entschlossen, ihre Laufbahn am Theater aufzugeben, und Hans billigte diesen Entschluß.

„Nur noch so lange will ich auftreten, bis der Direktor einen Ersatz gefunden hat. Nora Selden hat ausgespielt."

„Freiheit und Kraft zur schweren Lebensaufgabe, Nora — Rehder!" sprach Hans feierlich.

Doch nicht immer war Nora in Frieden mit sich. Abschied zu

nehmen und Abschied für immer, ist ein bitter schmerzliches Ding. Nora sprach nicht viel, doch Nächte lang lag sie ruhelos, und ihre Seele flog in wachen Träumen über die Lande, über die Sterne, in die Unendlichkeit hinein. Sie rang und kämpfte mit sich, todesmutig, und immer wieder packte sie ein dumpfes Staunen, was denn Gott, an den sie glaubte, noch mit ihr vorhabe. Weshalb gab ihr Gott mit der einen Hand so viel, um mit der andern zu nehmen? Warum? Zu welchem Zweck? Es kamen Tage, wo sie das nicht fassen konnte.

Ihre Künstlerschaft hing so innig bei ihr mit ihrem Menschentum zusammen, daß sie die beiden Begriffe voneinander kaum trennen konnte. Ihre Kunst war Teil ihres Wesens — sie lebte — und die Kunst sollte sterben. Ja, was war sie denn in dem großen Weltall ohne diese Kunst? Ein schwacher blinder elender Mensch, dem neue Aufgaben auf die gebrochenen Schultern getürmt wurden. Ein verwundeter Ikarus, ohne Flügel.

Aber sie war zunächst Mensch. Ihrem Menschentum wurde durch ihre Erblindung nichts von seiner Würde genommen. Wußte sie das nicht? Sie konnte sich vertiefen, verinnerlichen, eine große Seele bewähren! Meinte es der große Gott im Himmel nicht gut mit ihr? Hatte sie nicht Grund zu danken und ihr Kreuz fröhlicher zu tragen?

Wie während eines Wetterleuchtens wechselten lichte Helle und nachtdunkle Finsternis ab in Noras Seele. Ja, sie wollte fröhlicher, selbstloser werden. Sie wollte ihrem Hans danken für seine Liebe, indem sie sich selbst erneuern ließ. Sie wollte sich von der Sonne seiner Liebe erwärmen und durchstrahlen lassen, und sie betete heiß um Kraft, Vertrauen und einen fröhlichen Geist.

So spann sie beständig an dem Kreislauf ihrer trüben und lichten Gedanken.

Es ist viel leichter, besonders für energisch veranlagte Naturen, Taten zu tun, als sich eine harmonisch geklärte Seelenstimmung zu erhalten. Aus solcher Stimmung heraus reifen Handlungen und Willensäußerungen wie von selbst — sie ist der Boden, auf dem solche feine Blüten erwachsen. Sie ist der Schild, mit dem wir allem Unglück, mit dem wir unserm Schicksal gewachsen sind. Das Unglück beugt uns, aber es bricht uns nicht. Die Wogen schlagen über uns zusammen, aber wir versinken nicht. Dieses Wundermittel, das uns arme Menschen so hoch hinaushebt über uns selbst, über unser Leid und über das Leben, ist nichts Neues, nichts Erfundenes, nichts Entdecktes — es ist das alte, alte große Lied mit der alten, alten neuen Wahrheit für den Einzelnen —: es ist das kindliche Vertrauen zu Gottes Liebe.

Nora war Künstlerin, und jetzt wurde sie Weib.

Nora war ein gut veranlagtes Weltkind, und nun entwickelte sie sich langsam, langsam zu einem demütig vertrauenden Menschenkind.

Der Weg war schwer und mühsam, und Nora war oft kampfesmüde.

Ein geringfügiger Anlaß diente dazu, ihr einen neuen Aufschwung zu geben.

Jakob Schauer, der in der Rehderschen Waschküche seine Werkstatt aufgeschlagen hatte, benützte jede Gelegenheit, um Nora zu sehen. Einst führte er einen blinden Knaben zu ihr herein, den er auf der Straße gefunden hatte.

Das Kind war etwa zwölf Jahre alt und hatte erloschene, hellblaue Augen. Ein sanftes erwartungsvolles Lächeln spielte um seinen etwas großen Mund.

Der Knabe hielt eine jämmerliche Fiedel an sich gepreßt.

„Soll ich Ihnen aufspielen?“ fragte er.

„Ja, mein Junge,“ erwiderte Nora.

Mit Kennermiene setzte das Bürschchen geschäftig die Fiedel an, und nach mehreren unreinen Tönen spielte er eine russische Weise gar nicht so übel herunter.

Nora hatte ergriffen zugehört.

„Bravo, mein Sohn!“ sagte sie.

Jakob Schauer stand mit verzückter Miene daneben.

„Alles zur Ehre Gottes!“ sagte er. Mit strahlendem Blick sah er bald Nora, bald seinen Schützling an, als wollte er sagen: Seht, nun sollt ihr Freude haben aneinander.

„Wie heißt du, mein Kind?“

Der Knabe hob seine lichtlosen Augen zu ihr empor.

„Walter Schwarz.“

„Wo kommst du denn her?

„Aus Kurland bei Libau. Vater war Steuermann, nun ist er ertrunken, und Mutter ist auch tot.“

„Und bei wem lebst du?“

„Bei Großmutter.“

„Hast du's gut bei ihr?“

„Großmutter ist wohl gut, aber wir hungern beide manchmal.“

„Hungern sollst du nicht mehr. Bist du schon lange blind, mein Kind?“

Des Knaben Lippen zitterten.

„Schon zwei Jahre,“ war die Antwort.

Nora streichelte ihn sanft über die Wangen.

„Wie kam das?“

„Nach dem Scharlach.“

„Kannst du es denn ertragen?“

In Noras Frage lag verhaltene Spannung.

Das Kind sah sie mit den toten Augen freundlich-ernsthaft an.

„Man muß doch. Das Weinen hilft nichts, da bin ich lieber froh!“

„Zur Ehre Gottes!“ warf wieder Jakob Schauer frohlockend ein.

Welch einfache Philosophie!

„Das Kind bringe ich in eine Blindenanstalt!“ sagte sich Nora.

Reich beschenkt ging der Knabe.

Das Bewußtsein einem ärmeren Menschenkinde helfen zu dürfen, gab Nora Trost und Freude.

„Das Weinen hilft nichts — da bin ich lieber froh!“ wiederholte sie leise.

* * *

D'Annunzios „tote Stadt,“ für Riga eine Novität, wurde gegeben.

Nora hatte bereits beim Direktor ihren Abschied eingereicht. Nur noch vier Spieltage bis zur Ankunft ihrer Nachfolgerin hatte sie zugesagt. Dem Direktor war Noras Abgang ein harter Schlag. Den Kollegen hatte sie heute ihren Entschluß mitgeteilt. Alle miteinander wetteiferten, um Nora in den letzten Tagen noch allerhand Liebes zu erweisen.

Flohr und Sebius, die beiden Freunde, bedauerten mit Noras Abgang heimlich noch etwas anderes. Sie waren beide sterblich in die schöne Rahel verliebt, die nun nicht mehr kommen würde, um Nora in die Proben zu begleiten. Beide hatten einander kein Wort von ihren Gefühlen für Rahel gesagt, und doch kannten sich beide viel zu genau, um nicht zu wissen, wie es um den andern stand. Nora waren beide freundschaftlich ergeben. Sie war ihnen eine Art Sicherheitsventil für die unverbrauchte Liebe, die sie für Rahel hegten, und mit gemütlichem Hohn betrachtete Flohr, der erste Held und Liebhaber, die Bemühungen Sebius', des Charakterdarstellers, der wiederum mit überlegenem Sarkasmus um den feingeschnittenen Mund sich über seinen Freund amüsierte. So befanden sich diese beiden in der gar nicht so seltenen Rolle, die für den Dritten stets von besonderem Reiz ist, gegenseitig aufeinander herabzusehen.

Ganz ohne Nebengedanken, ganz ehrlich und echt war die Verzweiflung des Komikers Josef Wiesinger.

Die Hände in den Hosentaschen lief er rastlos auf und nieder, schnitt ein vergrämtes Gesicht und stieß immer wieder hervor: „Ach ne, ach ne, Norel, das ist nit schön von dir! Also unwiderruflich? Du gehst — wirklich?“

Pompadour-maman, die bereits im Kostüm der Amme dastand, erhob mit einer großen Geste ihre Arme und rief im tragischen Ton: „Nicht fassen kann ich's, noch glauben! Nun stürzt alles in Trümmer!“

Dabei rollten ihr ehrliche Tränen über die runden geschminkten Wangen.

Auch Klara Schirmer in der Rolle der lebensvollen Bianka-Maria war betrübt, und das Peperl, des Direktors liebreizende kleine Frau, war

vor der versammelten Gesellschaft Nora geradeswegs in die Arme gelaufen und rief schelmisch: „Wenn du noch a plausiblen Grund hättest nit aufzutreten wie i“ — sie machte eine wiegende Bewegung — „aber mit den Augen da steht's ja gar nit schlimm. Das bißchen Nebel vergeht ja wieder und deine herzigen Guckerl schaun so brav und glänzend in d' Welt hinaus.“

„Meine Augen sind gar nicht brav, liebes Peperl,“ sagte Nora schwermütig. „Du siehst, ich hab' mir zur Erleichterung ja die Rolle der Blinden gewählt.“

„Und wie sie sie spielt!“ rief Wiesinger enthusiasmiert. „Grad wie ein Blindgeborenes!“

„Na, der neuen Kollegin, der Scheveninger, machst das Debüt schwer genug!“ riefen die Schauspieler durcheinander. „Was du kannst, bringt die im Traum nicht fertig! Armes Hascherl!“

„Alles, was sie mir tun kann ist, daß sie mir leid tut!“ murmelte Wiesinger achselzuckend.

„Liebe Kollegen und Kolleginnen,“ begann Nora bewegt — „ich dank' euch allen herzlich — von ganzem Herzen dank' ich euch für all' die Freundschaft und Liebe der vielen Jahre!“

Sie streckte ihnen allen die Hände entgegen. „Ich werde diese schöne Zeit des Zusammenwirkens nie vergessen.“

Ihre Stimme brach.

Man sah sie erstaunt an. War das die zurückhaltende Nora, die für andere immer ein teilnehmendes Wort bereit hatte, nie aber den Schauspielern gegenüber ihre eigene Seele bloßlegte?

Das Glockenzeichen ertönte.

Man begab sich auf die Bühne.

Ein südländischer Himmel glutete über der toten Stadt. Weit hinaus sah man Trümmerfelder und Ruinen.

Die Blinde, Bianka-Maria und die Amme saßen auf dem Alkoven. Eine schwüle todtraurige Stimmung webte über der Szene.

Welch trostlos müde Akzente fand Nora für ihre Rolle! Wie klangvoll von tiefem Weh durchzittert war der Ton ihrer Stimme!

Und nun entwickelte sich das ganze düstere Drama: Bianka-Maria, das lebensdurstige junge Weib, wird von dem Gatten der Blinden, wird von ihrem eigenen Bruder geliebt, und die Blinde sieht und fühlt alles mit den Augen der Seele — ach, hatte denn Nora nicht alles, alles erlebt?

Wer so spielen konnte, — der war nicht nur ein gottbegnadeter Künstler, der, ja der kannte alle die Nuancierungen, die leisesten Schwingungen eines ähnlichen Seelenzustandes.

Das Haus war lautlos still. Rahel saß in ihrer Loge und folgte mit angehaltenem Atem Noras Spiel. War denn das noch Spiel?

Aus einsamen dunklen Tiefen stieg es empor, das feine Gewebe

seelischer Geheimnisse — das Bewußtsein des eigenen hoffnungslosen Zustandes, der tiefe Schmerz um die verlorene Liebe des Gatten, das Erbarmen mit der jungen Bianka-Maria, die ihren Kopf in den Schoß der Blinden vergräbt, das bewußte Zurücktreten vor der siegreichen jungen Lebenskraft, das Zurücktreten in Schatten und Dunkel mit zuckendem Herzen, das ahnende sehnsüchtige Schauergefühl der Seele wie aus tiefem, tiefem Schlafe erwachend — ja welche Töne! Was hatte Nora nicht alles für Töne!

Ob sie gewußt hat? fragte sich Rahel erschüttert. So hat sie doch noch nie gespielt! . . . Ob sie gewußt hat? Gott sei Dank, daß sie jetzt alles wissen darf!

Nach dem zweiten Akte wurde die Pause etwas lang. Unruhe auf der Bühne.

Zu Rahel hinein kam der Logendiener.

„Sie möchten zu Frau Nora Selden kommen, Frau Gräfin, — sie ist ohnmächtig geworden."

Rahel stürzte in Noras Ankleideraum. Da lag Nora, totenblaß mit geschlossenen Lidern. Der Theaterarzt war um sie beschäftigt.

O, warum war Hans nicht da? Hans hatte kommen wollen, war aber im letzten Augenblick von einer schwer erkrankten Patientin gerufen worden.

Nora schlug die Augen auf.

„Bitte . . . einen Augenblick allein!" sagte sie leise. „Rahel bist du da?"

Rahel faßte ihre Hände.

„Rahel," flüsterte Nora — „mein Verhängnis — ist eingetroffen. Ich sehe nichts mehr . . . mir ist so kalt, so grausig kalt . . . an Leib und Seele, schwarze, schwarze Nacht um mich her . . . Schweig, um Himmels willen schweig!"

Der Theaterdirektor war inzwischen vor das gefüllte Haus getreten. Da stand das Bonapartl würdig, frisiert, korrekt.

„Ich bitte um ein wenig Aufschub," verkündete er, „unsere geschätzte Künstlerin, Frau Nora Selden ist unwohl geworden."

Tiefe lautlose Stille, dann wie ein Gemurmel des Mitleids.

Noras Tür war von Freunden und Bekannten belagert. Es wurde niemand vorgelassen.

Zehn Minuten vergingen.

„Die Künstlerin hat sich erholt" — hieß es endlich. „Das Stück kann seinen Verlauf nehmen."

Nora trat wieder auf die Bühne.

Sie war totenbleich, und sie sprach weiter. Ihre Worte waren so voll Weh, daß sie wie spitzige Schwerter eindrangen in die Herzen der Zuschauer. Eine seltsame seelische Größe lag über ihrer Erscheinung.

Das Schicksal Bianka-Marias interessierte die Zuschauer nur nebenher. Aber Nora — was war mit Nora? Die Blinde wuchs und wuchs vor ihren Augen, die Blinde strahlte aus von ihrer Seelenreinheit und Güte — durch jedes ihrer Worte zitterte und glühte es wie ein heißes feuriges Licht unter Staub und Asche — — die Zuschauer lauschten hingerissen.

Rahel in ihrer Loge hielt sich an die Brüstung geklammert. Sie hatte alles rings um sich her vergessen. Ein Gedanke beherrschte sie: Nora war blind, und Nora hatte gewußt. Nora hatte um ihre Liebe zu Hans gewußt, und hatte vergeben . . .

Eine Szene um die andere aus den leuchtenden Sommertagen in Oger stieg vor ihrer Erinnerung auf: die Bootfahrt auf dem Flusse, der Abend, an dem sie zu Nora vom Friedhof zurückgekehrt war, die vielen kleinen Mißhelligkeiten und Verstimmungen, ihre Fahrt mit Hans, Hans' Abreise nach Berlin und die sonderbar schwüle Stimmung beim Champagner vorher, Noras Entschluß zum Arzt zu gehen, wie sie sie hatte allein gehen lassen . . . ja allein hatte sie sie gelassen in ihren Kämpfen und ihrem Leide — und ganz verreisen hatte sie gewollt . . . und dann Noras Wiederkehr und wie sie ihr, Rahel, die grauenvolle Gewißheit mitgeteilt hatte. Und dennoch hatte Nora damals nur die Hälfte ihrer furchtbaren Qual ausgesprochen — die andere Hälfte lag tief, tief verborgen in ihrer wunden Seele, in ihrem großen Kinderherzen, und sie selbst hatte nichts geahnt. Ja, Nora hatte gewußt, sie hatte gewußt!

Rahels Tränen rannen heiß und verdunkelten ihren Blick. Nur unklar sah sie die Bühne vor sich. Der Vorhang war gefallen.

Einen Augenblick saß das Publikum lautlos. Dann brach es los — wie ein Sturm. „Nora Selden, Nora Selden!" tönten einzelne Rufe ... vergessen war das eigenartige Stück mit seinem abstoßenden Schluß: der Bruder hatte in Liebesraserei seine Schwester ermordet, um sie nicht verbrecherisch lieben zu müssen, — aber Nora Selden, die Blinde, in ihrer ergreifenden Gestalt, die hatte über das Stück hinausgeleuchtet wie ein Stern, sie hatte durch ihre Persönlichkeit dem Drama Weihe und Kraft gegeben!

„Nora Selden, Nora Selden!" schrie und jauchzte die Menge.

Ein Toben der Begeisterung erhob sich — Kränze und Sträuße wurden in das Orchester hinabgereicht — „Nora Selden, Nora Selden!"

Der Vorhang ging auf — Nora trat vor die Rampen, bleich, ein ekstatisches Lächeln auf den Lippen. Es war das letzte Mal, daß sie hier stand. Sie wußte es wohl.

Rahels Herz klopfte zum Springen. Was würde nun werden? Ein prachtvoller Kamelienstrauß wurde jetzt zu Nora hinaufgereicht. Sie sah ihn nicht. Instinktiv trat sie einen Schritt näher — der Strauß streifte ihr Kleid — unsicher tappte sie darauf zu — nun hatte sie ihn ergriffen.

„Bravo, bravo, hoch!“ klang es aus dem Publikum — ein Korb mit Orchideen wurde hinaufgereicht — Nora schien ihn nicht zu sehen. Das Publikum wurde stutzig, ein Gemurmel erhob sich — jetzt ergriff sie ihn ungeschickt unten, statt am Henkel.

„Sie ist krank!“ hörte Rahel eine Stimme aufgeregt und klagend sagen — es war Isidor Merker. Der Angstschweiß trat Rahel auf die Stirn. Die Schwestern Klementine und Nadine Müller klatschten frenetisch Beifall, von ihnen stammten wohl manche Blumenspenden. Und nun folgte Strauß auf Strauß, und Nora wurde sechsmal, achtmal vor die Rampe gerufen.

Immer wieder trat sie mit dem totenblassen starren Antlitz hervor, mit den klaren Augen, die alles zu sehen schienen und nichts sahen, und mit rätselhaftem wehen Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen.

Nora Selden hatte ausgespielt.

Rahel lief, so schnell als sie die Füße trugen, nach unten in Noras Ankleideraum.

Von allen Seiten umringte man Nora und schüttelte ihr die Hände.

„Du hast gottvoll gespielt!“ schluchzte **Pompadour-maman** — „nie im Leben werd' ich das vergessen!“

„Aber was ist dir denn nur heute, liebste Kollegin?“ rief der besorgte Sebius. „Du bist ja ganz versteinert!“

„Ich fühl' mich nicht gut, lebt wohl, lebt wohl, ihr Lieben, alle!“

Nora drückte ihnen allen die Hände und ging von Rahel geführt an ihren Wagen.

Nun waren die beiden allein.

Rahel hatte Noras Hand gefaßt und streichelte sie leise. Sie rang nach dem rechten Wort.

„Nora Selden hat ausgespielt!“ sprach Nora dumpf. „O was wird Hans sagen?“

Da hielt Rahel sich nicht länger.

„Nora,“ sagte sie mit ersticktem Tone, „Nora, sag', hast du's gewußt? Du hast's gewußt, Nora, sonst konntest du so nicht spielen!“

Noras Lippen zuckten.

„Ich hab's einmal gewußt,“ sagte sie leise, „jetzt . . . weiß ich's nicht mehr.“

„O Nora!“

Rahel küßte die armen kalten Hände.

„Was hast du gelitten!“ schluchzte sie. „Das vergeß' ich dir nie! Nie!“

* * *

So war denn Nora völlig erblindet. Und seltsam — vor der eingetretenen unwiderruflichen Tatsache hielt sie still. Sie sah ihr ruhig

mit den armen toten Augen in das dunkle geheimnisvolle Antlitz, und sie schauderte nicht mehr davor zurück.

Das mächtige Tor hatte sich hinter ihr geschlossen — für immer, und nun mußte sie es lernen, ihrem neuen Schicksal gewachsen zu sein.

Die Kraft, nach der sie monatelang so bitter gerungen, nun war sie da — und hielt und trug sie und bewahrte sie vor Angst und Verzweiflung.

„Ich muß es lernen, mich in der neuen dunklen Welt zurechtzufinden," hatte sie mit einem eigenen friedvollen Lächeln gesagt.

Zunächst aber verlangte sie nach Ruhe. Sie war müde, so müde. Sie legte sich zu Bett und ließ sich nur von Hans und Rahel pflegen. Das Verhältnis zwischen ihr und Hans war zu einer Innigkeit aufgeblüht wie nie zuvor. An dem leisesten Vibrieren seiner Stimme, an der Klangfarbe seines Tones hörte Noras geschärftes Ohr seine Stimmungen mit unfehlbarer Sicherheit heraus, und auch Rahels liebvertraute Stimme verriet ihr mehr als ihre Worte.

Welch ein Irrtum war es von mir, diese Seele meistern zu wollen, dachte Rahel. Immer noch die alte Tyrannei, die Menschen nach unserer eigenen Fasson selig werden zu lassen, statt nach der ihren.

In das Publikum war die traurige Kunde nicht gedrungen, wohl aber die Nachricht vom Austritt Noras wegen körperlichen Leidens. Bekannte und Freunde strömten zusammen, ein jeder wollte persönlich sein Bedauern über ihr Scheiden ausdrücken. Rahel empfing statt Noras die Gäste. Sie lavierte mit so wunderbarer Geschicklichkeit zwischen all den Fragen und Erkundigungen einher, daß niemand etwas Rechtes erfuhr und alle doch befriedigt fortgingen.

Rahel war hier, war da, war überall tätig. Sie verdoppelte ihre Fähigkeiten, und jetzt fühlte es Nora tief, jetzt wurde sie von Rahel geliebt, wie sie es sich nie hatte träumen lassen.

Zwei Tage war Nora zu Bett geblieben. Eine tiefe innere Wandlung war mit ihr vorgegangen. Sie hatte den steilen Berg erklommen, den Berg der demütigen Ergebung und des großen Vertrauens. Sie hatte ein persönliches Verhältnis zu dem Schöpfer der Welten gewonnen, und was er tat, siehe, es war alles sehr gut. Aus diesem großen Vertrauen heraus war leise, leise die schlummernde Liebe des Menschenkindes zu dem Weltengeiste erwacht, und Nora hatte den großen Frieden gefunden, den Frieden der Überwindenden. Jetzt war sie ihrem Schicksal gewachsen, aber es war ihr nur dunkel bewußt.

Am dritten Tage stand sie auf. Rahel war ihr beim Ankleiden behilflich.

„Hilf mir nicht zu viel, Liebling," hatte Nora lächelnd gesagt. — „Ich muß lernen selbständig werden. In meinem Zimmer weiß ich schon ganz gut Bescheid. Drei Schritt vom Bett bis zum Toilettentisch, fünf Schritt von da bis zum Waschtisch — zwei Schritte weiter der

Kleiderschrank. Siehst du, es geht. Nur meine Kleider mußt du mir handgerecht aufhängen, daß ich mich nicht vergreife. Jetzt muß ich besonders auf meine Kleidung acht geben, nicht wahr? Daß die Gräfin Rahel auch noch Kammerjungferdienste verrichten sollte," versuchte sie zu scherzen — „wer hätte das gedacht?"

Das war zu viel. Rahel brach in Tränen aus. Nora blieb lauschend stehen.

„Nicht weinen, Schwesterherz," sagte sie sanft, „nicht weinen. Sieh, mir ist friedvoll und stille zumut, wie an einem schönen Frühlingsabend. Ich sehe weiße lichte Wölkchen vor mir herschwimmen in dem weiten grünlich blauen Himmelsraum, ich sehe belaubte Baumäste sich traumhaft neigen — ach, ich hab' alles gut behalten, ich kann davon zehren auf meiner lichtlosen Lebensreise. Und während ihr hier in Schnee und Eis lebt, gaukele ich mir die lieblichsten, lichtesten Sommerbilder vor. Das ist ein raffinierter Genuß."

Rahel führte Nora in Hans' Zimmer. Sie setzte sich in seinen Lehnstuhl.

„Wie wird er sich freuen, wenn er nach Hause kommt!" sagte sie mit einem wehen Lächeln. „Ich komme mir vor, wie eine blutjunge Frau, weißt du, Rahel, die auf ihren Liebsten wartet und nichts anderes zu tun hat. Halt, gib mir doch die Zigaretten, die kann ich auch im Dunklen kunstgerecht stopfen."

Nora begann emsig zu stopfen, ein stilles herzzerreißendes Lächeln spielte um ihren Mund. Ein paar Hundert waren bald fertig.

„Wenn das so weiter geht," scherzte sie, „so will ich den Ausfall durch meinen Austritt von der Bühne schon decken. Zigarettenstopfen ist eine ganz prächtige Beschäftigung."

Hans fand die beiden Frauen im traulichen Gespräch. Er kniete vor Nora nieder und barg sein Haupt in ihrem Schoß.

„Mein trautes Lieb, mein armes Kind, mein Weib!" rief er.

Rahel war leise hinausgeschlüpft. Sie mußte sich ausweinen.

Nora schlang ihre Arme um seinen Hals und sah ihn mit den lichtlosen Augen ernsthaft an.

„Hans," flüsterte sie, „Hans, ich liebe dich!"

Der Mann zu ihren Füßen wurde von einem tiefen wehen Glücksgefühl durchschauert. Ihm war, als sei seine Seele zu klein, um all die sommerwarme götterreiche Liebe zu fassen, die darin wogte und jubelte.

„Gott und du!" sprach er erstickt. — „Ihr seid meines Lebens Centren. Gott und du!"

Und Nora hatte eine spontane Eingebung.

„Dein Leben ist wie ein starker mächtiger Strom," sprach sie, „der ruhig und sicher dahinfließt durch blühende Ebenen und schattige Wälder und fruchtbare Wiesen. Überall bringst du Freude und Segen mit dir.

Spielend trägst du schwere Lasten, du lässest dich in deinem Lauf nicht beirren. Segen bringst du vielen, und Kraft der einen Blinden, Hülflosen, die dich braucht. Für Halbheit und Zweifel hat deine Seele keinen Raum. Meine lichtlosen Tage verwandelst du in sonnige lichtdurchströmte Sonntage, Hans, ich brauche dich ... ich liebe dich! Meine Blindheit hat mir die Augen aufgetan!" — — · —

Das Leben floß äußerlich ruhig und gleichmäßig dahin. Die Welt der drei Menschen war eine kostbare kleine Welt für sich, die sie ängstlich vor unverständigen Eindringlingen zu hüten suchten, in die kein Mißton von außen hereindringen sollte. Nora hatte in ihrem Hause allmählich gelernt sich mit vollkommener Sicherheit zu bewegen, und niemand, der ihr in die klaren ernsten Augen sah, konnte sie für blind halten.

Mit Hans' Hülfe hatte sie sich dran gemacht die Blindenschrift zu lesen — es ging überraschend schnell. Rahel spielte Nora oft stundenlang vor und wiegte ihre Seele in waches Träumen. Regelmäßig wurden auch die dramatischen Lesestunden eingehalten, an denen auch Hans sich, soweit es seine Zeit erlaubte, beteiligte. Die Verschiedenheit der Auffassung der beiden Frauen wirkte nun nicht mehr trennend wie früher, sondern anregend. Nora erhielt sich auf dem Laufenden in der schönen Literatur, und mehrmals war sie mit Rahel im Theater gewesen, um ihre Nachfolgerin spielen zu hören. Hans fürchtete diese Erregungen für Nora. Sie ließ sich zuweilen hinreißen und flüsterte die bekannten Rollenpartien leise mit, aber im ganzen und großen riß sie nichts mehr aus ihrem wunderbaren Frieden.

Der Märzwind wehte lind und lau, und Rahel und Nora machten weite Spaziergänge miteinander. Rahel wußte es immer so einzurichten, daß Nora rechtzeitig einen Gruß erwiderte und bei Begegnungen mit Bekannten ein schickliches Wort fand. Das Mitleid Fremder war Nora unerträglich.

„Was wäre ich ohne dich, du meine objektive Sehkraft, du meine geliebte rechte Hand!" sagte sie.

Eines Morgens waren sie über die Pontonbrücke, die die Stadt Riga mit dem ländlicheren Hagensberg verbindet, hinausgegangen. Die Sonne schien hell und lustig; in tausend glitzernden Goldlichtern spielte der mächtig breite Dünastrom. Russische Barken und Kähne, Segelbote, kleine Dampfschiffe und größere Dampfer belebten das imposante Flußbild, und Rahel wurde nicht müde, Nora mit immer neuen Worten den eigentümlichen Zauber dieses Panoramas vor die Seele zu bringen.

In helles warmes Licht getaucht lag hinter ihnen die Altstadt, die ragenden Kirchtürme, das altertümliche Schloßgebäude mit dem vorspringenden runden Turm — links der imposante netzartige Brückenbau, der die Eisenbahnen nach Thorensberg, der Vorstadt Rigas, führte, vor ihnen das kleinstädtische Hagensberg mit seiner neuen russischen Kirche,

und auf der andern Seite weitete sich der Strom nach Dünamünde hin, um sich schwer und gewaltig ins offene Meer zu ergießen.

„Das Wasser ist tintenblau, Nora, weißt du," sagte Rahel, „und ein wenig bewegt; auf jedem Wellchen tanzt und spielt ein koboldartiges, neckisches Lichtchen. Über den breiten blauen Himmelsraum fliegen weiße leuchtende Wolkenzüge in phantastischen Formen, wie sonderbare Fabelwesen, die einander greifen möchten und . . ."

Rahel hielt plötzlich inne und zuckte zusammen. Eine seltsame Frauengestalt schwankte ihnen auf der belebten Brücke entgegen.

„Mein Gott!" flüsterte Rahel — „Félicie Lebrun, aber in welchem Aufzuge!"

Félicie Lebrun war's, die mit dem Ausdruck einer Irrsinnigen an ihnen vorüber hastete.

„Red' sie an!" raunte Nora.

„Mademoiselle Lebrun" . . . begann Rahel leise.

Die Französin blieb stehen wie gebannt.

„Au nom de Dieu!" schrie sie auf — „laissez-moi!"

Sie stand zitternd vor den beiden.

Sie war in verwahrlostem Zustande. Ihr Kleid hing schlapp und unordentlich an ihr herum, ihr Haar war verwirrt, die Augen traten fast aus den Höhlen, das Gesicht gelb und verzerrt. Nun erkannte sie auch Nora . . . .

„O Madame, Madame!" schrie sie mit herzzerreißendem Ton, dann stürzte sie vorwärts und lief wie von Furien gehetzt die Brücke entlang.

„Das unglückliche Mädchen," sprach Rahel angstvoll, „ich eile ihr nach, Nora, bleib' hier stehen."

— — — „Mademoiselle," rief sie, „mademoiselle, permettez que . . ."

Aber in immer eiligeren Sätzen jagte die Französin vorwärts.

„Haltet die Dame auf!" schrie Rahel einem Schutzmann zu — „Sie ist krank!"

Breitspurig stellte sich der Gendarm der Fliehenden entgegen. Sie sah sich wild nach allen Seiten um — ein Auflauf hatte sich gebildet. Plötzlich schwang sie sich übers Brückengeländer und sprang mit einem gellenden Schrei ins Wasser.

„Zu Hilfe! zu Hilfe!" schrie Rahel — „Rettet sie!"

Einige Sekunden verstrichen. Ein Gewirr von ratlosen Menschen — sie schrien und gestikulierten durcheinander. „Ein Boot!" hieß es, „Schnell, ein Boot!"

Stangen wurden in Bewegung gesetzt, Ketten rasselten, endlich, endlich wurde ein Boot flott gemacht. Atemlos harrte die Menge. Rahel erschrak vor den sensationslüsternen Gesichtern. Da schob sich ein sonderbarer Mensch die Brücke entlang: Steifblonde Haare hingen ihm in

das träumerisch abwesende Gesicht, aus dem die wasserhellen, blauen Augen seltsam hervorblinzelten. Es war Jakob Schauer.

„Schauer!“ schrie Rahel in verzweifelter Angst — „eine Frau ist ins Wasser gesprungen. Helft! Rettet!“

„Zur Ehre Gottes!“ sprach Jakob Schauer, warf seinen Rock ab und stieg ohne die mindeste Eile übers Brückengeländer.

Er warf sich in den tiefen Strom wie in ein Schwimmbassin — mit unerschütterlichem Gleichmut. Er tauchte, verschwand, kam wieder hoch.

„Da ist sie nicht!“ sagte er prustend.

Ein Hurraruf empfing ihn.

Jetzt verschwand er wieder unter den tanzenden, sich lustig kräuselnden Wellchen.

Er blieb lange fort — jetzt, jetzt kam's schwer und massig empor — etwas Schwarzes — es war Félicie Lebruns Kleid, daneben ein totenblasses Gesicht mit steifblonden Haarsträhnen — und nun sank es kraftlos zurück in die Flut. Bootshaken krallten sich in das Kleid der Ertrunkenen, jetzt hatte man auch ihren Kopf über Wasser.

Sie wurde auf die Brücke gehoben. Eine Viertelstunde später holten die Bootsleute auch Jakob Schauer herauf. Er war steif und tot.

Rahel kniete neben den beiden nieder. Angstvoll starrte sie in die beiden stillen Gesichter.

Ein eiligst herbeigeholter Arzt riß Félicies Kleid auf und tastete nach ihrem Herzen. Ab und zu ein matter Herzschlag. Belebungsversuche wurden angestellt.

Verwirrt schlug Félicie die Augen auf.

„Sie lebt!“ schrie Rahel — „Und er?“

„Er ist tot,“ entschied der Arzt nach einer abermaligen genauen Untersuchung. Rahel warf ihren Mantel um die Verunglückte. Der Polizist hob sie in eine Droschke. Der Arzt stützte die schwankende Gestalt und setzte sich neben sie, und auf Rahels Befehl ging es in sausendem Trab nach Noras Wohnung.

Rahel folgte mit Nora in einer zweiten Droschke.

Die Leiche Jakob Schauers wurde auf einer Bahre getragen.

* * *

Félicie Lebrun lebte. Sie lag in warme Decken gehüllt auf Rahels Bett, doch war sie nicht bei klarem Bewußtsein. Der fremde Arzt und Hans hatten sich beinahe eine Stunde mit ihr beschäftigt. Rahel flößte ihr alle fünf Minuten ein paar Tropfen Kognak über die blutlosen Lippen.

Endlich schlug Félicie die Augen auf. Verständnislos starrte sie Rahel in das schöne, stolze Gesicht.

„C'est un rêve!“ murmelte sie und schloß wieder die Augen. Sie war müde, so müde.

„Gerettet!“ sprach Hans mit einem Seufzer der Befriedigung und schüttelte seinem Kollegen die Hand. „Ich überlasse sie nun deiner Fürsorge, Rahel. Ich muß nach Nora sehen. Ein tüchtiger Schlaf wird das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen.“

Nora saß still und in sich gekehrt in ihrem Schaukelstuhl. Sie war sehr blaß. Tränen liefen langsam über ihre Wangen.

Dem Doktor schnitt ihr Anblick ins Herz.

„Mein Lieb,“ sagte er weich und und küßte sie. „Ich bringe gute Botschaft: die Französin ist gerettet.“

Nora schlang die Arme um seinen Nacken.

„Mir ist's so leid um Jakob Schauer!“ weinte sie. „Ich hab' ihn lieb gehabt, Hans.“

„Ich weiß, ich weiß,“ murmelte er.

„Das unglückliche Wesen,“ fuhr Nora fort — „war sie das Opfer seines Lebens wert?“

„Es wird unsere Aufgabe sein, sie dieses Opfers wert zu machen. Geduld müssen wir dabei haben, Nora, ich hoffe viel von deinem Einfluß, Kind.“

Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — trat Nora in Rahels Zimmer.

Félicie Lebrun lag in Rahels Bett und sah Nora mit großen furchtsamen Augen an.

Nora streckte ihr die Hände entgegen.

„Ich freue mich, daß Sie gerettet sind, Mademoiselle,“ sagte sie — „wie geht's Ihnen?“

Félicie Lebrun wand sich unter dem blicklosen Blick der großen ruhigen Augen.

„Warum rettete man mich?“ grollte sie bitter. „Mein Leben war nutzlos und verloren — warum ließ man mich nicht sterben?“

„So dürfen Sie nicht reden, Mademoiselle,“ sprach Nora mit schmerzlichem Ernst. „Der Mann, der Sie rettete, ist ertrunken. Er war mir teuer. Er gab sein Leben willig hin für das Ihre. Durch Ihr künftiges Leben müssen Sie beweisen, daß er sein Opfer nicht umsonst gebracht hat.“

Félicie Lebrun schluchzte bitterlich.

„Sehen sie mich nicht so streng an, Madame,“ schrie sie, „ich kann Ihren Blick nicht ertragen. Bin ich daran schuld, daß der Mann ertrank?“

„Schuld sind Sie nicht, aber Ursache seines Todes sind Sie“ —

sagte Nora sanft. „Übrigens brauchen Sie sich vor meinem Blick nicht zu fürchten — ich sehe nichts. Ich bin ganz blind."

„Bl—lind?" stotterte Félicie entsetzt. „Und das sagen Sie so ruhig?"

„Ich bin ruhig — geworden. Immer war ich's nicht, . . . und so wird's auch Ihnen gehen. Auch Sie werden einst ruhig auf das Zerrissene in Ihrem Leben zurückblicken, wenn Sie ein neues glücklicheres Leben, wenn Sie den Frieden erlangt haben werden."

„Niemals!" rief die Französin wild. „Niemals. Mein Leben war eine Kette von Täuschungen und Enttäuschungen — wie sollte ich das je überwinden?"

„Fühlen Sie sich kräftig genug und sind Sie aufgelegt, mir zu erzählen, wie es Ihnen seither ergangen ist?" fragte Nora freundlich.

Die Französin warf mit einer leidenschaftlichen Gebärde ihre Arme über ihr Haupt zurück.

„Ob ich kräftig genug bin, fragen Sie? Seit Jahren fragte mich niemand, wie mir zumute sei. O gnädige Frau, seien Sie nicht gut zu mir, ich kann Güte nicht mehr vertragen!"

Nora tastete nach dem armen abgehärmten Gesicht da auf den weißen Kissen und streichelte die eingefallenen Wangen.

„Armes Kind," sagte sie, „Sie haben schwer gelitten!"

Ein verzweifeltes Schluchzen tönte ihr aus dem Bett entgegen. Nora fühlte ihre Hand ergriffen und heftig an die Lippen gepreßt.

Mehrere Minuten verstrichen.

„Wie kommt die Gräfin Witakowsky zu Ihnen, gnädige Frau?" fragte Félicie, nachdem sie sich gewaltsam gefaßt hatte. „Ich irre mich doch nicht — es war die Gräfin, die ich auf der Brücke mit Ihnen gehen sah? Es schien mir auch, daß sie es war, die mich pflegte . . . oder hab' ich nur geträumt?"

Nora nickte. „Es war die Gräfin Rahel, und Sie liegen in ihrem Bett. Gräfin Rahel ist die Nichte meines Mannes."

Félicie hatte sich aufgerichtet. Auf ihren blassen Wangen brannten kreisrunde rote Flecke, ihre Augen traten aus den Höhlen. Verzweifelt griff sie nach Nora.

„So muß ich fort" — schrie sie, „lassen Sie mich fort, gnädige Frau, erbarmen Sie sich, — wo sind meine Kleider? Das kann ich nicht ertragen!"

Ruhig drückte sie Nora wieder auf ihr Lager zurück.

„Was können Sie nicht ertragen? Daß Gräfin Rahel Ihnen längst vergeben hat?"

Félicie schlug die Hände vors Gesicht und blieb regungslos liegen.

„Zu viel!" stöhnte sie. „Zu viel!"

Nora stand auf. „Die Gräfin soll's Ihnen selber sagen. Ich bringe sie Ihnen. Sie wartet ja nur darauf, Ihnen ein gutes Wort zu geben."

Nach einigen Minuten kehrte Nora mit Rahel wieder. Félicie saß kreidebleich in ihrem Bette. Wirr hing das blauschwarze Haar um ihre Wangen. Flehend streckte sie die gefalteten Hände Rahel entgegen.

„Komtesse!" schrie sie, „grâce, grâce!"

Rahel beugte sich zu ihr nieder und küßte sie auf die Stirn.

„Félicie," sagte sie freundlich, „seien Sie vernünftig, es ist alles vergeben und vergessen!"

Die Französin ergriff Rahels Hände, ergriff den Saum ihres Kleides und drückte heiße stürmische Küsse darauf.

Dann fiel sie erschöpft zurück in die Kissen. Sie war ganz und gar gebrochen.

„Zu viel," wiederholte sie heiser, „viel zu viel."

Rahel erhob sich und brachte ein Glas Zuckerwasser.

„Trinken Sie!" gebot sie ruhig, „und seien Sie brav und vernünftig. Wollen Sie?"

„Je veux, je veux bien!" rief Félicie mit zuckenden Lippen. „Oh mon Dieu!"

Gewaltsam zwang sie sich zur Ruhe und richtete sich in ihrem Bette auf. Krampfhaft hielt sie ihre Knie umklammert. Endlich begann sie — suchend, — unsicher:

„Als ich Ihnen im kaiserlichen Garten begegnete, gnädige Frau, war ich bei einer polnischen Familie. Meine Zöglinge erkrankten am Scharlach. Man bedurfte meiner Dienste nicht mehr. Gleichzeitig bot man mir eine Stellung im Hause eines russischen Fürsten an.

Ich war mit dem Wechsel zufrieden und zog leichten Herzens von den Polen fort. O ich ahnte ja nicht, was meiner wartete. Die Fürstin war eine kränkliche eingeschüchterte Dame mit einem niedergeschlagenen Gesicht. Sie sprach immer nur im Flüstertone und schien in beständiger Angst zu leben. Der Fürst — meine Damen — das war kein Mensch, — das war der Teufel."

Félicie starrte mit glühenden Augen vor sich hin ins Leere — dann fuhr sie heiser fort:

„Glatt, aalglatt war er, brutal und grausam. Auf rotem büffelstarkem Nacken saß ein glattrasiertes feistes Nerogesicht, mit langfleischig herabhängendem Unterkinn und tödlich kalten lüsternen Augen. Mein Zögling war ein kleines schmächtiges Mädchen: ein graues, altkluges Gesichtchen und große, verängstete, fromme Augen — aber ach, die Kleine war verwachsen. Sie wissen, Gräfin, daß ich Kinder liebe. Ich liebte die arme Kleine vom ersten Moment an, und das Kind klammerte sich an mich mit der ganzen Inbrunst seines armen Herzchens.

Wir waren schnell Freunde geworden.

Eines Tages klopfte es an meine Tür. Es war der Fürst.

Ich erschrak, denn vom ersten Augenblick an war der Mann mir widerwärtig.

Er nahm einen Stuhl und begann ohne Umschweife: ‚Mademoiselle, Sie haben Sinaide liebgewonnen, scheint's mir.‘

‚Certainement,‘ sagte ich. ‚Ich weiß nicht, wie das anders möglich wäre.‘

Ich war befangen, was sonst nicht meine Art ist, und fühlte die kalten bösen Augen auf mir ruhen.

‚Gut, daß ich das weiß.‘ sagte er. ‚Von Ihrem Verhalten zu mir soll also ferner abhängen, wie sich Sinaidens Los gestalten wird. Ich erwarte Sie heute abend in meinem Zimmer.‘

Damit ging er und machte mir eine höhnisch elegante Verbeugung.

Mesdames, was ich da gelitten habe — ich kann es nicht sagen! Ich habe viel gefehlt in meinem Leben, ich habe betrogen und bin selbst betrogen worden, aber mich fortschleudern — ohne Liebe — niemals!

Ich verlasse diesen Platz augenblicklich, dachte ich und schlief verängstigt und von quälenden Träumen geschreckt ein.

Am nächsten Morgen kam mir der Fürst mit bösem Lächeln entgegen. ‚Sie haben meinen Wink nicht verstehen wollen,‘ sagte er, ‚gut, so tragen Sie die Konsequenzen.‘

‚Ich habe keine Konsequenzen zu tragen, Fürst,‘ sagte ich kalt. ‚Ich bitte um meine Entlassung und um meinen Paß.‘

Er lachte und sah mich tückisch an. ‚Ihren Paß wollen Sie, Mademoiselle? Da beruhigen Sie sich. Der ist in guter Hut, den bekommen Sie nicht.‘

Und nun begann eine furchtbare Zeit für mich und meinen Zögling. Der Unhold verfolgte mich unablässig. Bald hier, bald da tauchte sein tückisches dunkles Gesicht vor mir auf und erschreckte mich, auf Spaziergängen, im Park, im Walde, auf düsteren Treppengängen, nirgends war man sicher vor ihm. Bald stürzte er mit boshaftem Grinsen plötzlich hervor, bald zischte er mir aus irgend einem dunklen Winkel sein ‚Vous y penserez‘ entgegen. In meinem Waschkruge fand ich einst eine halbtote Schlange, unter meinem Bett hatte sich ein mächtiger Kerl eingeschlichen, den der Fürst gedungen hatte, um mich zu erschrecken. Pistolenschüsse knallten oft in nächster Nähe auf halbdunklen Gängen und Korridoren, die ich passieren mußte — der Fürst behauptete Ratten schießen zu müssen — kein Wunder, daß ich im höchsten Grade nervenkrank wurde. Aber auch das Kind mußte mit mir leiden.

Ich war selbst auf meinem Zimmer nicht mehr sicher vor widerwärtigen Überraschungen.

Einmal trat der Fürst mir als Gespenst entgegen in weiße Bettlaken gehüllt, eine glühende Kohle zwischen den Zähnen.

Da hielt ich mich nicht länger, ich ging direkt zur Fürstin und erzählte ihr alles.

Sie hielt sich die Ohren zu. ‚Ich weiß, ich weiß,‘ jammerte sie, ‚er ist ein Unmensch. Sagen Sie mir nichts, ich kann nichts ändern.‘

So ging es nun alle Tage. Ich forderte meine Entlassung, ich bestand darauf. Es war, als spräche ich zu den Wänden.

‚Verklagen Sie mich, bei wem Sie wollen, mein Fräulein,‘ sagte mir der Teufel mit seiner galantesten Verbeugung — ‚es glaubt Ihnen doch niemand. Zwanzig Werst im Umkreise hier ist mein Gebiet, ich bin hier Alleinherrscher, verstehen Sie!‘

In einer Nacht bin ich entflohen. Von dem Kinde bin ich heimlich fortgegangen, ohne Abschied zu nehmen, von dem einzigen Wesen, das mir gut war. Ich entfloh also ohne Paß, ohne Mittel, ohne meine Sachen. Zwei Tage lang irrte ich auf der Landstraße des fürstlichen Gebiets umher und suchte, sobald sich ein Mensch näherte, mich zu verstecken. So hab' ich mich durchgebettelt bis Minsk.

Hier machte ich den Behörden Anzeige. Man erklärte mich für irrsinnig."

Félicie weinte leise vor sich hin.

„Sie konnten nicht anders handeln, Félicie," sagte Nora.

„Sie haben recht getan, zu fliehen!" rief Rahel.

Dankbar blickte Félicie von der einen zur anderen.

„Ich wurde krank," fuhr sie müde fort, „und kam in ein Hospital. Wegen meines mangelnden Passes gab es endlose Schwierigkeiten. Ich erhielt endlich einen zeitweiligen Aufenthaltsschein. Russisch verstand ich nicht. Endlich wies man mich an den französischen Konsul in Riga. Eine Kollekte wurde von den Ärzten des Minsker Hospitals veranstaltet, und so kam ich hierher. Mein Geld war zu Ende. Ich hatte mich bei kleinen Leuten in einer Kellerwohnung eingemietet, — in dem Aufzuge konnte ich nicht zum Konsul, ich suchte Stunden zu erteilen. Niemand hatte Vertrauen zu mir — so bin ich Ihnen begegnet.

Das ist das Ende."

Erschöpft sank Félicie auf ihr Lager zurück.

* * *

Zwei Wochen waren vergangen.

Félicie Lebrun, die in einem Kostüm Rahels sehr schick aussah, war still und zurückhaltend und machte sich so unbemerkbar wie möglich. Sie suchte sich auf jede Weise im Hause nützlich zu machen, sie nahm der treuen Minna Arbeiten ab, so viel sie konnte, und einmal fand Rahel sie in ihrem Zimmer, wie sie hochgeschürzt eben dabei war, den Fußboden zu scheuern.

Für Rahel wie für Nora hatte sie eine große Verehrung. Es war nicht herauszufühlen, wen von beiden sie lieber hatte. Am allermeisten aber verehrte und liebte sie Hans, doch ging sie ihm immer scheu aus dem Wege. Das harmonische Zusammen- und Ineinanderleben dieser drei Menschen war für Félicie Lebrun etwas durchaus Unverständliches, kaum Glaubliches, noch nie Dagewesenes. Es war ein Wunder für sie, das sie nicht zu fassen vermochte, und dennoch vollzog sich dieses Wunder so einfach, so natürlich, mit einer solchen Selbstverständlichkeit vor ihren Augen, daß sie davon überwältigt wurde.

Daß Rahel Hans lieben mußte, war für Félicie das Allernatürlichste von der Welt, und sie hätte sich durchaus nicht gewundert, wenn Hans die Liebe der schönen Rahel erwidert hätte. Nun aber schienen beide, Hans und Rahel, ganz in der hülflosen Nora aufzugehen, und Nora, das fühlte Félicie deutlich heraus, vertraute den beiden grenzenlos und schien die Möglichkeit eines Funkens von Mißtrauen gar nicht zu verstehen. Das hatte Félicie nicht für möglich gehalten. Sie empfand geradezu eine ehrfurchtsvolle Scheu vor diesen Menschen, in deren gesunder seelischer Atmosphäre sie sich nicht zu bewegen wußte. Sie konnte sie nicht begreifen und durfte doch an ihrer Ehrlichkeit nicht zweifeln.

Daß Rahel und Nora ungewöhnliche Naturen waren, hatte sie geahnt, aber nun lernte sie zum erstenmal in ihrem Leben einen Mann kennen, der den beiden Frauen gewachsen war, noch mehr, einen Mann, der ihnen in seiner unerschütterlichen frohen Festigkeit überlegen war. Das war etwas ganz Neues. Félicie kannte die Männerwelt nur von jener traurigen Seite, die sie in Gegensatz zu dem unterdrückten, betrogenen und verkäuflichen Weibe stellt, — hier war zum erstenmal ein Mann, der Mensch sein wollte, und in dem Weibe nicht zunächst das geschlechtlich von ihm unterschiedene Wesen sah, sondern ebenfalls den Menschen schätzte, und dieser Mann war dabei noch Frauenarzt.

So ging ihr ein neuer Gesichtspunkt auf, und was sie von diesem Punkte aus erblickte, wertete alle für sie vorhandenen Werte um. Damit war eine durchgreifende Veränderung in Félicies Wesen eingetreten.

Ihre Verbitterung löste sich in anbetende Bewunderung für den einen Mann auf, den sie als Ausnahmewesen kennen gelernt hatte, und zugleich tönte in ihrem Innern die leise Frage, ob das, was sie bisher als das normale Leben kennen gelernt hatte, in Wahrheit normal war. Sie liebte Hans, aber sie fürchtete ihn fast noch mehr. Richtete Hans einmal im Laufe des Tages ein freundliches Wort an sie, so lebte sie geradezu auf und ging einher, als sei sie aus einem Dornröschenschlaf erwacht, und dennoch zitterte sie vor ihm und fürchtete sich vor seiner Meinung.

Ob er wußte, daß sie ihre Ehre verloren hatte? Wußte er, daß sie Mutter von zwei Kindern gewesen? Dieser Gedanke marterte sie bis zur

Verzweiflung. Wenn er, der reine starke Mann das wußte, wie konnte er so freundlich mit ihr umgehen? Wie durfte er sie in seinem Hause dulden? Fürchtete er denn nicht sein makelloses Haus durch sie zu beflecken?

Ihre leidenschaftliche Natur wand sich unter der Ungewißheit. Sie wollte und würde und mußte klar sehen können.

Eines Tages trat sie unvermutet in des Doktors Sprechstunde.

Verwundert zog er die Augenbrauen in die Höhe.

„Nun," sagte er scherzend, „in einer Hausgenossin eine Patientin zu finden, die mich konsultiert, — das ist mir ein seltener Fall."

„Herr Doktor," begann Félicie mit zitternder Stimme — „ich bin keine Patientin, ich bin bloß zu Ihnen gekommen, weil ich nicht unter falscher Flagge in Ihrem Hause segeln will. Sie sollen die ganze Wahrheit über mich wissen."

Sie war totenblaß. Ihre nervösen Finger zupften krampfhaft an einem Taschentuch.

Hans sah sie prüfend an: „Weshalb setzen Sie voraus, daß ich die Wahrheit nicht weiß?"

Wenn ein Blitz vor ihr in den Boden gefahren wäre, so hätte das Félicie weniger außer Fassung gebracht, als die ruhige Selbstverständlichkeit dieser Frage. Sie starrte ihn an wie eine Erscheinung.

„Ich bin ein uneheliches Kind" . . . fuhr sie heraus.

„Das ist traurig für Sie, doch nicht Ihre Schuld."

„Ich bin von einem verheirateten Manne, dem Grafen Sylvain Witakowsky verführt worden, nein, ich habe mich ihm freiwillig hingegeben," fuhr sie in einem brutalen Selbstvernichtungstriebe fort — „und hätte er mich nicht schmachvoll verlassen, ich würde meine Tat nicht bereuen. Ich habe zwei Kinder von ihm gehabt. Sie sind beide tot," schloß sie mit verlöschendem Tone.

„Sie sagen mir bis auf den Namen nichts Neues," — sagte Hans ernst.

„Ja, aber, verachten Sie mich denn nicht?" stieß Félicie beklommen hervor.

Er ergriff ihre kalte Hand.

„Ich beklage Sie von ganzem Herzen — Sie haben ein bitter schweres Leben hinter sich."

Félicie sank in sich zusammen. Sie atmete in kurzen schweren Stößen.

„Wie konnten Sie mich in Ihrem Hause dulden?" rief sie leidenschaftlich. „Ich bin ja nicht wert, die Luft zu atmen, die Sie und Ihre Damen teilen!"

„Hören Sie," sagte Hans ruhig, „Sie sind wirklich krank, mein liebes Kind. Ich will Ihnen etwas verschreiben."

Sachgemäß und ein wenig umständlich schrieb er ein Rezept auf.

„Dreistündlich davon einzunehmen," gebot er. „Seien Sie hübsch vernünftig und merken Sie sich eins: Sie sind hier nicht im Hause eines Inquisitors, der Ihnen alle Ihre Schäden nachzurechnen hat, sondern Sie sind bei sündhaften und schwachen Menschen, wie Sie selbst einer sind. Haben Sie Ihr Leben für verfehlt erkannt, und gewiß, Sie haben gefehlt, — so fangen Sie ein neues Leben an. Das ist mein ehrlicher, wohlgemeinter Rat. Wir alle bedürfen eines barmherzigen Gottes, und wir haben ihn."

Félicie saß sprachlos und zitternd da. Sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen.

„Könnte ich, o könnte ich das Geringste für Sie tun!" flüsterte sie.

„Verzweifeln Sie nie wieder an Gott und den Menschen!" sagte er freundlich und reichte ihr wieder die Hand.

Sie stand auf. Ihre Knie knickten unter ihr ein. Schwer atmend lag sie zu seinen Füßen. Sie versuchte es seine Hand zu küssen. Er entzog sie ihr rasch. Dann erhob er sich und kehrte mit einem Glas Madeira wieder.

„Trinken Sie," sprach er bestimmt, „und stehen Sie auf. Ich hatte da einen Plan, aber wenn Sie so nervös sind, werde ich ihn vor der Hand nicht verwirklichen können."

„Einen Plan? Mit mir?" wiederholte sie.

Sie traute ihren Ohren nicht.

„Jawohl, mit Ihnen. Ich wollte Sie fragen, ob Sie nicht Lust hätten, den Schwesternkursus des roten Kreuzes durchzumachen und mir später bei meinen Patientinnen behülflich zu sein?"

Sie sah ihn an — staunend, ungläubig, mit einem so selig verklärten Ausdruck, daß er unwillkürlich lächelte.

„Halten Sie mich dessen für würdig?" Ihr war, als hätte sie eine Offenbarung vernommen.

„Sonst würde ich es Ihnen nicht vorschlagen" — sagte er freundlich. „Aber augenblicklich halte ich Sie dessen nicht für fähig. Dazu bedarf man gesunderer Nerven, als Sie sie haben."

Félicie stand vor ihm. Ihr Gesicht flammte in wilder Energie auf.

„Ich werde sie haben," sprach sie mit zusammengebissenen Zähnen. „Darf ich nach einem halben Jahre wieder vorfragen?"

„Ich würde es wünschen," versetzte Hans. „Vorläufig aber müssen Sie sich schonen und kräftigen, — ein Jahr lang, denk' ich."

Félicie sah ihn mit einem heißen verlöschenden Blick an. Alles um sie begann zu kreisen.

„Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen!" sagte sie mit ersterbender Stimme.

Sie ging hinaus. Die Seligkeit dieser Aussicht war zu viel für sie. Vor der Tür ihres Zimmers seufzte sie schwer auf.

„Um solcher Menschen willen lohnt es sich zu leben . . . Mein Gott, nun habe ich ein Lebensziel!“ murmelte sie.

Sie brach ohnmächtig zusammen.

* * *

Nora und Rahel hatten für Félicie ein Angebot französischer Stunden in die Zeitung gerückt. Auf mehrere Zeitungsannoncen hin hatten sich einige Personen gemeldet. Eines Tages erschienen auch Fräulein Klementine und Nadine Müller.

„Liebste Frau Nora, Frau Gräfin, wie freuen wir uns, Sie so wohlauf zu sehen!“ begann Fräulein Klementine. „Wie bedauern wir, Sie nicht mehr spielen zu sehen! Ach, das Theater hat ja ganz seinen Reiz für uns verloren, seit Sie fort sind. Sagen Sie, liebste Frau Nora, man hat uns mitgeteilt, daß Sie nicht gut sehen, das ist doch nicht möglich! Ihre Augen sehen ganz gesund aus.“

„Man hat Ihnen viel weniger als die Wahrheit gesagt“ — sprach Nora — „ich sehe gar nichts mehr.“

Fräulein Klementine erschrak so heftig, daß sie kreideweiß wurde.

„Nein . . . aber,“ stotterte sie. Dann begannen beide Schwestern bitterlich zu weinen.

Rahel winkte ihnen mit den Augen. Sie nahmen sich gewaltsam zusammen.

„Wie ist das schwer!“ stammelte Fräulein Klementine und streichelte mit zitternden Händen über Noras Kleid hin — „mein Gott, wie muß das schwer sein!“

„Es gibt größeres Unglück zu tragen, liebes Fräulein Müller,“ sagte Nora freundlich.

Nach einer langen Pause fuhr sie fort: „Ich freue mich herzlich, daß Sie gekommen sind. Ich möchte Ihnen so gern eine Bitte vortragen.“

„Eine Bitte? Uns?“ riefen die beiden Schwestern atemlos.

„Könnten Sie uns nicht helfen, unserer neuen Hausgenossin Mademoiselle Lebrun eine feste Stellung zu verschaffen?“

„Aber ja, gewiß, aber selbstverständlich,“ riefen die alten Fräulein. „Wir waren ja auch der Dame wegen gekommen,“ erklärte Nadine Müller schluckend. „Sie hatte französischen Unterricht annonciert. Wir dachten aber, sie müsse sich in der Adresse geirrt haben.“

„Die Adresse ist ganz richtig,“ sagte Rahel, und in kurzen Worten erzählte sie den aufhorchenden Schwestern von Félicies Sturz ins Wasser und ihrer Rettung.

Mit offenem Munde hörten Klementine und Nadine zu.

„Aber das ist ja ein ganzer Roman!" sagten sie.

„Gewiß und ein sehr tragischer dazu. Nun fragt es sich, wie und wo wir das arme Mädchen unterbringen können."

„Frau Nora, Frau Gräfin," jauchzte Klementine von einer spontanen Eingebung beseelt — „Geben Sie sie zu uns! Wir haben ja Platz vollauf, und Mademoiselle Lebrun soll unsere Gesellschafterin werden!"

„Ach ja, prächtig!" rief Nadine. „Wir wissen oft nicht, was wir mit dem langen Tag anfangen sollen," gestand sie. „Da wollen wir Französisch lernen. In unserer Jugend fingen wir einmal damit an, haben's aber schon wieder vergessen!"

„Großartig!" sprach Klementine aufgeregt und wichtig. „Französisch lernen wollen wir. Im nächsten Herbst machen wir eine Reise nach Paris," fügte sie verschämt hinzu, „und ohne Französisch geht das doch nicht gut. Französisch gehört nun einmal zur Bildung, und lernen können wir auch."

„Wollten Sie wirklich Mademoiselle Lebrun zu sich nehmen, meine Damen?" fragte Nora. „Ja, das wäre mir große Freude!"

Klementine hüpfte hochrot vor Entzücken in die Höhe. „Ihnen eine kleine Freude zu machen, liebste Frau Nora — was kann ich mir Schöneres denken? Wo ist das Fräulein, können wir sie nicht gleich mitnehmen?"

„Es ist da nur etwas zu bedenken," sprach Nora, „Félicie Lebrun hat viel Schweres erlebt, ist viel in der großen Welt herumgewesen. Sie ist sehr nervös und leidenschaftlich. Auch hat sie sich ein Ziel gesetzt, das sie, sobald es ihre Gesundheit ermöglicht, verwirklichen will. Es handelt sich also höchstens um ein Jahr Aufenthalt bei Ihnen. Sie will nämlich Schwester des roten Kreuzes werden."

„Schwester des roten Kreuzes — nein, wie interessant!" riefen Klementine und Nadine wie aus einem Munde.

„Wir wollen sie pflegen," riefen sie wieder einander überhastend — „als ob sie unser eigenes Kind wäre. Nein besser, viel besser!"

„Rahel," sagte Nora, „bitte, rufe doch Félicie herein!"

Gespannt sahen die Schwestern Félicies Eintritt entgegen. Da kam sie. Sie verbeugte sich mit vollendeter Grazie. Ihre schwarzen Augen strahlten vor großem tiefem Glücksgefühl.

„Ich habe in diesem Hause drei Menschen kennen gelernt," sagte sie, „zum erstenmal in meinem Leben. Was diese drei Menschen für recht halten, das will ich tun, und ich hoffe, sie werden mit mir zufrieden sein."

Klementine und Nadine Müller starrten Félicie nach diesen rätselhaften Worten verblüfft an und begannen sich sofort nach dem hygienischen Regime zu erkundigen, das Félicie einhalten müsse. Sie hielten sie offenbar für geisteskrank.

In der Folge ihres Gesprächs aber sagte Félicie: „Wenn ich vorhin

‚drei Menschen‘ sagte, so heißt das, daß die übrigen Menschen, mit denen ich zu tun hatte, nur halbe oder Viertelmenschen waren. Sie standen tief unter der wahren Menschlichkeit, die ich in diesem Hause dreimal vertreten fand.“

Klementine blickte Nadine entzückt an.

„Nun werden wir uns ganz verstehen, Fräulein Lebrun,“ rief sie impulsiv. „Sie haben völlig recht, und Sie haben das so wunderschön gesagt!“

* * *

Drei Jahre sind dahingeströmt. Drei stille ruhige Jahre voll inneren Friedens und Wachstums, voll reicher Entwicklung, voll Leid und voll großer und kleiner Freuden.

Hans Rehder stand auf dem Balkon seines Hauses, etwas vornübergeneigt, und stützte seine schlanken Hände auf das Geländer. Seine Tagesarbeit war vollbracht, und Félicie, seine zuverlässige Gehilfin, war soeben gegangen. Er sah in das junge Grün, in das Gewirr der blühenden Kastanienbäume und Linden hinein, und seine etwas kurzsichtigen Augen spähten in die überlaubten Gartenwege. Vogelsang tönte lockend von Baum zu Baum.

Ein sonniges Lächeln flog über des Mannes freundliche Züge. Die Zweige teilten sich, und dort hinter den Syringenbüschen trat Nora hervor. Lauschend blieb sie stehen, ein leises friedliches Lächeln auf den Lippen.

„Hans!“ rief sie mit halblauter Stimme, „Hans, bist du da?“

„Ja mein Liebling, ich komme sofort.“

Wie ein Jüngling stürmte er ihr entgegen.

Sie faßte ihn unter den Arm, und beide gingen miteinander auf und nieder. Nora schmiegte sich den langen ausholenden Schritten ihres Mannes an.

„Wie geht's dir, Herz?“ fragte er.

„Wie du nur fragst!“ lächelte sie. „Ich bin glücklich, Hans!“

Dem Manne wurden die Augen feucht.

„Ich glaube, ich habe erst zu leben gelernt, seit ich blind bin,“ fuhr Nora nachdenklich fort. „Früher, weißt du, war ich so voller Unruhe, so voller Ziele und Zielchen. Meine Kunst trieb mich rastlos von einer Etappe zur anderen. Ich hatte keine Zeit mehr für meine Seele. Mich vertiefen wollt' ich, mich verinnerlichen, meine Seele erweitern, alles um der Kunst willen. Ich langte nach dem reinen Golde, um dafür Silber einzutauschen. Damit versündigte ich mich an meiner Seele, denn ich machte meine Seele zum Mittel für einen Zweck und strebte das Größere an, um des Kleineren willen. Jetzt hab' ich gelernt, daß, wie groß die Kunst auch sei, es noch ein größeres Ziel gibt, nämlich das, unsere Seele groß und weit zu machen und so zu leben, daß wir das



Leben zwingen, uns zu dienen. Diese große freie Möglichkeit bietet das Leben einem jeden. Seligkeit wie tiefstes Leid, beides kann uns in gleichem Maße bereichern, das hab' ich an mir erfahren. Wir lernen die Leiden lieben, die uns innerlich befreien, Hans! Reif sein ist alles."

„Lebenskünstlerin!" rief Hans überwältigt.

Sie lächelte. Ein freudig lichtvoller Ausdruck verklärte sie und machte sie schön.

„O du!" flüsterte Hans hingerissen, „du Süße, Herrliche! Ja, du bist glücklich, denn du hast es erreicht, in Harmonie mit deinem Wesen zu sein, in Einklang mit dir selbst."

„Zweifeltest du daran?" fragte sie und sah ihn mit den stillen lichtlosen Augen freudig an. Ihr Antlitz strahlte von ungeahnter Daseinsfülle.

„Ich bin überwältigt, bin dankbar, bin unaussprechlich beglückt durch dich, mein Lieb."

„Ohne dich und Rahel, ohne eure sanften, liebenden treuen Hände aber wäre ich nimmer so weit gekommen," gestand Nora demütig. „Mit Rahels Eintritt in unser Haus fing meine Selbsterziehung an, Hans. Neben diesem herrlichen schönen Geschöpf mit der vornehmen Seele und den reichen Geistesgaben wurde mir erst klar, wie viel mir noch fehlte. Bis dahin lebte ich nur halb unbewußt dahin. Sie ist uns beiden mehr als Schwester geworden, sie hat mit gebaut an unserem reinsten Glück. Wir brauchen sie beide, Hans, nicht wahr?"

„Und wie sehr!" rief Hans freudig. „Da kommt sie — mit Baron Berg."

„So gehen wir ihnen entgegen!"

In der Tat kam Rahel über den Gartenkies geschritten, neben ihr Baron Berg, mit dem sie in den letzten Jahren in freundschaftliche Beziehungen getreten war.

Sie war heute strahlend schön. Ein sanftes Licht spielte in ihren großen dunklen Augen.

„Gräfin, Gräfin — und Ihre Antwort? . . ." rief Baron Berg mit zuckenden Lippen.

Sie wies auf Nora.

„Da ist meine Antwort. Ich bin Ihnen von Herzen gut, Baron, aber mehr als Freundschaft können Sie von mir nicht erwarten . . . Das da ist auch Freundschaft, aber eine ältere, folglich hat sie auch ältere Rechte," sagte sie mit lieblich stolzem Lächeln.

„Haben Sie denn nie geliebt?" fragte er zögernd.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht."

Es zuckte wehmütig über ihr schönes Gesicht.

Jetzt hing sie sich in Noras Arm. Der Baron küßte Nora die Hand, er hatte sich gewaltsam gefaßt.

„Gnädige Frau," sagte er, „ich komme als Vertreter einer Kommission

zu Ihnen; alle Ihre alten Freunde, Konsul Isidor Merker, unser Überredakteur, Pastor Philippi und noch andere, haben mich zum Sprecher erkoren: es handelt sich um eine Wohltätigkeitsvorstellung zum Besten der hiesigen Armen. Wollen Sie die Gnade haben, uns auf der Soiree durch Rezitation von Andersenschen Märchen oder Richard Dehmels zwei Menschen oder etwas Dramatischem zu einem vollen Hause zu verhelfen? Wir alle können den Eindruck Ihrer Rezitation am Neujahrsabend bei Ihnen nicht vergessen. Bitte, bitte, sagen Sie zu, gnädige Frau!"

Nora war blaß geworden. Sie lebte so intensiv wie noch nie, und auch ihre Kunst lebte in ihr — das wußte sie.

„Sie wissen nicht, was Sie verlangen, Baron, wecken Sie nicht das schlummernde Kind, meine Kunst, in mir. Ich hab' es mit Schmerzen zur Ruhe gewiegt."

Hans schlang seinen Arm liebevoll um Nora.

„Ich wußte längst von dem Plane der Herren," sagte er, „und ich habe mich wie ein Kind darauf gefreut. Glückauf, Nora, mein Herz! Hinein in die alte neue Kunst! Hast du nicht selbst gesagt, daß du reif geworden bist, reif sein, heißt frei sein!"

Sie umfaßte ihn mit dem einen Arm und Rahel mit dem andern. In ihrem Antlitz leuchtete eine große ernste Freude.

Sie nickte still.

Abseits stand der Baron. In seinen guten Augen zuckte ein rasches Verständnis auf. „Drei Menschen", flüsterte er vor sich hin, „die darf kein Vierter auseinanderreißen. Drei große gute Menschen!"

So standen sie da, eine Gruppe innigen Familienglücks, Säulen einer starken großen Menschlichkeit, eng verbunden durch die Selbstverständlichkeit einer großen Liebe, der Liebe, die nimmer aufhört! —





Der literarische Charakter des ersten Buches Mose.

Von

Wolfgang Kirchbach.

(† am 8. September 1906.)

I.

Die assyriologischen Forschungen des Professors Friedrich Delitzsch, seine Vorträge über Babel und Bibel haben seit einigen Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf das Alte Testament, insbesondere aber auf die mosaischen Bücher gelenkt. Delitzsch findet in der mosaischen Schöpfungsgeschichte, in der Noahsage ganz bestimmte Anklänge an assyrische Sagen und Dichtungen, ja, hält wohl das eine und andere für unmittelbare Nachahmung und Wiedergabe älterer babylonischer Dichtungsfragmente. Die Noahsage ähnelt in der Tat so sehr der mesopotamischen Sage vom Xisuthros, daß kein vernünftiger Mensch daran zweifeln kann, daß hier die hebräische Mythenwelt in ihren Hauptzügen ganz abhängig ist von babylonischen Vorstellungen. Vergleicht man aber dann im einzelnen die Darstellung, welche von der Schöpfungsgeschichte und der Noahsage in der Bibel gegeben wird, so stellt sich nicht nur ein sehr anders gearteter Charakter der Darstellung im I. Buch Mose heraus, sondern auch ganz bestimmte geistreiche Abänderungen, Ausführungen und Zusätze zu der babylonischen Überlieferung, die uns unwillkürlich von neuem anspornen zur Untersuchung, was denn eigentlich dieses erste Buch Mose für ein Buch sei, wie es rein literargeschichtlich entstanden sein könnte, und welche besonderen Eigentümlichkeiten in seiner Auffassung der Dinge sich herausstellen.

Wer unseren Betrachtungen folgen will, wird gebeten, vor allem jede theologische, jede religiöse Ansicht über dieses Buch einstweilen aufzugeben. Wie weit es für Juden und Christen seit etwa zweihundert Jahren vor unserer Zeitrechnung Religionsurkunde gewesen ist, das soll

uns nicht interessieren. Wir wollen das Werk ansehen, wie wir Homer oder Herodot, die Veden oder die Edda betrachten, denn so etwas ähnliches wie diese Edda ist in der Tat literargeschichtlich dieses erste Buch Mose, eine Edda der Stammesgeschichte des jüdischen Volkes bis zum Tode des Joseph in Ägypten, die vormosaische Geschichte der Urväter des jüdischen Volkes und ihres Ursprungs in der Menschheitsgeschichte, wie man sich diese Geschichte, zum Teil nach augenscheinlich vorhandenen Stammesüberlieferungen, zu einem Zeitpunkt ausmalte, der wohl nicht früher als etwa 500 Jahre vor Jesus zu setzen ist. Unsere Edda benutzt aber nicht nur im heutigen Sinn historische Überlieferungen, sondern zeigt an zahlreichen Stellen, daß sie eine unter systematische Gesichtspunkte geordnete Sammlung von Volksanekdoten ist, die sich an die Benennung von Städten, Bergen, Seen, Bächen angeknüpft hatten und augenscheinlich im Munde der Mütter und Großmütter Jahrhunderte hindurch mit mancherlei Variationen und Nutzanwendungen als lebendiger Anekdotenschatz erzählt wurden. Zu einem bestimmten Zeitpunkt hat man diese Orts- und Stammeserzählungen gesammelt, ganz ähnlich wie die Edda als eine solche Sammlung altgermanischer und skandinavischer Sagen und Gesänge zustande gekommen ist. Bei dieser Sammlung aber erkennt man im ersten Buch Mose ganz bestimmt die Arbeit eines oder mehrerer systematischer Geister, welche bestimmte Gesichtspunkte in das Erzählte hineintragen und aus dem vorgefundenen Material an Anekdoten des Volkes, an Anschauungen der Zeit und der Gebildeten einen fortlaufenden Zusammenhang konstruieren. An sehr vielen Stellen, zum Beispiel gleich im zweiten Kapitel, welches die Geschichte von Adam und Eva erzählt, ist indessen ein organischer Zusammenhang nicht gelungen mit dem ersten Kapitel der Schöpfungsgeschichte, oder man hielt es nicht für nötig, die verschiedenen Erzählungen so ineinander zu verarbeiten, daß sie sich lückenlos und organisch hintereinander fügten. Man nahm, da man augenscheinlich nicht entfernt daran dachte, etwa ein Religionsbuch, eine Religionsurkunde anzufertigen, die einzelnen Sagengruppen möglichst, wie sie mündlich erzählt wurden, und suchte statt dessen ihren Sinn, ihre Bedeutsamkeit durch Zusätze zu vertiefen, die nach einer bestimmten Richtung gingen, die zwar den unterdessen errungenen monotheistischen Anschauungen der Zeit entsprach, aber im übrigen mehr poetisch-philosophisch die Anekdoten einkleidete, und zwar ohne Pedanterie in Hinsicht der freien Gestaltung der einzelnen Erzählungen zueinander, mit ziemlicher Pedanterie dagegen in der philologisch-sprachlichen Benennung von Personen, Orten und in den Nutzanwendungen, die man aus solchen Namen herausschlug.

Das Buch erzählt uns selbst, daß Abraham, der eigentliche Urvater des speziell jüdischen Volkes unter den anderen semitischen und arischen Völkern, aus Ur in Chaldäa gekommen ist. Wer die Landkarte von Meso-

potamien kennt, zweifelt daher keinen Augenblick, daß die Juden zur Zeit des ersten Buches Mose ihre Abstammung aus Babylonien herleiteten, daß sie sich vollständig bewußt waren: unsere Stammesherkunft geht auf Babylonien zurück; wir sind babylonische Auswanderer, die nach ganz bestimmten Überlieferungen ein Neuland kolonisiert und dabei stets darauf gehalten haben, daß wir diese alte Rasse und babylonische Stammesherkunft möglichst rein erhielten. Denn wie dieses Bewußtsein der Herkunft des Abraham und des Lot mit den Ihren aus dem Lande, in dem Babylon liegt, scharf ausgeprägt ist, so zeigt das weitere Buch mit seiner Stammesgeschichte, daß die Hauptnachkommen Abrahams ihre Frauen nicht aus den Völkern des Koloniallandes erwählen, sondern stets nach Mesopotamien zurückstreben, um sich dort ihre Frauen zu holen. Ausdrücklich verlangt Abraham, daß sein Sohn Isaak kein Weib nehme von den Töchtern der Kananiter, „unter welchen ich wohne", sondern sie in Abrahams „Vaterland" und „Freundschaft" suche. So wird die echte Babylonierin Rebekka das Weib des Isaak. Jakob aber geht gleichfalls nach Mesopotamien, um aus der Verwandtschaft Bethuel, aus der Rebekka stammte, die beiden Frauen Lea und Rahel zu freien, durch deren Wettgeburten die Väter der zwölf Stämme entstehen. Mit Bewußtsein wird also das ganze jüdische Volk mit seinen Stämmen, die nun wieder möglichst auf ihre Stammesechtheit halten und die Vermischung mit anderen von da ab immer als etwas Unechtes erklären, auf den reingehaltenen babylonischen Ursprung zurückgeführt. Das steht in langen Kapiteln ausführlich beschrieben. Wenn man daher in diesem selben Buch Mose, das so stark die unverfälschte Abkunft aus dem babylonischen Blute Abrahams betont, eine Volkserzählung wie die von Noah findet, die unsere Zeit in alten babylonischen Dichtungen in ähnlicher Form wiedererkennt, so ist es ganz klar, daß diese Noahsage mit den Nachkommen des Chaldäers Abraham auch nach Palästina gewandert ist, als ein Stück vom gemeinsamen Sagenschatz der Kolonisten mit dem Urlande. Sie wird eben so sehr mit nach Ägypten gewandert sein. Und wir dürfen nach den allgemeinen Gesetzen der Dichtung und der Volksphantasie schließen, daß babylonische Haus- und Heimdichtungen, wie sie die Assyriologie aufgefunden hat, das gemeinsame Sagengut ebenso in selbständiger Weise vordem dichterisch verwertet haben, wie die Verfasser des ersten Buches Mose im Kolonialland die Geschichte auf ihre Weise fortbildeten. Es ist der Schluß erlaubt, daß eine weitere Kenntnis der babylonisch-assyrischen Literatur noch mehr gemeinsame Sagen auffinden wird, besonders soweit es sich um die Zeitperioden handelt, welche das erste Buch Mose mythisch umfaßt. Noch ist der Beweis nicht beigebracht, daß, gleich der Noahsage, auch die Geschichte von Adam und Eva auf irgend welche babylonische Sage oder Dichtung zurückginge, aber die Wahrscheinlichkeit ist sehr groß, daß man auch nach dieser Richtung Funde machen wird, welche

ja dann nur eine weitere Bestätigung der Bibel und ihrer Nachrichten über die Herkunft Abrahams sein würden. Es ist bemerkenswert, daß im 21. Kapitel (33) das Buch erzählt: Abraham habe zu Beer-Saba von dem Namen des Herrn, des ewigen Gottes gepredigt. Es ist die erste Nachricht über einen Kultus monotheistischer Art, der sich bereits zum Begriffe des einen ewigen Gottes aufgeschwungen hat. Es ist das Zeitalter des Königs Amraphel, also jenes Hamunrabi, in welches die Bibel den Chaldäer Abraham verlegt und die Errichtung monotheistischer Kultstätten durch diesen. Sollten sich zur Zeit des Hamunrabi bereits in Babylon Spuren einer Auffassung des einen Gottes als des Einen, Ewigen finden — und Delitzsch glaubt solche schon sehr früh nachweisen zu können, — so würde der Schluß erlaubt sein, daß der Chaldäer Abram, der später zum Abraham wird, zu den Babyloniern gehörte, welche bereits monotheistische Anschauungen pflegten, und daß er mit solchen Anschauungen in das palästinensische Land gezogen sei, um diesem Monotheismus Altäre zu errichten. Die Forschung bestätigt denn auch hier nur, was im ersten Buch Mose steht als kulturgeschichtlicher Niederschlag aus dem anekdotischen Bewußtsein des Volksmundes und der Sagensammler. Ein Teil der Sagen dürfte auch aus Ägypten stammen.

Als historische Quelle im heutigen Sinne, insbesondere für chronologische Verhältnisse, ist ja dieses erste Buch Mose zufolge seines besonderen literarischen Charakters nicht zu brauchen. Wenn wir lesen, daß Noah (9. 29) neunhundertfünfzig Jahre alt geworden, während Adam (5. 5) neunhundertdreißig Jahre alt geworden wäre, Methusalem gar neunhundertneunundsechzig, so fühlen wir uns einem mythischen Vorstellungskreise gegenüber. Das hebräische Wort für Jahr könnte vielleicht etwas ganz anderes bedeuten, als das, was wir ein Sonnenjahr oder Mondjahr nennen. Monate oder sonst eine für uns berechenbare Zeitspanne können indessen nicht darunter verstanden sein, denn kein Divisionsexempel stellt eine menschenmögliche Rechnung auf bei vergleichender Betrachtung der Lebensalter der Patriarchen. Legen wir Monate, Halbjahre, Jahrdrittel zugrunde, wir erhalten immer inkommensurable Größen. Setzen wir zum Beispiel Monate an, so wird Adam siebenundsiebzig Jahre, das scheint eine faßbare Größe. Aber Abraham würde nach dieser Rechnung nur dreizehn Jahre alt geworden sein, und das ist für den Vater so vieler Nachkommen entschieden zu wenig. Es wird berichtet, daß er 175 Jahre alt geworden sei. Eben solche Disparatheiten der Rechnung ergeben sich bei anderen Divisionen; wir können mit irgendwelchen rationalistischen Rechnungsmaßstäben diesem merkwürdigen Buche gegenüber gar nichts schlichten. Und so ergibt sich, daß wir als das, was die Schreiber unter einem Jahre, dem Schanah des hebräischen Textes verstanden, das einfache Sonnenjahr zu denken haben, und daß wir vor einem mythischen Größenbegriff stehen, der das Bewußtsein der Urge-

schichte als solche damit zum Ausdruck bringen will, daß man die früher Lebenden für so ungeheuer lebenskräftig erklärte, um Noah sogar noch älter als den Adam zu machen. Wir beobachten, daß darin System ist; mit Abraham wird die Lebensdauer allmählich immer kürzer, bis sie das erreicht, was das wirkliche Leben leisten kann, neunzig bis hundertzwanzig Jahre. Unsere heutige Ansicht von den Gesetzen der zoologischen Natur ist ja zu ganz anderen Resultaten gelangt. Wir nehmen an, daß die Vormenschen wahrscheinlich weit kurzlebiger waren als wir, daß sie halb noch in einer organischen Entwicklung standen, als Übergangsarten, die nicht die Lebenszähigkeit ermöglichte, die der historische Mensch erreicht hat, der hundert Jahre und mehr alt werden kann.

Genug, wir stehen einem mythischen Geschmack gegenüber, der die Volksmärchen und Großmuttergeschichten dadurch geistig zu steigern sucht an Bedeutsamkeit, daß er jene hohen Lebensalter für diejenigen Figuren annimmt, welche als die Väter der Menschheit überhaupt und der einzelnen Stämme und Rassen galten. Man suchte die Lebenskraft der Rasse selbst, die durch die Namen Sem, Ham, Japhet versinnlicht war, darin auszudrücken, daß man dem supponierten Vertreter eine möglichst imponierende Lebenslänge zuschrieb. Ganz klar wird diese volkstümliche Erzählungsart aber durch eine andere Eigenschaft des ersten Buches Mose, nämlich daß fast alle wichtigeren Personen, die darin auftreten, für das Bewußtsein der Hebräer große Anonyme waren, die einen rein symbolischen Namen tragen, einen Namen, der zumeist ihre spezifische Eigenschaft, ihr Schicksal oder sonst etwas ausdrückt, was wir dann als die Wahrheit dessen erkennen, was von ihnen erzählt wird. Es gibt kaum ein Kapitel in diesem Buche, wo nicht mehrere etymologische Erklärungen dieser Namen erfolgen! Das erste Weib wird „Eva", „Heva" genannt, das heißt auf deutsch: Leben. Adam heißt und ist das Wort Mensch. Mensch vermählt sich mit Leben; darum heißt es: „Und Adam hieß sein Weib Heva (Leben), darum daß sie eine Mutter ist aller Lebendigen." Wir sehen, die Grundidee, die Beziehung der Geschichte selbst wird im Namen der Personen versinnlicht. In der uns bekannt gewordenen mesopotamischen Version der Sage von der Sintflut heißt der Held Hasisadra (Xisuthros). Sie wandert im Munde der semitischen Stammverwandten. Sie kommt mit den Abrahamiten zuerst, dann aber im lebendigen Verkehr zwischen Babylon und Palästina ununterbrochen immer wieder ins israelitische Volksbewußtsein. Da aber ist ein Zeitpunkt, wo palästinensische Dichter und Schreiber die Geschichte geistig potenzieren und zu etwas Höherem zu machen suchen, als wir es im babylonischen Epos sehen. Sie machen den Helden Hasisadra in ihrem Dialekt zu einem großen Anonymus, der nach seinem Schicksal der „Übriggebliebene", der „Übriggelassene" genannt wird, denn das ist die Bedeutung des Wortes Noah, Noach. Das für diesen Mann Charak-

teristische, der in der babylonischen Welt einen anderen Namen hat, wird also symbolisch in der neuen Namengebung festgelegt. Dies geht bis zu einer weit späteren Epoche, wo die Erzählungen schon beinahe als wirklich geschehene erscheinen und die meisten Bibelleser auch geneigt sind, die Volksanekdote für eine Geschichte zu halten, über die man sich sittlich entrüstet. Man kennt die Geschichte von Esau und Jakob. Nun, das Wort Esau, Esav heißt nichts anderes als der Rauhe, der Rauhhaarige. Auch hier nimmt die hebräische Version dieser Hirtenanekdote im Namen die Geschichte vorweg. Von einem Sprachzufall kann da keine Rede sein; es ist ein System. Namen haben von Haus aus meist an sich eine sinnreiche Bedeutung, die hebräischen insbesondere. Da kann wohl der Zufall öfters spielen, daß einer einen Rufnamen hat, der zugleich symbolisch nach irgend einer Richtung auf ihn paßt. So heißt Jesus, Jeschu, Joschua so viel wie „Heil". Man könnte denken, der Name des Stifters der christlichen Religion sei symbolisch für sein Wirken. Aber das ist Zufall; es ist ein ehrlicher Rufname, den nicht nur dieser Mann, auch Jesus Sirach und viele andere trugen. Wir rufen in Deutschland Tausende von Menschen „Friedrich", sollte einer davon besonders Friedreich sein, so wär's doch nur Zufall.

Im ersten Buch Mose spielen aber nicht diese harmlosen, natürlichen etymologischen Zufälle, da herrscht ein anderer Geist. Wir ertappen die Schreiber sogar auf falschen Etymologien, auf Verwechselungen und wissenschaftlich unrichtigen Auslegungen, wie sie in der Philologie jener frühen Zeiten sowohl bei Indern, wie bei Griechen und Römern, in der Edda auftreten und bis heute immer wieder neue falsche etymologische Sinnspiele heraufbeschwören. Ein solches falsches etymologisches Sinnspiel der Bibel ist die originelle Großmuttergeschichte vom Turmbau zu Babel (Kap. 11). Im neunten Vers steht der Satz: „Darum heißet ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirret hatte aller Länder Sprache und sie zerstreuet von dannen in alle Länder." Diese Auslegung kann der Leser der Lutherschen Sprache nicht verstehen. Es liegt eine Art Wortwitz vor. Bafel (jedermann kennt das Wort) ist im hebräischen Dialekt ein Wort, welches so viel wie Verwirrung, Sprachenverwirrung heißt. Dasselbe Wort — aber natürlich nur durch Zufall — klingt genau wie das hebräische Wort für Babylon, welches auch Bafel heißt. Die Bibel macht also den Witz oder die Nutzanwendung: diese Stadt heißt Bafel, weil in ihr die größte Bafel (Sprachverwirrung) entstanden ist. Vom chäldäisch-babylonischen Standpunkt aus ist diese etymologische Auslegung falsch. Bab-yl-on heißt etwas ganz anderes, hängt mit dem Namen yl, el, dem Wort für Gott zusammen, hat aber gar nichts mit Sprachverwirrung zu tun.

Wir sehen, daß zwei Momente die Bibelanekdote hervorbrachten bei den ebräischen Auswanderern. Babylon, die Ziegelstadt, war in der Tat

eine Stadt, wo große Sprachwirrnis herrschte insofern, als dort alle semitischen Dialekte, jedenfalls auch indische, persische, wie wir aus Herodot wissen, griechische Dialekte geredet wurden. Da mochte es für Sprachunkundige nicht immer leicht sein, daß man sich verständigte. Im palästinensischen Volke blieb die Kunde von der Stadt im Lande Sinear, wo man so viele Ziegel strich, lebendig mit der Nachricht, daß dort ein großes Sprachdurcheinander herrsche. Der Gedanke, daß man in der Urzeit nur eine Sprache geredet habe, ist ein natürlich-notwendiger Schluß der Phantasie, der immer da gemacht wird, wo es wünschenswert erscheint, daß ein solcher vereinfachter Zustand der Dinge herrsche. Vielleicht spielen auch dunkle Erinnerungen an eine tatsächliche frühere Dialekteinheit der semitischen und arischen Sprachstämme, die wir ja heutzutage in vielen Wurzeln erkennen. Wahrscheinlicher ist aber der einfache Phantasieschluß. Man verlegt in den Anfang oder ans Ende der Dinge zufolge dieses Schlusses ja auch sonst das Wünschenswerte. Nun erzählt Großmutter die Geschichte, daß man jene Stadt gebaut habe in Ziegelsteinen „mit einem Turm, der bis an den Himmel reichet". Großmutter meint das nicht wörtlich, nicht so, wie es in den illustrierten Bibeln von Künstlern gezeichnet wird, und was dann fürs ganze Leben die Anekdote falsch verstehen läßt. Der Turm reicht nur hyperbolisch bis an den Himmel, Großmutter Bibel will nur ausdrücken, was sie Gott selbst in den Mund legt: „Sie werden nicht ablassen von allem, das sie vorgenommen haben zu tun." Denn auch sonst reichen sehr hohe Stadtmauern (z. B. 5. Mose 1. 28; 9, 1) für die hyperbolische Ausdrucksweise der Bibel bis an den Himmel. Großmutter will nur ausdrücken, wie mächtig und imponierend, wie vermessen diese babylonische Stadtkultur sich ausnimmt. Und nun verbindet sich im hebräischen Dialekte der alten jüdischen Großmutter das naive Wortspiel damit, daß die Stadt, die ihr Bafel heißt, auch so vielen Bafel hervorbringt. Wir sehen klar die geistigen Kristallisationsvorgänge, aus denen die Volksanekdote zusammengeschossen ist. Es ist weder eine Sage noch ein Mythus, es ist lediglich aus einem Wortspiel hervorgegangener Volksspaß, der zu einem Großmuttergeschichtchen sich ausgestaltet. Das Eingreifen Gottes als Sprachverwirrer trägt hier geradezu ein rhetorisches Gepräge; den palästinensischen Landbauern mag das Großstadtleben ebenso verwirrend erschienen sein, wie heutzutage einem deutschen Bäuerlein das Getriebe in Berlin; da muß denn Gott ein wenig „dreinfahren", wenn uns auch die Anekdote jede ethische, sittliche Begründung schuldig bleibt. Diese wird ignoriert, weil die Hauptsache der Bafel-Spaß ist.

Diese etymologischen Phantasiespiele beherrschen das erste Buch Mose noch weit mehr, als der Leser der Lutherschen Übersetzung glaubt. Das vierte Kapitel beginnt nach Luther mit den Worten: „Und Adam erkannte sein Weib Eva, und sie ward schwanger und gebar den Kain und sprach:

„Ich habe den Mann den Herrn." Wie das so von Luther geschrieben ist, kann es kein Mensch verstehen. Wir müssen wissen, daß auch der Name Kain eine symbolische Bedeutung enthält. Er bedeutet so viel wie „männliches Geschöpf", Kreatur als Maskulinum. Um den Satz zu verstehen, müssen wir übersetzen: und sie gebar das Mannesgeschöpf (den Kain) und sprach: ich schuf das Männliche mit Jahves Hilfe. Es wird dabei das Wort Kain in eine wortspielerische Beziehung zu dem Worte Kanah (schaffen) gebracht, welche in dem Worte: „ich schuf das Männliche" als Anklang zum Namen Kain versinnlicht wird. Wie weit die Schreiber mit diesem etymologischen Spiele recht haben, darf uns nicht kümmern. Genug, sie machen die Nutzanwendung, daß Kain so klingt, als käme es von Kanah, und sie lassen die Urmutter demgemäß ihre schöpferische Kraft, die zuerst Männliches schafft, gesteigert empfinden. Sie freut sich, daß es ein Junge ist. Ihr zweiter Sohn heißt: „Habel, Abel". Dieses Wort bedeutet so viel wie etwa der Vergebliche, der umsonst Geborene. Es ist das Schicksal des Abel, welches in seinem Namen ausgesprochen wird. Der dritte Sohn heißt Seth; dieses Wort wird etymologisch auf einen Stamm zurückgeführt, der so viel wie „Ersatz" heißt, daher denn Eva sagt (4. Kap. 25): „Denn Gott hat mir, sprach sie, einen anderen Samen gesetzet für Habel, den Kain erwürget hat." Seth heißt also: das Ersatzkind. Kains erster Sohn Henoch, nach dem die Stadt genannt sein soll, ist verdeutscht: der Erstling, der den Anfang macht. Der Vorgang zum Entstehen der Notiz über diesen Henoch dürfte der sein: Es gab die Stadt Henoch, und sie leitete ihren Namen als Erstlingsstadt von irgend einem Henoch ab. Als man eine Genesis zusammenstellte, paßte der Name Erstling vortrefflich für den, welchen die genealogisierende Phantasie als Sohn Kains zum Zwischengliede weiterer Entwicklung brauchte.

Wenn Luther übersetzt in der Schöpfungsgeschichte der Eva: „Sie soll Männin heißen, weil sie vom Mann genommen ist," so ist dies Wortspiel, wie die Wortspiele von Kain und Seth, erst aus der Natur der hebräischen Sprache zu verstehen, wo Isch Mann heißt, Ischa Weib. Sie soll Ischa heißen, weil sie vom Isch ist. Man sieht aber, wie gerade die etymologische Phantasie Mitursache wird, daß diese Ischa von Isch selbst gemacht wird, weil das Wort für Männliches und Weibliches einen Stammbaum hat. Dem läßt die alte Volksphantasie die Vorgänge entsprechen, wonach das Weib aus der Rippe des Mannes entsteht, damit er wieder empfindet: „Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." Dieser Ausspruch selbst wird der geschlechtlich-sittliche Ausdruck für das Gefühl der Einheit der beiden menschlichen Geschlechtswesen als Menschen an sich. Es ist zugleich das ewige Naturgefühl der befriedigten Erotik.

Der Leser wird nun die zahllosen etymologischen Erklärungen von

Flußnamen, Bergnamen, welche das ganze Buch Mose durchziehen, mit gesteigertem Verständnis ansehen, er wird selbst die Fälle herausfinden, wo ein sinnreicher Ortsname zur Erfindung einer kleinen Ortsanekdote führt, wie wir heutzutage hören, daß Magdeburg nach einem eingemauerten Mägdlein so heiße, während in Wirklichkeit, trotz der historischen Mädcheneinmauerung, die Stadt von anderen Umständen her so heißt. Die Kategorie dieser Art von Anekdoten in der Bibel kennzeichnet sich scharf.

II.

Auf einem wie unsicheren historischen Boden der ganze Inhalt des ersten Buchs Mose steht, ergibt der Umstand, daß der chaldäische Urvater der Israeliten Abram genannt und später auf den Namen Abraham umgedeutet wird mit der ausdrücklichen etymologischen Erklärung dieser beiden Namen. Abram heißt Hochvater, Vater der Höhe, und so heißt der Mann bis zum fünften Verse im 17. Kapitel. Dort aber wird mit einem Wortspiel ihm der Name Abraham zuerteilt. Das ist „Vater der Fülle, Vater der Menge", und aus dieser Bedeutung heraus ist der Satz zu verstehen: „sondern Abraham soll dein Name sein; denn ich habe dich gemacht vieler Völker Vater." Wir sehen, daß eben mit diesen Bedeutungsspielen der Name jenes ersten babylonischen Auswanderers ganz ins Mythische verdämmert. Wir können nur sagen: hier ist historisch vorhanden die Überlieferung von einem chaldäischen Auswanderer und seinem Familienanhange, aber ob der Mann in Wirklichkeit Abram oder gar Abraham geheißen hat, das können wir nicht wissen, denn beide Namen sind Spielnamen, wie später noch der Name Esav, Esau, der Rauhhaarige.

Wir sind hier also ganz auf einen ähnlichen literarischen Fall gekommen, wie er so vielfach in der Edda herrscht, wo Namen an sich eine allegorische Bedeutung haben, mit der die Phantasie der Skalden und der Sammler spielt. Dieses Moment umspielt als literarisch-einheitliches das ganze erste Buch Mose; es ist das innere Band, das so viele verschiedenartige Anekdoten, mythische Vorstellungen, sittliche Parabeln, ja, auch gelegentlich poetisch-wissenschaftliche Anschauungen zusammenhält. Brauchbar zu wissenschaftlichen Zwecken ist das Buch nur für den Kulturforscher, nicht aber für den chronologischen Geschichtsforscher. Wenn König Amraphel mit Hamunrabi wirklich identisch ist, so ist's wundersam genug, daß unser Buch gar nichts von dessen Gesetzgebung weiß, daß sein Zeitgenosse und Landsmann Abraham gar nichts davon kennt, sondern lediglich sich bereits durch monotheistische Gottesverehrung auszeichnet. Die Gesetzgebung selbst wird erst im zweiten Buch Mose einem Mann aus dem Stamme Levi von väterlicher und mütterlicher Seite übertragen, der in Ägypten geboren und von der Tochter Pharaos Mose genannt wird (II. Mose, Kap. 2, 10), wo es dann heißt: „und hieß ihn Mose,

denn sie sprach, ich habe ihn aus dem Wasser gezogen." Der alte hebräische Name Moses wurde nämlich etymologisch vom Stamm Majchah (Mosche) abgeleitet, der herausziehen, auch retten heißt. Der Herausgezogene, auch der Retter könnte das Wort heißen. Im Ägyptischen aber gibt es ein Wort für „Wasser", das mit dem Wort „retten" verbunden auch klingt wie Mosche, und das heißt dann „der aus dem Wasser gezogene". In beiden Fällen springt diese allegorische Bedeutung heraus, und darum nennt die Pharaos-Tochter ihn Mosche, „denn ich habe ihn aus dem Wasser gezogen". Unser Zutrauen zu der ganzen Anekdote von der Auffindung Mose ist freilich eben mit diesem Wortspiel der Bibel sehr erschüttert. Wir sehen die Methode der Namengebung in diesem symbolischen Sinne bis in eine Zeit fortgeführt, die vielen als „historisch" gilt. Wenn wir uns indessen so vieler anderer Sagen von ausgesetzten Heldenkindern, die man in einem Korb oder einer Kiste im Strom findet, entsinnen, so erkennen wir, daß wir auch mit Mose einer rein literarischen Figur gegenüberstehen, die augenscheinlich aus verschiedenen Sagenelementen und Sagenanklängen zusammengeschossen ist. Im zweiten Buch Mose war die literarische Aufgabe, die Sammlung der Gesetze selbst, die Thora, bereits mit einem bewußt priesterlichen Nimbus, dadurch mit einer größeren Autorität zu umgeben. Diese Gesetze selbst ähneln ägyptischen, babylonischen Gesetzessammlungen, die im Lauf der Zeiten sich als menschliche Erfahrungspraxis herausstellten in den Gemeindeämtern, bei volkstümlicher Rechtsprechung. Sie sind in den mosaischen Büchern aber ganz und gar, kulturell betrachtet, die Stammesgesetze der abrahamitischen Auswandererschaft, wie sie sich bereits im Koloniallande, im ägyptischen Exil, das heißt in der ägyptischen Zwischensiedlerschaft der abrahamitischen Abzweigung aus Babylon festgesetzt hatten. Möglich, daß ein Mann, der die Absiedlung und Rückkehr ins palästinensische Gebiet durchsetzte, auch Mosche hieß und die Gesetze sammelte, woran dann die Erzähler des zweiten Buchs ihre etymologischen Erzählungen anknüpfen konnten. Dieser Mann aus dem Priesterstamme Levi ist aber nachmals von den Erzählern, wie jeder Leser des Buchs sieht, zu einer mythischen Figur umgeschaffen worden mit dem ganzen Apparat von Wundertaten und wundersamen Begebenheiten, die als solche auch noch dem großmütterlichen Anekdotentum angehören, das aus ganz verschiedenen Sagenkreisen dann von den Verfassern des zweiten Buchs Mose auf den einen Wundermann Mose zusammengetragen worden ist. Historisch möglich und geschehbar ist ja so gut wie nichts auch im zweiten Buch Mose. Es ist alles in den Halbmythus getaucht, die Autorität des Gesetzes wurde dadurch erhöht. Und man nahm Schlangenbeschwörergeschichten, Mannawunder und dergleichen, wie sie im orientalischen Phantasieleben überall verbreitet waren, um den Mann Mose, den „aus dem Wasser Gezogenen", al-

mählich literarisch zu konkretisieren, was immerhin so gut gelungen ist, daß ernsthafte Leute noch heute so tun können, als wären sie dabei gewesen, und sich streiten, ob dieser Mose nicht vielleicht ein bedeutender ägyptischer Weiser oder ein babylonischer König war, der für Bodenreform im Sinne von Henry George eine besondere Vorliebe hatte. Wir erleben aber heute noch alle, daß unsere Sittengesetze und Rechtsnormen fortwährend unter unseren Augen aus dem lebendigen Bedürfnis der Gemeinden, der Gesellschaft entstehen, dann allmählich als bürgerliches Gesetzbuch, Strafgesetz kodifiziert werden. Eine solche Kodifikation mit den dazu gehörigen Priesterberichten einer älteren Kulturepoche, die zwischen Nomadentum und agrarischer Seßhaftigkeit abgewechselt hat und Traditionen sowohl aus der Heimat Babylon wie aus Ägypten sich assimilierte, liegt im zweiten Buch Mose vor. Sie war das Material, an das allmählich die Sagen vom Wundermann Mosche sich ansogen, wie die Terebraten und Muscheln an einem Schiffsrumpf.

Indessen wir haben es hier nur mit dem ersten Buch Mose zu tun. Ein einfaches Durchlesen in der Reihenfolge der Kapitel läßt uns folgende literarische Beobachtungen machen.

Das erste Kapitel von der Schöpfungsgeschichte ist ganz gewiß am spätesten entstanden, weit später als die Geschichte vom Garten Eden. Es ist die wissenschaftliche, die für ihre Zeit naturwissenschaftliche Erklärung der Weltentwickelung. Sie ist nicht mythisch, denn der Begriff der schaffenden Gottheit ist hier schon auf eine poetisch-philosophische Anschauung gebracht, die sehr hoch steht. Das Werden der Natur wird auf ein geistiges Prinzip zurückgeführt. Der Geist der Gottheit „brütet" (ruht zeugend) über dem Chaos, dem Tohuwabohu, und in sieben großen Zeitaltern entstehen im Raum das Licht, die Gestirne, aus der Erde aber Pflanzen und Tiere in einer Ordnung, welcher man ansieht, daß sie eine naturwissenschaftliche Theorie ist, welche der Theorie des Griechen Demokrit sehr ähnelt, der wieder in der babylonischen Wissenschaft ähnliche Anschauungen fand. Dieses Kapitel kennt bereits zwei große Pflanzenklassen, es klassifiziert die Tiere nach „Vierfüßlern", „Reptilien", „Bodentieren" und enthält, richtig gelesen und übersetzt, die Keime und Grundlagen gerade der Entwickelungslehre, wie sie unsere Zeit im Großen ausgebaut hat. Auf ein älteres Weltschöpfungsepos kann diese „Genesis" nicht zurückgeführt werden; Anklänge an ein solches sind nur scheinbar, da eben Poesie und eine Anfangsnaturwissenschaft sich immer berühren werden. Was aber im Texte des ersten Kapitels steht, zeigt in jeder Zeile, daß hier ein religiös-poetisch gestimmter Geist das darzustellen sucht, was man zu seiner Zeit für die naturwissenschaftliche Entstehungsweise der Welt hielt in den Kreisen, die bereits Pflanzen klassifizierten, Tiere als „Vierfüßler" (Säugetiere) und „Reptilien" unterschieden und erkannt hatten, daß die Menschengestalt in eine Kategorie mit der Tier-

gestalt fällt, denn die Urkunde läßt den Menschen im selben Zeitalter entstehen, in dem auch die höheren Tiere werden. Wir wissen, daß es schon früh eine solche babylonische Naturwissenschaft gegeben hat; jüdische, ebräische Männer, die Babylon zu allen Zeiten mit bewohnten, nahmen an derselben teil. In solchen Kreisen muß die Schöpfungsgeschichte entstanden sein, die in keiner Weise unter den Begriff des Mythus fällt, sondern für ihre Zeit der rationalistisch-wissenschaftliche Ausdruck einer bereits gereiften monotheistischen Weltanschauung war, welche das Werden der Dinge (es werde Licht) als die Zeugung, das Brüten des einen geistigen Prinzips faßte und sich im übrigen nur einer gehobenen poetischen Sprache bediente zum Vortrag einer solchen Anschauung, die ganz naturwissenschaftlich methodisch denkt.

Vom zweiten Kapitel an herrscht ein anderer Geist. Die Erzählung von Adams und Evas Schöpfung wird als lebendiger Mythus vorgetragen, ein Mythus aber, der sich selbst seiner allegorischen Bedeutsamkeit, seiner sittlichen Konsequenzen bewußt ist. Die Erzählung macht ganz den Eindruck, als ob von Haus aus eine im Volk herrschende Ansicht von den ersten Menschen dagewesen wäre, vom Adam (Menschen), der aus Erde geschaffen ist, deshalb auch das Feld bauen muß, davon er genommen ist, der in Eden lebte, in dem Garten am Phrath (Euphrat) mit den anderen Flüssen, worüber gleichfalls alte mythische Vorstellungen lebendig waren. Diese alten Elemente, die im babylonisch-hebräischen Volksbewußtsein nicht weiter ausgebildet sein mochten, sind aber durch die Phantasie eines besonderen Erzählers gegangen, die eine besondere parabolische, nutzanwendbare Dichtung daraus gemacht hat, deren Tiefe, packende Lebenserfahrung und unbarmherziger Lebensinstinkt seither alle Welt immer wieder ergriffen hat.

In ihren inneren Elementen setzt sich diese Erzählung auch aus etymologischen Grundzügen zusammen und allegorischen Momenten. Man kann im Hebräischen das Wort Adam (Mensch) sprachlich auslegen als „der aus Erde Gewordene" (nach Adamah, Acker), denn beide Worte scheinen von der rötlichen Farbe des Ackers und des Menschen sich herzuleiten. Um dieses Umstandes willen betont das zweite Kapitel so besonders, daß der Adam vom Adamah (von der Erde, vom Acker) gemacht ist, und malt dies mythisch aus. Aus Ackererde wird der Mensch gemacht, und darum muß er denn später nach der Vertreibung aus Eden den Acker, die Erde bauen, „davon er genommen ist". (Kap. 3, 23.) Gesagt wird: „Im Schweiße des Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zur Erde werden." Dies sind sittliche und materielle Beobachtungen, die noch jedermann erfahren hat; der hebräische Dichter konnte sie aber so besonders betonen, weil ihm „Mensch" (Adam) und Erde (Adamah) wie ein einziger Gedanke klang. Wir sahen, wie die

Entstehung des Weibes aus der Rippe des Mannes eine Erfindung war, die durch das Wortspiel vom Isch und der Ischa ihren Leitfaden fand. Dahinter nun aber arbeitet die Phantasie des hochgebildeten Dichters einen besonderen allegorischen Bestandteil. Er läßt in Eden einen Baum erstehen, „den Baum des Lebens", den „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen". Der Dichter ist dabei sogar so abstrakt gewesen, daß er gänzlich vergessen hat zu sagen, was es etwa für ein Naturbaum gewesen wäre, ob ein Dattelbaum, ein Feigenbaum, ein Apfelbaum, ein Kirschbaum. Es wird nur von der Frucht desselben gesprochen; erst die bildende Kunst hat viele hundert Jahre später begonnen, daraus einen Apfel zu machen. Den Dichter hat ein ganz großartiger Gedanke geführt. Der bis dahin naive Urmensch handelt dem Verbot zuwider und ißt vom Baum des Lebens, weil er dann wissen wird, was gut und böse ist. Er büßt diesen Wissensdurst und diesen ungehorsamen Titanismus damit, daß er die Pein des Schamgefühls, die ihm bis dahin fremd war, erwachen sieht, daß er, weil er von der Erkenntnisfrucht genährt, nun auch gut und böse unterscheiden kann, in Konsequenz seines Erkennens auch im Schweiße des Angesichts den Arbeitsbegriff erleben muß, während das erkenntnisbewußtgewordene Weib „mit Schmerzen Kinder gebärt". Doppelt soll nun der Adam empfinden, daß er nur Adamah ist. Hohn hat die Gottheit für ihn, daß er geworden wie „unser Einer". Einen theologischen Gott darf man an diese gewaltige Erzählung nicht heranbringen; der würde die schlechteste Rolle spielen samt der Schlange dazu. Es ist die Gottheit der Dichter, der harmlosen Parabelerzähler, welche die ganze Geschichte verschuldet. Der Mensch verliert seinen Platz im Paradiese, weil er vom Baume der Erkenntnis aß. Die Erzählung will im Grunde nur die ungeheure Schwere des menschlichen Lebens mit seiner Erkenntnis und mit der Unzulänglichkeit dieser Erkenntnis malen; Gott selbst ist ganz **deus ex machina**. Eben das weist daraufhin, daß ältere und junge Bestandteile in der Erzählung walten. Jedenfalls aber ist der letzte Erzähler ein sehr hoher, kraftvoller Geist, der die Bitternis des Lebens miterfahren hatte. Von Erbsünde hat er übrigens nichts in seinen Gedanken. Er gibt nur typisch-parabolisch ein Bild vom Menschenschicksal im Urstande, wie er ihn sich denkt. Die Geschichte von Kain und Abel gehört als notwendige Konsequenz tragischer Art dazu.

Diese kurze, aber höchst kraftvolle Tragödie vom ersten Menschenpaar mit seinen Söhnen dürfte in einem Kreise von gebildeten, bereits philosophisch denkenden ebräischen Männern, unter Benutzung einer älteren Sage vom Urmenschenpaar, ausgebildet sein. Auch die Griechen hatten Sagen von ersten Menschenpaaren, ebenso die alten Germanen. Der Bibeldichter hat seine Sache auf eine ganz besondere Weise aus dem Geiste seiner hebräischen Muttersprache heraus gewendet; er hat eine tragische Lebensklage der Menschheit selbst ausgesprochen, und darum

haben nicht nur der Apostel Paulus, sondern unzählige Dichter und Künstler die tiefsinnige Erzählung vom nackten ersten Menschenpaar in ihrer Ideenschönheit nach allen Richtungen ausgebeutet. Die wirklichen ersten Menschen dürften schwerlich „nackt" gewesen sein, sie sind sicher ganz behaarte Fellwesen wie die Gorillas gewesen; gerade in jenen elementaren Zügen der Bibeldichtung erkennen wir den besonderen Dichtergeist.

Es folgen die in späterer Zeit hinzugebrachten und sichtlich mühsam konstruierten Notizen über die Patriarchen, vielfach sichtlich nach etymologischen Volksanekdoten, bis (Kap. 6 bis Kap. 9, 19) die zusammenhängende Erzählung von Noah und der Sintflut kommt. Vielleicht stammt ihre spezielle Version, zum Unterschied vom babylonischen Epos, aus einem Kreise, der ähnliche Gedankenwelten pflegte wie der Erzähler vom Sündenfall. Es ist ein hoher, liebenswürdiger Geist, der seine Gottheit am Schluß einen Bund mit allen Tieren machen läßt, nicht nur mit der Menschheit, der die Worte sprechen läßt: „Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht," oder die Gottheit zuletzt sagen läßt: „Es soll hinfort keine Sintflut mehr kommen, die die Erde verderbe." Er versteht die Sache sittlich so, daß das ganze Archenleben auch eine sittliche Regeneration der Menschheit bedeutet, weil die „Kinder Gottes", das heißt in Wirklichkeit die Giganten (die Naphilim) mit den Töchtern der Menschen ein sehr unbrauchbares Geschlecht hervorgebracht hatten. Der Ebräer hat in all dem, ganz abgesehen von seinem naiv-monotheistischen Standpunkt, keineswegs das babylonische Epos abgeschrieben, sondern die gemeinsame Volkssage mit neuen und ethisch höchst wertvollen Zügen versetzt in der Bundesidee zwischen Gott, Mensch und der ganzen Tierheit und in der Renaissanceidee dazu. Seine Darstellung ist dabei eigentümlich taufrisch und plastisch.

Die kurze Geschichte von Noah im Weinberg hat er aber sicher nicht geschrieben, die haben die späteren Kompilatoren aus ihrer anderen Logik daran gesetzt, um zu ihren anekdotisch-genealogischen Mitteilungen im 10. Kapitel den Übergang zu gewinnen. Die Geschichte von der Schamlosigkeit des Ham verrät sich an ihrer Nutzanwendung als eine jener zahlreichen Neckgeschichten, welche auch sonst im ersten Buch Mose spielen. Es sind Zotengeschichten der Hirten verschiedener Rassen, Stämme, die, um sich gegenseitig an den Viehtränken und auf den Weiden zu ärgern, zu verhöhnen, sich über ihre Herkunft, ihre Eltern allerhand schlimme Geschichten auf den Kopf sagten, die oft auch für die Eigenschaften der Stämme bezeichnend waren. Alles weist darauf hin, daß die Kananiter, die Nachkommen Hams, besonders schamlos waren; die Semiten und Japhetiten werden um ihrer Schamhaftigkeit willen gepriesen; die Hirtenanekdote hatte das in diese Bibelform gebracht, und an den Tränken

hatte man sich in alter Zeit geärgert damit. Aber auch humoristisch im Stammesstolz, mit Genugtuung erzählte man sich solche Neckanekdoten; eine Sammlung solcher ist die ganze Geschichte von den Wettgeburten der Rahel und Lea, die kulturgeschichtlich aus dem „Milieu" orientalisch-patriarchalischer Ehezustände einer alten Zeit geworden, als „moralische" Erzählung nichts anderes sind, als die Neckgeschichte der zwölf Stämme, mit denen sich die echten Juden belustigten, indem sie auf diese drollige Weise im Geburtswettbewerb der beiden Babylonierinnen (mit deren Mägden dazu) entstanden sein wollten. Das war eine „Ulk"-Geschichte; es ist in seiner Art ein grandios-humoristischer Abstammungsspaß, mit dem die Hirten der zwölf Stämme sich ein paar Jahrtausende werden geneckt haben, indem sie sich erzählten, wie sie um die Wette produziert wurden, wobei man einem jeden Stamme dabei etwas Besonderes anhängen konnte. So werden die nicht jüdischen Moabiter und Ammoniter es hundertmal haben hören müssen, daß sie das Produkt der Töchter des Lot mit ihrem eigenen Vater waren; es gibt in der Sprache des Orients viele Schimpfworte, welche als solche schon derartige Beziehungen ausdrücken. Sie fixieren sich, sie werden im Verein mit gewissen tatsächlichen Beobachtungen zur ausgesponnenen Geschichte, und die Töchter des Lot müssen ihren Vater betrunken machen, und der Alte muß ihre Umarmung nicht einmal spüren, weil man damit die Ammoniter aufs grausamste verhöhnen konnte. Denn wer möchte gern von einem Betrunkenen kommen? Wer von einem, der's nicht einmal merkt, wenn er Söhne schafft?

Wir bemerken, daß nach der kurzen Erzählung der Volksanekdote vom Turmbau zu Babel (11. Kap.) mit den genealogischen Fortführungen vom 12. Kapitel ab das erste Buch Mose in zwei literarisch ganz verschiedene Teile auseinanderfällt. Die erste Gruppe ist die Sammlung der umlaufenden Anekdoten über Abraham und die Abrahamiten, ein Stück bewußter Rassengeschichte nach Überlieferung mit verschiedenen Heldenanekdoten aus ursprünglich verschiedenen Sagenkreisen (zum Beispiel Opfer Isaaks), die auf den Kunstnamen und Typus Abraham zusammengestellt sind. Der literarische Vortrag bleibt in der Hauptsache ganz anekdotisch. Die zweite Gruppe vom Kapitel 37 oder 39 bis zum Schluß, also mehr als zwölf Kapitel, aber ist nicht recht Gruppe, sondern nichts anderes als eine zusammenhängende Novelle, in breiter, bis ins einzelne sinnreich durchgedichteter Erzählungstechnik: es ist die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern. Sie ist ein ganzer, in Prosa ausgeführter Roman, der noch jedermann wegen der großen persönlichen Liebenswürdigkeit des Joseph gerührt hat. Das ist nun sicher die Schöpfung eines speziell literarischen Erzählers, der in den letzten Zeiten der Redaktion gelebt hat, gewiß nicht früher als ums Jahr 600 v. Chr. Die Reife seiner Erzählungskunst ist groß; sie schafft ein kleines

prosaisches Nationalepos der Beziehungen der Juden zu Ägypten mit bewußten wirtschaftlichen und moralischen Nutzanwendungen in einer Erfindungsart, welche sich durch das Ganze der sittlichen „Pointen“ voll bewußt bleibt und daraufhin bewußt komponiert. Demgemäß wirkt die Abrahamsgruppe mehr wie ein zufälliges Konglomerat von Anekdoten, in der das innere Band die etymologische Absicht der Herleitung der Abrahamsfamilie aus Chaldäa ist. Die einzelnen Geschichten aber sind sehr verschieden gedacht. Wie sittlich schön ist die Erzählung vom Vater Abraham, der mit Gott um die Gerechten in Sodom handelt! Das war eine Vorbildsgeschichte, die brave Großmütter erzählten, um zu zeigen, wie ein edler Mann nicht nur zu handeln weiß um Wolle, Schafe und Ziegen, sondern auch um die Gerechtigkeit, um die Gnade des höchsten Wesens, um das Seelenheil der Menschen! Wie sehr durchbricht diese Erzählung die Auffassung von Jahwe als Zornesgott, wie erzieht dieser vornehme Abraham diesen zornigen Gott zu einem Gnadengott, indem er eben die Gnade herunterhandelt von 100 Gerechten bis auf zehn. Hier bereits sehen wir die Höherbildung des Gottesbegriffs über das alte Jahwetum hinaus eintreten, die wir auch im I. Kapitel sahen.

Und wie ganz anders erscheinen sittlich die meisten Anekdoten über die Gestalt des Jakob! Wir sehen, daß diese Figur bereits eine volle dichterische Charakteristik hat! Wie er sich das Linsengericht sichert, wie er Labans Vieh durch Zuchtwahl sich zu eigen zu machen weiß, wie er vorher Isaaks Segen auf Esaus Kosten durch die Verkleidung erhält — allerdings ist die Mutter Rebekka hier mehr die listige Babylonierin — wir sehen, daß bereits ein epischer Typus in der Bildung begriffen ist, der stark an den verwandten Typus des Odysseus im Griechentum erinnert, wie er ja auch in einem verwandten kulturellen „Milieu“ lebt. Sind hier Fragmente eines älteren, bereits ausgestalteten Epos, liegt ein ähnlicher Fall wie in der Noahsage vor? Gab es schon eine Art babylonisches Epos oder ägyptisches, welches einen solchen listenreichen Helden mit ähnlichen Zügen kannte? Oder stehen wir einem noch nicht fertig gewordenen Epos gegenüber, nämlich einer Sammlung von Hirtensagen, die man sich nun speziell über die eigentlichen Israeliten, ihren Charakter erzählte, wie jene über die Moabiter? Wir erhoffen von zukünftigen Entdeckungen in Babylonien gerade über diese Frage noch manche Aufklärung im Sinne der Delitzschschen Forschung. Der kleine Roman von Joseph in Ägypten zeigt uns, daß der ethische und dichterische Zug des Judentums eben doch weit höher ging, als die auf Israel bezüglichen Neckgeschichten. In letzterem aber finden sich überall Spuren eines besonderen, vielleicht in einer älteren Dichtung vorhandenen Tiefsinns, welcher in den Betrügereien Jakobs etwas ganz anderes wollte, als was für den naiven Sinn darin liegt. Isaak sagt zu dem rauhhaarig vermummten Jakob:

„Siehe, der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat. Gott gebe dir vom Tau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde und Korn und Wein die Fülle. Völker müssen dir dienen und Leute müssen dir zu Füßen fallen" usw. Der Naturgeruch dieser Worte, die besondere Natursymbolik um das Tragen der Bocksfelle, welches den Esau, den Rauhhaarigen, vortäuschen soll, zeigt, daß dem Bewußtsein der Dichter und Erzähler die Täuschung Isaaks und Verkürzung Esaus noch eine tiefere Bedeutung hatte, daher Jakob und Esau sich später versöhnen und die Sache friedlich endet. Jedenfalls sind diese Erzählungen aber alle zu Lokalsagen geworden. Wenn die Stätte, wo Jakob die Himmelsleiter sah, Beth-El heißt, wie eine verwandte andere Ruine, so sieht man, daß aus dem Namen des Orts manche Lokalsage sich modifizierte, wie andere Ortsbenennungen wieder von den Sagen oder Anekdoten kamen, welche die auswandernden und kolonisierenden Hirten ins Neuland mitbrachten. Dieser Prozeß ist in Deutschland ebenso bekannt, wie er zwischen Babylon und Palästina geherrscht hat. Die Anekdoten von Jakob als Israel und Abraham zeigen den literarischen Niederschlag dieses Prozesses.

Aus solchen Elementen nun, wie wir sie aufgezeigt, nämlich aus wissenschaftlicher Naturbetrachtung (1. Kap.), bereits fertiger ausgestalteter Novellistik (Joseph in Ägypten), Fragmenten und kürzeren Dichtungen nach älteren Mythen, aus Stammes- und Hirtenspäßen haben die Verfasser des jetzigen Buches Mose in einer sehr späten Zeit ein Buch zusammengestellt, welches in der Hauptsache eine „Genesis", eine Werdegeschichte, eine genealogische Darstellung eines bestimmten, vor Moses gelegenen Zeitalters ist. Sie haben den kulturgeschichtlichen Zustand dieses Zeitalters treu mitgegeben; in diesem Sinne kann ihr Buch auch noch als Kulturgeschichtsquelle dienen. Sie haben, indem sie durch die verschiedenen genealogischen Kapitel die einzelnen Märchen, Dichtungen, Novellen und Anekdoten verbanden, dann in sichtbarer Überarbeitung des ganzen Materials die Idee der besonderen Bestimmung der abrahamitisch-israelitischen Kolonistenwelt zu einem gesegneten, auserwählten Volke Gottes durchgeführt. Ja, sie haben sichtbarlich diese Idee sogar künstlich an vielen Stellen aufgepfropft und die alte Anekdote auf diese Beziehung eingerenkt, ja, manchmal sogar aufs Prokrustesbett dieser Idee gezwängt. Dies alles zu sehen, bedarf es für die vergleichende Literaturforschung und Sagenkunde nicht einmal neuer Entdeckungen. Zusammenhängendes Lesen des Werkes zeigt deutlich, was alter, fertiger Geistesbestandteil war, wie zum Beispiel die geniale Geschichte von Adam und Eva, und was dann bereits rabbinisch-theologisch im Sinne der besonderen Mission des israelitischen Volkes darüber gearbeitet wurde, indem man Gott und den Patriarchen die besonderen israelitischen Nationalverheißungen in den Mund legte. Diese selbst waren erst möglich, als die

Auswanderer für eine Zeitlang wirklich eine Nation geworden waren. — Für den alten, genialen Erzähler der Sündenfallgeschichte hieß der Satz: „Derselbe wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen" nur soviel: der Mensch wird ewig gegen das in der Schlange verkörperte Prinzip der Sünde ankämpfen, aber in diesem Kampfe wird er doch stets eben von diesem Schlangenprinzip sein Andenken in Form des ethischen Fehlers davontragen. Zertreten wird er der ewigen Hydra den Kopf, aber das geht nicht ab, ohne daß er seine Sündenschmarre davonträgt. Dieses ist eine einfache, großartige Lebenstatsache, wie die Tatsache, daß wir im Schweiße unseres Angesichts die Erde bebauen müssen, aus der wir geworden sind. Was aber ist aus diesen großen, lebenswahren Dichtungsworten geworden, als sie später unter dogmatisch-theologische Beleuchtung kamen, nachdem sie vorher national-rabbinisch in ein Ganzes eingeordnet wurden, dem es in der Hauptsache auf die Verheißungen für das Gedeihen der babylonisch-israelitischen Kultur ankam!

Wir hoffen, daß nichtsdestoweniger mancher Leser unserer Ausführungen das merkwürdige erste Buch Mose mit gesteigertem Genuß und gesteigerter sittlicher wie kultureller Belehrung lesen wird, wenn er finden sollte, daß unsere Beobachtungen der Natur der literarischen Dinge entsprechen.





Gedichte.

Von

Johanna Wolff-Hamburg.

Flügel.

Flügel tragen empor
in lichtdurchzitterte Weiten,
tragen ans Sonnentor.
Empor!
Wage die Schwingen zu breiten!

Flügel tragen hinab
in blau abgründige Nächte,
wo in verschlossenem Grab
schlummern Urlebens Mächte.
Hinab!
Öffne verborgene Schächte!

Folge dem drängenden Zug,
ergreife kühnlich das Heute,
morgen, morgen ist Trug!
Im Flug
raubt sich der Aar seine Beute!

*

Leichtigkeit.

Nie war der Frühling so schön
und das wonnige Leben
so voll Zauber und Duft!

Meiner singenden Seele
liebliche Leichtigkeit —
wer erlöste dich so?

Wie ein Vöglein gleitest du
leichtbeschwingt
durch ruhendes Ätherblau.

Sank wohl ein Tropfen
überfließender Fülle,
Weltseele, aus dir?

Entzücken — leuchtendes,
dich senden die Götter
schlafenden Lieblingen lächelnd zu.

Früh, wenn der Schlummer entweicht,
lichtgebadet heben sie das Haupt,
alle Morgensonnen um sich her.

Nie war der Frühling so schön
und das wonnige Leben
so voll Zauber und Duft!

Schwebenden Fußes
schreit' ich über dunkles Gewölk
als über rotblühende Rosen der Freude . . .

Sacht.

In voller Brust die Lieder
schliefen verängstet ein —
sacht, du!
weck sie nicht wieder!

Im heißen Herzen die Sünden
bleichten in Schmerzen rein —
sacht, du!
noch geistert's in Gründen!

Unrast auf deinem Grabe
nistet ein scheues Vögelein —
sacht, du!
Ruhe, der Jahre Gabe,
könnte beflügelt sein! . . .



Am Meer.

In Schöpfungsschauern,
in Schaffensschmerzen
hält deine Hand mich fest,
nah deinem Herzen.

In Not und Wonne
singt meine Seele
sich in die deine . . .
Du Lieber, Liebereichster
und ganz der Meine!

In Meeresweiten
kristallnes Wogen —
mit weißen Brüsten
kommt es gezogen:
und dann ein Stürmen
und Wogen-Türmen,
ein wildes Bäumen
und Überschäumen —
Am Riffe kreischender Möwen Schrei —
Meerkönigs Rosse herbei, herbei!

. . . . . Halte mich fester
nah deinem Herzen,
zieh meine Seele
in Sturm und Schmerzen
immer gewaltiger
hin an die deine,
Du Lieber, Liebereichster
und ganz der Meine!

*

Schlaf, meine Sehnsucht . .

Schlaf, meine Sehnsucht, es schläft auch der Wind,
es ruhen die Klippen am Strande —
schließ zu deine Augen, mein Wunderkind,
träum von bunten Spielen, die in dir sind,
Nacht . . .
Nacht wiegt dich im Sternengewande.

Schlaf, meine Sehnsucht, es raunt nur die Flut
Geschichten, die lange vergangen.
Meerkönigin hält in kristallner Hut
viel alte Schätze, goldschimmerndes Gut — —
bleich . . .
bleich sind Meerkönigins Wangen.

Schlaf, meine Sehnsucht, der Nebel geht schwer,
kühl schauert's in dunkelnden Lüften,
am zackigen Felsen gespenstert's umher,
dumpf orgelt im Traume das rastlose Meer,
die Brandung verrinnt in den Klüften —
schlaf . . .
schlaf, meine Sehnsucht, schlaf . . . . .



Ungedrucktes aus Denker- und Dichterwerkstätten Österreich-Ungarns.

Mit bisher unveröffentlichten Briefen und Gedichten von Karl Beck, Ludwig August Frankl, Jakob Kaufmann, Ludwig Kompert, Hieronymus Lorm und August Silberstein.

Von

Dr. Adolph Kohut.

— Schöneberg bei Berlin. —

Es bietet einen ganz eigentümlichen, geheimnisvollen Reiz dar, namhafte Dichter, Schriftsteller und Denker einmal im Hauskleide zu belauschen, wie sie sich unbeobachtet glaubend in ihren brieflichen Äußerungen sich geben und ihre Gedanken und Empfindungen, einer impulsiven Eingebung gehorchend, in Vers oder Prosa rasch aufs Papier werfen, ohne dabei im entferntesten die Absicht zu hegen, die Herzensergießungen und die Gemütskundgebungen je durch die Druckerschwärze veröffentlichen zu lassen. Nur zur eigenen Orientierung, um sich selbst über alles, was Herz und Seele im Innersten bewegt, Rechenschaft abzulegen, wurden und werden derartige intime Briefe an vertraute Freunde und Freundinnen oder aber poetische Offenbarungen zum besten gegeben, aber gerade diese absichts- und tendenzlosen Äußerungen schöner Seelen machten von jeher derartige Emanationen zu einer überaus beliebten Lektüre.

Als eingefleischter Sammler und Transleithaner, dem das literarische Interesse Österreich-Ungarns ganz besonders am Herzen liegt, habe ich meine Aufmerksamkeit seit Jahren solchen Schriftstücken zugewandt und sie fein säuberlich und pietätvoll zusammengetragen, sie gleich Reliquien bewahrend. Namentlich hat mir mein verewigter Freund Gustav Kühne, der letzte vom „Jungen Deutschland", aus seinem reichen Autographenschatz

manch hübsche Perle gespendet. Ebenso hat mir die gleichfalls dichterisch hochbegabte Witwe des ausgezeichneten, feurigen und schwungvollen Poeten **Karl Beck**, des Dichters von „Still und bewegt“, „Janko“, „Aus der Heimat“, „Lieder vom armen Mann“, „Jadwiga“, „Mater dolorosa“ u. v. a. unvergeßlicher poetischer Schöpfungen, Frau **Friederike Beck** in Wien, den literarischen Nachlaß ihres genialen Gatten übergeben, und ich habe in der reichen Vorratskammer poetischer und prosaischer Arbeiten des magyarischen Genius gar manches gefunden, was sich nicht allein zur Veröffentlichung eignet, sondern was auch weite Kreise mit lebhaftem Interesse lesen werden.

Der stimmungsvolle und sinnige Lyriker Karl Beck ist mit so mancher prächtigen Liedergabe vertreten, die zumeist aus der Jugendzeit des Sängers stammt.

Von dem 15jährigen Jüngling rührt das kleine poetische „Vergißmeinnicht“ her, welches er in den Lebenskranz seines Freundes A. W. Taußig geflochten, also lautend:

Kühlend wehte
Frühlingsluft,
Blüthen streuten
Balsamduft;
Mir war so wohl,
So himmlisch wohl!

Auf dem zarten
Wiesengrün
Sah ich holde
Blümchen blühn;
Vergiß mein nicht,
Vergiß mein nicht!

Und die schönsten
Wählt' ich aus,
Flocht sie innig
In den Strauß,
Und in das Herz,
So tief ins Herz!

Wien, d. 9. 12. 1832.

Mit 17 Jahren (1834) richtete er an die einst gefeierte Sängerin **Henriette Carl** in Wien das nachstehende Poem:

Es waren rauh des Frühlings erste Tage,
Wir jauchzten nicht an seinem Wiegenfeste;
Die Vögel schliefen tief in warmem Neste,
Und nicht erscholl der Nachtigallen Klage.

Da bist nun Du uns Mittlerin geworden,
Da ließest Du Dein süßes Lied erklingen —
Und wie die Schwalben vom erstarrten Norden
Ins wärm're Land sich lustbegeistert schwingen,
So zogen, flogen wir, die Kummermüden,
Von der Melancholie beeisten Borden
Zu Deiner Lieder blütenreichem Süden.

Zieh' nicht von uns, zieh' nicht von Menschen weiter,
Die Du beseelt mit holden Wunderstimmen!
Laß uns an Deines Liedes Zauberleiter
Das höchste der Entzücken kühn erklimmen!

Und ziehst Du dennoch fort in fremde Weiten
Zu Deinem Ruhm, zu neuen Herrlichkeiten —
So sing' uns noch das schönste deiner Lieder,
Ein kurzes, herrlich Lied: „Ich komme wieder!"

Ein melancholischer Hauch ist über das Poem ergossen, welches der Jüngling auf die Vermählung einer ungetreuen Geliebten gedichtet und das ebenso wenig, wie die bisher angeführten, seinen verschiedenen Gedichtsammlungen einverleibt bezw. überhaupt gedruckt ist.

Du bist vermählt.

Auf Wald und Höhen ruht ein tiefer Friede,
Zu Purpur ist der Abend angethan,
Seeüber trägt uns leicht der Fischerkahn,
Durch Wasserliljen zieht er seine Bahn,
Ich rud're fort und lausche Deinem Liede.

Verwundert giebt ein Schwan uns das Geleite,
Ihn blinkt heran der Zauber deines Schalls —
Ihn scheucht hinweg der Takt des Ruderfalls —
Entfliehend wendet er den schlanken Hals —
Sieh, wieder schwimmt er jetzt an Deiner Seite!

Ihm gleicht mein Herz! Vermag es Dich zu missen?
Mein Mund verhehlt, was Dir mein Blick erzählt;
Doch fliehen muß ich Dich: Du bist vermählt!
Ihn hat der Ruderschlag hinweggequält,
Mich quält hinweg mein schlagendes Gewissen.

Und eine Lilje ziehst Du aus den Fluten,
Entsagend blickt Dein Auge himmelwärts,
Zerpflückest Blatt für Blatt in Deinem Schmerz,
Legst sänftigend die Hand auf's wunde Herz
Und läßt es leise wie Dein Lied verbluten.

Wie als Lyriker, so zeichnet sich Karl Beck auch als Epigrammatiker aus, und schon mit 18 Jahren schrieb er zahlreiche Xenien voll Humor und sarkastischen Bemerkungen, von denen ich nur die eine, „Der Dichtergarten" betitelt, auszugsweise mitteilen will:

Schiller.

Ein erhabener Titan, die Pappel, begrüßt das Gewölke,
An dem Silbergehölz prangt ein smaragdnes Gezweig,
Von Zephiren geschaukelt bewegt sich der Wipfel begeistert,
Lockt den vergötternden Traum kosend ins Leben herab.

Goethe.

Fast ein Jahrhundert erreichte die üppige Eiche,
Tief in die Erde hinab rankte die Wurzel sich fort,
Stürmte den Himmel, da ward vom Orkane die hohe zersplittert.
Doch den besiegten Titan staunt der gewaltige Zeus.

Wieland.

Zeus ist munter gelaunt, er verlangt ein erquickend Getränke,
Spricht's — da wird der Olymp üppig mit Trauben bekränzt.

Karl Beck stand allezeit mit vielen Poeten Österreich-Ungarns wie mit Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Moritz Hartmann, Jakob Kaufmann, Alexander Petöfi und Alfred Meißner in freundschaftlichem brieflichen und persönlichen Verkehr. Ein glühender und leidenschaftlicher Freiheitssänger schwärmte er namentlich für Anastasius Grün, wie sich der Graf Auersperg mit seinem Dichternamen nannte, und es ist bezeichnend, daß sich der Aristokrat, wie ich aus sicherer Quelle weiß, über keine Kundgebung anläßlich seines 70. Geburtstages so sehr freute, wie über das Beglückwünschungspoem des demokratisch-revolutionär gesinnten Magyaren, dessen „Lieder der Heimat" und dessen Gedichtscyclus an Kaiser Franz Josef ihn vom Geiste des tollen Jahres 1848 voll und ganz erfüllt zeigten. Dieses Glückwunschgedicht wird man noch jetzt mit Interesse lesen:

Wir tummeln itzt mit Macht den Pegasus,
Dir gilts, vieledler Anastasius!

Dir erstes Grün, Dir erste Blütenflocke
Im Freiheitslenz, Dir, helle Osterglocke;

Dir, schlichter Mann im stolzen Haus der Herrn,
Bescheiden in der Brust den blanken Stern;

Dir, unserm Winkelried, dem Pfadebrecher,
Als uns Gewalt bedrängte frech und frecher.

O still, denn müßig klingt der Wunsch fürwahr,
Du mögest blühn wie heut bis 100 Jahr!

Ohnmächtig muß die Zeit an solchem Namen
Mit ihrem Herbst, mit ihrem Sturm erlahmen.

Sei still, mein kleines, müßiges Gedicht,
Allwo ein ganzes Volk begeistert spricht.

Der Felsen horcht, das Thal, der Meeresspiegel,
Des Volkes Spruch ist Gottes großes Siegel!

In seiner Jugend besonders liebte es Karl Beck, seine Briefe an intime Freunde, zu denen speziell Jakob Kaufmann und Ferdinand Horschetzky gehörten, mit allerliebsten Gedichten zu zieren, und es ist bedauerlich, daß weder die zahlreichen Briefe noch diese Gelegenheitsgedichte des unvergeßlichen Poeten gesammelt sind. Zur Kennzeichnung dieser Art der Korrespondenz Becks sei hier nur aus jenen jungen Jahren, als er in Pest in einem kaufmännischen Comptoir tagsüber arbeitete und abends dichtete, das nachstehende Schreiben mitgeteilt:

Pesth, den 18. September 1834.

Gott grüße Sie, lieber Ferdinand. Trotzdem ich so wenig Zeit habe, als ein eitles Mädchen, das abends auf den Ball gehen soll, fühle ich mich doch zu sehr als Ihr Schuldner und darf nicht schweigen.

Zum neuen Jahr trete ich in eine Schreibstube. Staunen Sie? Ich betrachte den Kaufmannstand als einen deckenden Schild, hinter dem ich in den Umarmungen meiner

Muse schwelge. Ach, wann werde ich diese namenlose Liebe der Welt kundgeben können? Besser bleibt es immerhin, durch langweilige Geschäfte abgestumpft, in freien Stunden desto kräftiger zu dichten, als im Stein der Weisen die Unsterblichkeit suchend höchstens einen Gallenstein zu finden.

Der Tag gehört den Geschäften, aber wenn die Sterne aufgehen, wird es auch in mir und um mich hell . . . Jetzt rezensiren Sie folgendes Gedicht:

Wann ich dichte.

Du fragst, warum die Flut im Schaume
Ans Ufer dumpf erbrausend schlägt?
Du fragst, warum am Blütenbaume
Sich das Gezweige bang bewegt?
Der Sturm mit heimatslosen Schwingen
Empört das Meer, umrauscht das Blatt,
Und meine Leyer muß erklingen,
Wenn mich der Gram umdüstert hat.
Dann irrt, verachtend alle Schranken,
Unstät wie Kain mein Gemüt,
Da wird die Thräne zu Gedanken
Und die Verzweiflung wird zum Lied.
Dann ruh' ich aus, es ist verklungen
Das schwermutsvolle Saitenspiel,
Ich hab' Unsterblichkeit gesungen,
Und das besänftigt mein Gefühl.

Beck war bekanntlich auch ein Meister der Prosa, und die geistreichen Aphorismen und Bemerken, die sich in seinem Nachlasse vorfanden, erbringen den Beweis, daß er nicht minder ein scharfsinniger Denker und Lebensphilosoph war. Mögen hier nur einige seiner Gedankenspäne mitgeteilt werden:

„Hin und wieder gaukeln des Kindes Gedanken wie bunter Falter im Sonnenschein, sich ohne Wahl und ohne langes Besinnen an jede Blume hängend.

Gott vertraut, nicht rückwärts geschaut, emsig gebaut,
Gebet sei kein Fordern, es sei Hingebung.

Sterben, glaube ich, wird keinem Sterbenden schwer, so wenig wie das Geborenwerden.

Lerne den Herbst vergessen im eigenen Busen.

Das Unglück heiligt, wenn der davon Betroffene Demut zeigt, Wille und Kraft, sich herauszuarbeiten. Bei fortgesetztem kindischen Trotz gegen das Schicksal aber, bei Überhebung tritt uns der Ekel auf die Zunge. Selbst eine unverdiente Züchtigung scheint uns eine verdiente, und wir schärfen sie mit unserer Rüge.

Eigenes Leid trage ich fest, nur mein Liebstes kann ich nicht leiden sehen.

Mein größter Schmerz in meinem großem Schmerz ist, daß Du mitleidest, nicht weinst, sondern lächelnd mir Trost zusprichst, an den Du selber nicht glauben kannst.

Unsere Liebe, ein schöner Traum, ich kann sie nicht schildern. Wir treffen die Farben nicht, wir geben nur verworrene Bilder.

Die Not macht die Seelen mürbe, es giebt keine Selbständigkeit auf Erden. Eigennutz und Selbsterhaltung binden sie aneinander. Der Arme ist aller Welt Diener! Wenn Gott es duldet, warum wir nicht?

Tatkräftigen Naturen widersteht alles Halbe.

Arbeit ist Segen."

Ludwig August Frankl, der Dichter des „Christophoro Colombo", des „Don Juan d'Austria" und zahlreicher anderer Dichtungen und geistreicher Schriften, ist in meiner Autographenmappe mit vielen Briefen und Gedichten vertreten. Zunächst seien hier zwei Briefe veröffentlicht, welche mir der Sohn des großen Poeten, Herr Dr. Bruno von Frankl-Hochwart in Wien, in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat. Dieselben stammen aus dem Jahre 1837, als Frankl in Padua Medizin studierte, wo er auch zum Dr. med. feierlich promoviert wurde. Man wird diese Zuschriften mit umso größerem Interesse lesen, als sie von den Zeremonien berichten, unter denen die damaligen Doktorpromotionen vor sich gingen. Der Name des Adressaten ist uns leider nicht bekannt.

An der Spitze des Briefes befindet sich ein Bild, unter welches Frankl den nachstehenden Kommentar geschrieben hat:

„Die Rialtobrücke von Antonio de Ponte gebaut am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Der Bogen beträgt 70 Fuß Weite und ist 43 Fuß weit, ganz aus weißem Marmor ausgeführt, sie überwölbt den Canal grande.

Padua, 14. Jänner 1837.

Am 10. d. M. kehrte ich von Venedig her zurück. Am 11. war mein erster Gang auf die Post. Ich fand sehr erfreuliche Briefe von meiner Mutter und dem Bischofe von Königgrätz, meinem Gutsherrn, dem ich die Dissertation widme. Bedeutend wurde mir die Freude gestört, daß ich von Ihnen keinen fand, den ich so sicher hoffte. Erst gestern am 13. erhielt ich Ihre beiden Briefe, die seit zehn Tagen schon hier liegen und unter dem Buchstaben T. auf der Post lagen, weil es auf der Adresse Tranka hieß, nur der Vorname rettete für mich die Briefe, die sonst nach Wien zurückgegangen wären.

Mich freut es sehr aus denselben zu ersehen, daß Sie alle sich wohlbefinden, ich bin vielleicht unbescheiden mehr wissen zu wollen; aber schon das allein macht mir herzliche Freude.

Ich hoffe Sie im Besitze meines Briefes aus Venedig. Jetzt nimmt mich wieder das Studium ganz in Anspruch, ich hoffe längstens Ende Feber fertig zu werden. Da jetzt auch die Kontumaz gegen den Kirchenstaat aufgehoben ist, so wird dann meiner Römerfahrt nichts im Wege stehn; wiewohl ich oft und viel nach Wien zurückdenken muß.

Für Ihre Güte an meine Mutter die Blätter geschickt zu haben danke ich in ihrem und meinem Namen; es scheint ihr Freude gemacht zu haben; sodaß ich mir auch ferner erbitte, ihr die Mitteilungen freundlich schicken zu wollen. Das Gedicht: Ebb' und Fluth hat mich gestrichen nicht überrascht; übrigens hat es ein Graf Kudenhoven beim Gouverneur deklamiert.

Der König von Neapel hat in Venedig viel Neugierige ihn zu sehen gelockt. Man bedauert die Theres allgemein, so viel erzählt man von seiner Rohheit.

Ich schließe mit der Bitte, mir bald und freundliche Nachricht von Ihnen zu geben.

Mit Grüßen an alle, die sich meiner erinnern, und mit der Frage, ob Sie Pulitzer (der mir meinen Brief vom 23. Dezember v. J. noch nicht beantwortet hat) nicht gesehen, bleibe ich mit Herzlichkeit ergeben Frankl.

P. S. Eben werde ich von Bekannten zu einer Fahrt nach Vicenza geladen, ich folge gern, da es nur 3 Stunden entfernt und dort manches Interessante zu sehen ist; heute haben wir Schnee und seit 3 Wochen ist es bedeutend kalt.

Bitte, die Beilage an Witthauer gefällig bestellen zu wollen."

„Padua, 25. Februar 1837.

„Es ist getan, das große (?) Werk!

Den 22. Abend von 6—8 lagen mein Verstand, mein Gedächtniß auf der Tortur und bekannten allmählich alle Wahrheit, die sie wußten.

Am 23. um 12 Uhr wurde ich laureirt (Dr.) Das geschieht hier mit aller Feierlichkeit. Die Professoren in schwarzer Toga mit Hermelinkrägen und seltsamen Mützen. Der Director Magnificus in Seide und Zobel. Der Candidat ist, ganz gleich einem protestantischen Prediger, gekleidet, ein Pedelle in himmelblauem Tuche. Man verteidigt seine Sätze, leistet den Eid und wird mit einem frischen Lorbeerkranze geschmückt.

An allen Straßenecken waren, wie das hier Sitte, Sonette angeschlagen, die mich besingen und mir Glück wünschen. Eines schließe ich dem Briefe bei.

Ich trete dann am 26., ärmer als ein deutscher Kaiser, meine Römerfahrt an, hoffe aber reicher als jener gewöhnlich zurückzukehren, wenn mir nicht etwa auch eine Donna vergiftete Handschuhe schickt, vor der vergifteten Hostie wenigstens bin ich sicher.

Sonntag also, früh sechs Uhr gehts über Ferrara, Bologna, Ancona, Loretto und noch durch eine Menge Städte, direct nach Rom, wo ich den zweiten März eintreffen werde; es geht aber Tag und Nacht.

Mein Reisegefährte ist wieder mein Quartiermeister, von Rom aber reisen wir zusammen weiter. Heute habe ich Ihren lieben Brief erhalten und ich hoffe, daß Sie von Ihrem Leben und Streben mir nach Rom schreiben; doch bald, da die Post ich glaube vierzehn Tage geht.

Adresse: Al Signor L. A. F. Dottore in Medicina a Roma, al Caffè greco.

Ich werde, sobald ich nur geordnet bin, von Rom, ebenfalls gleich schreiben.

Nun eine Bitte: Ich habe dem Müller für endlich erhaltene Sachen 9 F. C. M. zu zahlen, nun war es mir nicht möglich hier Banknoten aufzutreiben, ich möchte ihm das Geld doch zukommen lassen und bitte daher ihm dasselbe mit beiliegendem Blatte zu schicken.

Ich grüße alle freundlichst. Pepi lasse ich zum 19. März meine Glückwünsche sagen.

Gestern habe ich an Hammer und an die Pichler geschrieben und noch andere fünfzehn Briefe. Heute und morgen sind 20 Visiten zu machen und eine Menge für die Reise; so wird der Eilwagen ein wahrer Ruheport für mich, ich bin nur froh, von Padua fort zu kommen. Ich wünsche mir mit in Ihrem Geiste eine glückliche Reise und scheide mit einem herzlichen Lebewohl.

Frankl."

Mag sich daran noch ein dritter mir gleichfalls von Herrn Dr. v. Frankl-Hochwart übergebener Brief seines Vaters aus Padua vom Jahre 1839 schließen, der an ein Fräulein Johannes gerichtet ist, mit welcher Ludwig August Frankl ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1887, die „goldene Freundschaft" gefeiert hat. Der Brief enthält auch ein gleichfalls ungedrucktes Poem des jungen Lyrikers und lautet:

3. 7. 39.

„Geehrtes Fräulein!

„Ich habe eine gute Stunde, die leicht für Sie zum bösen wenden kann, denn ich benütze sie um Ihnen zu schreiben.

Sie wissen es von mir, daß mich oft Phantasie oder Laune, zumeist Langweile heißt einen tollen Satz aussprechen, und es macht mir dann Freude meinen Verstand zu sehen, wie er sich abhetzt, die Behauptung zu beweisen; oder wie die Andern lebendig werden, während ich schadenfroh verstumme. Ich kann, wie Sie begreifen, leicht mißverstanden werden, wenn man mich aber fragte: „Hand auf's Herz — ist das Ihre Überzeugung?" Dann würde ich oft mit Bestimmtheit sagen: „Nein!"

Unsere innersten Überzeugungen sind die strenge Summe unserer eigenthümlichsten Kräfte und somit einem Zweiten niemals ganz verständlich. Nützt es also, sie auszusprechen? Und dann, wie Wenige nehmen Teil genug an uns (wenn wir nicht weithinstrahlende Genies), um unseren Offenbarungen aufhorchsam zu lauschen!

Sie fanden neulich einen Widerspruch in meiner Weltanschauung. Ich lege die Hand aufs Herz und sage: „Folgendes Gedicht spricht meine Überzeugung aus.“ Wenn ich nun diese mitteile, so glauben Sie ja nicht, daß ich Lump mich für ein Genie halte, noch setze ich jene volle Teilnahme (verstehen Sie recht!) bei Ihnen voraus, die ich oben bezeichnete. Ich thue es meinetwegen, diese Erklärung erspart Ihnen also den Dank, wenn es überhaupt einen verdiente.

Die Idee des Gedichtes wollte schon lange geboren werden, es lastete wie eine Wolke auf der Brust.

Wolken.

Die See durchglüht vom Sonnenstrahl
Bewegt ein heißes Wogen,
Sie sendet Wolken ohne Zahl
Empor zum Himmelsbogen.

Schwarz zieht die eine durch das Blau,
Ein Kindesherz voll Trauer,
Die andre wandelt finstergrau,
Sie trägt die Hagelschauer.

Hier zuckt mit purpurnem Gewand,
Ein Königskind sich schimmernd.
Die trägt ein buntes Ordensband:
Den Regenbogen flimmernd.

Mit Donner spricht die Wolke dort
Und wirft Gedankenlichter —
Die ist mit ihrem kühnen Wort
Im Wolkenvolk der Dichter.

Stumm zieht und laut und trüb und hell
Die Wolkenkarawane,
Bald friedlich, bald im Sturme schnell
Hoch über'm Oceane.

Noch ziehen sie — sie sind davon.
Leer sind die Himmelshallen —
Die Wolken sind zerflossen schon
Ins Meer zurückgefallen.

Du weiser Forscher! zeige mir
Im Meere jetzt die Welle,
Die Wolke war im Luftrevier,
Die trüb war oder helle.

Der alte, träge Ocean,
Versenkt in Schöpfungsträume,
Warf wieder einmal hoch hinan
Als Wolken seine Schäume.

Wenn ich Ihnen Eingangs von einer guten Stunde schrieb, so war das nichts weniger als meine Überzeugung, denn ich habe seit 3 Tagen keine. Der Kopf schmerzt mich unbarmherzig.

Darf ich um die 2 Artikel Carrara und Thorwaldsen aus meinen Reiseskizzen bitten?

Nun leben Sie wohl, ich hoffe, ehe wir zerfließen, Sie noch Einmal zu sehen.

Frankl.“

Der jetzt 78jährige, in Meran lebende berühmte Dichter Leo Herzberg-Fränkel, Verfasser des „Polnischen Juden“, übermittelte mir mehrere nicht minder interessante Zuschriften Ludwig August Frankls aus den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die bemerkenswertesten derselben seien hier wiedergegeben:

„Geehrter Herr und Freund!

„So mußte denn ein grammatikalischer Streit entstehen, um wieder einmal von Ihnen ein Lebenszeichen zu erhalten! Sie fragen, der deutsche Schriftsteller, ob es richtiger sei zu sagen: „Seit Sie in den Dienst der Humanität getreten sind? oder haben?“

Natürlich sind!

Man kann richtig sagen: „Ich habe z. B. das Recht oder die Grammatik mit Füßen getreten“, oder „ich habe die Bühne betreten“; als verbum neut. wird treten mit sein unabänderlich konstruirt.

Nun diese philologisch merkwürdige Abhandlung vollendet ist, gelange ich dazu, Sie zu fragen, wie es Ihnen geht? Schreiben oder sammeln Sie ein neues Buch? Sie schweigen lange. Sind Sie von materiellen Arbeiten überhäuft?

Dann geht es Ihnen, wie mir selbst.

Waren Sie schon zur See? Man hat die Seekrankheit, man wünscht zu sterben, aber auf hoher See! Man kann nicht aussteigen. Das ist meine Situation: es ist mir moralisch übel, aber ich kann das Begonnene nicht liegen lassen, an sich nicht, weil es kaum Andere, wenigstens so gut nicht, zu Ende führen könnten, und dann, weil die persönliche Ehre daran geknüpft ist.

Das wird, wenn ich leben bleibe, noch 3—4 Jahre so fortgehen, dann hoffe ich ein Ufer zu erreichen, ich steige aus, um dann für immer hinabzusteigen.

Ich bin vom Leben getreten worden und habe sein Mühlrad getreten, gründlich zwar, aber mit Unlust, wohl auch knirschend.

„Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du dein Brot erwerben!"

Armseliger, dummbiblischer Fluch das!

Viel schwerer lastet ein späterer Fluch:

„Im Schweiße Deiner Seele sollst Du u. s. w."

Ich grüße Sie herzlich, Ihnen mit wahrer Hochachtung ergeben

Wien, 15. März 1873. L. A. Frankl."

I. Opernring 10.
12. 4. 84.

„Geehrter Freund!

„Meinem Versprechen gemäß habe ich Sie dem Regierungsrath von Weilen als den geeignetsten Schriftsteller genannt, der über die Juden in Galizien für das bezeichnete kronprinzliche Werk zu schreiben verstünde. Er ersucht mich demzufolge, Ihnen mitzuteilen, Sie möchten an ihn (Ritter von Weilen, Burggasse 22) ein Schreiben richten, in welchem Sie sich erbieten, die genannte Arbeit, falls sie Ihnen zugeteilt würde, zu übernehmen.

Dieses Schreiben soll nur kurz gehalten sein, jedoch Ihre bisherigen Publikationen anführen.

Ich freue mich, Ihnen diesen ganz kleinen Dienst, der hoffentlich die erwünschte Folge haben wird, erwiesen zu haben, und Sie freundlichst grüßend zeichne mit vorzüglicher Hochachtung und langjähriger teilnamsvoller Gesinnung

Ihr ganz ergebener
L. A. Frankl."

„Sehr geehrte Herren!*)

„Soeben, Mittwoch v. M. um 10 Uhr, kommt mir Ihre freundliche Einladung zur internen Schulfeier, die zu Ehren des Herrn Leo Herzberg-Fränkel stattfindet, zu. Nun wäre ich allerdings nicht nach Brody gereist, aber es ist mir die Möglichkeit durch Verspätung genommen, wenigstens durch ein Telegramm meinem verehrten Freunde, dem vielverdienten Manne, in der Stunde, in der er gefeiert wird, meine herzliche Teilnahme aussprechen zu können.

Es thut mir dies wahrhaft leid, und so bitte ich Sie, Herrn L. H. Fränkel meine Glückwünsche wenigstens nachträglich — Ethrogim nach Sukot — aussprechen zu wollen, welch letztere bekanntlich, wenn schon zu feierlich rituellem Gebrauche nicht mehr verwendbar, doch lange noch den Wohlduft behalten.

Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre zu zeichnen

Ludw. Aug. Frankl-Hochwart."

Auch zwei allerliebste Epigramme hat Frankl in zwei Briefchen an seinen Freund Herzberg-Fränkel gesendet. Das eine rührt aus der Zeit

---

*) Gerichtet an das Komitee zur Veranstaltung einer Herzberg-Fränkel-Feier, Wien 23. 1. 91.

her, als er die eiserne Krone 3. Klasse erhielt. Er widmete diesem Ereignis die zwei Zeilen:

„Lang trag' ich schon des Lebens Dornenkrone,
Und eine noch von Eisen — ist nicht ohne!"

Und zum Jahreswechsel 1890/91 gratulierte er mit dem Verschen:

„Es öffnet sich ein neues Zukunftsthor,
Ein goldnes Thor der Hoffnung, Wünsche, Träume:
So schreite Du mir frisch und mutig vor,
Und führe Dich in glückerfüllte Räume!"

Der schon erwähnte Jakob Kaufmann, gleichfalls ein Österreicher, der wegen seiner Beteiligung an der Mairevolution aus Wien flüchten mußte und in Leipzig ein Asyl fand, war durch seinen Humor und seine Liebenswürdigkeit in den literarischen Kreisen von Pleiße-Athen, wo er fleißig verkehrte, ebenso wie durch seine politische Lyrik eine sehr geschätzte Persönlichkeit. Ich besitze von ihm mehrere Lieder, von denen namentlich seine zwei Gedichte auf den im Duell erschossenen Armand Carrel, den französischen Publizisten, und „Die Polen in Sibirien" — das letztere Poem schrieb er in Leipzig am 31. Oktober 1846 — von Wert und Interesse sind. Sie folgen hier:

Wieder Einer hingesunken,
Der die Freiheit glühend liebte,
Der an ihrem Götteraltar
Treue Priesterdienste übte.

Der die flammenden Standarten
Seiner heil'gen Herzenssendung
Aufgepflanzt, um abzuwenden
Jene schmähliche Verblendung,

Jenen Wahn, der wolkenähnlich
Lagert um Despotenthrone,
Dessen Glück der Ton des Zepters,
Dessen Licht der Blitz der Krone; —

Einer, dem das Recht der Menschheit
Und der Friede freier Bürger
Mehr galt als die Machtgebote
Der bediademten Würger;

Einer, der das Feld der Geister
Pflügte seinem Volk zum Frommen,
Daß der Welt, dem Vaterlande,
Mag die Saat zu statten kommen.

Solch' ein Mann ist hingesunken,
Seiner Zeit vielleicht der letzte,
Der gekrönten Gaunereien
Kühn den Dolch ans Herzblatt setzte

Schwarz auf Weiß mit scharfen Lettern,
Schärfer als des Hofes Degen,
Die sich nur zu Ordonnanzen
Aus der Scheide rasch bewegen.

Also kämpft' er gegen alle,
Die sein edles Volk bedrohten,
Erster Ritter in dem Kreuzzug
Gegen Willkür der Despoten.

Noch mit seinem Blute, sterbend
Schrieb er das Gesetz der Ehre:
Wie ein freier Mann des Geistes
Gegen Feinde sich erkläre.

Daß es in so schlechten Tagen
Noch so edlen Mann gegeben:
Wessen Herz die frohe Kunde
Noch in Stolz und Lust macht beben;

Daß der Eine hingesunken,
Von des Gegners Blei getroffen:
Wer den ganzen Schmerz empfindet,
Darf auf bess're Zeiten hoffen.

Die Polen in Sibirien.

Auf Polens einsam stiller Haide
Da mag's vielleicht jetzt Frühling sein —
Wie tanzt das Reh in wilder Freude,
Wie springt der Quell im Sonnenschein!

Wen zierst Du, Lenz, mit Deinen Rosen?
Wem blaut Dein duftiger Azur?
Weh, all Dein Küssen, all dein Kosen
Gilt einer ausgestorbnen Flur!

Du zierst das Land, wie man die bleiche
Gestalt der toten Jungfrau ziert,
Zu Lächeln scheint die holde Leiche,
Wenn sie der Totenkranz berührt.

Wir aber, wir sind tief begraben
In schauervoller Winternacht,
Wo in das Lied des Unglücksraben
Die schadenfrohe Hölle lacht.

Der Nachtsturm schüttelt seine Mähne,
Die Wölfin tanzt um uns im Kreis,
Das Nordlicht rothet unsre Thräne,
Doch ach, die Thräne wird zu Eis.

Fort über Eis und Felsenzacken,
Fort mit dem Seetier laßt uns fliehn,
Für des Tyrannen stolzen Nacken
O sucht, o sucht den Hermelin!

Leopold Kompert, der bekannte Homer der böhmischen Gasse, gab vor mehreren Jahrzehnten ein Blatt, „Der Lloyd" betitelt, in Wien heraus und zählte auch L. Herzberg-Fränkel zu seinen eifrigen Mitarbeitern. Es ist interessant, aus einem der Briefe Komperts an seinen Kollegen zu erfahren, aus welchem Grunde einmal diesem die Aufnahme eines Artikels verweigert wurde. Das betreffende Schreiben lautet:

„Verehrter Herr Fränkel!

„Sie erhalten beiliegend den Betrag von 29,18 Kr. als Honorar für die uns gelieferten Aufsätze der letzten zwei Quartale. Wollen Sie in Ihrer Thätigkeit für den Lloyd fortfahren und sich nicht daran stoßen, wenn wir einigen Aufsätzen keine Aufnahme gegönnt haben. Das Motiv war ein politisches. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir, nationale, wie jüdische Verhältnisse cum grano salis zu behandeln.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
ergebenst

L. Kompert."

Kompert hat durch das Genre des Ghettoromans und der Ghettonovelle, welches er mit großem Eifer und glänzendem Talent pflegte, sich einen bleibenden Namen in der Literatur erworben, und als ich im Jahre 1885 von einem großen Journal den Auftrag hatte, über das Leben und Wirken des trefflichen Mannes einen eingehenden Essay zu schreiben, wandte ich mich wegen einiger Daten an den ihm früher sehr befreundet gewesenen Landsmann, den großen Lyriker Hieronymus Lorm — eigentlich Heinrich Landesmann —, den Dichter des Pessimismus.

Aber da kam ich schön an. Der letztgenannte Poet und Denker schrieb mir einen Brief, aus welchem ich ersehen mußte, daß wir beide bezüglich der literarischen Wertschätzung des klassischen Dichters der böhmischen Judengasse grundverschiedener Meinung waren. Das in mancher Beziehung interessante Schriftstück lautet wörtlich:

„Wachwitz, 27. Juni 1885.

Ew. Wohlgeboren!

Ihre Voraussetzung ist eine irrige. Ich habe mit Kompert niemals Briefe gewechselt, welche über die Erledigung momentaner Privatangelegenheiten hinausgegangen wären. Er

ist ein braver und guter Mann und hatte ursprünglich ein poetisches Talent. Allein seine und meine Ansichten über das Judentum laufen total auseinander. Zudem ist er kein Philosoph und ich habe keinen religiösen Glauben. Bei solcher Verschiedenheit der Richtungen ist es zwischen ihm und mir niemals zu einem Austausch von Gedanken gekommen.

Gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich mich infolge Ihres Briefes mit Erstaunen fragte: „Ist denn Kompert tot?" Er wäre ja die nächste und verläßlichste Quelle aller Daten, die Sie verlangen. Jedenfalls hat eine Biographie Komperts keine Lücken, wenn ich dabei ganz aus dem Spiele bleibe.

Hochachtungsvoll

Dr. Heinrich Landesmann."

Dieser so scharfsinnige und scharfe Kritiker ist in meinem Album der Autographen durch ein unschätzbares Unikum vertreten, das ich der Güte Gustav Kühnes zu verdanken habe. Es ist dies ein von ihm selbst, dem seit Jahrzehnten erblindet gewesenen Märtyrer, der sich mit seiner Umgebung nur durch eine überaus kunstvolle und komplizierte Zeichensprache verständigen konnte, an Gustav Kühne, damals Redakteur der „Europa" und der „Zeitung für die elegante Welt", gerichteter, deutlich und zierlich geschriebener Brief aus Baden bei Wien, vom 27. Dezember 1856 datiert. Ich lasse denselben hier folgen:

Baden bei Wien, 27. Dezbr. 856.

Geehrtester Herr und Freund!

Unsere Begegnung in Dresden im August ließ mich einen lebhaften Verkehr zwischen Ihnen und mir und zwischen der „Europa" und meiner Feder hoffen. Wir waren damals überein gekommen, daß Sie mich in Bälde benachrichtigen wollen, ob der Buchhändler Herr Lork in Leipzig geneigt wäre, einen Band von Reiseskizzen (Briefe aus Dresden, Schwaben, von der Ostsee u. s. w.) aus meiner Feder in Verlag zu nehmen. Die Skizzen sind novellistisch durchzogen und ich kann objectiv versichern, daß ihnen Grazie und Humor nicht fehlt, um sie zu einer höchst pikanten Lekture dieser Art zu machen. Die Mühen und Kosten des Copirens und Absendens kann ich jedoch nicht früher übernehmen, bevor ich der Annahme des Manuscriptes von Seite des Verlegers gegen ein Honorar von 120 Thalern gewiß bin. Die Briefe von der Ostsee waren in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" abgedruckt und andere Proben bin ich gerne bereit der „Europa" zur Verfügung zu stellen.

Ueberhaupt, mein sehr geehrter Herr und Freund, halte ich Artikel für Sie bereit, die nur mit mir auf Ihr zugesagtes Schreiben warteten, um abzugehen. Bis jetzt weiß ich nicht einmal eine genaue Adresse, unter der sie abzufertigen wären. Ihre geneigte Antwort soll mich darüber belehren, ob die für den vorliegenden Brief gewählte die richtige ist.

Mein Buch „Am Kamin" ist Ihnen ohne Zweifel bereits zugekommen. Von Ihrer mir so oft und so liebenswürdig erwiesenen Freundschaft darf ich hoffen, daß Sie dem Buch überhaupt eine eingehende Besprechung gönnen werden, wenn auch die Freundschaft nicht im Stande ist, die Gediegenheit Ihres Urteils irgendwie zu influenziren. Nur einen äußeren Freundschaftsdienst erlaube ich mir in Bezug darauf von Ihrer Güte zu erbitten: baldige Besprechung und Zusendung des betreffenden Blattes unter Kreuzband, da es mir sonst bei der Abgeschiedenheit, in der ich hier, im Winter auf dem Lande lebe, leicht unzugänglich bleiben könnte.

Ihr Trauerspiel „Demetrius“ wird, wie ich zu meiner Freude vernehme, über die Burgbühne schreiten. Es wäre mir eine besondere Genugtuung, durch persönliches Referat darüber in der Wiener Zeitung meiner langgehegten Verehrung für Ihre literarischen Verdienste erneuerten Ausdruck zu geben. Wollen Sie zu diesem Zweck das ohne Zweifel zum Bühnengebrauch gedruckte Manuscript ebenfalls unter Kreuzband an mich senden.

In Entgegensehung einer baldigen Erledigung all des Angeregten bin ich mit wahrer Verehrung und Freundschaft

Ihr

ergebenster

Heinrich Landesmann.

Adresse: H. Landesmann

in

Baden (bei Wien).

Im Stammbuch der Frau Kühnes fand ich einen 10 Jahre vor Abfassung des eben mitgeteilten Schreibens, Leipzig, 1. Dezember 1846, gedichteten Vierzeiler Heinrich Landesmanns, den ich gleichfalls zum Gaudium meiner Leserinnen hier mitteilen will:

Die Engel haben so leicht das gut sein,
Sie müssen vor Menschen nicht auf der Hut sein.
Doch wer stets gut will im Menschenleib sein,
Muß mehr als ein Engel — ein edles Weib sein!

Heinr. Landesmann.

Leipzig, 1. Dez. 1846.

Den Schluß meiner Schlenderfahrt mögen einige Briefe meines am 7. März 1900 zu Wien verstorbenen lieben Freundes August Silberstein, des Dichters der „Dorfschwalben von Österreich“, der „Hochlandsgeschichten“ 2c., des eigentlichen Begründers der steirischen Dorfgeschichte, bilden. Zuvörderst wird ein Schreiben Silbersteins, worin er sich über seine literarische Eigenart äußert und auf den Kern seines Wesens mit treffenden Worten hinweist, von Interesse sein. Er schrieb mir aus Wien unter dem 13. Februar 1892:

„Verehrtester! Werther Freund!

„Oftmals angegangen um Behelfe bleiben mir nur Rudera der Mengen von Abhandlungen und Bildern, ja, fehlen geradezu die besten Charakteristiken, sodaß ich zusammenraffe, was ich eben finde, mit dem Bemerken, daß Falsches sichtlich mancher vom andern abschreibt.

Meyers, Brümmers, Wurzbachs, Kürschners Lexika geben auch Behelfe.

Die zugleich per Post folgenden mögen Ihre gewiß bis zur Wirrniß sich häufenden Papierkörbe vermehren.

Sie thun nach meinem Sinn, wenn Sie Biographisches wenigst oder auch garnicht berühren. In der Zeit der Kämpfe von Mensch gegen Mensch, Beruf gegen Beruf, Landsmann gegen Landsmann des nächsten Grundstücks, Bezirksinsassen gegen Bezirksinsassen der nächsten Straßen — und wollen Sie nur den Dichter im Auge behalten, der aus den Deutschen Oesterreichs herausgewachsen — mein Germanenzug war Festgesang des letzten deutschen allgemeinen Sängerfestes — und dessen Wiege zwischen Wein- und Ackerbauern der österreichischen Colonie Ofens gestanden, die nach Kriegs- und Türkenverwüstungen den Landstrich fruchtbar und schön zu machen berufen und weithin angesiedelt ward.

Sie haben bereits einmal mir so Herzliches und Schönes gewidmet, daß ich garnichts zu bemerken habe, als wie schwer es Ihnen fallen muß, Ihre kostbare Zeit mit weniger köstlichen Studien zu verbringen.

Ihr hochachtungsvoll und herzlich
grüßender
Silberstein."

Alle Briefe dieses unvergeßlichen Dichters waren erfüllt von wahrem Herzensadel und außerordentlicher Gemütstiefe. Mögen aus der reichen Fülle derselben hier nur noch zwei Zuschriften an mich reproduziert werden. Als ich ihm im Januar 1900 die Mitteilung machte, daß meine im September 1884 verfügte Ausweisung aus Berlin durch den Alt-Reichskanzler Fürsten von Bismarck wieder aufgehoben worden sei, schrieb er mir:

Wien 5. 1. 90.

Sehr Werther!

Durch die Mitteilung, daß Ihnen die Wiederkehr nach Berlin gestattet ist, haben Sie mir eine Neujahrsfreude bereitet. Sie werden dort in Ihrem Elemente erstarken und gesunden. Man fühlt daselbst den Pulsschlag einer großen Welt und kann den Herztönen des eigenen Volkes lauschen. Man kann mitarbeiten an Bedeutendem, so viel u. so wenig der Beitrag sein mag, und an allen Ergebnissen des Daseins hat man einen frischesten, unmittelbaren Anteil.

Mir ist das Los geworden, den Geist wach und das Herz, trotz alledem und alledem, frisch zu erhalten, um für deutsches Volk mitzudenken und mit zu empfinden — aus — der Ferne!

Ich will es freudig erkennen, wenn Sie im drängenden Getriebe mein nimmer vergessen, und seien Sie überzeugt, daß jederzeit

Ihrer gedenken mag
Ihr
Silberstein.

Das Jahr, das Ihnen so glücklich begonnen, möge, mit zunehmenden Tagen, das Glück mehren!

Die größte Freude bereitete ihm stets, wenn er im Sommer und Herbst in Salzburg weilen und seine über alles geliebten Tiroler Alpen besteigen konnte. Schlechte Witterung oder gestörte Gesundheitszustände machten ihn unglücklich. Den wechselnden Stimmungen, welchen der prächtige Poet und Mensch in solcher Lage ausgesetzt war, gibt das folgende Schreiben beredten Ausdruck:

Salzburg 3. 7. 94.

Sehr Werther!

Halten Sie mich nicht für einen Brummbär, welcher freundliche Zuschrift nicht zu schätzen und dankbar zu entgegnen vermag. Die Zeit, die böse Zeit, welche mir einen herben Auszug von einem lange gehegten Lieblingsplatze (auf dem Mönchsberg) auferlegte, dazu in der miserabelsten Witterung und in Tagen, welche sich durch die Kunde auszeichnen, daß jede erwünschte Sommerfrische vorweg-gemiethet — all das zusammengefaßt hat mir Schreibtisch, Laune und Einkehr in mich selbst, also auch geistig zu meinen Freunden, genommen.

Nun drücke ich Ihnen mein Mitgefühl aus über schwerempfundenen Verlust Ihres Bruders; und der Trost, daß Schriftsteller rasch zur Welt, zu allen Gestalten ihrer Phan-

tasmagorien zurückkehren müssen, giebt mir auch zugleich den, daß Sie wieder in voller, ungehemmter, ohnehin staunenswürdiger Thätigkeit sind.

Freilich muß ich auch, nach Ihren Mittheilungen, auf die freudige Erwartung verzichten, Sie hier zu sehen, und deshalb sage ich Ihnen nichts von meinem dermaligen Sommerzelte — es ist Neuthorstraße — und wer meiner bedarf, findet mich leicht, bei oder vielmehr durch Buchhändler. — vielleicht sogar auch Buchmacher, denn das harmlose Salzburg stürzt sich auch in solche neuzeitige, gefährliche Unternehmungen.

Sie theilen mir von einem neuen Buche mit — und wann fingen Sie nicht wieder ein neues nach Beenden eines anderen an — und fragen, ob ich dasselbe erhielt. Darauf habe ich wahrheitsgemäß mit „nein" zu antworten, und wenn es Ihnen so wie mir angenehm, mögen Sie es hierher dirigiren, da ich nicht vor Okt. nach Wien heimkehre.

Die Schaffensruhe, welche man sich zumeist zur Sommerszeit einbilden mag, zur Zeit, da der Sonnenschein mit all seinen verlockenden Künsten in Berg und Thal, zu Wald und Fels und Quell gaukelnd lockt, diese sehr fragliche und bedenkliche Stubenschaffensruhe ist diesmal mehr als je durch allerlei wichtige und ergreifendste Weltereignisse gestört. — Und so leben wir in den Tag hinein; wer weiß, ob er noch morgen ist — so lange ich bin und nicht gewaltsam geändert werde

Ihr herzlich ergebener

Silberstein.

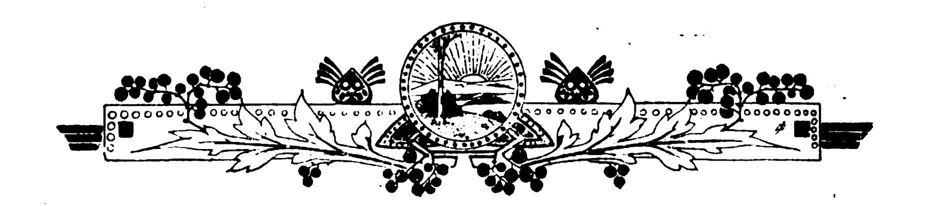
Vor einigen Jahren sandte er, der Landsmann, mir, da er meine Vorliebe für Alexander Petöfi und zugleich meine Studien über denselben kannte, ein kleines Gedenkblättchen über den größten ungarischen Lyriker, das meine diesmaligen Mitteilungen abschließen möge:

„Petöfi.

„Aus dem Schweigen der einsamen Haide Ungarns, die dem Auge endlos erscheint, dringt ein Ton — denn auch die Wüste tönt — ein schaurig-schöner, ein wehklagender, ein aufbrausender und manchmal ein lustig aushallender Ton. Nicht alle hören ihn, nur selten versteht eine Menschenseele diese urewige Seele der geheimnisvollen Schöpfung. — Petöfi verstand sie, und er faßte manche ihrer Gedanken und brachte sie in seine heimatlichen Worte, wie keiner zuvor. Seine Nation sprach und sang bald, in Trauer und Lust, das Urtümliche. Auch alle Sprachen und Völker haben Nachklang dafür. Aber die heimatliche Erde forderte bald den in ihre Geheimnisse Eingeweihten, und sie nahm ihn zu sich, sein Leib ist verschollen, verschwunden: kein Mensch weiß, wo, wohin! In den Herzen bleibt seine unvergängliche Stätte."

Pietätvoll lege ich diese „Blätter im Winde" auf die Grabstätten der teuren Toten, der verblichenen Freunde und Landsleute.





Ein römischer Nachmittagsspaziergang.

Von

W. d'Ermite.

— Waidmannsluft. —

Zu den Annehmlichkeiten der Via Sistina, in welcher ich Wohnung genommen hatte, gehört es entschieden, daß man bei jedem Schritt über die Schwelle das heitere harmlose Völkchen der Modelle — Mädchen, Männer, Greise und Kinder — vor sich hat, welche aus Umbrien und den römischen Gebirgen, dem eigentlichen Sitz italienischer Menschenschönheit, vorzugsweise stammen. Es erweckt Interesse zu beobachten, wie auf sie die Lebensgewohnheit umbildend wirkt. Man kann, namentlich unter den Frauen, eine Stufenreihe verfolgen von der ursprünglichsten Naivität bis zur koketten Absichtlichkeit, welche den angeborenen Reiz wieder in Frage stellt. Doch bleibt der Ruf auch dieser den Einflüssen der Stadt unterliegenden weiblichen Modelle ein guter, ihr Benehmen auf der Straße gibt zu keinerlei Bemerkung Anlaß, und ihr Verkehr mit den noch roh vom Gebirge kommenden Genossen ist durchaus ungezwungen und harmlos. Heute gaben ein Paar dieser verfeinerten Gebirgsbewohnerinnen in idealisierter Tracht mit Batisttüchern ein reizendes Bild, als sie auf dem Bord des rauschenden Wasserbeckens der Piazza di Spagna sitzend, unter kindlichem Lachen das in der Atelierluft verzärtelte schöne Gesicht mit in das Wasser tauchenden Händen kühlten. Ein Geistlicher, der einem Kranken die letzte Tröstung brachte, schritt über den Platz. Im Nu sprangen die jungen Gestalten auf den Boden und fielen in tiefer Andacht auf die Knie, während ein Hirt in Bockfellhosen und Schaffelljacke seine Ziegenherde achtlos vorbeitrieb.

Sehr natürlich und den Fremden doch überraschend ist es, das Raphaelsche Madonnen-Ideal in Fleisch und Blut plötzlich — wenn auch

selten — vor sich zu sehen, das herrliche, etwas gedrungene Oval mit dem kleinen und doch plastischen Kinn und den klaren ruhevollen Augen, — ein Gesicht, in dem nur die Seele in erhabenstem Frieden mit sich selbst zu uns spricht, während sich die unteren, mehr das physische Leben ausprägenden Gesichtsteile unterordnen und der stille Mund von keinem eigenen Willen, von keiner Leidenschaft weiß. —

Es war Sonntag, mein Ziel: die Kalixtus-Katakomben und die Via Appia antica. Bei S. Paolo zeigten Vignen und Osterien viel Leben. Es wurde getanzt; auch zwei Männer unter sich gaben sich dem Vergnügen hin, welches ganz anderer Natur ist als bei uns. Wir tanzen nur um unserer selbst willen, weil uns die rhythmische Bewegung nach der Musik und die Annäherung des Weibes Vergnügen bereiten, der Italiener und alle Südländer tanzen, um eine Empfindung szenisch auszudrücken und sich hierbei die Anerkennung der Anwesenden zu erwerben. Während bei uns ein jeder tanzt und sich nicht um die anderen kümmert, tanzen hier nur ein oder wenige Paare, und die übrigen finden ihr Vergnügen als Zuschauer. Es dürfte nicht zu leugnen sein, daß dies edler ist; es scheint auch die ursprüngliche Natur aller Volkstänze zu sein.

Ich fand in dem kleinen Gebäude an der Klosterkirche S. Sebastiano, von welchem aus man die Treppe zur Unterwelt der Katakomben betritt, ein Mitglied des archäologischen Instituts, welches einige Herren und Damen seiner Bekanntschaft führte, und dem auch ich mich anschloß. Wir durchwanderten zwei Stunden lang die geheimnisvolle Totenstadt und sahen alle Hauptpunkte der vier Abteilungen, fortdauernd von den lichtvollen Erläuterungen unseres liebenswürdigen Führers gefesselt, der in dem Labyrinth dieser lichtlosen Gänge zu Hause war, wie am hellen Mittag in seiner Vaterstadt. — Der Besuch der Katakomben gewährt den ergreifendsten historischen Eindruck, den Rom bietet. Man steht einer fernen Vergangenheit, ihren Lebensgewohnheiten, ihrem Denken und Fühlen auf das unmittelbarste gegenüber und sieht diese in der höchsten Richtung, die ihnen der Mensch zu geben vermag. Das Innerste dieser entschwundenen Welt fühlen wir unter fremdartigen Formen uns nicht nur verwandt, sondern müssen sie in der Reinheit und Einfachheit der Gefühle als uns überlegen anerkennen. Und gedenken wir ihrer Taten als Bekenner und Blutzeugen, so stehen wir bewundernd vor einer Größe, für welche uns jeder Maßstab verloren gegangen ist.

Die Gänge sind eng — nur 55 bis 90 Zentimeter breit —, aber von sehr verschiedener Höhe, so daß sich an einzelnen Stellen 2 und 3 Loculi, an anderen selbst neunzehn übereinander befinden. Die sich anschließenden Cubiculae, Grabkammern, welche die Gräber von Familien-

verbänden, besonders verehrten Heiligen und der Päpste enthalten, besitzen nur $2^1/_2$ bis 6 Meter im Quadrat und sind im wesentlichen so einfach wie das übrige, sie bieten jedoch durch die Reste ihrer meist malerischen Ausschmückung das höchste Interesse, indem sie uns mit den Symbolen und den bevorzugten biblischen Darstellungen der ersten Jahrhunderte bekannt machen. Aus diesen Symbolen und Allegorien erkennen wir, wie vieles, was wir heute als mit dem christlichen Dogma und der Gottesverehrung untrennbar verbunden ansehen, in den ersten Jahrhunderten nicht bestand, und wir vermögen am einzelnen die Entstehung und allmähliche Entwicklung zu verfolgen. Die bedeutendsten dieser Art Grabkapellen sind die Papstgruft und die Gruft der heiligen Cäcilie. Letztere liefert zugleich einen Beweis für die durch das Christentum veränderte Stellung der Frau. Die heidnische Cäcilia — Metella — vermochte wohl ihren Reichtum zu zeigen und durch das Monument, welches sie sich selbst setzte, Kenntnis von ihr auf die Nachwelt zu bringen; der christlichen brachten aber ihre Glaubensgenossen Ehren, wie sie nur den Imperatoren zu erweisen üblich war, und wie sie nie einer heidnischen Frau zuteil geworden sind. — Die als Sakramentskapellen bezeichneten Cubiculae, deren Malereien besonderes Interesse erregen, glaubte unser gelehrter Führer ebenfalls für Familiengrüfte ansehen zu müssen. Etwa $3^1/_2$ Millionen Leichen sind in diesen bis zu 5 Stockwerken übereinander gelegenen Begräbnisstätten beigesetzt worden. Wollte man alle diese Gänge aneinander reihen, so würden sie eine Länge von 120 geographischen Meilen ausmachen und der Ausdehnung von ganz Italien gleichkommen. Vom zweiten bis zum vierten Jahrhundert blieben sie in Benutzung. Ihre Ausplünderung ist das Werk der frommen Roheit späterer Zeiten. Die hier in dem Glauben an den einen Gott zur Ruhe gingen, für ihn sogar ihr Leben ließen, wurden, als die umdüsterte Nachwelt ihre Gebeine wieder hervorzog, selbst zu Nebengöttern erhöht! Zur Geschichte des Menschengeistes liefern die Katakomben die wunderbarsten Blätter.

Wieder an das Tageslicht tretend, erschien mir nach dem tiefen Ein- und Rückblick in die Vergangenheit doppelt bedeutend, was mich als Gegenwart umgab: der herrliche Rundblick auf Stadt und Landschaft, welche den Mittelpunkt der großen Geistesbewegung bildete, deren Zeugnisse mich soeben ergriffen hatten.

Ich schlenderte auf der verödeten Via Appia antica weiter. Sie zeigte ihr altes polygones, blaugraues Lavapflaster mit den deutlich wahrnehmbaren ausgefahrenen Geleisen, stolz und schön erhob sich das Grab der Cäcilia Metella, ringsum lehnten sich die Trümmer der Burg der Gaetani an, und zwischendurch öffneten sich nach allen Richtungen die herrlichsten Blicke, welche zwar immer wieder nach den nämlichen Objekten gerichtet sind — Stadt, Gebirge und Trümmer —, aber in

unerschöpflicher Schönheit einen immer neuen Reiz entfalten. Weiterhin reihen sich die Reste der Grabmäler zu beiden Seiten der Straße an, während auf den Weideflächen sich größere Linien von Mauerstümpfen und mächtigen Ruinen-Komplexen abzeichnen und in der Ferne die Aquädukte feierlich ernst vorüberziehen. Das Auge wird auf jedem Schritt auf das lebhafteste angeregt, bald fesselt die historische Bedeutung, bald der malerische Effekt; prächtig nehmen sich die einzelnen Pinien und Zypressen aus, die zwischen den Trümmern emporgeschossen sind, der Lorbeer und das blühende Gesträuch. An einem geborstenen Gemäuer umzog blühender Lorbeer die Inschrift: „Chrestus Lictor Caesaris", als wolle er jetzt ein verborgen gebliebenes Verdienst offenbar machen.

Ich bog von der Straße ab, als ich in die Nähe der Ruinen der Villa Quintiliana, auch Roma Vecchia genannt, anlangte. Am Fuß eines Tumulus setzte ich mich in das duftende Gras, von dem echten Campagnageruch der Minze umwoben. In ruhigen Linien bauen sich die bronzegrünen Wellen des klassischen Bodens hintereinander auf, bis sie in blauer Ferne wie das Meer verschwimmend, den Fuß der majestätisch aufsteigenden Gebirge bespülen. Diese langen stillen Linien der niederen Campagnahügel stehen in einem wohltätigen Kontrast zu den groß und anmutig bewegten Konturen der Berge; bei aller anspruchslos fließenden Form bieten sie einen Wechsel, der jede Monotonie fernhält, und die gleichmäßige, durch keine höhere Bewachsung unterbrochene Färbung wird durch ein feines Spiel von Licht und Schatten und die Abtönung der durchsichtigen Luft reich belebt. Auf diesem das eine durch das andere ergänzenden Gegensatz beruht wohl zum Teil die Anmut und die Großartigkeit der Landschaft; — sie würde ohne den Kranz der Gebirge monoton erscheinen, und die Gebirgslinien würden nicht so mächtig wirken, läge nicht dieses meerartige Land vor ihnen ausgebreitet. Die Campagna bildet die großartige symphonische Orchesterbegleitung, das Gebirge die von ihr getragene Melodie, welche uns in das Herz greift.

Und trotzdem wird heute eine Opposition laut, welche der Campagna den altbewährten Ruhm der Schönheit streitig machen und ihre Verehrer als Leute behandeln will, welche, einem blinden Autoritätsglauben verfallend, dem schwärmerischen Geschmack einer früheren Generation ohne eigenes Urteil Folge leisten. Mir will es scheinen, daß selbst die gewandteste Feder es nicht vermocht hat, erschöpfend auszusprechen, worin der eigentliche Reiz dieses Landstriches beruht, und nur dem Maler ist es hin und wieder gelungen, einen annähernd richtigen Begriff dieser eigenartigen Schönheit zu geben. Im Grunde ist dies zwar mit allem der Fall, was die Natur Großes und Schönes bietet, bei der römischen Campagna ist es nur um deswillen auffälliger, weil das In-

teresse, welches sie erweckt, nicht nur in dem besteht, was man mit leiblichem Auge sieht, sondern noch ein Gedachtes hinzutritt, das historische Element, welches das innere geistige Auge fesselt. Zu dem erwachten Widerspruch tragen noch zwei Umstände bei, welche mit dem Wesen der Sache selbst nicht zusammenhängen. Einmal sind es die einseitig übertriebenen Schilderungen sentimentaler Reisenden, welche zu absprechendem Urteil reizen, andernteils die Hast der jetzigen Touristen, die alles schnell mit flüchtigem Blick erfassen und ihrer Kritik unterwerfen wollen. Diese vermögen nur das Blendende und Überraschende zu verstehen, die stillen, erst nach und nach zum Bewußtsein gelangenden Reize, wie sie dieser Gegend eigen sind, bleiben ihnen verborgen. Hier ist keine Frucht im Vorübereilen zu erhaschen, das Verständnis der Campagna will erworben sein, man muß ihr Aufmerksamkeit und Zeit widmen. Mit jeder in ihr verbrachten Stunde wächst dann die Liebe zu ihr, und mit jedem Schritt erhält Reiz und Leben, was vorher unbedeutend erschien. Ohne aber das Bewußtsein zu haben, was einst dieser Boden gewesen, welche Schicksale über ihn hingeschritten sind und das einst blühende Land in die heutige Einöde verwandelten, versteht niemand seine Bedeutung. Diese fortwährende Nötigung, auf das Historische zurückzugehen, mag manchen bedrücken und in eine Art feindselige Stimmung gegen den unbequemen Examinator umschlagen. Wer aber die Anregung, die er erhält, als wohltätigen Sporn empfindet, wird oftmals von wahrer Freude erfüllt werden, wenn ihm die unmittelbare Anschauung der Örtlichkeit einen historischen Vorgang erklärt, oder wenn es ihm gelingt, sich durch Vergleich und Überlegung Art und Bestimmung antiker, in der Landschaft verstreuter Reste selbst zu erläutern.

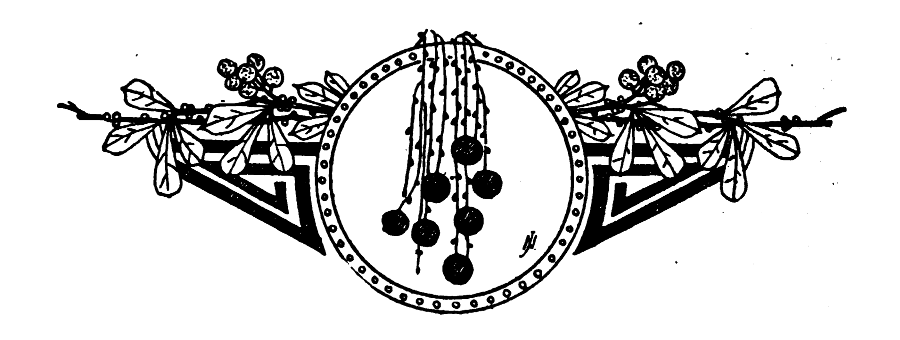
Die Campagna macht, relativ, den Eindruck der Ebene; tatsächlich befindet sich aber eine wirkliche Ebene nur unmittelbar längs der Meeresküste, das übrige Terrain ist überall durchfurcht und gewellt und zu Hügeln ansteigend. Die scharfe Umgrenzung durch Gebirgsgruppen läßt den Landstrich als einen von der Umgebung abgesonderten Teil erscheinen, und dieser eigentümliche Charakter verleiht ihm eine selbständige Individualität. Diesen spezifischen Charakter bedingt sowohl der Mangel an Bodenkultur und Menschenbehausungen, als auch die völlige Baumlosigkeit. Eine einzige, nur durch Licht und Luft abgetönte Farbe beherrscht das Ganze, mattes Grün im Frühjahr, Braunrot im Herbst, und

„Jene Linien nicht, die des Landmanns Eigentum scheiden,
„In den Teppich der Natur hat hier Demeter gewirkt!“

Neben den zahlreichen antiken Trümmern, welche bedeutend genug sind, um ihr Gepräge aufzudrücken, bildet aber den überall bedeutsam hervortretenden Mittelpunkt Rom, zu welchem die Campagna in einer Art von Abhängigkeitsverhältnis steht, welches den landschaftlichen Charakter und die ideelle Bedeutung vollendet.

Ich nahm den schon so oft gemißbrauchten Bleistift zur Hand. Die feierliche, um mich herrschende Stille wurde plötzlich durch helle fröhliche Stimmen unterbrochen; an der anderen Seite des Tumulus richteten sich junge Damen mit ihren Skizzenbüchern ein, welche in einem weiter zurück haltenden Einspänner gekommen zu sein schienen. So epidemisch ist diese Versündigung an der Natur!

Auf dem Heimweg fand ich eine reizende Vigne. Unter einer Rosenlaube zwischen Rosenhecken, von Rosenblättern überschüttet, trank ich meinen Wein, und zuschauend standen zwischen den Rosenbüschen die nachdenklichen Häupter alter Philosophen um mich her. Reste besserer Tage, die einst die Vigne gesehen.





Politischer Monatsbericht.

Von

Dr. Hugo Böttger,
Mitglied des Reichstags.
— Steglitz. —

Nach der erquicklichen Ruhepause des Sommers und Herbstes setzt das politische und parlamentarische Leben mit einer stürmischen Energie ein, die manchem morschen Zweige das Leben kostet und die bunten und fahlen Blätter in die Höhe wirbelt. Stürme der Äquinoktien bei den Franzosen, in Österreich-Ungarn und bei uns. Neben dem Reichskriegsminister von Pitreich, der den Ungarn nicht genügend zu bieten hatte und darum nach vierjähriger Ministerzeit ohne großes Aufsehen in die Versenkung verschwand, ist auch der gemeinsame Minister des Auswärtigen der österreichisch-ungarischen Monarchie soeben von der ungarischen Unabhängigkeitspartei von seinem Posten verdrängt worden. Elf Jahre lang hat er nach Kalnokys Abgang die auswärtigen Geschäfte seines Vaterlandes geleitet, friedliebend, ohne große politische Ambitionen und in stetem Einvernehmen mit dem Deutschen Reiche. Sein Verdienst ist u. a., daß er durch die Mürzsteger Konvention mit Rußland die mazedonischen Unruhen lokalisiert und damit eine Zuspitzung der orientalischen Frage bis zu kriegerischen Ereignissen hintangehalten hat. Im übrigen war er durch die ungarische Obstruktion, die eine Heeresreform versagte und die internationale Machtstellung der Monarchie außerordentlich schwächte, gehindert, auf dem von englischen Agenten durchzogenen Balkan schärfer durchzugreifen und die serbischen Angelegenheiten ordnen zu helfen. Daraus haben ihm die Ungarn einen besonderen Strick gedreht, obwohl es ihre Schuld gewesen ist, daß Goluchowsky nicht mit der erforderlichen Kraftentfaltung vorgehen konnte. In Österreich erfreute sich der Minister mit den polnischen Akzidenzen keiner überschäumenden Beliebtheit, und im Dreibunde war er mehr geschäftsmäßig kühl als temperamentvoll für die Bündnisidee tätig, so daß auch bei uns im Grunde sein Scheiden ohne große Emotionen vernommen worden ist. Sein Nachfolger, der bisherige

Botschafter in St. Petersburg, Baron von Aehrenthal, ist für uns ein unbeschriebenes Blatt, er wird vermutlich unter der Regierung des Kaisers Franz Josef und gegenüber den ungarischen Zerstörungsplänen kaum eine andere Politik machen können, als Graf Goluchowsky gemacht hat: Dreibunderhaltung und Wach- und Schließgesellschaft für den Balkan.

Frankreich hat an Stelle des schnell abgewirtschafteten Kabinetts Sarrien ein Journalistenministerium erhalten; mindestens ein halbes Dutzend der neuen französischen Exzellenzen hat früher Zeitungen geschrieben, und der alte Publizist und Chefredakteur der „Justice" und „Aurore", Clemenceau, ist Leiter dieses ästhetisch-literarischen, radikalsozialistischen Kabinetts, in dem — noch eine pikante Note — auch der General Picquart, der bekannte Streiter für Dreyfus' Unschuld, als Kriegsminister Platz genommen hat. Man sagt Clemenceau nach, daß er voller Sympathien für England und unfreundlich gegen Deutschland gesinnt sei, und es kann vielleicht hier und da ein Bedenken geben darüber, daß Pichon, ein bekannter Kolonialpolitiker, der für Marokko ein Faible bekundet, das Ministerium des Äußeren erhalten hat. Indessen wir haben unser Recht hinreichend stabiliert in unseren Beziehungen zu Frankreich, auch was Marokko anbetrifft, und die Nation hat durch die Annahme der Flottenvorlage und der Finanzreform bewiesen, daß sie Macht und Recht zu vereinen weiß. Vermutlich ist das auch dem Politiker Clemenceau bekannt geworden. Er mag manches vom Diktator in sich fühlen, aber, indem er sich ein Ministerium aus seinen Leuten schuf, ein vielleicht sehr zuverlässiges Ministerium, aber mit breiten Angriffsflächen, trägt er auch die ganze Last der Verantwortung allein und wird er demnächst im Innern so viel heißen Kampf haben, daß ihm mancher großpolitische Ehrgeiz in innern Konflikten erstickt werden wird. Auch seine sozialistischen Schützlinge und Verbündeten werden nicht ohne Einspruch französische Kriegswünsche mit englischen Hintergedanken aufkommen lassen. Darum wird man die „Diktatur" Clemenceau und ihren Verlauf aufmerksam, jedoch ohne Erregtheit auf deutscher Seite verfolgen.

Clemenceau und seine Kollegen sind inzwischen fleißig an der Reformarbeit. Der Justizminister will die Todesstrafe abschaffen; Picquart versucht mit den militärischen Gerichten, die er seit dem Dreyfushandel im Magen hat, aufzuräumen; der Arbeitsminister wendet sich dem Projekte der Eisenbahnverstaatlichung zu. Kurz, man tut, was man kann. Hoch aufgeschichtet liegen jedoch vor allem immer noch die kirchenpolitischen Schwierigkeiten in der französischen Republik. Anfang Dezember ist der letzte Termin für die Bildung der Kultusgenossenschaften nach dem Trennungsgesetz. Wo die Gemeinden den Anschluß verpassen, da fällt das Kirchenvermögen dem Staate zu; das wird aber nicht ohne starken Protest abgehen, zumal da Clemenceau, der neue Verhandlungen mit der Kurie abgelehnt hat, in dieser Frage aufs Ganze zu gehen scheint. Auf der andern Seite sind die Widerstandsmittel aktiver und passiver Natur, worüber die Kirche verfügt, nicht gering; sie werden

vereinigt werden mit der Abneigung der nationalistischen, konservativen, agrarischen und militärischen Kreise gegen das Kabinett Clemenceau, und auf die Art wird sich bald eine gefährliche Krisis erzeugen lassen.

Das englische Parlament tagt schon wieder seit einiger Zeit; seine Hauptaufgaben sind die Schulvorlage, die durch Kompromiß mit dem Erzbischof von Canterbury gesichert ist, die Homerulevorlage für Irland, die ebenfalls große Schwierigkeiten nach der Verständigung mit dem Irenführer Redmond nicht mehr zu überwinden hat, und schließlich die Abänderung des Gewerkschaftsgesetzes. Das letzte Problem wird als Zugeständnis an die mit den Liberalen verbündete Arbeiterpartei das Parlament passieren und u. a. festsetzen, daß das Vermögen der Trade Unions nach einem Streik durch gerichtliche Entscheidung nicht zur Entschädigung herangezogen werden soll. Es war bislang infolge eines Urteils des Oberhauses Rechtsbrauch, daß bei einem Kampfstreik der Gewerkschaften die Unternehmer auf Schadenersatz aus dem Vermögen der organisierten Arbeiter klagen durften. Das stellte manche Gewerkschaft vis-à-vis de rien, sobald das Gericht den Streik für frivol erklärt hatte und die Unternehmer alsdann die Gewerkschaftskassen ausräumten. Geht nun aber das Kompromiß des Ministeriums und Keir Hardies durch, so haben natürlich wieder die Trade Unions Oberwasser, und die Unternehmer werden weiter bohren und agitieren, um wieder den entgegengesetzten Rechtszustand herbeizuführen. Zum sozialen Frieden gelangt man mit diesem Zickzackkurse schwerlich, was diejenigen bei uns beachten sollten, welche der Reichspolitik eine ähnliche gesetzliche Regelung der Berufsvereine anempfehlen.

Die italienische Politik scheint durch den Besuch des deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen, Herrn von Tschirsky, zu einer etwas klareren Stellungnahme zum Dreibund veranlaßt zu sein. Sie war in letzter Zeit in unsichern Verdacht geraten; der französische Botschafter in Rom, Herr Barrère, ein Meister der franzosenfreundlichen Inszenesetzung, hat seit längerer Zeit schon einen überwiegenden Einfluß auf die italienische Presse und auf die Volksstimmung; letztere ist England zugetan; sie ist aber auch ebenso Frankreich freundlich und für Dreibundsverpflichtungen kaum zu haben. Jetzt verkündet die offiziöse Presse Italiens mit viel Energie mancherlei Dreibundfreundliches, und es ist zweifellos, daß sich Italien bislang mit seiner auswärtigen Politik in recht guter Assiette befunden hat, so daß eine offizielle Schwenkung unverständlich sein würde. In der großen und Überseepolitik ging man mit England und in den kontinentalen Fragen mit Deutschland. So sparte man an Heeres- und Marinekosten und hielt sich als kleinere Macht in recht achtbarer internationaler Stellung. Würde man in Rom plötzlich ganz einseitig mit den Westmächten gehen, so bedeutete das Kriegsgefahr für das italienische Volk, Verwickelung mit Österreich, Entfesselung der Balkanwirren, Anspannung der militärischen und maritimen Kräfte Italiens über die gegenwärtige Leistungsfähigkeit hinaus, mit anderen Worten Verschuldung und Aufgeben der inneren Reformen, die, was namentlich das Verkehrswesen und die Eisenbahnen angeht,

zum Himmel schreien. Darum denkt die offizielle Welt in Italien mit einigem Recht: quieta non movere!

Deutschland verfügte mit Parlamentsbeginn über eine latente Krisis. Die Veröffentlichung der Hohenloheschen Tagebücher hatte neben den Hütern der Bismarcklegende, die in ihrer Entrüstung eine Publikation des dritten Bandes von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen als Revanche in Aussicht stellten, auch andere patriotische Kreise stark erregt. Die für breite Volksschichten unerträgliche, schon zwei Jahre andauernde Fleischteuerung, die wenig befriedigende Stellungnahme des preußischen Landwirtschaftsministers dazu, der außerdem noch wegen der Tippelskirchaffäre bei der öffentlichen Meinung einen Schinken im Salze hatte, das gänzlich ergebnislose Duell zwischen dem Reichskanzler und Herrn von Podbielski, das Abweichen des Zentrums vom Regierungskurse in der polnischen Schulfrage und verwandte Unstimmigkeiten, die alle viel zu lange in der Schwebe gelassen wurden, erzeugten den Totaleindruck, daß in den Reichsgeschäften die Zügel am Boden schleiften. Man fand für die Entwicklung der Dinge nur die eine Erklärung, daß neue Kräfte gesucht würden, und daß inzwischen Ruhe die erste Bürgerpflicht sein sollte. Oder aber die Verstimmung, die bis tief in die hochkonservativen Kreise gedrungen war, machte sich in Wehklagen über das persönliche Regiment Luft. Es wird sich zeigen müssen, ob das Parlament, dessen Tagungen wieder begonnen haben, seinen Beruf als Ventilator für schlechte Luft in Deutschland, als Sicherheitsventil für explosible Gase auch in gegenwärtigen Zeitläuften zu erfüllen vermag. Prophezeiungen über das Gehen und Kommen der führenden Männer in Deutschland sind jedenfalls zur Zeit unzweckmäßig, da höchstens das erwähnte persönliche Regiment selbst und Allah wissen, was werden soll. Somit kann man mit Fug und Recht momentan unsere inneren Zustände für wenig ansprechend erachten.

Nicht unbedenklich hat sich namentlich unsere Polenpolitik entwickelt. Mit der Ansiedlung deutscher Bauern im polnischen Sprachgebiete sind wir gut vorangekommen; jedoch in gleichem Schritte hat sich der polnische Grundbesitz und polnische städtische Mittelstand gefestigt. Dieses Mißverhältnis zwischen Wollen und Erreichtem hat die Forderung von Ausnahmegesetzen auf dem Gebiete des Agrarrechtes gegen die Polen ausgelöst, und aus Ausnahmegesetzen pflegen friedliche Stimmungen nicht zu resultieren. Der polnische Schulstreik beruht nicht auf dieser Mißstimmung, er ist vielmehr eine Imitation des in Rußland von Agitatoren inszenierten Streiks der Schüler, eine Imitation, die bei uns von hoher und höherer Geistlichkeit versucht worden ist. Wieder einmal muß die Religion die Agitationskosten bestreiten; der Religionsunterricht in deutscher oder in polnischer Sprache, das ist das Feldgeschrei. Nach der Verordnung von 1873 war die deutsche Unterrichtssprache in allen Volksschulen der Provinz Posen eingeführt worden; dabei war aber den Schulkindern der Religionsunterricht in der Muttersprache reserviert, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß, wenn sie in der Kenntnis der deutschen Sprache genügend vorgeschritten

wären, deutscher Unterricht auch in Religion auf der Mittel- und Oberstufe erteilt werden sollte. Ein anderer Modus hätte die Anstellung vieler polnischer Religionslehrer oder eine ungesunde Machtverstärkung der polnischen Geistlichkeit in der Schule bedingt und im Sprachenstreit ein Zugeständnis an die Polen bedeutet, die Katholisch und Polnisch regelmäßig identifizieren. Bis 1905 hatte diese preußische Schulpolitik sich leidlich bewährt, dann aber ging der Skandal los, und an ihm hat der Erzbischof von Stablewski mit seinem polnischen Hirtenbrief über unzureichenden Religionsunterricht in der Volksschule einen erheblichen Anteil; der Hirtenbrief enthielt sich jeder Mahnung gegen ungesetzliche Maßnahmen, die mit zahlreichen Schulstreiks bereits eingesetzt hatten, und er war somit für die radikalpolnische Presse eine Fanfare zur Fortführung des Aufruhrs. Rückendeckung fand die Bewegung bei der Zentrumspartei, die Regierung wurde jedoch erfreulicherweise nicht schwankend und stellte vielmehr einige geeignete Abwehrmaßregeln, so die Verlängerung der Schulzeit für die renitenten Kinder und Haftpflicht der Eltern für entstehende Mehrkosten und angerichteten Schaden auf den Plan. Diese Festigkeit hat im deutschen Lager durchweg Zustimmung gefunden. Man erwartet freilich als Ergänzung der Maßnahmen gegen revoltierende Eltern und bockbeinige Schuljugend, daß man auch gegen die eigentlichen Rädelsführer, gegen Herrn v. Stablewski und seinen klerikalen Heerbann die nötige Entschiedenheit des Willens an den Tag legen werde. Andernfalls kuriert man nicht am Sitz des Übels, sondern an den Symptomen herum.

Vom Westen steigt ein dunkles Gewölk am Himmel auf: die Lohnbewegung im Ruhrrevier. Die Bergarbeiter verlangten eine Lohnerhöhung von 15 v. H., und zwar mit Rücksicht auf die enorm gestiegenen Lebensmittelpreise und auf die günstige Konjunktur des Kohlenbergbaus. Die Unternehmer lehnten die Forderung ab, einmal, was nicht unberechtigt ist, weil sie in ihrer Allgemeinheit kleine und große, prosperierende und mit Mißerfolg arbeitende Zechen über einen Kamm schert, zum andern aber auch, weil man in der Bewegung nichts weiter erkennen will, als ein Agitationsmittel des alten Bergarbeiterverbandes, dessen Reihen sich letzthin stark gelichtet haben, und dem durch einen Streik wieder auf die Beine geholfen werden soll. Die letzteren Motive mögen nebenher vorhanden sein, die eigentliche Triebkraft steckt aber unseres Erachtens doch wohl in der Teuerung. Nach den Ermittelungen des Tarifamtes der Buchdrucker, die sich auf die Auskünfte der Kommunalbehörden stützen, ist in Rheinland und Westfalen von 1900 bis 1905 der Preis für ein Pfund Schweinefleisch um 12 Pfennige, für Kalbfleisch um 12 bis 13 Pfennige, für Schweinefett um 8 Pfennige, für Butter um 30 Pfennige in die Höhe gegangen. Nun ist richtig, daß auch die Löhne gestiegen sind; aber mit der gleichzeitigen Abnahme der Kaufkraft des Geldes rechnen eben die nicht, welche alle Mehrforderungen mit Hinweis auf diese Lohnsteigerungen, die mit den Lebensmittelpreisen nicht Schritt gehalten haben, ablehnen. Dazu kommt, daß auch der Anteil des Lohnes am Wert der Produktion ge-

sunken ist. Wie der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk in seinem Jahresbericht für 1905 selbst feststellt, ist der Lohnanteil am Gesamtertrage des Steinkohlenbergbaus in jenem Bezirk im Rückgang begriffen. Er hatte 1899 den höchsten Stand mit 59,7 v. H., fiel dann bis auf 55 v. H. im Jahre 1902, stieg auf 56,8 v. H. im Jahre 1904 und sank auf 56,1 v. H. im Jahre 1905. Somit ist der Wunsch nach einer Art Teuerungszulage als berechtigt anzuerkennen, und die Unternehmer scheinen auch bereit zu sein, einen beträchtlichen Teil der Lohnforderungen zu bewilligen. Ihr Widerstand ist mehr auf prinzipielle Punkte gerichtet, wofür freilich außerhalb der Montanindustrie wenig Verständnis vorhanden ist, der aber entsprechend der überpolitischen Art unserer Arbeiterbewegung die Dinge einem Konflikt mit unter Umständen schweren sozialen und wirtschaftlichen Zerrüttungen zutreibt: Aussperrung und Streik von 700 000 Arbeitern mit einem Familienbestande von 3 bis 4 Millionen Köpfen, auf der andern Seite Unterbindung der blühenden Hochkonjunktur, der mit der Kohle der Lebensnerv entzogen wird.

Die Verbände der Zechenverwaltungen hatten zunächst beschlossen, Arbeiterverbände nicht als Vertreter der Belegschaften anzuerkennen. Es sollte den einzelnen Zechenverwaltungen überlassen bleiben, in den gesetzlich gewählten Arbeiterausschüssen zu den erhobenen Forderungen Stellung zu nehmen. Damit stellen sich also die Zechenbesitzer vorbehaltlos auf den Boden der Berggesetznovelle vom Juli 1905; sie anerkennen die Brauchbarkeit der Arbeiterausschüsse, indem sie ja von ihnen Gebrauch machen wollen. Das aber ist bedeutungsvoll, weil die Zechenbesitzer jene Ausschüsse vor kurzem noch heftig scharf bekämpft haben; sie geben jetzt die Möglichkeit und Nützlichkeit von Kollektivverträgen zur Regelung der Arbeitsbedingungen zu, und sie regen mittelbar das schnellere Inslebentreten von Ausschüssen an, damit die Verhandlungen zwischen Unternehmern und Arbeitern entsprechend dem Beschluß der Zechenverwaltungen überhaupt stattfinden können. Freilich wird damit das volle Prinzip der Berechtigung der Verhandlungen von Organisation zu Organisation — in diesem Falle vom Gesamtverband der Zechenverwaltungen zur Siebenerkommission — noch nicht anerkannt, und die Arbeiter erheben wiederum hiergegen Einspruch, ohne sich im übrigen der Ausgleichstätigkeit der Arbeiterausschüsse zu entziehen. Steht demnach noch manches in Frage und wird auch noch um manches Prinzip mit großer Zähigkeit gerungen, so darf man doch wohl, ohne eines unberechtigten Optimismus geziehen zu werden, auf eine Lösung des Konfliktes rechnen, welche beiden streitenden Teilen und am Ende unserer Volkswirtschaft und dem Vaterlande zum Vorteil gereichen wird.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Kunstblätter, Geschenk- und Jugendliteratur.

Ein ganz eigenartiges und nicht immer bloß amüsantes Kapitel der Kunst bildet die Karikatur. Der behäbige Bürger, der nach opulentem Diner beim Verdauungskaffee sein Leib- und Magenwitzblatt zur Hand nimmt, will sich freilich an ihr nur ergötzen, vielleicht auch ärgert er sich über sie, wenn sie die spitzen Pfeile ihres Geschosses gegen ihn selbst richtet. Aber im allgemeinen lacht er nur über sie und empfindet nichts von ihrem Ernst. Er hört nicht die Bitterkeit, die in ihrem Lachen oft mitklingt, er fühlt selten etwas von der beißenden Schärfe ihres Spottes, er hört nichts von den schweren Anklagen, die sie erhebt. Er weiß eben nicht, daß in der Karikatur sich eine Weltanschauung offenbart. Hinter aller Häßlichkeit und Unnatur, in der die Karikatur den Gegenstand ihres Spottes zu zeigen liebt, lebt ein Idealbild von diesem selben Gegenstande; den Karikaturisten treibt der Drang, ihn von aller Unnatur und Häßlichkeit zu befreien, daß er werde, wie er sein sollte: eine wundersame Vereinigung aller ästhetischen und moralischen Eigenschaften, die seinem Wesen nach ihm gebühren.

Die Frau steht für jeden normalen Mann wenigstens für eine Reihe von Jahren im Mittelpunkte seines Fühlens und Denkens; für viele bleibt sie der Mittelpunkt, um den zeitlebens seine Gedanken und Gefühle kreisen. Es ist darum kein Wunder, daß in der Geschichte der Karikatur das Kapitel: Die Frau in der Karikatur einen großen Platz einnimmt, und es wird — gewiß ohne Übertreibung — behauptet, daß mehr als die Hälfte aller erschienenen Karikaturen mehr oder weniger Bezug auf die Frau hat. Darum hat mit Recht Eduard Fuchs, der mit seinem dreibändigen Werke: „Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit" einen starken Erfolg errungen hat, dieses besondere und umfangreichste Kapitel zum Gegenstande einer besonderen Monographie gemacht. Sein Werk, auf das schon einmal hingewiesen worden ist, liegt nun fertig vor; es heißt: „Die Frau in der Karikatur". Mit 440 Textillustrationen und 60 Beilagen. (Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München.) Von vornherein sei es gesagt: der Verfasser hat bei der Auswahl der Illustrationen, die zum Teil sehr kostbare und seltene Blätter sind, einen hervorragenden Geschmack bewiesen, und der Verleger hat alle Mühe aufgewendet, um diesem vorzüglichen Material in Reproduktion und Druck völlig gerecht zu werden. Der Text ist mit seltener Meisterschaft geschrieben, der Stil ist klar und plastisch, dabei so geistreich und interessant, daß man dem Verfasser gerne folgt. So ist dieses Werk von Eduard Fuchs nicht etwa bloß ein amüsantes Bilderbuch, es ist weit mehr als das: ein wertvoller Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte, ein gediegenes, wissenschaftliches Werk, das auch dem Gelehrten eine Fülle wichtigen Materials zu bieten imstande ist. Es ist nicht möglich, in wenigen Zeilen ein Bild von der Fülle und dem Reichtum des Fuchsschen Werkes zu geben, man nehme es selbst zur Hand, es wird interessieren, anregen, befruchten. Der Erfolg der Lieferungsausgabe, die in 7500 Exemplaren abgesetzt wurde, wird darum auch dem kompletten Werk treu bleiben.

Am 15. Juli d. J. feierten alle Kulturländer der Erde, Holland an der Spitze, die 300. Wiederkehr des Geburtstages Rembrandts. Um den Meister zu ehren und seine bedeutendsten Werke lebendig zu erhalten, hat der bekannte Kunstverlag von Richard Bong in Berlin W ein Lieferungsprachtwerk: „Rembrandt in Bild und Wort“ erscheinen lassen, dessen Herausgeber Dr. Wilhelm Bode und Dr. W. Valentiner sind. Das Werk erscheint in 20 Lieferungen und wird 60 Kupferdruck-Kunstblätter und 90 Textillustrationen enthalten. Unter den Kupferdruckkunstblättern finden sich Reproduktionen der bedeutendsten Gemälde Rembrandts. Die zwölf Lieferungen, die mir vorliegen, bringen u. a. die Anatomie, den Mennonitenprediger Anslo, die Nachtwache, Danae, verschiedene Bildnisse Saskias, die Ruhe auf der Flucht, Christus als Gärtner u. s. w. Das Illustrationsmaterial, das dem Text beigegeben ist, ist nicht nur reichhaltig, es ist auch vortrefflich ausgewählt, so daß es die Darstellung des Lebens und Wirkens vortrefflich unterstützt. So ist dieses Werk wohl eines der schönsten, die die Rembrandtfeier dieses Jahres gezeitigt hat.

Als Erinnerungsgabe zu Rembrandts dreihundertstem Geburtstag hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart einen Rembrandt-Almanach 1906—1907 herausgegeben, dessen Buchschmuck M. J. Gradl zeichnete. Dieser Almanach bringt in vorzüglicher farbiger Wiedergabe Rembrandts Selbstbildnis aus dem Jahre 1637 und das Bild Saskias von Uijlenburgh aus dem Jahre 1633 in gleicher Reproduktion und eine große Zahl von Wiedergaben seiner bedeutendsten Werke. Den textlichen Teil leitet Karl Henckell mit einem Hymnus an Rembrandt ein. Richard Muther schildert das Leben des Meisters. In den Aufsätzen: Im Schatten Rembrandts von Karl Scheffler und Rembrandts Tragweite von dem holländischen Maler Jan Veth wird nachgewiesen, was Rembrandt der heutigen Zeit bedeutet. In dem Kapitel: Rembrandt und seine Zeit entwirft Ed. Heyck ein lebendiges Bild holländischen Lebens und holländischer Malerei vor 3 Jahrhunderten, und Alfred Lichtwark schildert Rembrandts Haus in Amsterdam, in dem er seine Meisterwerke schuf. So weist diese Festschrift für den billigen Preis von 1 Mk. eine bunte Mannigfaltigkeit auf; ihr gediegener, wertvoller Inhalt sichert ihr das Interesse auch über die Rembrandtfeier hinaus.

Die Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen in Berlin hat ein Heft mit 38 Radierungen Rembrandts in Strichätzung herausgegeben, das einen vortrefflichen Überblick über Rembrandts Meisterwerke mit der Nadel gibt. Wir finden die schönsten Radierungen in guter Wiedergabe in dem Heftchen, das im Einzelverkauf 50 Pfg. kostet.

Will jemand die Radierungen dieses Meisters vollständig haben, so greife er zu dem 8. Bande der von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, der des Meisters Radierungen in 402 Abbildungen bringt. Es gewährt einen großen Reiz, die Entwicklung Rembrandts als Radierer durch sein ganzes Leben zu verfolgen von dem ersten Selbstbildnis aus dem Jahre 1629 an bis zu den letzten des Jahres 1661. Die zweite und dritte Abteilung bringen die zweifelhaften und die verworfenen Blätter. Hans Wolfgang Singer, der die Herausgabe leitete, hat eine gute, orientierende Einleitung zu dem Bande geschrieben. Rembrandts Gemälde sind, wie ich schon im vorigen Jahre bei Besprechung der ersten fünf Bände dieser Gesamtausgaben hervorhob, als zweiter Band, von Adolf Rosenberg, herausgegeben. Außer den Radierungen Rembrandts sind in diesem Jahre noch drei weitere Bände erschienen, nämlich: Velasquez. Des Meisters Gemälde in 146 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Walter Gensel. Michelangelo. Des Meisters Gemälde in 166 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Fritz Knapp, und: Schwind. Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen. Herausgegeben von Otto Weigmann. Mit diesen Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben hat die Deutsche Verlagsanstalt nicht nur einem wirklich vorhandenen Bedürfnis abgeholfen, sie trägt damit ein gutes Teil zur Pflege künstlerischer Kultur überhaupt bei, indem diese Bände einen Überblick über das Werden und über die Werke der alten Meister auf Grund der Anschauung ermöglichen und so zum Verständnis der Meister und ihrer Schöpfungen verhelfen. Es ist wahr: es haften dem Unternehmen auch Mängel an. Manche Schöpfungen der Meister heben sich aus der Fülle des Gebotenen nicht genug heraus, teils weil ihre Wirkung beeinträchtigt wird durch die anderen Bilder, teils weil sie zu klein reproduziert werden mußten, teils weil ihnen die belebende Farbe fehlt. Aber das sind Mängel, die in dem Unternehmen selbst begründet liegen, in seiner Art und in seiner Billigkeit. Man braucht sich nur den 600 Seiten starken Schwind-Band mit seinen 1265 Abbildungen anzusehen, um zu be-

greifen, welche Arbeit und wieviel Schwierigkeiten zu überwinden sind. Er ist die Frucht einer mehr als zweijährigen Arbeit. Schwind ist der erste Künstler des 19. Jahrhunderts, dessen Werke in den Klassikern der Kunst dargeboten werden, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die Verlagshandlung weder Zeit noch Mühe gescheut hat, diesen Band herauszubringen. Neben Richter ist Schwind ohne Zweifel einer unserer deutschesten Maler, der stets mit heiligem Eifer dafür eingetreten ist, daß der Deutsche vor allem seine eigene deutschnationale Kunst zu pflegen habe, und darum bedeutet die Herausgabe dieses Bandes, der sein Lebenswerk vor uns hinstellt, einen neuen Beitrag zur künstlerischen Erziehung des deutschen Volkes.

Viel hat auch zur Popularisierung der Kunst Moritz von Schwinds der Kunstwart-Verlag von Georg D. W. Callwey mit seinen sechs billigen Schwindmappen beigetragen, die eine stattliche Reihe der besten und schönsten Werke dieses Meisters für wenig Geld der Masse der gering bemittelten Gebildeten zugänglich machen. Dazu ist in diesem Jahre von demselben Verlage als Vorzugsdruck in farbiger Wiedergabe das Schwindsche Bildchen: „Die Schifferin“ erschienen. In der Sammlung: „Die Kunst in Farben“ bringt der Verlag von Ulrich Hirsch in München drei meisterhaft reproduzierte Bilder von Schwind: „Die Jungfrau“, „Rübezahl“ und „Nixen an der Waldquelle einen Hirsch tränkend“ in den Handel. Zur Anwendung kommt bei diesen Bildern der Vierfarbenkunstdruck, weil seine vollendet ausgebildete Technik Stimmung, malerischen Wert und alle zeichnerischen Feinheiten der Urbilder am besten wiedergibt. Diese Bilder und auch die in der gleichen Sammlung erschienene Reproduktion der allen Besuchern der Alten Pinakothek in München bekannten sonnig durchleuchteten „Holländischen Bauernstube“ von Pieter de Hoch bilden in geeignetem Rahmen einen prächtigen, wirkungsvollen Zimmerschmuck. In den Sonderdrucken der „Jugend“, die sich ebenso durch Schönheit des Druckes als auch durch Billigkeit auszeichnen, ist außer anderen Bildern von Schwind auch die „Morgenstunde“ erschienen, die mit ihrer klaren, freundlichen Helle jedem Besucher der Schackgalerie das Herz abgewonnen haben dürfte. Von den 600 Sonderdrucken der „Jugend“ (München, Verlag der „Jugend“) liegen mir noch vor: Hans Thoma: „Kinderreigen“, ein 50-Pfennig-Blatt, ein Frauenkopf von Franz v. Lenbach, ein Frauenbildnis von Fritz Aug. von Kaulbach, „Die Flachsspinnerinnen“ von Max Liebermann, „Am Arno“ von Albert Lang und „Die Straße der Leidenschaften“ von J. Zuloaga.

Das Mappenwerk des Kunstwarts (Verlag Georg D. W. Callwey, München) ist auch in diesem Jahre wieder um einige vermehrt worden. Zwei der neu erschienenen Mappen sind Wilhelm Steinhausen gewidmet, der am 2. Februar d. J. seinen sechzigsten Geburtstag feierte. Die eine Mappe bringt fünf Wandbilder der „Bergpredigt“, die der Künstler an die Wände der Aula des Kaiser-Friedrich-Gymnasiums zu Frankfurt am Main malte, die andere, die Steinhausen-Mappe, bringt zehn Reproduktionen von Werken dieses bedeutendsten religiösen Malers unserer Zeit, darunter auch eine kleine farbige Wiedergabe eines wundersam stillen, sonnigen Bildchens: „Morgensonne im Waldwinkel“. Die „Milet-Mappe“ bringt Reproduktionen von zwölf Gemälden dieses großen Franzosen, darunter die bekannten „Ährenleserinnen“ und das „Gebetläuten“, die schon in den „Meisterbildern“ erschienen. Die Wiedergaben sind vorzüglich. Die Montierung der Blätter auf dunkelgrauem Karton erhöht die Wirkung beträchtlich. Jeder Kunstfreund wird seine Freude an diesen wundervollen Blättern haben, die, trotzdem ihnen ein Wichtiges: die Farbe fehlt, doch die starke Persönlichkeit der Meister zu vermitteln vermögen.

Wieviel die Farbe vermag, sehen wir an einigen Reproduktionen der Welti-Mappe. Es ist, als ob der Geist des Künstlers, der in dem Bilde lebt, in der farbigen Wiedergabe erst ganz lebendig würde, und gewiß ist die Stimmungswiedergabe dieser Drucke eine vollkommenere. Weltis Bilder sind Offenbarungen einer eigenartigen Persönlichkeit. Man muß sich erst an diese Art, das innerlichst Geschaute zu gestalten, gewöhnen und wird nicht gleich zu jeder Schöpfung dieses Meisters die rechte Stellungnahme finden. Wenn man sich aber in sie hineingesehen hat, dann lassen sie einen nicht mehr los, dann wird man dem Verlage auch Dank für diese Reproduktionen wissen.

Unter den neu erschienenen Vorzugsdrucken des Kunstwarts (Callwey, München) befinden sich wieder zwei Wiedergaben Richterscher Bilder in Dreifarbendruck: „Mein Nest ist das best“ und „Schneewittchen“. Die ganze Innigkeit und deutsche Gemütstiefe der Kunst Ludwig Richters, ihre kindlich-herzliche Fröhlichkeit, ihre naive Märchenseligkeit spricht aus diesen beiden Blättern wieder zu unsern Herzen. Wir müssen uns über jede

neue Reproduktion Richterscher Bilder freuen; solche Kunstblätter werden für Viele Quellen der Erfrischung, Jungbrunnen der Seelen. Möchte der verdienstvolle Verlag in der Publikation solcher Kunstblätter fortfahren; vielleicht ließe sich bei farbigen Wiedergaben noch besser der Vierfarbendruck zur Anwendung bringen, der die Wirkung der Farbe noch um ein wesentliches erhöht. Zu diesen Vorzugsdrucken gehört auch „Das Lauterbrunner Tal“ von Hans Thoma, ein Blatt voll großer Feinheit in Farbe und Zeichnung. Das Tal ist von hoher Warte aus gesehen, so daß alles Kleine und Kleinliche, Menschenwerk und Menschenart verschwindet, nur die wunderbare einsame Größe der vergletscherten Berge wirkt voll auf den Beschauer. Es ist ein Blatt, das jedem Kunst- und Naturfreunde das Herz öffnet für die Schönheit der Gotteswelt.

Ein großes Verdienst um die Popularisierung Thomascher Kunst hat sich der Verlag von Jos. Scholz in Mainz erworben; nicht bloß daß er, wovon weiter unten die Rede sein wird, Thomas Kunst für das Bilderbuch dienstbar gemacht hat, er hat auch zwei Mappen Landschaftsbilder und ein von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege herausgegebenes Heft: Hans Thoma. Ein Buch seiner Kunst herausgegeben, zu dem Wilhelm Kotzde eine hübsche, schlichte Einleitung geschrieben hat, die wohl geeignet ist, dem Laien das Herz für das Wunder Thomascher Kunst zu öffnen. Thoma ist einer von denen, die unser Volk heute so dringend braucht, ein Führer zur Natur, zu ihrer köstlichen Frische und keuschen Reinheit. Wie nur wenige und größte Künstler weiß er das geheimnisvolle Weben und Wirken der Natur in seiner Kunst zur Darstellung zu bringen. Die beiden Thoma-Mappen des Scholzschen Verlages, die jede acht Blätter in Farbendruck enthalten, bringen vor allem Landschaften aus dem Schwarzwalde, der Heimat des Künstlers, und aus dem Taunus. Es sind Blätter voll stiller Innigkeit und einer zu Herzen gehenden Schlichtheit; sie sollten, um so mehr, da jede Mappe nur 3 Mark kostet, in keinem deutschen Hause fehlen, in dem Sinn für Kunst und Natur rege ist. Noch billiger und reichhaltiger ist das Thoma-Heft, das 18 Reproduktionen Thomascher Werke bringt.

Ein reizendes Geschenkwerk bilden die „Sonnen-Engelein“, 10 Blatt in Heliogravüre nach Aquarellen von Margarete Goetz (Verlag von Ulrich Hirsch, München). Die Künstlerin schildert auf diesen 10 Blättern das Wirken der Sonnenstrahlen in der Natur. Die Sonnenstrahlen sind personifiziert in kleinen Engelchen, die im Wasser- und Wolkenreigen durch die Lüfte tanzen, den jungen Vöglein das Singen lehren, die Pflanzen tränken, am Früchtesegen schaffen und die Tiere zur Ruhe geleiten. Ich denke mir, daß die Aquarelle noch um vieles zarter und wirkungsvoller sein müssen, als die Heliogravüren; aber auch in ihnen kommt das starke poetische Empfinden der Künstlerin und ihr malerisches Können kräftig genug zum Ausdruck, um gute Wirkungen zu erzielen.

Schon im vorigen Jahre wies ich auf ein beachtenswertes, verdienstvolles Unternehmen des Verlages von E. A. Seemann in Leipzig hin, die „Meister der Farbe“, von dem monatlich ein Heft erscheint, das sechs Reproduktionen nach Gemälden moderner Meister des In- und Auslandes in Farbendruck bringt. Das Unternehmen ist inzwischen weiter fortgeführt worden, und die neu erschienenen Hefte beweisen, daß der Verlag bestrebt ist, ein so viel als möglich vollständiges Bild der modernen Malerei überhaupt zu geben. Wir finden in den letzten Heften des vorigen und den ersten Heften dieses Jahres außer deutschen Künstlern Franzosen, Engländer, Spanier, Russen, Magyaren, Belgier und Holländer vertreten. Unter den vielen Bildern, die in den 9 Heften vorhanden sind, fallen besonders auf: ein Bild von Hans Thoma: „Frühling“, die bekannte „Salome“ von Pausinger, ein Bild von dem großen englischen Maler Whistler: Bildnis der Mutter des Künstlers, der neue Stutzen von Karl Haider, der Weg durch Wiesen von Steppes. Ein Heft, das 5. des laufenden Jahrganges, ist ganz der Münchner Kunst gewidmet und enthält Reproduktionen nach Bildern von Geffcken, Rob. Schleich, Samberger, Stadler und Kirchner. Vielleicht würde es dem Geschmack vieler entsprechen, wenn die deutsche Kunst noch stärker bevorzugt würde, als dies jetzt schon geschieht. Der textliche Teil, dem Reproduktionen von Skizzen und Federzeichnungen bekannter Künstler beigegeben sind, ist sehr reichhaltig und bringt außer wichtigen Kunstnachrichten stets ein oder zwei lesenswerte Artikel aus den Federn bekannter Kunstschriftsteller.

Unter dem Titel: „Die Welt in Farben“ erscheint in dem Internationalen Weltverlag in Berlin-Schöneberg ein Lieferungswerk, das wohl geeignet ist, die Beachtung aller Kunst- und Naturfreunde auf sich zu lenken. Statt sich in Einzelpublikationen zu zersplittern, tritt der Verlag mit diesem einen großen Werke vor die Öffentlichkeit; er hat

sich die Aufgabe gestellt: alles Schöne in Natur und Kunst, wie es das Auge flüchtig erfaßt, in Bild und Farbe festzuhalten, damit es denen, die diese Schönheiten gesehen haben, eine liebe und wertvolle Erinnerung sei, den andern aber, die mehr oder weniger an die Scholle gefesselt sind, in farbiger Wiedergabe erzähle von den Wundern der Welt. Der Verlag darf mit Recht rühmen, daß die „Welt in Farben“ das erste Werk sei, das in Vollbildern und Textillustrationen ausschließlich nach farbigen Naturaufnahmen hergestellt sei. Zum ersten Male wurde hier die Photographie in natürlichen Farben in Verbindung mit dem Dreifarbendruck zur Illustration herangezogen. So war es möglich, die Schönheiten der Natur in voller Wirklichkeitstreue mit allen Reizen des Lichtes und der Farbe wiederzugeben. Das zarte Blau, das Fernen und Höhen umschleiert, das kräftige Sommergrün der Wiesen wie das Schwarzgrün der Wälder, die bunte Mannigfaltigkeit südlicher Länder wie das ernste Kolorit des Nordens, alles kommt gleicherweise lebendig und voll zur Wiedergabe ohne alles Hinweglassen, ohne Hinzutun. Hier malt die Natur selbst ihr farbiges Konterfei. Den Text schrieb Johannes Emmer, der Generalsekretär des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Die erste Abteilung dieses groß angelegten Werkes umfaßt Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien und die Schweiz. Sie erscheint in 40 Lieferungen und wird 120 Tafelbilder und 150 Textillustrationen bringen. Es wäre zu wünschen, daß dieses verdienstvolle Werk, das einzig in seiner Art ist, recht viele Abnehmer fände, damit die große Mühe des Verlages belohnt, die hohen Kosten, die das Unternehmen verursacht, gedeckt würden. Ich will später, wenn das Werk fertig vorliegt, noch einmal ausführlicher darauf zurückkommen.

Seit einer Reihe von Jahren gibt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart eine Serie einbändiger Klassiker-Ausgaben heraus, die sich trotz ihres etwas unhandlichen Formats großer Beliebtheit erfreuen und gern zu Geschenkzwecken benützt werden. Diese Ausgaben haben aber auch neben ihrer beispiellosen Billigkeit gar mancherlei Vorzüge, als da sind: gute biographische Einleitungen aus den Federn unsrer besten Literaturkenner, sorgfältig durchgesehene Texte, klarer Druck, festes Papier, geschmackvolle Einbände. Diese Vorzüge besitzen auch zwei neuere Klassiker-Ausgaben: „Friedrich Hebbels Sämtliche Werke“, herausgegeben und eingeleitet von Adolf Bartels, und: „Eduard Mörikes Sämtliche Werke“, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Gustav Keyßner.

In erste Berührung mit Kunst und Literatur kommt das Kind durch das Bilderbuch und die Jugendschrift. Erst die neueste Zeit hat den großen erziehlichen Wert dieser beiden erkannt und sich ihrer angenommen, und es sind nicht bloß pädagogische Kreise allein, die sich für die Entwicklung unsers deutschen Bilderbuch- und Jugendschriftenwesens interessieren. Die neue Bewegung hat seit einigen Jahren schon nicht nur einen Teil des deutschen Verlagshandels ergriffen, eine nicht unbeträchtliche Zahl von Künstlern und Dichtern haben ihre Kunst in den Dienst der Jugenderziehung gestellt. Vor allem der Verlag von Hermann und Friedrich Schaffstein in Köln a. Rh. hat viele Künstler dazu angeregt, und so erscheinen dort fast Jahr für Jahr Bilderbücher und Jugendschriften, die nach Inhalt und Ausstattung zu dem besten gehören, was heute auf diesem Gebiete erscheint. Auch in diesem Jahre hat der rührige Verlag den Büchermarkt reichlich beschickt. Von den Bilderbüchern von K. F. von Freyhold sind bis jetzt zwei Bände: „Tiere“ und „Sport und Spiel“ erschienen, die sich beide durch einfache Zeichnung in kindlicher Manier und kräftiges, leuchtendes Kolorit in ungebrochenen Farben auszeichnen. Für etwas größere Kinder eignet sich „Strabantzerchen“, Bilder und Reime von Hans von Volkmann. Auch die Bilder dieses Buches zeigen einfache Zeichnung und leuchtendes Kolorit, aber sie haben mehr Leben, mehr von der Wirklichkeit in sich. Es sind ganz köstliche Blätter dabei wie das erste: Engelchen — Bengelchen, Im Tannenwald u. a. In den Reimen freilich ist manchmal eine gesuchte Naivität, die etwas läppisch wirkt. Das ist es ja, was den modernen Kinderliederdichtern so häufig fehlt, daß man den Alten: Hey, Güll u. a. den Vorzug geben muß: sie gebärden sich wohl wie Kinder, aber den echten kindlichen Ton wissen sie nicht zu treffen. Vielleicht ist unsre Zeit zu naiv für solche Kunst. Mir will scheinen, als ob der obenerwähnte K. F. von Freyhold in seiner Manier, kindlich-eckige Konturen zu zeichnen, auch manchmal ein wenig zu weit ginge. Trefflich kommt freilich diese Einfachheit seinen Malbüchern zu statten, die z. Tl. dieselben Bilder bringen, wie die oben erwähnten. In diesen Malbüchern, die ein Tummelplatz für die Freude der Kinder an der Farbe und für ihren Tätigkeitstrieb sein wollen, ist nur das erste Bild koloriert, von den übrigen sind nur die Umrißlinien gegeben, damit die Kleinen nicht mehr bloß mechanisch kopieren, sondern wirklich selbständig malen.

Auch der Verlag von Jos. Scholz in Mainz, der seit einigen Jahren eine rührige Tätigkeit auf dem Gebiete der Bilderbuchliteratur entfaltet und vor allem bestrebt ist, beste Kunst für billigsten Preis zu liefern, bringt Malbücher auf den Weihnachtsmarkt. Zu zweien hat kein Geringerer als Hans Thoma prächtige schlichte Landschaften aus dem Schwarzwald und der Gegend um Frankfurt a. M. gezeichnet. Da sind Blätter dabei, die trotz ihres einfachen Kolorits jeden Erwachsenen entzücken. Zwei andere Bändchen bringen „Haustiere", ein fünftes ist ein „Postkartenmalbuch" mit Zeichnungen von Hans Thoma. Dieses Heftchen ermöglicht den Kindern, ihre Malversuche als Kartengrüße an liebe Verwandte und Bekannte zu senden, und wird ihnen gewiß viel Freude bereiten. Auch zwei größere Bilderbücher bringt derselbe Verlag auf den Markt: in „Backe, backe Kuchen" hat Franz Jüttner zu altbekannten lieben Kinderreimen schöne Bilder gezeichnet, die geeignet sind, viel Freude zu machen. Ein besonders gelungenes Blatt ist das vom Mond und den Schäfchen. In den zwei Bänden: „Kindersang — Heimatklang" bringt der Verlag alte liebe deutsche Kinderlieder mit Noten und Bildern. Letztere zeichnete Ernst Liebermann. An dem Buche muß man von dem wirkungsvollen Vorsatzpapier an bis zum letzten Blatte seine helle Freude haben. Liebermanns Bildschmuck muß hervorragend genannt werden. Der Maler hat es verstanden, in Linie und Farbe die gemütvolle Innigkeit, die Schlichtheit und Wärme, die herzliche Fröhlichkeit und Naivität unserer deutschen Kinderlieder voll aufklingen zu lassen.

Der Verlag von H. u. F. Schaffstein in Köln a. Rh. bringt einen alten, lieben Bekannten, mit dem manche von uns groß geworden sind: „Fünfzig Fabeln für Kinder von Wilh. Hey. Mit 50 Bildern, gezeichnet von Otto Speckter." An diesem Buche sieht man so recht, daß echte Kunst niemals alt wird, man freut sich immer wieder an ihr, und auch unsern Kindern ist sie immer aufs neue ein Quell des Entzückens. Wie voll und rein die Speckterschen Bilder mit den Fabeln Heys zusammenklingen, das könnte manchem unserer modernen Kinderbuchmaler zum Vorbild dienen. Unter dem Titel: „Steht auf, ihr lieben Kinderlein" haben zwei Berufene: Gustav Falke und Jakob Loewenberg eine Auswahl von Gedichten aus älterer und neuerer Zeit für das jüngere Kindesalter herausgegeben, die sowohl in der Auslese als auch in der typographischen Ausstattung als wohl gelungen und empfehlenswert bezeichnet werden kann. Es ist diese Anthologie gleichsam ein Vorsaal zu der für reifere Kinder bestimmten: „Vom goldnen Überfluß", die Jak. Loewenberg vor einigen Jahren herausgab. Ein lustiges Kinderbuch hat Otto Julius Bierbaum im Schaffsteinschen Verlage erscheinen lassen: „Zäpfel Kerns Abenteuer. Eine deutsche Kasperlegeschichte." Das Buch, von Arpad Schmidhammer mit 65 Zeichnungen geschmückt, ist gar amüsant zu lesen und eine wertvolle Bereicherung unsrer etwas armseligen humoristischen Kinderliteratur. Leider ist die im übrigen sehr eigenartige und geschmackvolle Ausstattung des Buches für Kinder nicht sonderlich geeignet, da sie zu empfindlich ist.

Bei Schaffstein erscheinen seit einigen Jahren „Volksbücher für die Jugend", die eine Reihe älterer, für die Jugend geeigneter Werke bringen und sich sowohl durch sorgfältig bearbeitete Texte, als auch durch vornehme typographische Ausstattung auszeichnen. Es sind bis jetzt etwa 30 Bände erschienen, darunter der Don Quichote in der Tieckschen Übersetzung, Gullivers Reisen, Till Eulenspiegel in guter Bearbeitung, vier Bändchen Erzählungen aus Tausend und eine Nacht, drei Bändchen Rübezahlerzählungen von Musäus, Schwabs Schildbürger, drei starke Bände Lederstrumpferzählungen und die Erzählung: Die beiden Seelöwen von Cooper, Der Löwe von Flandern von Hendrik Conscience, Der Pirat von Marryat und die Schatzinsel von Stevenson. Der Till Eulenspiegel ist auch in einer von J. H. Ramberg mit 39 Illustrationen geschmückten Ausgabe erschienen, und der Don Quichote wurde von A. Schroedter mit fünf Originalradierungen geschmückt. Diese beiden Prachtausgaben sind schöne Geschenkwerke, denen weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Schon im vorigen Jahre wies ich auf das von Ernst Weber bei Georg D. W. Callwey in München herausgegebene Sammelwerk: „Der deutsche Spielmann" hin. Es sind inzwischen weitere Bände dieses von ersten Künstlern geschmückten, empfehlenswerten Werkes erschienen: „Gute alte Zeit", Bildschmuck von R. Schiestl, „Himmel und Hölle", Bildschmuck von Jul. Diez, „Stadt und Land", Bildschmuck von J. B. Cissarz, „Bach und Strom", geschmückt von Ernst Liebermann, und „Heide", Bildschmuck von Adalbert Holzer.

Auch der Verlag des Lehrerhausvereins für Oberösterreich hat seine Sammlung von Jugendschriften vermehrt. Es sind dieses Jahr erschienen: „Katzensilber" von Adal-

bert Stifter, „Michael Kohlhaas von Kleist, „Herzog Ernst“ von Schwab und eine kleine Kinderanthologie: „Ernstes und Heiteres“, ausgewählt von Wiesenberger. Die Bücher sind gut ausgestattet und von guten Künstlern mit vornehm wirkenden zum Teil farbigen Illustrationen geschmückt.

Die Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek, die der Verlag von G. J. Manz in Regensburg erscheinen läßt, ist gleichfalls fortgesetzt worden. Es sind erschienen: Dr. Friedr. K. Knauer: Die Tierwelt unsrer Süßwasser-Aquarien; Herm. Hofbauer: Königin Sonne und ihr Hofstaat; Dr. Jg. Familler: Gärten der Unterwelt; H. Hower: Aus der Welt des Wassertropfens; R. Handmann: Mikroskopische Bilder aus dem Zellenleben und der niederen Pflanzenwelt; R. Handmann: Mikroskopische Bilder aus der höher organisierten Pflanzenwelt; Vital Jäger: In der Gebirgswelt Tirols; Dr. Karl Wald: Lebensbäume.

Für schlesische Kinder möchte ich noch ein Büchlein „Schlesische Sagen“ von Heide Exner (Breslau, Priebatschs Buchhandlung) empfehlen, das im Auftrage des Breslauer Prüfungsausschusses für Jugendschriften herausgegeben wurde. Das Büchlein ist von Arnold Busch mit hübschem Buchschmuck versehen worden. Die Sagen sind gut ausgewählt und ansprechend erzählt. Mühelos hätten sie sich freilich vermehren lassen, und ich hoffe, daß recht bald ein zweites Bändchen dieses erste ergänzt und erweitert. Oberschlesien ist fast gar nicht vertreten. Dagegen hätten die sechs Rübezahlgeschichten gut wegbleiben können. Rübezahl hat nie im Volksbewußtsein gelebt, und wenn man heute Spuren von ihm im Volke des Riesengebirges findet, so ist dies nur auf Einflüsse von Schule und Lektüre zurückzuführen. Die Rübezahlerzählungen vermittelt man der Jugend am besten in der Form, die Musäus ihnen gegeben hat.





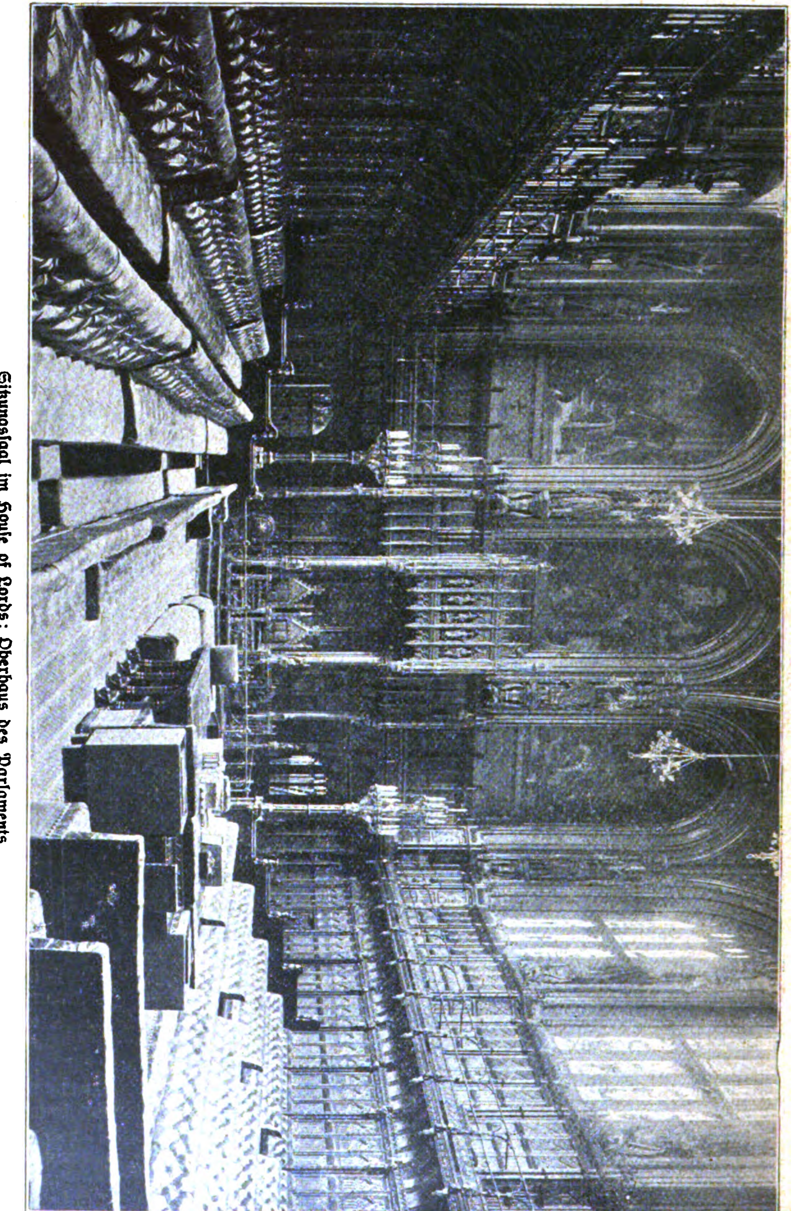
Illustrierte Bibliographie.

Londoner Skizzenbuch von A. Rutari. Mit elf ganzseitigen Abbildungen. — Leipzig, Ludwig Degener.

In dem vorliegenden Werke entwirft der Verfasser in 28 Skizzen ein vortreffliches, fesselndes Bild von dem Leben und Treiben Londons, dieser Metropole der Welt. Das Buch ist nicht ein einfacher Fremdenführer, sondern es repräsentiert ein Spiegelbild des mächtig pulsierenden Lebens Londons in sozialer, künstlerischer und politischer Beziehung. Als scharfer Beobachter schildert der Verfasser, feindurchdacht, auf den verschiedensten Gebieten die Eindrücke, die er in London empfangen hat. Bei der Reichhaltigkeit des Stoffes können im Nachstehenden von den Skizzen nur einzelne zur Charakterisierung des Buches herausgegriffen werden. Den Verfasser führte seine Reise längs des Rheins, via Bingen — Köln, zur Überfahrt nach dem englischen Inselreiche. Von der Station Holborn-Viadukt, die dicht am Eingang der City, mitten in der Stadt gelegen ist, betrat der Verfasser das Londoner Pflaster. Da es noch früh am Tage war — vor 9 Uhr wird in London kein Laden geöffnet — konnte er sich noch einigermaßen restaurieren und danach seine Entdeckungsfahrt — ohne Führer — antreten. Die ersten Eindrücke, die er vom Londoner Straßenverkehr empfing, waren großartige. Hoch oben auf einem Omnibus begann er seine Tournee, zunächst Oxford Street hinunter durch verschiedene Straßen, weiterhin nach London-Bridge, auf deren breiter Fahrstraße der Verkehr der Wagen niemals aufhört und wo man alles, was man von London bewundert, vor sich hat. Herrlich ist der Blick Viktoria-Embankment von Charing-Croß-Bridge aus stromabwärts (s. Abbild.), alsdann die City, von der der Londoner mit Stolz spricht. — Der Verfasser bezeichnet im übrigen London in seinen Verkehrsmitteln als jämmerlich rückständig — Omnibusse, nichts als Omnibusse in einer Stadt, die auf der Höhe der Zeit stehen will, oder eigentlich richtiger gesagt, nicht stehen will. Interessant sind die Straßenbilder, die der Verfasser mit geschichtlichen Streiflichtern beleuchtet. Dabei zeigt er aber nicht nur die Licht-, sondern auch die Schattenseiten des Londoner Straßenlebens. So geordnet das letztere wohl auch im allgemeinen ist, so widerspricht es doch fast in allen Einzelheiten den in Deutschland herkömmlichen Einrichtungen. Wie oft, schreibt der Verfasser, haben wir uns einen Berliner Schutzmann gewünscht, mitten in das Gewühl Londons, um sein Erstaunen über alle die Späße und Willkürlichkeiten zu sehen und gegen dieselben nicht „einschreiten" zu dürfen. Der Verkehr ist ein ungeheurer. Woche für Woche dürften wohl mehr als 50 Personen überfahren und durchschnittlich vier durch den einen oder anderen Unfall tödlich verletzt werden. — In humoristischer Weise schildert der Verfasser eine Bierreise, ferner in weiteren Skizzen den englischen Hausstand, das Familienhaus und die englischen Dienstbotenverhältnisse, die einen guten Einblick in dieses, die Hausfrauen sehr interessierende Kapitel gestatten. Der Verfasser sah sich bald nach einem Sprachlehrer um, da ihm gleich bei der



Viktoria-Embankment von Charing-Croß-Bridge aus stromabwärts.
Mit Nadel der Cleopatra, ein wenig rechts dahinter Sommerset-House und rechts Dom von St. Pauls Cathedral.'
[Aus: „Londoner Skizzenbuch" von A. Rutari. — Leipzig, Ludwig Degener.



Sitzungssaal im House of Lords; Oberhaus des Parlaments.
Aus: „Londoner Skizzenbuch“ von A. Rutari — Leipzig, Ludwig Degener.

Ankunft in Dover klar geworden war, daß er in der Heimat, bei der „Miß“ herzlich wenig vom Englischen profitiert hat. Bei der Betrachtung, die er über die lateinische, französische und deutsche Sprache anstellt, gelangt er zu dem Resultat, daß die englische Sprache das richtige Werkzeug für den Humoristen sei. — Weiterhin geht der Verfasser näher auf den parlamentarischen Verkehr ein und gibt Aufklärung über die internen Verhältnisse der englischen Gesellschaft und die hauptsächlichsten Standesunterschiede. Ober- und Unterhaus befinden sich zwar in demselben stattlichen Gebäude, aber verglichen mit dem Prunk des Hauses der Lords (s. Abbild.), macht das Unterhaus einen nüchternen, geschäftsmäßigen Eindruck; es ist, als träte man aus dem guten Zimmer, das nur bei seltenen Anlässen geöffnet wird, in die Arbeitsstube. —

In sehr anziehender Weise schildert der Verfasser die sogenannte Season und das Badeleben. Das große Geheimnis, das die Londoner Season ausübt, liegt darin, daß sie nicht nur Vergnügungen huldigt, sondern zugleich mit dem politischen Leben verknüpft ist. „Es ist wirklich wert, eine Season über in London zu sein.“ Hochinteressant ist die Schilderung des British-Museum, dieser Schatzkammer und Pflegestätttte der Künste und Wissenschaften aller Völker und aller Zeiten. Der Lesesaal mit seinen 2½ Millionen Büchern und seinen inneren vortrefflichen Einrichtungen ist großartig. Der jährliche Zuwachs von Büchern beträgt mindestens 30 000. Hier im britischen Museum gelangt, wie der Verfasser schreibt, die jahrtausendalte Kultur, die Macht und der Reichtum des englischen Weltreiches zum Ausdruck. Weitere Skizzen umfassen das Londoner Kunstleben, das Studentenleben in England, Kirchen, Theater und die Presse. Auf das alles hier näher einzugehen, würde zu weit führen, nur bezüglich der Presse sei erwähnt, daß, wie der Verfasser nachweist, dieselbe sich im Laufe der Zeit in England sehr verändert hat. Heutzutage ist nicht mehr der Stenograph die wichtigste Person im Parlamentsstabe, der z. B. bei der Times aus 18 Berichterstattern besteht, sondern der Vorrang gebührt den politischen Mitarbeitern, die dem Gange der Verhandlungen im Parlament folgen und am nächsten Morgen einen fesselnden Überblick ihren Lesern darbieten. Zeitungen gibt es in Fleetstreet ringsherum. Da sind die Paläste der großen Tageszeitungen, da die Londoner Redaktionen der Provinzblätter, die es sich an zehntausend Pfund jährlich kosten lassen, einen guten Nachrichtendienst in der Hauptstadt des Landes zu unterhalten. — Zum Schluß sei noch mit einigen Worten der Deutschen in London Erwähnung getan. Schon vor tausend Jahren gab es in London eine deutsche Kolonie. Mit dem Aufblühen der Hansestädte wuchs auch der Umfang des deutsch-englischen Handels und damit das Ansehen der Deutschen in London. Dieselben repräsentieren ein buntes, aus vielen Elementen zusammengewürfeltes Völkchen, der Zahl nach gleichwertig der Einwohnerzahl einer Mittelstadt. Als Beispiel sei hervorgehoben, daß es „2000 deutsche Kellner, 3500 deutsche Dienstmädchen und ein halbes Tausend deutsche Erzieherinnen in London gibt.“ Was der Verfasser über dieses Kapitel schreibt, ist sehr beachtenswert. Wenn die Deutschen auch in der Achtung gewonnen haben, — in der Liebe kaum. Von einem Deutschenhaß in England darf aber füglich nicht gesprochen werden. Stellen doch die Führer der Nation die Deutschen den Engländern als Vorbild hin. Summa Summarum gewährt das vorliegende, vortrefflich ausgestattete, ziemlich umfangreiche Buch (292 S.) eine sehr interessante, anziehende und belehrende Lektüre und kann nur, zumal der Preis niedrig bemessen ist (brosch. 3 Mk. 20 Pf., gebd. 4 Mk.), bestens empfohlen werden.

K.

Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Titelbild. Berlin, Georg Reimer.

Das vor uns liegende Buch wird in gar vielen Lesern tiefes Bedauern wecken, daß der Begründer der Völkerpsychologie gleich seinem Freunde Berthold Auerbach in seinem arbeitsvollen, geistig und gesellig reich bewegten Leben nicht Muße fand, seine Erinnerungen selbst aufzuzeichnen. Was uns seine Schülerin und spätere Gattin bietet, sind lose aneinander gereihte Episoden, die kein einheitliches Ganzes bilden, und die sie seinen Erzählungen, wie ihren eigenen Tagebuchblättern dankt. Fraglos besitzt das Buch seine Vorzüge, und es wäre ungerecht, diese nicht auch hervorzuheben, aber sie werden nur zu sehr von den Schwächen überwuchert. „Weniger wäre mehr gewesen.“ In dem umfangreichen Werke — das Buch enthält mehr als 600 Seiten — verdrängt das Nebensächliche das Wichtige. Fraglos gehört Moritz Lazarus zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der zweiten

Hälfte des 19. Jahrhunderts; er ist viel geliebt, aber auch viel geschmäht worden. Wer ihn jemals kennen gelernt hat, der konnte sich dem Zauber seines Wesens nicht entziehen; mit dem Gelehrten und Forscher vereinigte er den liebenswürdigsten Weltmann, den geistvollen Causeur. Gleich seinem Freunde Berthold Auerbach hat man Lazarus, und nicht mit Unrecht wohl, der Eitelkeit geziehen. Jedoch „alles verstehen, heißt alles verzeihen". Getragen von der Liebe, Verehrung und Bewunderung der Zeitgenossen, ausgezeichnet durch die Gunst der Großen dieser Erde, der Freundschaft der Fürsten im Reiche des Geistes, ist ihre Eitelkeit nur zu sehr geschürt worden.

Lazarus hat die Gunst des Schicksals erfahren, mit den hervorragendsten Männern und Frauen seiner Zeit weit über Deutschlands Grenzen hinaus in mehr oder minder freundschaftlichen Beziehungen zu stehen. Wohin unser Blick fällt, überall grüßen uns die Träger großer Namen, neben Gottfried Keller und Berthold Auerbach Paul Heyse, dem er jedoch später entfrembet wurde; viele uns vertraute Gestalten ziehen an uns vorüber, Philosophen, Gelehrte, Dichter, Schriftsteller und Künstler.

Alle diese reichen Erinnerungen, die einen wertvollen Beitrag zur Zeitgeschichte bilden, würden den Leser jedoch bei weitem mehr fesseln und interessieren, hätte die Herausgeberin verstanden, ihre Mitteilungslust zu zügeln, Weitschweifigkeit und Kleinlichkeit zu vermeiden und in großen Zügen zu zeichnen. Indem sie jeder bedeutenden Persönlichkeit, der Lazarus auf seinem Lebenswege begegnete, einen mehr oder minder langen Lebensabriß beifügt, erscheint das Buch zu seinen Ungunsten wie ein Nachschlagewerk. Und hier zeigt sich uns eine empfindliche Lücke. Man kann sich das Dioskurenpaar Lazarus und Steinthal, das durch gemeinsame geistige Arbeit, durch innige Freundschafts- und Familienbande eng verknüpft, ein halbes Jahrhundert lebte und wirkte, stets nur vereint denken. Dem großen Gelehrten, der Lazarus durch seine Art gewissermaßen ergänzte, ein direktes Kapitel zu widmen, hat die Herausgeberin verabsäumt. Berührt es den Leser schon wenig wohltuend, daß sie ihrer anbetenden Bewunderung für ihren Lehrer und späteren Gatten in überschwenglichster Weise Ausdruck verleiht, indem sie jedes Lächeln registriert, so wirkt es geradezu abstoßend, daß seine intimsten Familienangelegenheiten, über die er einen Schleier breitete, in so wenig pietätvoller Weise vor das Forum der Öffentlichkeit gezogen werden. Wie verletzend muß die Anmerkung Seite 383 für die noch unter den Lebenden weilenden Angehörigen des Verewigten sein! Schreiberin dieser Zeilen, die zu ihren schönsten Erinnerungen zählt, Lazarus in seinen unvergleichlichen Vorträgen wiederholt bewundert, sich an seinen geistvollen Essays oft erfreut zu haben, hörte ihn bei einer Familienfestlichkeit am 24. Oktober 1882 von seiner „32jährigen fast idealen Ehe" sprechen!

Ungeachtet aller Mängel, die bei einer zweiten Auflage wohl vermieden werden dürften, seien diese Lebenserinnerungen allen denen warm empfohlen, welchen das deutsche Geistesleben am Herzen liegt. R. N.

Justinus Kerners sämtliche poetische Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Josef Gaismaier. (2 Vol.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Hebels sämtliche poetische Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Ernst Keller. (2 Vol.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

„Wer ist Kerner?" so wurde Referent von einem hoffnungsvollen Abiturienten gefragt, als er ihm die vorliegende Ausgabe des Dichters zeigte. Das Gebiet der Literaturgeschichte ist allerdings so groß, daß ihre eingehende Behandlung auf der Schule nicht möglich ist, wenn sie nicht bei bloßen Namen stehen bleiben will. Jene Frage ist daher durchaus verzeihlich, beweist aber auch gleichzeitig auf das treffendste die Notwendigkeit, die Werke unserer Dichter möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen. Daß dies jetzt in einem Maße wie noch nie zuvor geschieht, ist das Verdienst des Hesseschen Verlages. Wie alle Ausgaben, die aus ihm hervorgegangen sind, so enthält auch die vorliegende als Einleitung eine ausführliche Biographie des Dichters und ist schon darum als Ergänzung zu jeder Literaturgeschichte wertvoll. Die Ausgabe bietet eine vollständige Sammlung der poetischen Werke Kerners nebst 41 Abbildungen der „Kleksographien", jener nicht uninteressanten Spielerei des Dichters in seinem Alter. Ausgeschlossen sind mit Recht seine spiritistischen und medizinischen Abhandlungen, die ja auch höchstens für Spezialforscher Wert haben können. Ein Generalregister der Versanfänge sämtlicher Gedichte vermehrt die Brauchbarkeit dieser Ausgabe, die außerdem ein chronologisches übersichtliches Verzeichnis sämtlicher Schriften Kerners auch für den Fachmann wertvoll macht.

Mit dieser Ausgabe Kerners erschienen gleichzeitig Hebels sämtliche poetische Werke nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe, herausgegeben von Ernst Keller.

Die Vorzüge Hebels als Erzähler zu schildern, ist überflüssig; wer hätte sich nicht in seiner Jugend an ihm erfreut und kehrte nicht aus der Stickluft der modernen „Seelenromane" auch jetzt noch gern hin und wieder in die reine und würzige Landluft seiner Erzählungen und seiner Alemannischen Gedichte zurück! Das nicht immer leichte Verständnis dieser Gedichte für den norddeutschen Leser vermittelt der Herausgeber in geschickter Weise durch eine kurze, doch ausreichende grammatische Anweisung und ein hinreichend ausführliches Wörterverzeichnis. Als besonders verdienstlich möchte Ref. die Aufnahme der Biblischen Geschichten bezeichnen; sie sind wohl noch nie so dem kindlichen Verständnis angepaßt und nahegebracht erzählt, wie von Hebel.

Daß bei beiden Ausgaben, der von Kerner wie von Hebel, trotz des geringen Preises im Verhältnis zu dem Gebotenen, die Ausstattung ganz vorzüglich ist, bedarf für den Kenner des Hesseschen Verlages kaum der Erwähnung. H. Sch.

Bibliographische Notizen.

Das Leben der Pflanze. Von R. H. Francé. Lieferung 7—13. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh.

Die vorstehenden Lieferungen gehören zum ersten Teil: „Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer." Wie schon bei der Besprechung der zuerst erschienenen sechs Lieferungen an dieser Stelle bemerkt worden ist, handelt es sich um ein auf dem Gebiete der populären Pflanzenkunde großangelegtes Werk, in ähnlichem Sinne, wie auf dem Gebiete des Tierlebens „Brehm" sein Werk geschaffen hat. Aus dem Inhalt der genannten Lieferungen seien einzelne Kapitel hervorgehoben, um daraus den Gang erkennen zu lassen, den der Verfasser bei seiner Bearbeitung des außerordentlich umfangreichen Stoffes verfolgt. Da werden zunächst die Pflanzengallen (Cecidien) besprochen, die ein schwieriges Kapitel darbieten, ferner die Rolle, welche die Schnecken im Pflanzenleben spielen, die Anpassung der Tiere, die Wirkung der Gifte, das Zusammenleben der Pflanzen als ökologischer Faktor, die Empfindung und das Gesellschaftsleben der Pflanzen u. s. w. Was der Verfasser bei dem letzterwähnten Kapitel über den naturwissenschaftlichen Unterricht und über die Pflichten der Botanik sagt, ist sehr beachtenswert. Überhaupt ist die ganze Darstellung höchst klar und anziehend, immer erläutert durch recht gute Abbildungen, so daß das vortrefflich ausgestattete Werk hiermit wiederum aufs beste empfohlen sei. K.

Beiträge zu einer Nationalbiologie. Nebst einer Kritik der methodologischen Einwände und einem Anhang über wissenschaftliches Kritikwesen. Von Dr. Schallmayer. Jena, Costenoble.

Wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, hat er den obigen Titel in der Absicht gewählt, der Nationalökonomie die Nationalbiologie gegenüberzustellen. Als ein gründlicher Kenner aller einschlägigen Verhältnisse behandelt er diese in nachstehenden vier Kapiteln: „Die Bedeutung der Naturwissenschaft für den Wettkampf der Völker und die geringe offizielle Bewertung naturwissenschaftlicher Bildung, naturwissenschaftliche Gesichtspunkte der theoretischen Sozialwissenschaft, Biologische Politik und schließlich Kampf gegen den Naturalismus oder Monismus in der Gesellschaftslehre." Ein Anhang enthält Tatsachen und Reflexionen über unser Kritikerwesen. Das Buch ist außerordentlich klar und prägnant geschrieben, es will aber studiert, nicht bloß flüchtig gelesen sein. Man folgt mit Interesse den Darlegungen des Verfassers, der ganz auf dem Standpunkt der Neuzeit steht und für die möglichste Ausbreitung naturwissenschaftlicher Denkweise eintritt. Wenn man auch nicht zu jeder Auffassung des Verfassers, z. B. im Kapitel Sozial- resp. Rassendienst (S. 68 resp. S. 96), Ja und Amen sagen kann, so tut es doch der sehr gehaltreichen Arbeit des Verfassers keinen Abbruch. K.

Der Magnetismus in Wissenschaft und Kirche. Von Henry Edward Jost. Berlin, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.

Das vorliegende Heft ist der 5. Band der Kollektion vorgenannten Verfassers. Der Band gliedert sich in 2 Teile. Im 1. Teil behandelt der Verfasser die nachstehenden Kapitel: „Der Magnetismus in der mittelalterlichen Kirche, der Magnetismus in der modernen Philosophie, der Mesmerismus, der mißbrauchte Magnetismus, der Magnetismus des Haschischrausches im Orient, der Magne-

tismus der Ekstase und der Andacht und schließlich der Kampf zwischen Wissenschaft und Kirche im Mittelalter." Der 2. Teil enthält als Thema: „Die Weltseele der Philosophie und Erfahrung als Übergang zwischen Kirche und Wissenschaft." Während im ersten Teil der Verfasser nachweist, wie Kirche und Wissenschaft sich zwar in gleicher Weise, aber mit ungleichem Erfolge des Übersinnlichen (Magnetismus oder Hypnotismus) bemächtigt haben, zeigt er im zweiten Teil, wie die Wissenschaft im besonderen das Erbe der mehr und mehr verfallenden Kirche angetreten und wie sich schließlich der jugendliche Protestantismus mit der Wissenschaft vereinigt hat. Die Ausführungen des Verfassers beanspruchen besonderes Interesse, namentlich wären hervorzuheben seine Deutungen des Traumes, ferner das, was er über den Magnetismus der Ekstase in der Andacht und über den Kampf zwischen Wissenschaft und Kirche im Mittelalter sagt.
K.

Aus der modernen Weltanschauung. Leitmotive für denkende Menschen. Herausgegeben von Dr. Julius Reiner. Hannover, Otto Tobias.

Der Verfasser bezeichnet sehr richtiger Weise sein Werk, in welchem er Zitate der größten Denker über die wichtigsten, den denkenden Menschen beschäftigenden Dinge gesammelt hat, als einen „philosophischen Büchmann". In sechs Kapiteln: „Mensch und Natur, Leben und Tod, ethische Fragen, religionsphilosophische Probleme, Erkenntnistheorie, Staat und Gesellschaft" hat der Verfasser aus den Werken eines Kant, Fichte, Huxley, David Strauß, Darwin, Haeckel, Schopenhauer, Hartmann, Spencer, Spinoza, Nietzsche u. a. m. eine interessante Zusammenstellung geliefert, die es wesentlich erleichtert, in kurzer Zeit und ohne große Mühe das Wesentlichste aus der modernen Weltanschauung kennen zu lernen. Der denkende Mensch erhält dadurch eine wirkliche Anregung, sich mit diesen hochwichtigen Fragen zu beschäftigen, und es ist sehr anzuerkennen, daß der Verfasser sich einer so mühsamen Arbeit unterzogen hat.
K.

Vorlesungen über Menschen- und Tierseele. Von Wilhelm Wundt. 4. Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.

Zum Lobe dieses Büchleins etwas öffentlich zu äußern, mag dem gebildeten Leser ebenso beleidigend erscheinen, wie etwa Belehrungen über Beethovens musikalisches Talent. Es hieße die eigne Stellung gründlich verkennen, wenn sich der Berichtende zu ungerufenen Urteilen verleiten lassen wollte. Wer ins Reich der wissenschaftlichen Seelenkunde eindringen will, kann Wundt als Leitenden nicht wohl, ohne auf die besten Erziehungselemente unserer Zeit Verzicht zu leisten, umgehen oder missen. — Die neue Auflage dieses anmutig-gefälligsten, wissenschaftlichen Werkes bringt als willkommene Vervollständigung auch ein vorzügliches Nachschlageverzeichnis.
H. L.

Über den physiologischen Stumpfsinn des Mannes. Von Max Freimann. Berlin und Leipzig, Curt Wigand.

Schon aus der bloßen Überschrift des Buches kann man sofort den Schluß ziehen, daß es sich um eine Entgegnungsschrift auf das, auch an dieser Stelle besprochene Buch des Dr. Möbius „über den physiologischen Schwachsinn des Weibes" handelt. Wer aber glaubt, eine auf wissenschaftlicher Basis ruhende, streng sachliche Entgegnung zu treffen, der wird sich arg enttäuscht fühlen. In einem derartigen Ton, wie ihn in dem vorliegenden Buche der Verfasser anzuschlagen beliebt hat, bewegen sich sonst wissenschaftliche Auseinandersetzungen nicht. Es muß daher hier auch auf eine eingehende Besprechung verzichtet werden. Zur Kennzeichnung der ganzen Art und Weise, wie der Verfasser bemüht ist, die Möbiussche Schrift verächtlich zu machen, sei erwähnt, daß sogar Stil und Grammatik in geradezu lächerlicher Weise bemängelt werden, und das schreibt ein Verfasser, der z. B. auf S. 15 einen Satz konstruiert, der, sage und schreibe, 22 Zeilen lang ist. Zieht der Verfasser im ersten Teil auf Dr. Möbius und die Ärzte in maßloser Weise los, so ergeht er sich im zweiten Teil in allerhand Schmähung und Verächtlichmachung des männlichen Geschlechts. Der Ausspruch: „le ton fait la musique" bewährt sich hier in seiner ganzen Wahrheit. Für solche Musik aber muß doch gedankt werden.
K.

Aus Busch und Steppe. Afrikanische Expeditionsgeschichten von Adolf von Tiedemann. Mit 57 Textillustrationen von R. Hellgrewe. Berlin, Winkelmann & Söhne.

Der Verfasser erzählt in anziehender Weise von seinen Erlebnissen, die er in den Jahren 1889/90 als einziger weißer Begleiter des Dr. Peters bei der von diesem geleiteten Emin-Pascha-Expedition durchgemacht hat. Bekanntlich hatte sich Emin Pascha in der Äquatorial-Provinz mehrere Jahre gegen den vorrückenden Mahdismus

gewehrt, und es galt damals ihm durch besondere Expeditionen zu Hülfe zu kommen. In einzelnen Kapiteln schildert der Verfasser seine verschiedenen Abenteuer und die dabei überstandenen Gefahren. Schlimm war die Expedition im Massailande, wo das Weihnachtsfest verlebt wurde. Der Massaistamm ist der gefürchtetste, tapferste und brutalste aller afrikanischen Stämme. Mit der Fahrt auf dem Njansasee schließt das gut ausgestattete, mit zahlreichen Illustrationen versehene, interessante und empfehlenswerte Buch. K.

Die Oden des Quintus Horatius Flaccus in freier Nachdichtung von Alfred Hesse. — Hannover, Schmorl und von Seefeld Nachf.

Die Philologen werden an dem Buche wohl mancherlei auszusetzen haben. Und doch sollten gerade die Philologen es dankbar anerkennen, daß der Verfasser versucht hat — und zwar mit vielem Geschick und Glück —, einen ihrer Lieblinge auch weiteren und weitesten Kreisen schmackhaft zu machen. Durch ihre schöne, wohllautende, fließende Sprache, durch ihre glatten Reime erscheinen Hesses Übertragungen der horazischen Oden überaus anmutsvoll und wirken fast wie moderne Gedichte. In der Tat sind es nicht eigentlich Übersetzungen, sondern „freie Nachdichtungen“, bei denen nicht nur die äußere Form der Oden in ein neuzeitliches Gewand gekleidet (die alten Versmaße sind in moderne, gereimte verwandelt), sondern auch die Ausdrucksweise, bisweilen die einzelnen Gedanken, unserem heutigen Empfinden entsprechend umgestaltet ist. Dadurch hat die Lesbarkeit und Verständlichkeit der Oden naturgemäß sehr gewonnen, während andererseits der eigenartige Reiz, den oft gerade die Knappheit und Schärfe der Originale gewährte, verloren gegangen ist. Das möge an einem einzigen Beispiele klar werden. Wie wuchtig und kraftvoll und erhaben klingen die Worte:

Exegi monumentum aere perennius
Regalique situ pyramidum altius

gegenüber der weichen und weitschweifigen Übersetzung:

Ich hab' ein Denkmal mir errichtet,
Das hoch zum Raum der Sterne strebt
Und Prachtgebäude, stolz geschichtet
Aus Erz und Marmor, überlebt.

Gleichwohl, — wer in seiner Jugend nicht Gelegenheit hatte, die Bekanntschaft des Horatius Flaccus zu machen, wird mit viel Vergnügen und Freude diese Nachdichtungen lesen und mit Staunen erkennen, ein wie liebenswürdiger, geistvoller und — trotz aller neueren Lyriker — bedeutender Dichter jener alte Römer gewesen ist. Wem aber von der Schulbank her die Oden vertraut sind, dem wird es bei der Lektüre wohl gehen wie dem Referenten: längst verblaßte Erinnerungen werden in ihm auftauchen und ihn veranlassen, seine alte lateinische Horaz-Ausgabe wieder hervorzusuchen und die schönsten Stücke auch in der Ursprache sich wieder einmal vorzuführen. Und auch für diesen Erfolg seiner hübschen Gabe wissen wir dem Übersetzer Dank.
S. B.

Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgeber Hermann Graef. Heft 1—6. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Die „Beiträge zur Literaturgeschichte“ bestehen aus einer Reihe von Einzelschriften in Heften im Umfange von 1—3 Bogen; jedes Heft enthält die abgeschlossene Darstellung eines literarischen Gebietes. Sie sind wohl weniger dazu bestimmt, dem zünftigen Literarhistoriker Neues zu bieten, als vielmehr dem Literaturfreunde Anregung zu gewähren und die landläufigsten Literaturgeschichten zu ergänzen. So bietet z. B. das 1. Heft eine neuer Gesichtspunkte nicht ermangelnde Untersuchung über Schillers Romanzen in ihrem Gegensatze zu Goethes Balladen; das 3. Heft behandelt in anregender Weise Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring der Nibelungen; das 4. Heft würdigt Th. Storm als Lyriker; im 6. Heft gibt Wildenbruch eine sehr beachtenswerte Darstellung des deutschen Dramas, seiner Entwicklung und seines gegenwärtigen Standes. Der Herausgeber, Hermann Graef, hat jedenfalls mit diesen „Beiträgen“ ein verdienstvolles Unternehmen ins Werk gesetzt, das die Unterstützung aller Literaturfreunde verdient. H. Sch.

Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Cottasche Bibliothek der Weltliteratur, Stuttgart und Berlin.

Bis jetzt liegen von den sechs geplanten Bändchen — es sind die bekannten hübschen Leinenbände der Cottaschen Sammlung, die einzeln zu haben sind — die drei ersten vor; sie umspannen den Zeitraum von (1) 1764 bis 79, (2) 1780—88, (3) 1788—97. Man kann mit armseligen Worten den tiefen, wundervollen, unendlichen Wert der Briefe nicht schildern. In der Hellenschen Sammlung besitzen wir eine überaus er-

freuliche Darbietung dieser unerschöpflichen Reichtümer. Man kann wohl sagen: es gibt nichts menschlich Beglückenderes, keinen höheren Ausdruck allerherzlichsten Menschentums, als Goethes Briefe. Das alberne Gerede von seinen unerklärlichen Fehlern und Schwächen wird durch den Anblick der göttlichen, ewig trostreichen, so seltsam jedem Innersten verständlichen und urverwandten Persönlichkeit stets aufs neue mit der himmlischesten Liebesübermacht entkräftet. H. L.

Schiller. Von Theobald Ziegler. Mit einem Bildnis Schillers von Kügelgen. (Aus Natur und Geisteswelt 74. Bdch.) Leipzig, Teubner.

Der feinsinnige Verf. der „Geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" ist wohl wie kein anderer berufen in einem kurzen Lebensabriß Schillers Bedeutung nach allen Seiten gerecht zu werden. Daß das rein Biographische dabei zurücktritt, ist kein Fehler, denn dadurch gewinnt der Verf. Raum für eine Würdigung der Schillerschen Werke, deren Analyse in der gebotenen knappen Form bisher unübertroffen ist. Die Heliogravüre des Kügelgenschen Schillerbildnisses mag als seltene Zierde des Büchleins noch besonders hervorgehoben werden. H. Sch.

Tolstoj-Buch. Ausgewählte Stücke aus den Werken Tolstojs. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Mit Tolstojs Bildnis. Berlin, Franz Wunder.

Das Buch soll keinen vollständigen Abriß, kein System der Lehre Tolstojs darstellen, es will nur die Bedeutung des Dichters feststellen. Diese beruht auf der Klarheit seines Lebensverständnisses, auf der Wahrheit, Lauterkeit und Männlichkeit seines Charakters. Mit dem prophetischen Ernst und Eifer eines Reformators predigt er praktische Moral und lebendige Nächstenliebe, bringt er in die Tiefe der russischen Volksseele und weist nach, was ihr not tut. Der Herausgeber erreicht seine Absicht weder durch eine Sammlung von weisen Aussprüchen, Aphorismen, Sentenzen, noch durch abgeschlossene Werke, sondern durch leicht verständliche, in sich abgerundete Stücke, welche zugleich nach Inhalt und Darstellung geeignet sind, ein richtiges Bild von ihrem Verfasser zu geben. Der Inhalt zerlegt sich in drei Gruppen. Die erste und größte ist autobiographisch. Sie besteht aus einer Reihe von Szenen, welche zumeist den großen Romanen: Lebensstufen, Auferstehung, Krieg und Frieden, Anna Karenina entnommen sind und einen Überblick über die Hauptmomente des Lebens, über die großen Etappen der Entwickelung Tolstojs gewähren: die Träume, Bestrebungen und Irrungen des Jünglings, die Flucht in den Kaukasus, die Gefahren und Schrecknisse des Krieges, endlich die Ruhe des Landlebens und das häusliche Glück. Daran schließen sich andere Typen, Skizzen, Charakterstudien aus dem russischen Volke. Auszüge aus den sozial ethischen und den theologischen Schriften bilden den letzten Teil. Dieser enthält besonders die sittlichen Grundsätze des Dichters und seine Gedanken über die Religion und über die Kunst. Die Texte sind durchweg den anerkannt guten Ausgaben des Diederichsschen Verlages (Jena) entnommen.

Wer Tolstoj kennen lernen möchte, aber nicht die Muße findet, sich in zahl- und umfangreiche Werke zu versenken, kann hier bequem und angenehm sein Verlangen befriedigen. N.

Rede auf Petrarca von Giosuè Carducci. Bearbeitet von Franz Sandvoß (Xanthippus). Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger.

Eine für jeden Petrarca-Verehrer jedenfalls lesenswerte und interessante Rede. H. Sch.

Camille Saint-Saëns. Harmonie und Melodie. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Vorwort von Wilhelm Kleefeld. Zweite Auflage. Mit einem Porträt Saint-Saëns'. Verlag „Harmonie", Berlin.

Saint-Saëns ist ein guter Musiker, ein eleganter und amüsanter Plauderer und nebenbei in musikalischen Dingen ein engagierter Franzose. Das vorliegende Buch enthält keine tiefgründigen Untersuchungen über musikalische Dinge, aber es liest sich gut, und man erfährt darin so manches, was sonst in Musikgeschichten oder Lexicis nicht zu finden ist. Am interessantesten ist Saint-Saëns da, wo er sich mit französischen Musikvorkommnissen beschäftigt; springt er hingegen auf deutsches Gebiet über, so vermögen wir ihm nicht mehr zu folgen. Den Ärger, daß die Wagnersche Musik in Frankreich immer mehr populär wird, kann er nicht verwinden, da er (und wohl nicht ganz mit Unrecht) befürchtet, der deutsche Meister sei für die nationale Richtung der französischen Musik der allergefährlichste Konkurrent. E. B.

Säbel und Feder. Zum sechzigsten Geburtstag Carl Baron Torresanis. Herausgegeben von Carl M. Danzer. Dresden, E. Piersons Verlag.

Der Titel dieser Festschrift ist glücklich gewählt. T. ist nicht allein Dichter, er ist auch Soldat; er führt ebenso leicht und sicher die Klinge wie die Feder. Schon als junger Oberleutnant erwarb er sich am 21. Juli 1866 bei Cimego durch einen tollkühnen Reiterangriff das Militär-Verdienstkreuz. Das interessante Buch stellt nicht nur dem Gefeierten, sondern auch den schöngeistigen Bestrebungen des Offizierkorps der k. k. Armee ein glänzendes Zeugnis aus. Es enthält zwei Abteilungen. Die erste gibt Ausdruck der Liebe und der Verehrung, die dem bekannten Verfasser der „Schwarzgelben Reitergeschichten", der „Schönen wilden Leutnantszeit" und anderer aus dem Soldatenleben herausgegriffenen Schilderungen seine Kameraden darbringen. In ihr vereinigen sich die erlauchtesten Namen des österreichischen Heeres. Die zweite Abteilung bietet als Huldigung der militärischen Dichtergenossen eine Anzahl literarisch wertvoller Beiträge. Auch Marie von Ebner-Eschenbach hat einige feine Aphorismen, und Detlev von Liliencron ein prächtiges Gedicht beigesteuert. N.

Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner. Fortsetzung: Marthas Kinder. Volks-Ausgabe. Dresden, E. Piersons Verlag. Preis Mk. 1.—

Bei der aktuellen, sich stets steigernden Bedeutung, welche die Friedensbewegung in jüngster Zeit gewonnen hat, muß es als recht angebracht erscheinen, wenn die Hauptwerke ihrer ersten Vorkämpferin, der Baronin Bertha von Suttner, durch wohlfeile Ausgaben auch den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden. Der Volksausgabe des Romans „Die Waffen nieder!" ist nunmehr eine solche der „Marthas Kinder" betitelten Fortsetzung gefolgt. Das Werk krankt an dem Grundübel jeder Fortsetzung eines von Haus aus als abgeschlossen gedachten Buches: die Idee, die ursprünglich originell und eigenartig war, verliert bei der Wiederholung naturgemäß an Reiz; bereits im ersten Werke von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet und behandelt, wird sie nunmehr über Gebühr ausgepreßt; und was damals gleichsam unbewußte Charaktereigentümlichkeit war, wird zur beabsichtigten Tendenz. Dies trifft auch bei „Marthas Kindern" zu. Während in dem früheren Buche die Friedensidee aus der Handlung direkt sich ergab, mit ihr gewissermaßen zusammenfiel, erscheint sie hier wie aufgepfropft; die friedens- und sozialpolitischen Erörterungen könnten von der eigentlichen Handlung des Romans ganz gut losgelöst werden, — und der künstlerische Wert dieser selbst ist doch nur ein beschränkter.

S. B.

Karl Domanig, Kleine Erzählungen. Zweite vermehrte Auflage. Kempten und München, Josef Köselsche Buchhandlung.

Diese kleinen Erzählungen aus Tirol wirken in ihrer schlichten Einfachheit erfrischend auf Geist und Gemüt und werden sicherlich einen großen Freundeskreis gewinnen. R. N.

„Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt . .!" Ein Preisausschreiben der „Gartenlaube". Leipzig, Ernst Keils Nachfolger, G. m. b. H.

Das im vorigen Jahre erlassene Preisausschreiben der „Gartenlaube" liegt nun als Buch vor uns und bietet eine solche Fülle des Interessanten und Belehrenden, daß wir es angelegentlichst als Festgabe für die gesamte deutsche Frauenwelt, insbesondere für Deutschlands Töchter empfehlen. Weibliches Heldentum zeigt sich uns auf diesen schlichten Blättern tief ergreifend. Es sind Selbsterlebnisse von Frauen und Mädchen, die durch unvorhergesehene Schicksalsschläge „vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt" sich mit Aufbietung aller ihrer geistigen und körperlichen Kraft, mit Fleiß und Eifer, Vorurteile besiegend, „durch Nacht zum Licht" durchgerungen, Versäumtes nachgeholt und für sich und die Ihrigen aus Trümmern eine neue Existenz aufgebaut, Lebensunterhalt nicht nur, sondern behaglichen Wohlstand gesichert haben. Möchten alle Eltern aus diesem trefflichen Buche die weise Lehre schöpfen, ihren Töchtern eine Ausbildung angedeihen zu lassen, die ihnen die Möglichkeit gibt, auf eigenen Füßen zu stehen, ihnen einzuprägen, daß redliche Arbeit den Menschen adelt, damit werden sie ihre Töchter am besten für alle Wechselfälle des Lebens vorbereiten. Aber auch Männern sei die Lektüre dieses Buches warm empfohlen; der Mut, die Energie, die Pflichttreue und das Zielbewußtsein dieser „vor den wirtschaftlichen Kampf gestellten" Frauen wird ihre Achtung für „das schwache Geschlecht" erhöhen, und sie werden das „gleiche Recht auf Arbeit" mehr und mehr anerkennen lernen. R. N.

Kind und Kunst. (Kinderwelt.) Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Herausg. Hofrat Alexander Koch. Darmstadt, Alexander Koch. II. Jahrgang. Heft 7 u. 8 (April u. Mai 1906).

Daß eine Vertiefung der Erziehung unsrer Jugend durch die Pflege der Kunst

angestrebt werde, ist eine Forderung der modernen ästhetischen Bewegung, die jeder denkende Erzieher als vollkommen berechtigt anerkennen muß. Es ist daher mit uneingeschränkter Freude zu begrüßen, wenn sich in der vorliegenden Monatsschrift ein Organ darbietet, das der Sammel- und Brennpunkt aller darauf hinzielenden pädagogischen Bestrebungen sein will.

Die Durchsicht der beiden Hefte, die ich zur Hand habe, überzeugt, daß die Zeitschrift tatsächlich ihr Programm mit Ernst und Geschick durchführt. Für Eltern und Erzieher ist sie in ihrem theoretischen Teile eine Fundgrube fruchtbarer Anregung, für die Kinder, denen man einen inhaltsreichen und sorgfältig ausgestatteten separaten Teil in die Hand gibt, muß sie eine Quelle der Erkenntnis des Schönen sein. Die ganze reiche Welt des Kindes ist hier berücksichtigt in ihrer Beziehung zur Kunst, und gerade diese Vielseitigkeit ist ein Hauptreiz der vornehm ausgestatteten Zeitschrift. — Wer sich für neue pädagogische Ziele interessiert und die Wege kennen lernen will, die wir unsre Kinder zum Verständnis für die Schöpfungen der Kunst und zur Betätigung der eigenen Schaffenskraft führen wollen, der wird von der Beschäftigung mit dieser Monatsschrift viel Freude und Nutzen haben. M. W.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Amerika im Spiegel seiner Romane. Von A. v. Ende. Das literarische Echo IX, 1 (Oktober 1906).

Bildungsroman, Der neuere deutsche. Von Herm. Anders Krüger. Westermanns Monatshefte 51, 2 (November 1906).

Braunschweig. Ein deutsches Städtebild von Prof. Gustav Bohnsack. I u. II. Westermanns Monatshefte. 51, 1 u. 2 (Oktober und November 1906).

Carl August auf dem Fürstentage in Dresden 1812. Von Hermann Freiherrn von Egloffstein. Deutsche Rundschau 33, 1 (November 1906).

Christlicher Malerei u. ihren Schöpfern, Von. Von Karl Muth. Hochland IV, 1 (Oktober 1906).

Dienstbotenfrage im alten Berlin, Die. Von Ernst Consentius. Preussische Jahrbücher 126, 1 (Oktober 1906).

Englische Porträt im achtzehnten Jahrhundert, Das. Von Cornelius Gurlitt. Kunst und Künstler V, 1 (Oktober (1906).

Familienblatt, Das, und die Literatur. Von Ernst von Wolzogen. Das literarische Echo IX, 3 (November 1906).

Geiger, Albert. Von Josef August Beringer. Das literarische Echo IX, 3 (November 1906).

Geschichte der Kriegskunst, Aus der. Von Hans Delbrück, Preussische Jahrbücher 126, 1 (Oktober 1906).

Goethes „Stella". Eine zusammenfassende Studie von Adolf Metz. Preussische Jahrbücher 126, 1 (Oktober 1906).

Grossherzog Friedrich von Baden in Versailles. 1—6. Die Grenzboten 65, 38—43 (20. Sept.—25. Oktob. 1906).

Haushofer, Max. Von Carry Brachvogel. Das literarische Echo IX, 1 (Oktober 1906).

Hebbel in seinen Briefen. Von Hermann Klammer. Preussische Jahrbücher 126, 1 (Oktober 1906).

Ibsen, Henrik. Allerlei Literarisches und Persönliches von Jessie Bröckner. Aus dem Dänischen von Ella Blom. Westermanns Monatshefte 51, 1 (Oktober 1906).

Jena. 1 und 2. Von H. J. Die Grenzboten 65, 41 u. 42. (11. u. 18. Oktober 1906).
— (14. Oktober 1806). Von Dr. Karl Lory. Die Umschau X, 42 (13. Oktober 1906).

Königin Luise im Kriege von 1806. Von P. Bailleu. Deutsche Rundschau 33, 1 (Oktober 1906).

Kulturbilder aus den Balkanstädten. Von Karl Dieterich. Die Grenzboten 65, 41 (11. Oktober 1906).

Kunst und Industrie. Von Friedrich Naumann. Kunstwart 20, 2 (Oktober 1906).

Kunstentwicklung und Volkskunst. Von F. Norikus. Monatsschrift für Christliche Sozialreform. 28, 10 (Oktober 1906).

Leibl und Courbet. Von J. Mayr. Kunst und Künstler V, 1 (Oktober 1906).

Maria Stuart. Die Katastrophe und die Kassettenbriefe. 1566—1568. Von Lady Blennerhassett. Deutsche Rundschau 33, 1 (November 1906).

Morelli, Domenico. Von Arnold Ruesch. Westermanns Monatshefte 51, 2 (November 1906).

Paganini, Niccolo. Von Goby Eberhardt. Bühne und Welt VIII, 23 (September 1906).

(Palm.) — Der deutsche Buchhändler Johann Philipp Palm im Leben und auf der Bühne. Von Prof. Paul Holzhausen. Bühne und Welt VIII, 24 (September 1906).

Das preussische Offizierkorps von 1806 im Lichte neuer Forschungen und Veröffentlichungen. Von Ludwig Kemmer. Die Grenzboten 65, 43 (25. Oktober 1906).

Prinzipien lyrischer Deklamation. Von Richard Dehmel. Das literarische Echo IX, 1 (Oktober 1906).

Professoren-Freundschaften. Mit ungedruckten Briefen von Justus v. Liebig, Friedrich Wöhler, A. W. v. Hofmann, Hermann Kopp und Wilhelm Weber. Von Dr. Adolf Kohut. Die Umschau X, 44 (27. Okt. 1906).

Programmusik, Zur Geschichte u. Ästhetik der. Von Eugen Schmitz. Hochland IV, 1 (Oktober 1906).

Saar, Ferdinand von. Nach persönlichen Erinnerungen von Adam Müller-Guttenbrunn. Bühne und Welt VIII, 23 (Sept. 1906).

Schiessen aus Küstenbatterien gegen Kriegsschiffe, Über das. Von W. Stavenhagen. Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens 1906, 10.

Schurz, Karl. Von J. Hofmann. Die Grenzboten 65, 39 (27. September 1906).

Shylock und Mephisto. Von Prof. Josef Kohler. Westermanns Monatshefte 51, 1 (Oktober 1906).

Stavenhagen, Fritz. Von Hans Franck. Kunstwart 20, 2 (Oktober 1906).

Über Strategie, besonders auch die Lehren Verdys. Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen. Die Gegenwart 35, 38 (22. Sept. 1906).

Vierländer Kunst. Von Dr. Max Sauerlandt. Westermanns Monatshefte 51, 1 (Oktober 1906).

Volkskunde und Volksleben. Von Karl Spiess. Die Grenzboten 65, 39 (27. September 1906).

Zeichenkunst im alten Ägypten, Die. Von Prof. Dr. A. Wiedemann. Die Umschau X, 40 und 41 (29. September u. 6. Oktober 1906).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Also sprach Shakespeare. Ein Brevier. Gesammelt und eingeleitet von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ament, Dr. phil. Wilhelm, Die Seele des Kindes. Eine vergleichende Lebensgeschichte. Mit 2 Tafeln, 43 Abbildungen im Text und 2 Vignetten von Erich Heermann. Stuttgart, Kosmos, Gesellsch. d. Naturfreunde. (Franckhsche Verlagshandlung.)

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross und anderen. 25. Band. Heft 1 und 2. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Arnold, Robert Franz, Europäische Lyrik. Übersetzungen und Eigenes. Wien, E. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner).

Avalos, J. M., Die Kunst, die spanische Sprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. 5. Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Beck, Carl, Der Schwedenkonrad. Eine Geschichte aus dem Neckartal. Berlin, Leonhard Simion Nachf.

Berner Rundschau. Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz. I. Jahrgang 1906. Heft 1. Bern, Dr. Gustav Grunau.

Bertz, Eduard, Der Yankee-Heiland. Ein Beitrag zur modernen Religions-Geschichte. Dresden, Carl Reissner.

Bildbetrachtungen. Arbeiten aus der Abteilung für Kunstpflege des Leipziger Lehrervereins. Herausgegeben vom Leipziger Lehrerverein. Leipzig, B. G. Teubner.

Boelitz, M., Allen zur Freude. Deutsche Kinderlieder seit Goethe. Illustriert von Ad. Jöhnssen, Carl Dotzler und Carl Schmidt. Nürnberg, E. Nister.

Bölsche, Wilhelm, Die Schöpfungstage. Umrisse zu einer Entwickelungsgeschichte der Natur. Mit zehn Bildern nach Originalzeichnungen von Heinrich Harder. Dresden, Carl Reissner.

— Im Steinkohlenwald. Mit zahlreichen Abbildungen von Rud. Öffinger. 6. Auflage. Stuttgart, Gesellschaft der Naturfreunde. (Franckhsche Verlagshandlung.)

Bormann, Edwin, Josephine und andere Sensationsgeschichten des Herrn Engemann, zu Babier gebracht. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

— Vom Stamme der Könige. Historischer Roman. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

— Vetter Gottlieb und andere Humoresken. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Brosswitz, F., Heinrich Laube als Dramatiker. Mit einem Bildnis des Dichters. Breslau, H. Fleischmann.

Camerer, J. W., Philosophie und Naturwissenschaft. Mit doppelseitig. Tafel u. 2 Abbild. im Text. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. (Franckhsche Verlagshandl.)

Damen-Kalender für gute und für schlimme Damen. Halle a. S., Carl Marhold.

Dante in einer Auswahl aus der „Göttlichen Komödie", der „Vita Nuova" und dem „Kanzoniere", herausgegeben und übersetzt von Richard Zoozmann. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Das grosse Welt-Panorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. VI. Jahrgang. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

De Jong-Otten, Frauen, die den Ruf vernommen. Roman. 2. Aufl. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur. Herausgegeben von Hans Kraemer. Lieferung 8 bis 10. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Deutsche, Der. Herausgeber: Adolf Stein. IV. Band. Heft 24. Berlin, Verlag des Deutschen.

Eastlake-Hesse, Beiträge zur Geschichte der Ölmalerei. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Erfindungen, Neueste, in Bild und Wort, unterhaltend und belehrend für jedermann, nützlich und vorteilbringend für Erfinder, Schutzinhaber, Industrielle und Gewerbetreibende. 1906. Heft 17. Leipzig, Patentanwaltsbureau Otto Sack.

Federn, Karl, Die Flamme des Lebens. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag.

Ferdinands, Carl, Im Sommergarten. Lieder und Märchen. Buchschmuck von Ernst Liebermann. Nürnberg, E. Nister.

Flor del Fango. Eine Blume aus dem Morast. Sittengemälde. Aus dem Spanischen des J. M. Vargas Vila. Deutsch von Emil Roth. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Frei, L., Kettenträger. Roman. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt (Hermann Ehbock.)

Fünfzig Melodien zu alten Kinderliedern, herausgegeben von M. Boelitz, illustriert von A. Jöhnssen. Nürnberg, E. Nister.

Ganghofer, Ludwig, Gesammelte Schriften. Volksausgabe. I. Serie. Lieferung 24 bis 31. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Gebhardt, Florentine, Mein Leben. Gesammelte Gedichte. 1. Auflage. Magdeburg-A., R. Zacharias.

Georges, Paul, Paradiesäpfel. Moderne Fabeln lustig anzusehn und gut davon zu essen. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Gerling, Fr. Wilh., Sigismund. I. Teil: Maria von Ungarn in fünf Akten. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. II. Band. Gedichte. 2. Teil. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

— Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 16. Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. IV. Jahrgang 1906. Heft 10 u. 11. Oktober, November. Münster i. W., Albert Ostendorff (Alphonsus-Buchhandlung.)

Graeser, Kurt, Die Vorstellungen der Tiere. Philosophie und Entwicklungsgeschichte. Berlin, Georg Reimer.

Hagemann, Carl, Worte Ruskins. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Halbach, Fritz, Romerike Berge. Elberfeld, Martini & Grüttefien.
Hausbücherei, Rheinische. Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Liesegang. Band 13: Fritz Philippi: Westerwälder Volkserzählungen. Band 1 u. 2. Mit Einleitung von Walther Schulte vom Brühl. Band 1: „Freibier." — Das Stoppelkalb. Wiesbaden. Emil Behrend.
Henzen, Wilhelm, Menschenopfer. Drama in drei Akten. Leipzig, Oskar Leiner.
Heyse, Paul, Victoria regia und andere Novellen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.
Hirschberg, Herbert, „Fehler". Dramatische Studie in drei Aufzügen. Strassburg i. E., Josef Singer.
Höcker, Gustav, Drei grosse Tondichter. Karl Maria von Weber, Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy. In biographischen Erzählungen. Mit drei Porträts. Glogau, Carl Flemming.
Hoffmann, Hans, Das Puppendorf. Lustige Reime. Mit vielen farbigen Bildern und Zeichnungen. Nürnberg, E. Nister.
Hübners, Otto, Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 55. Ausgabe für das Jahr 1906. Herausgegeben von Dr. Franz von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.
Jugend, Deutschlands. Illustrierte Wochenschrift für Knaben und Mädchen. Herausgeber Georg Gellert. III. Jahrgang Nr. 1. Oktober 1906. Berlin, Max Regenhardt.
Jugend- und Volks-Bibliothek, Naturwissenschaftliche. Bändchen 35 und 36. Regensburg, Verlagsanstalt von G. J. Manz.
Jungfräulichkeit? Una poenitentium. Frankfurt a. M.. Heinrich Demuth.
Jungmann, Max, Dornen. Berlin. Leonhard Simion Nachf.
Katalog Nr. 101 a. Deutsche Literatur seit 1750 bis auf die Neuzeit. Erstausgaben — Almanache — Zeitschriften. Berlin, Max Harrwitz.
Kielland, Alexander L., Sämtliche Novellen, übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. Leipzig, Georg Merseburger.
Klein-Hattingen, Oskar, Napoleon der Erste. I. Teil. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Kretzer, Max, Herbststurm. Erzählung. Berlin-Charlottenburg II. Verlag Eigen.
Kronfeld, Arthur, Sexualität und ästhetisches Empfinden in ihrem genetischen Zusammenhange. Eine Studie. Strassburg i. E., Josef Singer.
Kuh, Emil, Biographie Friedrich Hebbels. 2 Bände. Zweite unveränderte Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller.
Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 614 Abbildungen im Text und 41 Tafeln. Lieferung 26—30. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Külpe, Frances, Die Insel des Lebens. Märchen und Phantasien. Dresden, E. Piersons Verlag.
Kurz, Isolde, Gedichte. 4. und 5. Auflage. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Lie-Singdahlsen, O., Auf Rosnaes. Roman. Autorisierte Übersetzung von M. Janensch. Wien, Akademischer Verlag.
Magazin für Literatur des In- und Auslandes. Zugleich Fortsetzung der Monatsblätter für deutsche Literatur. 1906. Nr. 1. (Oktober.) Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal. Berlin, Otto Dreyer.
Marshall, Professor Dr. W., Naturgeschichte des Tierreiches. Nach Theodor Wood für die heranwachsende Jugend dargestellt. Mit elf farbigen Tafeln und 358 Abbildungen im Text. Nürnberg, E. Nister.
Maximilian, K., Hans Thorn. Ausschnitte aus einem modernen Lehrerleben. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Merker, Der. Literarisch-ästhetische Monatsschrift, herausgegeben von Ed. Philipp. 1906, I. Jahrgang. Heft 2. Molschleben i. Thür., Verlag des Merker (Ed. Philipp).
Moser, Tim, Los! Werdephantasieen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Münz, Dr. Bernhard, Friedrich Hebbel als Denker. Wien, Wilhelm Braumüller.
Musik-Mappe, Die. Band I. Heft 25. Tänze. Leipzig, W. Vobach & Co.
Nicolassen, Helga, Lebensnot. Aus dem Tagebuche einer Einsamen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Oechsler, Robert, Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt! Neue Dichtungen. Stuttgart, Verlag von Max Kielmann.
Osten, Der. 32. Jahrgang. Nr. 9. 10. Breslau, Georg C. Bürkner.
Presber, Rudolf, Spuren im Sande. Neue Gedichte. Mit Buchschmuck von H. M. Glatz. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.
Regener, Edgar Alfred, Worte Buddhas. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag,
Reuter-Kalender auf das Jahr 1907. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher.
Richter von der Rother, Lessing. Vom Laokoon zum Nathan. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.
Rosegger, Peter, Nixnutzig Volk. Eine Bande passloser Leute. Leipzig, L. Staackmann.
Rosner, Karl, Georg Bangs Liebe. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.
Rossbergscher Antiquariats - Katalog Nr. 6. Bibliothek Jos. Kürschner III. (Belletristik.) Leipzig, Rossbergsche Buchhandlung.
Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. XXIX. Jahrg. Heft 1. 2. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Salter, Siegbert, Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer. Band I. Heinrich Heine. Berlin, Arnold Heyne.
Salus, Hugo, Das blaue Fenster. Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Scheffel, Josef Victor von, Bergpsalmen. Dichtung. Bilder von Anton von Werner. 7. Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
— Briefe an Karl Schwanitz. (Nebst Briefen der Mutter Scheffels) (1845—1886.) Leipzig, Georg Merseburger.
— Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. Mit Buchschmuck von C. Liebich. 2. Aufl. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.
— Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustrationen v. Anton von Werner. 5. Aufl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
Schlaf, Johannes, Christus und Sophie. Wien Akademischer Verlag.
Schleiff, V., Nasreddin Hodscha, de türkische Uhlenspeigel. Türkische Snacken und Snurren. Magdeburg, R. Zacharias.
Stein der Weisen, Der, Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. 1906. Heft 19. 20. 21. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Steiner-Osten, Wilhelm, Hagar. Eine Dichtung in vier Akten nach der biblischen Legende. Dresden, E. Piersons Verlag.
Stern, Bernhard, Der Sultan und seine Politik. Erinnerungen und Beobachtungen eines Journalisten. Leipzig. B. Elischer Nachflgr.
Stieler, Karl, Gesammelte Gedichte in oberbayerischer Mundart. Mit einem Titelbild. Stuttgart. Adolf Bonz & Co.
Sutro, Emil, Das Doppelwesen der menschlichen Natur als Einführung in die Religion der Vernunft. Berlin, Berliner Druckerei und Verlagsgesellschaft m. b. H.
Suttner, Bertha von, Gesammelte Schriften. I. Band. Lieferung 1. Mit zwei Bildern. Dresden. E. Piersons Verlag.
Tagebuchblätter eines Weltpriesters. Dresden. E. Piersons Verlag.
Tamm, Traugott, Im Lande der Leidenschaft. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.
Theophilus, Gottmenschen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Thielemann, Elisabeth, Und immer die Schwiegermutter! Ein Mahnwort an alle. Leipzig-Lind., Kirchstrasse 19, Selbstverlag.
Traducteur, Le. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XIV. Jahrgang. No. 17. 1906. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur“.
Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. Volume III. 1906. No. 17. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator“.
Urban, Henry F., Aus dem Dollarlande. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.
Verein zur Unterstützung und Erhaltung der Tanzschule von Isadora Duncan. E. V. Berlin, Otto Lange.
Weber, Gustav Adolf, Fetisch-Hass. Roman. Berlin, York-Verlag.
Wehberg, Hans, Wie stellt sich Düsseldorf zu den Reformbestrebungen seines Schauspielhauses? Ein Beitrag zur modernen Decadence und der Geistesfreiheit der katholischen Kirche. Köln, M. Du Mont Schauberg.
Werckshagen, Carl, Sonntagsgedanken eines Alltagsmenschen. Plaudereien. Berlin, Franz Wunder.
Westkirch, Luise, Kains Entsühnung. Roman. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.
Wilbrandt, Adolf, Die Schwestern. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Wildes, Oskar, Ballade vom Zuchthause zu Reading. Übersetzt und aus dem Zusammenhange seines Lebens erklärt von O. A. Schröder. Mit einem Bildnis des Dichters. Leipzig, Max Hesses Verlag.
Wolff-Hamburg, Johanna, Susannens Rosengarten. Schauspiel in vier Akten. München, Georg D. W. Callwey.
Wolff, Franz, Lebenswege. Silhouetten vom Tage. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Wünsche, Aug., Die Bildersprache des Alten Testaments. Ein Beitrag zur ästhetischen Würdigung des poetischen Schrifttums im Alten Testament. Leipzig, Eduard Pfeiffer.
— Die Schönheit der Bibel. I. Band: Die Schönheit des Alten Testaments. Leipzig, Eduard Pfeiffer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 119. — Dezember 1906. — Heft 357.

Insertionspreis

für die 2gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 60 h österr. Währ. = 65 Centimes.

Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: **Gebhard Wagner** in Breslau.

